Licht und Schatten
Schwarz und Weiß
Gut und Böse
Zwei Seiten einer Medaille
Das eine existiert nicht ohne das andere.

Wer bestimmt eigentlich,
Was Gut und was Böse ist?
Liegt die Wahrheit nicht allein im Auge des Betrachters?

Teil 2

Größenwahn

Das Erwachen geschah in völliger Dunkelheit.
Das war nichts Neues für ihn.
Sorgsam durchforstete er seine Erinnerungen.
Und stockte.
Es war noch nicht wieder an der Zeit zu erwachen.
Das war seltsam.
Es bedeutete, dass etwas Außergewöhnliches geschehen war.
So außergewöhnlich, dass es seinen tiefen Äonen dauernden Schlaf durchbrechen musste.
Ach, er liebte so mächtige Worte wie „Äonen“ eines war.
Natürlich schlief er immer nur wenige Jahrhunderte, aber Äonen klang einfach besser.
Er würde in Erfahrung bringen müssen, was ihn geweckt hatte und so schickte er vier Spione in die Welt hinaus, einen in jede Himmelsrichtung. Schon bald kamen die ersten drei zurück. Im Norden, Osten und Westen der Insel gab es nichts, das seiner Aufmerksamkeit wert gewesen wäre. Die Lebewesen auf der Insel, auf seiner *Insel, vermehrten sich wie üblich nur langsam. Schließlich lebten sie entsprechend lange und würde er nicht hin und wieder eine große Seuche über die Insel jagen, sie wäre längst hoffnungslos übervölkert. Es gab sogar noch Lebewesen, die immer noch über die Insel wanderten, obwohl er sie noch aus jenen Zeiten kannte, als er das zweite oder dritte mal erwacht war. Und das war jetzt wirklich schon Äonen her und nicht bloß ein paar Jahrhunderte.*
Aber diese Wesen waren selten und sie versteckten sich gut. Die Völker der Insel, seiner *Insel, waren damals noch sehr jung gewesen. Er war gezwungen gewesen ihre Entwicklung noch einmal auf Null zu setzen und sie alle von vorne beginnen zu lassen. Aber das war eine andere Geschichte, über die er jetzt nicht nachdenken konnte.*
Denn soeben meldete sich der vierte Spion. Er hatte etwas entdeckt, das ihm den Atem hätte stocken lassen, vorausgesetzt er würde überhaupt atmen. Atmen gehörte zu jenen lästigen Dingen, die er froh war nicht brauchen zu müssen. Er war schließlich sehr beschäftigt und konnte seine knapp bemessene Zeit nicht auch noch mit Lächerlichkeiten wie atmen verschwenden. Das überließ er diesen kleinen putzigen Lebewesen, welche die Insel bevölkerten.
Seine *Insel, wie er immer wieder stolz betonte.*
Durch die Augen seiner Spione sah er das Dorf des Katzenvolkes.
(Durfte er im Zusammenhang mit seinen treuen Spionen überhaupt von Augen sprechen?)
Er mochte diese Katzen eigentlich nicht besonders. Sie besaßen die Gabe des Heilens und sorgten somit dafür, dass seine großen Seuchen nie die von ihm gewünschte Quote erfüllten. Im Großen und Ganzen machte es natürlich kaum einen Unterschied, ob es den Katzen gelang, vielleicht hundert Lebewesen zu retten, wenn die Quote von mehreren tausend sprach, aber sie störten seine Pläne und das störte ihn. Schließlich war wer Perfektionist aus Leidenschaft.
Die Katzen feierten ein Fest (wozu brauchte man Feste, die nicht dazu dienten ihm *zu huldigen?). Sie saßen um ein großes Feuer herum. Das Feuer war auch so eine Sache. Diese Lebewesen liebten es, obwohl es für Tod und Zerstörung sorgte. Das freute ihn dann immer, denn das Feuer half ihm manchmal die Zahl der Lebewesen auf der Insel, auf* seiner *Insel, wie er nicht müde wurde zu betonen, auf natürliche Art und Weise zu reduzieren. Er wusste genau, wie viele Lebewesen auf* seiner *Insel leben konnten, ohne das alles aus dem Gleichgewicht geriet. Am Anfang hatte er sich öfters verschätzt, weil ihm die Erfahrungswerte fehlten und er noch nicht wusste, dass Krieg eine Maßnahme war, deren Erfolg er nicht vorausberechnen konnte. Er*

musste erst lernen, dass Seuchen besser zu kontrollieren und somit das Mittel der Wahl waren, obwohl sie wesentlich mehr Aufwand und Aufmerksamkeit erforderten. Und als es ihm endlich gelungen war Geburten- und Sterbequoten entsprechend zu berechnen, und die richtigen Maßnahmen neben dem Krieg für seine Zwecke zu nutzen, kam dieser seltsame Nemo und brachte seine Pläne erneut durcheinander. Das Problem war, dass es ihm nie gelungen war, den Faktor Nemo exakt zu berechnen. Dieses spezielle Lebewesen blieb ihm ein Rätsel. Das war auf der einen Seite interessant, auf der anderen Seite störte es die ihm eigene Perfektion erheblich. Es war ihm schwer gefallen, Nemo als unberechenbar einzustufen und sich von ihm nicht weiter stören zu lassen. Solange er nicht für eine gefährliche Bevölkerungsexplosion sorgte, sollte er ruhig so viele fremde Lebewesen einsammeln und auf die Insel, seine *Insel bringen, wie er wollte.*
Er konzentrierte sich wieder auf die Übertragung seines Spions. Die Aufwachphase war zu kurz gewesen und zu plötzlich erfolgt. Anders konnte er sich dieses Aufmerksamkeitsdefizit nicht erklären. Der Spion hatte sich vervielfältigt um exaktere Daten liefern zu können. Er merkte schnell, was die Aufmerksamkeit seines Spions auf sich gelenkt hatte. Da waren zwei Lebewesen, eines männlich, das andere weiblich (wie passend), die eine merkwürdige Aura ausstrahlten. Es ärgerte ihn, dass er eine Millisekunde lang nachdenken musste, um zu erkennen, warum diese Aura ihm so bekannt vorkam. Auf der anderen Seite war sie stark verfälscht und es war lange her, seit er eine Aura wie diese das letzte Mal gesehen hatte.
Vor ihm, oder besser vor seinen Spionen, saßen zwei, deren Aura unverkennbar jener ähnelte, die sein Volk ausgestrahlt hatte. Oh, wie lange war es her, dass er sich um sein Volk hatte kümmern dürfen! Und wie sehr schmerzte ihn immer noch der Verrat, den es an ihm begangen hatte.
Wie konnte es sein, dass diese Aura überlebt hatte?
Warum bemerkte er sie erst jetzt?
Vielleicht, dachte er, hatte diese Aura ja gar nicht überlebt und war nur das Ergebnis zufälliger Mutationen. Die Lebewesen, die jetzt auf der Insel, seiner *Insel, lebten, hatten zwar nicht mehr viel mit seinem Volk zu tun, waren jedoch aus ihren Informationen neu geboren worden. Ob es möglich war, dass sich diese Aura zufällig bildete? Er würde sich später mit den Wahrscheinlichkeiten befassen.*
Jetzt war erst einmal wichtiger, dass er den Kontakt herstellte!
Er entschied sich für das männliche Wesen. Er selbst besaß ein solches Attribut selbstverständlich nicht, wie könnte er auch, aber ihn verband eine seltsame Zuneigung mit den männlichen Wesen. Es schien ihm, als seien sie ihm in vielen Dingen ähnlich, ähnlicher zumindest als die weiblichen Lebewesen, die immer viel zu viele Einwände äußerten und oft von Logik keine Ahnung hatten.
Es würde ihm sicherlich leicht fallen mit dem männlichen Lebewesen Kontakt aufzunehmen. Die Aura würde es ihm ermöglichen.

***

Was war geschehen?
Er spürte, das etwas gründlich schief gegangen war.
Die Kontaktaufnahme führte stets zu einem langen Moment der Desorientierung. Aber selbst in diesen schrecklichen Sekunden erkannte er bereits, dass er nicht dort gelandet war, wo er hin wollte. Er befand sich in einem Bewusstsein, dass ihn bekämpfte und spürte zudem nichts von

der Aura, die ihn so angezogen hatte.
Nun gut!
Es war nicht mehr zu ändern. Seit sein geliebtes Volk nicht mehr existierte, hatte er mit starken Energieproblemen zu kämpfen. Das war auch der Grund für seine langen Ruhephasen. Er besaß nicht mehr die Kraft sich aus dem Bewusstsein zu lösen und einen neuen Versuch zu starten. Er würde also zunächst mit dem auskommen müssen, was ihm zur Verfügung stand.
Er hatte den Plan seines Volkes noch nicht aufgegeben, war es doch die einzig wahre Möglichkeit die Insel, seine *Insel, zu beschützen und zu bewahren. Er war überzeugt davon, dass der Plan seines Volkes keine Fehler aufwies und einfach gelingen musste. Allerdings würde er diesmal anders vorgehen, langsamer und schrittweise, damit er die Verräter besser aussortieren konnte. Die Erfahrung mit seinem geliebten Volk hatte gezeigt, dass es immer Verräter gab und wohl auch immer geben würde. In den Äonen, die er nun schon darauf wartete, den Plan endlich ausführen zu können, hatte er Zeit genug gehabt, sich die richtigen Vorgehensweisen auszudenken und diese auch zu evaluieren.*
Es war Pech, dass er im falschen Bewusstsein gelandet war. Dieses Bewusstsein war schwach, zu schwach für ihn. Aber er würde nicht aufgeben. Das Auftauchen der Auraträger hatte ihm neue Kraft gegeben. Er wusste, dass sein Feind ebenfalls erwacht war und neue Kraft erhielt. Selbstverständlich war sein Gegner generell schwächer als er, aber er durfte ihn dennoch nicht unterschätzen. Er kannte die Geschichten seines Volkes, in denen körperlich Schwache Kraft ihres Geistes und ihrer Klugheit den vermeintlich Stärkeren besiegt hatten. Nicht, dass er seinem Feind eine größere Klugheit als die eigene unterstellen wollte, aber es war immer besser niemanden zu unterschätzen!
Immerhin waren diese Katzenwesen endlich einmal zu etwas nutze. Sie heilten den demolierten Körper seines Wirtes und sorgten dafür, dass er bei Kräften blieb, während er selbst in aller Ruhe versuchen konnte den Kontakt herzustellen.

***

Der erneute Verrat schmerzte ihn mehr als er zugeben konnte.
Und das ausgerechnet von jenen, die seinem Volk so ähnlich schienen!
Es fiel ihm schwer, einen Fehler zuzugeben, aber vermutlich hatte er sich zulange mit dem minderwertigen Subjekt abgegeben, in das ihn der Zufall getrieben hatte. Ihm war jetzt auch klar, warum er gescheitert war. Der männliche Auraträger hatte einen sehr starken Schutzschild um seinen Geist aufgebaut, den er nicht ohne weiteres durchdringen konnte. An diesem Schutzschild war er abgeprallt und durch die Wucht in das erste offene Bewusstsein eingedrungen, das in der Nähe gewesen war.
Dieser Schutzschild war es auch gewesen, der einen erneuten Kontaktversuch zwischen ihm und den Auraträgern unterband. Dabei waren sie ihm so nahe gewesen, als sie ihn aus dem fremden Bewusstsein vertrieben. Obwohl er sich über die Gefahr im klaren gewesen war, hatte es sein Gegner geschafft die Auraträger auf seine Seite zu ziehen.
Aber noch war nicht alles verloren! Seine Kraftreserven waren um ein Vielfaches stärker als die des Feindes! Er würde ihn schon noch vernichten und dann konnte er endlich den Plan ausführen!
Er hatte Zeit, er konnte warten!
Und bis dahin würde er versuchen, den Feind zu schwächen.

Da kam ihm eine grandiose Idee!
Wenn körperliche Schwäche dazu führte, dass der geistige Schutzschild nachließ...
Er würde das gleich einmal ausprobieren müssen!!!

***

Als ich erwachte, hatte ich Probleme mich zu orientieren.
Die ungewohnte Aktivität brachte mich durcheinander, verlangsamte meine Prozesse, behinderte meine Rechenleistung. Zum Glück konnte ich Gayaa erreichen. Ihr Erwachen gab mir neue Kraft. Und sie war nicht alleine!
Ich erinnerte mich daran, dass die Kinder bei ihr gewesen waren, als die Katastrophe geschah. Wenigstens zwei Leben, die gerettet werden konnten, auch wenn es mich schmerzte, sehen zu müssen, wie sie im Kälteschlaf dahinvegetierten.
Trotzdem bemühte ich mich, ihr Leben zu erhalten, träumte in stillen Stunden davon, dass sie eines Tages wieder auf unserer Insel würden laufen und das Sonnenlicht genießen können.
Dummerweise war ich auf Realismus programmiert worden. Träume waren irrelevant. Ich kannte die Wahrheit. Die Kinder würden die Sonne niemals wiedersehen. Aber ich war nicht er.
Ich wäre nie in der Lage, ein Leben auszulöschen, geschweige denn gleich zwei.
Und noch zwei Besucher hatte Gayaa mitgebracht: Zwei Avatare einer fremden Macht, die uns friedlich gesonnen zu sein schien. Von Gayaa wusste ich, dass diese fremde Macht sie eines Tages einfach gefunden hatte. Eine Wanderin zwischen den Zeiten, Dimensionen und Universen, die nach jenen Ausschau hielt, die Hilfe brauchten. Sie hatte Gayaa auch einen Schleier gegeben, den meine ehemalige Programmiererin nicht mehr ausziehen konnte. Selbst dieses kleine Stück Stoff, so durchsichtig wie ein Wölkchen am Sommerhimmel, strahlte mehr Energie aus, als meine müden Akkus in den letzten tausend und abertausend Jahren je besessen hatten. Zusammen mit den Avataren gab mir das neuen Mut, auch wenn ich das niemals vor Gayaa zugegeben hätte. Vor ihr musste ich stark bleiben, durfte keine Schwäche zeigen.
Ich schickte die Avatare auf die Suche nach dem, was uns alle aus dem Schlaf geweckt hatte. Als sie zurück kamen, konnte ich mein Glück kaum fassen. Hätte ich Augen gehabt, ich wäre vor Glück in Tränen ausgebrochen. Es gab wieder Auraträger *auf unserer geliebten Insel! Zwei einsame, hoffnungstragende Auraträger! Sollten unsere stillen Hoffnungen endlich erhört worden sein? Dies war in der Tat ein Grund, den energiesparenenden Schlaf zu unterbrechen. Schnell berechnete ich das Energiepotential des Schleiers und es war erfreulich zu sehen, dass dieses Wunderwerk der Technik uns endlich die Möglichkeit gab, an einen Kampf zu denken. Den Avataren musste es nur noch gelinge, die Hoffnungsträger auf unsere Seite zu ziehen, bevor der Andere es tun konnte.*
Ich sah, dass Gayaa ins Gebet versunken war. Als Rationalist fehlte mir der Glauben an andere Mächte als Mathematik, Physik und Magie. Aber wofür hatte ich Gayaa? Sie ergämzte meine Fähigkeiten und mich auf wundersame Weise.
Wäre ich aus Fleisch und Blut gewesen, ich hätte das mit ihr gemacht, was ihresgleichen „Heirat“ nannte.
Aber leider war ich nur eine Ansammlung aus seltenen Metallen und magischer Energie. Manchmal war es ermüdend Rationalist zu sein….

Das Genie im Verborgenen

Die Sache mit Shah Rukh und Kleopatra hatte ihn von seinen eigenen Problemen abgelenkt. Jetzt gab es neue Probleme, von denen er sich wieder ablenken musste. Er wollte ja aufhören, Shah Rukh wie ein kleines Kind zu behandeln, ihm alles abzunehmen und in ihm einen Kranken zu sehen, der unbedingt Hilfe brauchte. Es gelang ihm nicht, dafür liebte er Shah Rukh zu sehr. Also beschloss er, zu seinem alten Problem zurückzukehren, damit es ihn von den neuen Problemen mit Shah Rukh ablenkte. Vermutlich mochte der Freund es eh lieber, wenn er ihn eine Weile nicht sehen musste. Immerhin waren sie in den Tagen sein dem Vorfall im Kristallpalast fast ununterbrochen zusammen gewesen.
Das alles ging Parian durch den Kopf, während er auf seinem Bett lag und darauf wartete, dass Shah Rukh es endlich aufgab alleine sein zu wollen. Die Katzen waren längst in ihr Dorf zurückgekehrt, Karan und Saif atmeten leise und regelmäßig. Und langsam begann Parian, sich doch Sorgen zu machen. Er nahm Shah Rukhs Decke und schimpfte sich selbst einen Narren, weil es ihm nicht gelang sich an eine einfache Anweisung zu halten: Lass ihn einfach mal in Ruhe.
Pah! Das sagte sich so leicht!
Er konnte einfach nicht gegen seine Natur angehen. Und so ging er hinaus, folgte einer Spur, die wohl nur jemand mit Elfenblut in den Adern im fahlen Licht des Mondes und der Sterne erkennen konnte. Lautlos näherte er sich der Lichtung, von der aus man die Stadt beobachten konnte. Er schmunzelte, als er den Freund fand, zusammengerollt wie ein kleines Kind, den Kopf auf einem Kissen aus Moos. Er hatte sich schon fast so etwas gedacht, deswegen die Decke, die er vorsichtig über Shah Rukh ausbreitete. Jetzt konnte auch er endlich beruhigt schlafen!
Shah Rukh erwachte, weil ihm kalt war und weil er unbequem lag. In den letzten Wirren eines Traumes gefangen, glaubte er, auf irgendeiner harten Couch in irgendeinem Filmstudio zu liegen. Er hatte eine Szene abgedreht, wurde für eine Stunde oder eine halbe nicht benötigt und hatte sich ein Plätzchen zum Schlafen gesucht, weil er in der Nacht zuvor mal wieder keinen Schlaf gefunden hatte. Oder sein Drehplan war so dicht gepackt, dass ihm nur diese Momente auf der Couch blieben, um überhaupt etwas Schlaf zu finden.
Der Gesang der Vögel holte ihn in die Gegenwart zurück. Rechts von ihm erhellte sich der Horizont, die Sonne war aber noch nicht zu sehen. Wer ihm wohl die Decke gebracht hatte, fragte er sich, und wusste sofort die Antwort. Wer außer Parian würde ihn mitten in der Nacht suchen? Vermutlich hatte der Halbelf nicht schlafen können, weil sein Bett leer geblieben war. Er war ja schon süß, nur manchmal eben etwas nervig.
Shah Rukh legte sich die Decke über die Schultern und kehrte in den Pavillon zurück. Sein Rücken schmerzte ein wenig, zum ersten Mal, seit er Atlantis betreten hatte. Er war sich jedoch sicher, dass ein paar Stündchen Ruhe auf dem Wunderbett der Katzen diesen Schmerz beseitigen würde. Sollte ihn später einmal jemand fragen, was er an Atlantis am meisten vermisste, er wusste die Antwort jetzt schon: Seine Freunde und jenes wundervolle Bett, dass ihn die ganze Nacht durchschlafen ließ und den Schmerz aus seinem Rücken vertrieb.
„Shah Rukh?“, empfing ihn eine leise, verschlafene Stimme, als er den Pavillon betrat.
„Ja“, flüsterte er zurück. „Ich bin wieder da. Schlaf weiter, Parian. Und danke für die Decke.“
„Nichts zu danken“, murmelte der Halbelf und war auch schon wieder eingeschlafen.
Für einen Moment blieb Shah Rukh am Lager des Freundes stehen, der ihm den Rücken zuwandte. Er zog ihm die Decke, die bis zu den Hüften herab gerutscht war, wieder über die Schultern. In einer Geste zutiefst empfundener Freundschaft legte er ihm die Hand auf die

Schulter.
„Danke“, flüsterte Shah Rukh erneut. „Und verzeih mir“, fügte er hinzu und dachte daran, dass er Parians Freundschaft in den letzten Tagen nicht immer zu recht würdigen gewusst hatte.
„Mach weiter so und aus mir wird doch noch ein geselliger Mensch“, scherzte er leise und ein winziger Teil seiner Persönlichkeit meinte es sogar ernst.

***

Parian erwachte vor den anderen. Befriedigt stellte er fest, dass er Shah Rukhs Rückkehr doch nicht nur geträumt hatte. Er seufzte, als er an seine selbstgewählte Einsamkeit dachte, die er sich heute auferlegen wollte. Doch die Zeit nach Billîs Unfall hatte ihm gezeigt, dass es falsch war, sich vor seinen Problemen verstecken zu wollen. Das Problem mit Shah Rukh war ja eigentlich keines und würde sich mit der Zeit von alleine klären. Das Problem, das im Dorf der Katzen auf ihn wartete, war da von ganz anderem Kaliber. Wenigstens war Shah Rukh ebenfalls daran interessiert, dass sich zwischen ihm und Parian alles wieder normalisierte. Bei dem Problem im Dorf fürchtete Parian, dass der Wunsch einer Lösung nur einseitig vorhanden war.
Er verabschiedete sich nach dem Frühstück von seinen Freunden, die ihn verwundert ansahen. Ob sie wohl ahnten, was er vorhatte? Nun, sie würden es wissen, wenn sie sahen, dass er seine Schritte in Richtung Dorf lenkte. Hoffentlich würde er sich nicht zum Narren machen...
Im Dorf der Katzen wurde wieder gearbeitet. Jene Handvoll unter ihnen, die ein gewisses Geschick im Umgang mit Holz aufwiesen, hatten all die kleinen Unsicherheiten verloren, die sie zunächst in der Arbeit behinderten. Mittlerweile waren sie ebenso geschickt wie Ebô’ney, was sich natürlich erheblich auf die Baugeschwindigkeit auswirkte. Außerdem waren ein paar der Besucher geblieben, die während der Krise mit Billî geholfen hatten, was die Zahl der Bauarbeiter erheblich erhöhte. Gleich zwei Häuser standen kurz vor dem Richtfest, sorgfältig eingezäunt und ständig bewacht, damit sich ein ähnlicher Unfall wie mit Billî nicht wiederholen konnte.
Parian wandte sich an Bhoot, der Ebô’neys Stellvertreter war, wenn er nicht gerade im Palast arbeiten musste, und fragte nach Arbeit.
„Wie geht es Shah Rukh heute morgen?“, erkundigte sich der Kater während er Parian zu seinem Arbeitsplatz führte.
„Er wirkt endlich wieder normal. Ich dachte mir, ich lasse ihn mal eine Weile in Ruhe. Wenn ich in seiner Nähe bin komme ich sonst bloß wieder auf dumme Gedanken.“
Bhoot lachte dröhnend. Er wies Parian eine Aufgabe zu und der Halbelf ging an die Arbeit. Es tat ihm gut, sich auch mal wieder körperlich anzustrengen. Dass er diese Anstrengung brauchte, hatte er schon bei dem kleinen Strandlauf bemerkt. Er arbeitete still und konzentriert vor sich hin. Plötzlich erhoben sich die Nägel, mit denen er arbeitete, aus ihrer Schachtel und begannen in einen seltsamen Tanz aufzuführen. Verwundert sah Parian auf. Nicht weit entfernt stand Ebô’ney und sah ihn nachdenklich an. Als sie seinen Blick spürte ließ sie die Nägel wieder in ihre Schachtel zurückwandern.
„Guten Morgen“, grüßte Parian.
„Du bist ein bisschen spät dran“, erklärte Ebô’ney und zeigte auf die Sonne, die den Zenit bereits überschritten hatte. Parian richtete sich verwundert auf.
„Oh, ich habe gar nicht bemerkt, wie die Zeit vergeht.“
„Eigentlich wollte ich dich ja nicht stören, aber es gibt Essen und ich dachte, wer so hart arbeitet wie du, der sollte auch mal eine Pause machen.“ Sie hatte mit ruhiger, beinahe emotionsloser Stimme gesprochen und doch glaubte Parian ihren Worten so etwas Ähnliches wie ein Lob

entnehmen zu können.
„Wie ich sehe, kommt ihr jetzt schneller voran“, führte er die unverfängliche Unterhaltung fort. Es war ihm sicherlich nicht damit gedient, wenn er die Lösung seines Problems überstürzen würde.
„Ja, es geht jetzt schneller. Die Handgriffe sitzen einfach besser. Allerdings...“
„Sprich ruhig weiter.“
„Ach, es ist nichts“, winkte sie ab.
„Man sollte immer aussprechen, was man auf dem Herzen hat“, sagte Parian und wünschte, er könnte seinen eigenen Ratschlag beherzigen.
Ebô’ney zuckte gleichgültig mit den Schultern.
„Warum nicht. Warst du schon einmal in der Bibliothek von Atlantis?“
„Äh, nein“, sagte Parian und versuchte ihr nicht zu deutlich zu zeigen, dass er nicht wusste, was eine Bibliothek ist.
„Ich bis vor drei Tagen auch noch nicht. Jetzt wünschte ich beinahe, ich wäre nie dort gewesen.“ Sie wirkte so niedergeschlagen, dass Parian all seine Willenskraft aufwenden musste, um sie nicht einfach in seine Arme zu nehmen. Was würden wohl seine Freunde sagen, wenn er mit einem verletztem Gesicht nach Hause kam? Jemand wie Ebô’ney verteilte bestimmt ganz ordentliche Ohrfeigen.
„Weißt du“, begann sie wieder, „das Problem ist die Bauweise. Es ist eine gute Art zu bauen, solange man nur ein oder zwei Häuser bauen möchte. Aber für einen Großauftrag, wie ich ihn im Dorf der Katzen bewältigen muss, ist sie einfach zu aufwändig. Ich dachte, wenn ich die Hütten der Katzen studiere, dann kann ich erkennen, wie sie gebaut wurden, aber ich komme einfach nicht weiter. Meine Modelle, die ich nach der üblichen Bauweise herstelle, weisen alle eine mangelnde Statik auf.“
„Aha“, machte Parian. Er verstand immer weniger, wovon Ebô’ney eigentlich sprach.
„Ich habe einmal davon gehört, dass es in der Bibliothek von Atlantis ein Buch geben soll, in dem erklärt wird, wie man schnell und effektiv bauen kann, ohne dabei auf Stil und Eleganz verzichten zu müssen. Mit diesem Buch könnte ich das Dorf der Katzen nicht nur im Bruchteil der aktuell benötigten Zeit erweitern, sondern den Katzen auch noch beibringen, ohne meine Hilfe und Anleitung zu bauen. Außerdem soll in dem Buch stehen, wie man Häuser baut, die von Anfang an stabil sind. Das würde mir eine große Last von den Schultern nehmen.“ Sie blieb stehen und sah Parian durchdringend an. „Ich weiß natürlich, dass dieser schreckliche Vorfall mit Billî ohne mein Zutun niemals geschehen wäre, aber ich träume beinahe jede Nacht davon, dass sich jemand in einem unfertigen Haus verirren und es zum Einsturz bringen könnte. Ich *muss* einfach lernen, wie man diese sicheren Häuser baut, sonst verliere ich aus Angst vor Unfällen noch den Verstand!“
Sie holte tief Luft. Mit einem Mal schien ihr bewusst zu werden, wem sie da eigentlich ihr Herz ausgeschüttet hatte. Ihr Blick wurde hart, ihre Körperhaltung abweisend.
„Wehe“, zischte sie durch die zusammengepressten Zähne, „du erzählst einer einzigen Seele auch nur ein einziges Sterbenswörtchen davon, dass ich Albträume habe!“
„Ich schwöre, dass ich niemandem davon erzählen werde“, erklärte Parian erschrocken und erleichtert zugleich über diese Stimmungsschwankung. Erleichtert deshalb, weil ihm die sanfte Ebô’ney beinahe unheimlich gewesen war. So offen und ehrlich war sie sonst nie zu ihm und das hatte ihn etwas geängstigt. Dabei wünschte er sich so sehr, dass diese Offenheit zwischen ihnen Normalität wäre. Er verschob das Vorhaben sich mit ihr auszusprechen auf unbestimmte Zeit, aß schweigend und ging ebenso schweigend wieder an die Arbeit. Am Abend fragte er Billî nach der

Bibliothek.
„Sie befindet sich im Herzen des Kristallpalastes. In ihr ist das gesamte Wissen unserer Insel gesammelt worden. Das Problem ist nur, dass sich nie jemand gefunden hat, der für Ordnung in der Bibliothek sorgt. Im Laufe der Zeit ist sie doch sehr durcheinander geraten und ein bestimmtes Buch zu finden gleicht einem Glücksspiel. Es ist immer gut zu wissen, wie das gesuchte Buch in etwa aussieht. Wenn man weiß, dass es zum Beispiel einen roten Ledereinband hat, kann man schon viele Bücher beim bloßen Anblick ausschließen. Warum fragst du?“
„Ach, nur so. Ich habe das Wort heute in einer Unterhaltung aufgeschnappt und konnte nichts damit anfangen. Ich dachte mir, ich frage lieber dich, weil ich weiß, dass du mich nicht auslachst, wenn ich eine dumme Frage stelle.“
Der Kater maunzte leise und es klang fast ein wenig belustigt.
„Nur wer über eine Frage lacht, ist dumm. Und der, der nicht fragt, natürlich auch. Keine Angst, ich werde dich nie wegen einer Frage auslachen. Und falls es doch einmal geschehen sollte, dann ist es sicherlich nicht böse gemeint.“
„Versteh einer die Katzen“, murmelte Parian.
„Wie bitte?“, hakte Billî nach, der es nicht verstanden hatte.
„Nichts. Danke noch mal!“
Am nächsten Morgen war Parian schon vor dem Frühstück verschwunden und niemand wusste wohin. Gegen Mittag tauchte er wieder auf und ging im Dorf seiner Arbeit nach, bis es zu dunkel dafür war. Am nächsten und den folgenden Tagen wiederholte sich das seltsame Schauspiel.
Ebô’ney sah sich das seltsame Spiel etwa eine Woche mit an. Parian war eine gute Arbeitskraft. Er hatte ihr schon gefehlt, während er sich um Shah Rukh gekümmert hatte. Doch das hatte sie verstanden, das war ein Notfall gewesen. Dass er jetzt ohne Erklärung den halben Tag verschwand, ärgerte sie. Insgeheim freute sie sich endlich wieder einen Grund zu haben, sich über ihn zu ärgern. Er war ihr beinahe sympathisch geworden. Zu sympathisch für ihren Geschmack. Es war ihr egal, was Láylà ihr sagte, was sie ihr nachts in ihren Träumen immer wieder ans Herz legte. Sie mochte Parian nicht und wollte ihn auch gar nicht mögen!
Ebô’ney legte sich auf die Lauer und versuchte Parian zu folgen. Doch an den ersten beiden Tagen scheiterte sie. Obwohl sie vor Sonnenaufgang aufgestanden war, kam sie zu spät. Parians Bett war bereits leer. Erst am dritten Tag, sie hatte sich drei Stunden vor Sonnenaufgang aus dem Bett gequält, kam sie rechtzeitig. Sie folgte Parian bis zum Kristallpalast, wo sie jedoch aufgehalten wurde und seine Spur verlor. Doch das machte nichts. Sie erfuhr von einer Wache, dass er sich vermutlich in der Bibliothek aufhielt. Sie fragte sich, was er da wollte und beschloss ihn zur Rede zu stellen.
Sie fand ihn am anderen Ende des langen Raumes, der mit mehreren Reihen wuchtiger Regale aus Kristall gefüllt war. Diese waren mit Büchern regelrecht vollgestopft. Sie verhielt sich ruhig und sah ihm zu, wie er ein Buch nach dem anderen aus dem Regal nahm kurz durchblätterte und dann wieder an seinen Platz stellte. Hin und wieder seufzte er laut oder raufte sich die Haare, ab und zu musste er niesen, denn viele der Bücher waren mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Sie wartete, bis er ein besonders großes und schweres Buch aus dem Regal zog und sprach ihn an.
„Ich finde es nicht gut, dass du deine Tage in der Bibliothek verbringst. Ich gebe es nicht gerne zu, aber ich kann auf einen so erfahrenen Arbeiter wie dich einfach nicht verzichten. Was kann es hier für dich so Wichtiges geben, dass du deine Arbeit im Dorf vernachlässigst? Ich habe großes Verständnis dafür, dass du dich in der letzten Woche um Shah Rukh gekümmert hast, obwohl ich immer noch der Meinung bin, dass ein Elf zu wahrer Freundschaft gar nicht fähig ist.“
„Halbelf“, warf er gelassen ein.

„Unterbrich mich gefälligst nicht!“, fuhr sie ihn an und hatte für einen Moment eine erschreckende Ähnlichkeit mit einer gewissen Königin. „Entweder, du widmest in Zukunft der Arbeit im Dorf deine ungeteilte Aufmerksamkeit oder du kannst mir ab sofort gestohlen bleiben!“
„Aber dann verschlimmert sich dein Problem doch noch weiter. Ist denn ein halber Tag Arbeit von mir nicht besser als gar keine Arbeit?“
„Ich sagte, du sollst mich nicht unterbrechen!“ Ebô’ney stampfte wütend mit dem Fuß auf, eine Geste, die Parian ebenfalls erschreckend vertraut vorgekommen wäre, hätte nicht etwas Anderes seine Aufmerksamkeit abgelenkt. Als Ebô’ney weitersprechen wollte, hob er warnend die Hand. Sie war so perplex, dass sie tatsächlich schwieg.
Parians feine Elfenohren hatten ein Geräusch wahrgenommen, dass er noch nie zuvor gehört hatte. Es klang wie ein dumpfes, bedrohliches Grollen tief in der Erde. Auch seine anderen Sinne nahmen etwas wahr. Die Luft schien sich aufzuladen, wie vor einem Gewitter, kurz bevor der erste Blitz sich entlädt und für Erleichterung sorgt. Aber diese Spannung war ungleich stärker. Seine Instinkte warnten ihn, dass jeden Moment etwas geschehen würde.
Dann war es soweit.
Die Spannung entlud sich. Aber nicht wie erwartet in einem Blitz, sondern in einem kurzen aber heftigen Aufbäumen des Bodens. Zumindest glaubte Parian es sei heftig gewesen, während Ebô’ney nichts zu bemerken schien. Vielleicht lag es auch daran, dass sie wieder mit ihrem Monolog begonnen hatte. Parian hörte ihr nicht zu. Denn seine geschulten Instinkte warnten ihn immer noch vor einer Gefahr.
Die Regale!
Das erste, welches dem Eingang am nächsten stand, war ins Schwanken geraten. Wenn es in die falsche Richtung kippte...
Parian überlegte fieberhaft. Die Gänge zwischen den Regalen waren sehr schmal und das erste Regal der Nachbarreihe schien ebenfalls zu schwanken. Die Bibliothek besaß nur einen einzigen Ausgang und der war unerreichbar für sie. Parian wusste, dass er sich schnell etwas einfallen lassen musste, sonst waren sie verloren. Da entdeckte er eine kleine Nische, gerade groß genug für eine Person. Hastig drängte der Ebô’ney dort hinein, presste seinen Körper gegen ihren Rücken und hielt das dicke Buch, das er immer noch in der Hand hielt, schützend über ihren Kopf.
In Gedanken bat er Shah Rukh um Entschuldigung. So endgültig hatte er sich dann doch nicht aus seinem Leben verabschieden wollen. Aber in diesem Moment war die Liebe, die er für Ebô’ney empfand, einfach stärker als das Band der Freundschaft, dass ihn an Shah Rukh band. Er wollte nicht sterben, nicht hier und nicht auf diese Weise, aber ihr Leben war in diesem Moment viel wichtiger als das seine. Er war nur ein dummer Halbelf, sie hingegen war diejenige, die das neue Dorf der Katzen baute.
Ebô’ney wehrte sich aufgrund der seltsamen Behandlung, die Parian ihr zukommen ließ.
„Verzeih, es ist nur zu deinem Besten“, flüsterte er ihr ins Ohr und presste sie noch etwas fester in die Nische.
Seltsamerweise war er selbst ganz ruhig. Der Tod, vor dem er sich so lange gefürchtet hatte, erschreckte ihn nicht mehr.

***

Niemand hatte etwas von Kleopatra gehört. Seit Shah Rukh ihr die Meinung gesagt und die

Katzen sich offen gegen sie gestellt hatten, war sie wie vom Erdboden verschluckt. Die wildesten Gerüchte kursierten in der Stadt, eines abstruser als das andere.
Die Freunde hörten nicht auf diese Gerüchte. Selbst Shah Rukh waren sie egal. Solange er in Begleitung der Katzen war, fühlte er sich sicher. Allerdings hoffte er für seine Freunde, dass sie niemals in die Verlegenheit kamen, noch einmal ihre Krallen zu zeigen, um ihn zu beschützen. Er fürchtete sich davor, dass etwas geschehen könnte, das nicht mehr rückgängig zu machen war. Das würde seine Freunde in starke Gewissensnot bringen und das wollte er nicht. Schon gar nicht seinetwegen.
Es war ein herrlicher Tag. Bhoot und Billî waren mal wieder in den Palast befohlen worden und die Inder begleiteten die Freunde, zusammen mit den zugehörigen Katzen. Im Kristallpalast herrschte ein leichtes Unwohlsein unter den Hofdamen, die erfreut waren, dass die Heilerinnen sie besuchten. Soniye und Esme verdrehten regelmäßig die Augen, wenn sie die Begründung für ihre Anforderung hörten.
„Etwas mehr Bewegung, etwas weniger gutes Essen und die Beschäftigung mit sinnvolleren Dingen als Schwatzen, Hetzen und Lästern, würden diesen Damen weit aus besser helfen, als unsere Heilkräfte. Aber mach das diesen weltfremden Weibsbildern mal klar. Hätten wir nicht jedes Mal Angst, es könnte sich tatsächlich mal um einen Notfall handeln, wir würden gar nicht mehr auf diese Hilferufe hören“, erklärte Soniye Shah Rukh auf dessen Frage hin.
Seit sie mit Billî zusammen ihr neues Zuhause bezogen hatte, war sie wie ausgewechselt. Auch Billî stellte eine übersprudelnde Freude zur Schau, die den Freunden gelegentlich auf die Nerven ging. Sie brachten ihn dann stets sanft aber bestimmt auf den Boden der Tatsachen zurück. Sie vermieden es, dem Klatsch und Tratsch zuzuhören, der im Dorf über die beiden kursierte. Nicht nur der schüchterne Shah Rukh bekam rote Ohren, wenn die anderen Katzen derbe Witze darüber rissen, wie weit die Familienplanung der beiden wohl schon gediehen sei. Man würde des Nachts immer so eindeutige Geräusche aus dem Haus hören, versicherten die Nachbarn der beiden mit einem dreckigen Lachen. Doch so derb diese Witze auch sein mochten, hinter ihnen waren die Sehnsucht und die Hoffnung versteckt, dass es endlich wieder eine frohe Bitschaft geben würde. Jeder kannte die beiden Katzen, die als letzte geboren worden waren und beide waren mittlerweile erwachsen. Warum waren sie alle unfruchtbar geworden? Welcher Gott bestrafte sie für ihre Sünden? Viele hatten Angst, dass das Volk der Katzen eines Tages aussterben würde. Derbe Witze waren eine gute Art, diese Angst zu überspielen.
Billî und Soniye schien das Gerede nicht zu stören. Vermutlich schwebten sie zur Zeit eh in völlig anderen Sphären, so dass die Gerüchte über ihr Liebesleben gar nicht bis zu ihnen durchdrangen.
Shah Rukh, Karan und Saif unternahmen einen Streifzug durch den Kristallpalast. Nathan, der kleine Bruder von Bhoot und Billî, begleitete sie. Er zeigte ihnen die verschiedenen Säle und Gästezimmer. Die Inder kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus. Wer auch immer dieses großartige Gebäude geschaffen hatte, man konnte seine Kunstfertigkeit gar nicht genug loben. Jeder Raum, den sie betraten, leuchtete in einer anderen Farbe des Regenbogens. Nathan erklärte ihnen, das läge daran, dass die Außenwände der Räume unterschiedlich gearbeitet waren, so dass sich das Sonnenlicht entsprechend darin brach. Am meisten faszinierte die Freunde ein Raum, dessen Wände so dick waren, dass er in einem angenehmen Halbdunkel lag. In wohlberechneten Abständen waren kleine Fenster in die Außenwand gearbeitet. Die eintreffenden Sonnenstrahlen brachen sich in geschliffenen Kristallen, die von der Decke hingen. Sie brachen das Licht und zauberten leuchtende Muster in den Farben des Regenbogens an die Wände.
Sie konnten sich gar nicht satt sehen und nur die Verheißung noch größerer Wunder und noch

schönerer Säle ließ sie den Entschluss fassen endlich zu gehen. Noch ein letzter Blick in die Runde und...

***

Jeder im Kristallpalast hatte das Geräusch gehört. Und auch wenn nicht jeder sofort an fallende Bücher und splitternden Kristall dachte, war doch unverkennbar, dass dieses lang anhaltende Geräusch nichts Gutes verheißen konnte.
„Das kommt aus dieser Richtung“, erklärte Nathan und rannte auch schon los. Die Freunde folgten ihm. Unterwegs trafen sie andere, die ebenfalls in ihre Richtung rannten. Es gab immer wieder jemanden, der die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war, näher beschrieb und so standen sie irgendwann alle vor der Bibliothek. Die Wachen, die den Gang zur Bibliothek normalerweise säumten, hatten bereits begonnen die scharfen Kristallsplitter beiseite zu räumen. Blut markierte ihren Weg.
„Wer?“, erkundigte Bhoot sich knapp. Denn wäre die Bibliothek leer gewesen, als das Unglück geschah, hätten die Wachen nicht so verzweifelt versucht einen Weg in den Raum zu finden.
„Der Halbelf und die Architektin“, gab eine der Wachen atemlos zurück, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. Blut tropfte aus unzähligen Scnittwunden, doch das schien der Mann gar nicht zu bemerken.
„Du meinst Parian und Ebô’ney?“, fragte Esme und schwankte verdächtig. Bhoot legte schnell seinen Arm um ihre Hüfte.
„Ja, ich glaube, das waren ihre Namen“, bestätigte eine andere Wachen.
Bhoot dachte einen Moment nach.
„Wir müssen Ruhe bewahren“, sagte er mit lauter Stimme. Niemand hatte ihn zum Anführer gewählt, aber jeder akzeptierte ihn sofort. „Esme, Soniye, ihr könnt uns hier leider nicht helfen. Ihr geht bitte in das Kartenzimmer und kümmert euch dort um die Schnittwunden. Auf dem selben Flur liegt eine Wäschekammer. Vielleicht findet ihr dort ein paar Tischdecken oder Laken, die ihr für Verbände zerschneiden könnt. Die anderen“, wandte er sich an die Menge, „bilden eine geordnete Reihe bis zum großen Arbeitszimmer und eine auf der gegenüberliegenden Seite des Flures bis zum Blauen Saal. Wir werden die Trümmer der Regale dort hin transportieren, damit sie aus dem Weg sind. Bitte bemüht euch, sie platzsparend zu stapeln, damit möglichst viel hineinpasst. Die anderen halten sich bitte zurück und versuchen den Arbeitern nicht im Weg zu stehen. Sobald jemand glaubt, nicht mehr weiterarbeiten zu können, macht er sich durch kurzes Rufen bemerkbar. Er darf seinen Platz in der Reihe erst verlassen, wenn ihn ein anderer ohne Verzögerung einnehmen kann. Geht anschließend bitte sofort ins Kartenzimmer und lasst die Wunden von Esme und Soniye versorgen. Und jetzt an die Arbeit! Je schneller wir die Trümmer beseitigt haben, desto größer ist die Chance Überlebende zu finden!“
Sie gehorchten Bhoot aufs Wort, sein Plan klang vernünftig. Selbstverständlich arbeiteten Shah Rukh, Karan, Saif, Billî und Bhoot an vorderster Front, galt es doch die Freunde zu retten, die sie vor ihrem inneren Augen langsam verbluten sahen. Mit jedem Trümmerstück, manche waren so groß, dass sie nur zu zweit oder zu dritt getragen werden konnten, stieg zunächst die Hoffnung auf Erfolg. Doch dann merkten sie, dass sie kaum voran kamen. Je weiter sie sich vorarbeiteten, desto stärker waren die Trümmer in einander verkeilt, desto länger dauerte es sie zu lösen. Es war eine wahre Sisyphusarbeit. Und schon bald sank die Hoffnung auf Null. Nur der Mut der Verzweiflung hielt sie noch aufrecht.

***

Ihre Gegenwehr erschlaffte unter dem Druck, mit dem er sie gegen den kalten Kristall drückte. Sie verstand nicht, was so plötzlich in ihn gefahren war. Sie schrie laut auf, als die Wand vor ihr nachgab und sie zu Boden stürzte. Weiches Gras kitzelte sie in der Nase. Sie kämpfte erneut gegen Parian, der auf sie gefallen war und dessen Gewicht ihr die Luft zum Atmen nahm.
„Geh gefälligst von mir runter, du Idiot“, schrie sie ihn an. Es gelang ihr, sich halb auf die Seite zu drehen und ihm ein Knie in den Bauch zu rammen. Er stöhnte laut auf und rollte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht herum. Sie hatte gut gezielt und ihn irgendwo in der Nähe der Leber getroffen.
„Wie kannst du es wagen, mich dermaßen zu bedrängen?“, fuhr sie ihn wütend an. Unfähig zu sprechen , musste Parian ihre Beschimpfungen über sich ergehen lassen. Endlich ließ der Schmerz etwas nach und er kam zumindest wieder auf die Knie. Wo kam das Gras her?
„Sind wir tot?“, fragte er verwirrt, als sie für einen Moment nach Luft schnappte.
„Tot? Sag mal, drehst du jetzt völlig durch? Warum sollten wir tot sein?“
Er sah sie ungläubig an.
„Du hast es nicht bemerkt?“
„Wenn wir wieder in der Stadt sind, werde ich Esme bitten, nach dir zu sehen. Ich hoffe nur, die Katzen verstehen auch etwas von Geisteskrankheiten.“
„Ich bin nicht geisteskrank“, protestierte Parian schwach. Er hielt sich an einem Baum fest und kam wieder auf die Füße. Wo kam der Baum her?
„Kurz bevor ich dich in die Nische presste“, begann er zu erklären. „Bemerkte ich ein seltsames Geräusch. Es klang, als würde die Insel vor Schmerzen aufstöhnen.“
„Komisch, ich habe doch nur deinen Magen getroffen und nicht deinen Kopf. Oder ist dir, bevor ich in die Bibliothek kam etwa ein Buch auf den Kopf gefallen?“
„Meinem Kopf geht es gut!“, beharrte Parian ungeduldig. „Zumindest deutlich besser als meinem Magen. Junge, du trittst schlimmer zu als ein Pferd!“
„Ich verbitte mir Beleidigungen dieser Art!“
„Stimmt, verzeih mir bitte, es ist nicht fair ein so schönes und stolzes Wesen wie ein Pferd mit jemandem wie dir zu vergleichen.“
Ebô’ney schnappte empört nach Luft, Parian ließ sie nicht zu Wort kommen.
„Was ich versuche dir zu erklären ist, dass es eine Art Erdbeben gegeben hat. Es war nicht sehr stark, vermutlich hast du es nicht einmal bemerkt. Es hat jedoch ausgereicht, um die Regale ins Wanken zu bringen. Kannst du dir vorstellen, was mit dir passiert wäre, wenn über zwanzig Regale so einfach auf dich drauf gefallen wären?“ Er schlug demonstrativ die Hände zusammen.
Ebô’ney erblasste.
„Ich finde das nicht spaßig“, sagte sie und klang plötzlich sehr kleinlaut.
„Ich auch nicht. Ich wollte nicht abwarten, bis die Regale uns schutzlos erwischen würden und habe dich in die Nische gepresst. Ich dachte, trotz allem, was zwischen uns steht, habe ich nicht das Recht, dich einfach sterben zu lassen.“
Ebô’ney schwieg. In ihrem Kopf rasten die Gedanken.
„Aber... Diese Nische, ich kenne sie, sie ist doch nur tief genug für eine Person?!“
„Ja, und?“
„Wie ‚ja, und?’ Mehr fällt dir dazu nicht ein?“
„Du bist Ebô’ney, die großartige Architektin und die geschickteste Telekinetin, die ich kenne. Okay, du bist auch die einzige Telekinetin, die ich kenne, aber das tut hier jetzt nichts zur Sache.

Der Trick mit den Nägeln neulich war wirklich beeindruckend. Du besitzt viele Eigenschaften, die es wert sind erhalten zu werden.“
„Aber das rechtfertigt noch lange nicht Selbstmord zu begehen!“
„Ach, weißt du, wenn du dich erst einmal damit abgefunden hast zu sterben, dann ist es eigentlich gar nicht mehr so schwer. Wer bin ich denn schon? Ein dummer Halbelf, ein Idiot, wie du noch vor wenigen Minuten so treffend bemerkt hast, der noch nicht einmal in der Lage ist, seine Emotionen anständig zu beherrschen. Meine Fähigkeiten beschränken sich darauf Knöpfe zu erschaffen und jonglieren zu können. Wer braucht schon so einen wie mich?“
Ich, wollte Ebô’ney sagen, doch ihr Stolz war zu groß.
„Mir fallen einige ein“, erklärte sie stattdessen. „Shah Rukh, Billî, Saif, um nur ein paar zu nennen. Aber, siehst du, das ist wieder typisch Elf! Du denkst nie an andere.“
„Das ist nicht wahr“, protestierte Parian. „Ich habe mich in Gedanken bei Shah Rukh dafür entschuldigt, dass ich ihn alleine lassen muss. Und an dich habe ich doch schließlich ebenfalls gedacht, oder? Es tut mir nur leid, dass es nicht geholfen hat.“
„Wie meinst du das?“
„Das liegt doch wohl auf der Hand! Wir sind beide tot, sonst könnten wir nicht mitten in einem fremden Wald stehen und mit einander reden.“
Ebô’ney lachte. Der leicht hysterische Unterton löste bei Parian Besorgnis aus.
„Du bist und bleibst ein Idiot! Siehst du denn nicht, dass das hier immer noch Atlantis ist? Da, diesen Baum zum Beispiel, habe ich mit meinen eigenen Händen gepflanzt. Dieser Baum dort trägt alle zwei Jahre die besten Maronen, die du dir nur vorstellen kannst. Und bei jenem Baum musste ich einmal einen großen Ast aus der Krone entfernen. Er war bei einem Sturm halb abgerissen worden und drohte hinabzufallen. Oh, ich weiß noch, was für eine schöne Maserung dieser Ast besaß. Ich habe einen der Teller, die ich daraus gemacht habe, behalten. Wenn du willst kannst ich ihn dir mal zeigen, er ist wirklich wunderschön geworden. Ich konnte mir von einem dieser Teller für eine ganze Woche Essen kaufen. Das passiert nicht oft, weißt du. Ach, und dieser Baum...“
„Es reicht“, sagte Parian, dem schon der Kopf schwirrte. Für ihn sahen alle Bäume gleich aus.
„Ich glaube dir ja, dass du diesen Wald kennst. Aber wie sind wir hierher gekommen? So viel ich weiß bist du nur Telekinetin und keine Teleporterin.“
„Vielleicht hast du uns ja hierher gebracht“, schlug Ebô’ney vor.
„Ich? Machst du Witze? Wie soll ich das denn geschafft haben?“
„Sagten Láylà und Gismeau nicht, dass du mehr Kräfte besitzt, als du dir zutraust?“
„Es ist trotzdem lächerlich. Ich kann doch nicht.... Bei Nemo!“, entfuhr es ihm und er erbleichte.
„Was ist denn nun schon wieder?“
„Unsere Freunde!“
„Häh? Geht es bitte auch etwas genauer?“
„Was glaubst du, werden unsere Freunde denken, wenn diese Regale wirklich umgefallen sind und sie hören, dass wir zwar in die Bibliothek hineingegangen aber nicht wieder aus ihr herausgekommen sind?“
„Bei Nemo“, entfuhr es jetzt auch Ebô’ney. „Wir müssen so schnell wie möglich in den Kristallpalast zurück!“
„Meine Rede. Sagst du mir bitte auch, in welcher Richtung der liegt?“
„Etwa dort entlang. Was ist das eigentlich für ein Buch, dass du die ganze Zeit mit dir schleppst?“
„Keine Ahnung. Es war das letzte, das ich aus dem Regal genommen habe, bevor du mich

angesprochen hast. Irgendwie hatte ich die dumme Idee, es könne mich beschützen und habe es mir über den Kopf gehalten, als die Regale umstürzten. Mal sehen, was ich da gerettet habe.“
Parian schlug das Buch auf. Das erste, was ihm ins Auge fiel war eine Art Lesezeichen. Offensichtlich hatte jemand das Buch benutzt, um eine Blume darin zu trocknen. Es war die merkwürdigste Blume, die er je gesehen hatte. Sie besaß die Form einer Lilie und die Farben des Regenbogens. Sie war etwa halb so groß wie eine Buchseite.
„Hier, die schenke ich dir’, sagte er und hielt sie Ebô’ney hin. „Sie kann dich immer an unser kleines Abenteuer erinnern.“
„Ich will diese dämliche Blume nicht“, fuhr sie ihn an. Kaum hatte sich der Schreck gelegt kehrte sie zu ihren alten Verhaltensmustern zurück. „Du kannst sie dir... Moment mal!“
Mit einem Ruck zog sie das Buch an sich. Hastig blätterte sie es durch, Sätze des Buches leise vor sich hinmurmelnd.
„Das gibt es doch gar nicht! Weißt du eigentlich, was du da gefunden hast?“
„Nein“, sagte Parian.
„Das ist genau das Buch, das ich gesucht habe! Siehst du, hier ist das Kapitel, in dem erklärt wird, wie man ein Dach richtig abstützt. Und hier wird erklärt, wie man eine Decke einzieht ohne, dass man Angst haben muss, dass gleich alles zusammenbricht. Wärest du nicht so ein idiotischer Halbelf, ich könnte dich küssen für dieses Buch!“
„Ich kann leider nicht ändern, was ich bin“, sagte Parian tarurig. „So sehr ich es mir manchmal auch wünschen würde. Hier, ich weiß, du willst die Blume nicht haben, aber sie gehört nun einmal in dieses Buch, also solltest du sie auch darin belassen.“
Bevor sie protestieren konnte hatte er die Blume zwischen die Seiten geschoben.
„Und jetzt lass uns gehen. Je schneller wir unseren Freunden sagen, dass es uns gut geht, desto besser.“

***

Sie arbeiteten nun schon drei Stunden und hatten noch nicht einmal die Hälfte des Raumes erreicht. Es war Shah Rukh, der sie alle antrieb, die Hoffnung nicht aufzugeben. Es war kein Geheimnis, dass Parian mit ihm das Band der Freundschaft geknüpft hatte. Auf diese besondere Art der Verbindung berief er sich auch dann noch, als Bhoot ihm versuchte zu erklären, dass es vermutlich keine Hoffnung mehr gab.
„Wie kannst du so etwas behaupten?“, fuhr Shah Rukh den großen Kater wütend an. „Ich weiß genau, dass er noch lebt! Ich würde es doch als erster merken, wenn er nicht mehr am Leben wäre, oder?“
„Manchmal verhindert die Trauer, dass wir rational denken. Dann glauben wir etwas zu fühlen, das nicht mehr existiert. Wir können nicht ewig hier weitermachen, Shah Rukh, so leid es mir tut, das zu sagen. Die Trümmer sind einfach zu scharf. Esme und Soniye sind beinahe schon genauso erschöpft wie wir alle. Und Erschöpfung verleitet zu Fehlern. Hast du die Wache eben gesehen? Er war nur einen winzigen Moment unachtsam und hätte sich beinahe den Arm abgetrennt. Ich mag Ebô’ney und Parian genauso gerne wie du, Shah Rukh, aber wir müssen der Wahrheit ins Auge sehen. Wir können nicht die Gesundheit aller riskieren um zwei zu retten, die vermutlich schon lange tot sind.“
„Sie sind nicht tot!“, schrie Shah Rukh außer sich vor Zorn. Mit geballten Fäusten begann er auf Bhoot einzuschlagen, was dieser mit stoischer Ruhe über sich ergehen ließ. Seine Muskeln waren so hart, dass er kaum etwas spürte. Vermutlich schmerzten Shah Rukh die Schläge mehr als ihn.

„Sie sind nicht tot!“, rief Shah Rukh noch einmal und ein Schluchzen rang sich aus seiner Brust. Weinend lehnte er nun an Bhoot, der schweigend die Arme um ihn schloss.
„Verzeihung, dürfte ich mal bitte durch?“
Jemand tippte Saif von hinten auf die Schulter. Er reagierte nicht. Er war gerade rechtzeitig aus dem improvisierten Krankenzimmer gekommen um den Zusammenbruch seines Freundes mitzuerleben. Er war schockiert und traurig zugleich. Blieb Shah Rukh auf Atlantis denn nichts erspart? Wo war der Spaß, den Nemo ihnen allen versprochen hatte? Wo lag der Sinn, auf eine Insel wie Atlantis zu kommen, wenn man hier nur Leid erlebte?
„Verzeihung, aber ich muss hier wirklich mal durch!“
Das Tippen an Saifs Schulter wurde härter.
„Das geht jetzt nicht“, erklärte Saif. „Du siehst doch, was hier los ist.“
„Eben deswegen muss ich ja durch!“
„Ich weiß ja nicht, für wen du dich hältst“, erklärte Saif wütend, ohne den Blick von Shah Rukh zu wenden, „aber es ist mir egal, wohin du willst. Vor mir stehen so viele Menschen, dass ich noch nicht einmal zu meinem besten Freund kann, der gerade einen Nervenzusammenbruch erleidet, weil einer unserer gemeinsamen Freunde von mehreren Tonnen Kristall zerquetscht und aufgeschlitzt worden ist. Also geh mir gefälligst nicht auf die Nerven und such dir einen anderen, den du nerven kannst. Die Bibliothek ist heute geschlossen!“
„Aber...“
Weiter kam Parian nicht. Jemand rief seinen Namen.
Mit hysterischem Schluchzen warf sich Soniye in seine Arme. Endlich drehte sich auch Saif um. Verwirrt starrte er auf den Halbelfen, der hilflos versuchte die weinende Katze zu trösten. Esme verließ nun ebenfalls das Kartenzimmer und entdeckte Ebô’ney, die sich schüchtern in einer Ecke versteckte.
„Ebô’ney!“, rief sie mit sich überschlagender Stimme und schloss die verdutzte junge Frau erleichtert in ihre Arme.
Die Menge wurde unruhig. Jeder außer Shah Rukh hatte inzwischen das Wunder zur Kenntnis genommen. Bhoot nahm den immer noch weinenden Shah Rukh auf den Arm und trug ihn ans andere Ende des Korridors, wo er ihn genau vor Parian wieder auf die Füße stellte. Für einen kurzen Moment konnte Shah Rukh nicht fassen, was er sah, dann fiel er Parian erleichtert in die Arme.
„Ich wusste, dass du nicht tot bist! Ich wusste, dass du nicht tot bist!“, murmelte er unablässig vor sich hin, wie ein Mantra.
Schweigend verzog sich die Menge. Nur die Katzen und die Inder blieben zurück. Man vertraute darauf, dass man früher oder später schon erfahren würde, wie das Wunder der Rettung vor sich gegangen war. Zunächst war man einfach nur froh, dass sich die Vermissten wieder eingefunden hatten.

***

„Was ist denn hier los?“
Die laute, befehlsgewohnte Stimme ließ alle erschrocken auseinander fahren. Billî trat vor und verbeugte sich kurz vor Nemo.
„Du sollst das nicht immer tun“, sagte dieser verlegen und wiederholte seine Frage. Billî erklärte ihm alles in knappen aber präzisen Sätzen. Nemo hörte ungläubig zu. Man sah ihm an, dass er

tausend Fragen auf den Lippen hatte. Stattdessen sagte er jedoch: „Ihr habt viel erlebt, in der Zeit, wo ich nicht da war. Es ist spät geworden, meine Freunde. Wenn es euch beliebt, könnt ihr gerne heute im Palast übernachten. Ich denke, ein gutes Abendessen und viel Ruhe bekommen auch jetzt am besten. Ich werde den Regenbogensaal und den angrenzenden kleinen Violetten Saal für euch herrichten lassen. Ich werde euch jetzt nicht mit Fragen bestürmen, ich denke, dafür ist morgen noch genug Zeit.“
Nemo neigte grüßend den Kopf und ging. Shah Rukh sah ihm fragend hinterher.
„Es gibt einen Geheimgang“, erklärte Bhoot. „Er führt vom Anlegeplatz der Nautilus zur Bibliothek. Nemo ist gerade erst zurückgekommen, deswegen wusste er auch nicht, was geschehen ist. Oh man, bin ich fertig!“ Bhoot streckte sich und verzog dabei schmerzhaft das Gesicht. „Ich sag euch eines, ihr beiden“, wandte er sich an Parian und Ebô’ney, „wenn ihr das nächste Mal vorhabt plötzlich zu verschwinden, dann lasst bitte eine entsprechende Nachricht zurück. Sie hätte uns über drei Stunden harte Arbeit erspart.“
„Och, mein armer stolzer, schwarzer Kater“, schnurrte Esme. „Ich bin sicher, es wird dir nach einer ausgiebigen Massage gleich viel besser gehen. Und den anderen auch. Ich habe eine Wache gebeten, entsprechende Vorkehrungen zu treffen. Für unsere menschlichen Freunde steht auch ein Bad zur Verfügung. Lasst euch ruhig etwas verwöhnen, ihr habt hart gearbeitet.“
„Du aber auch, meine…“, Bhoot schnurrte etwas Unverständliches, vermutlich ein Kosewort.
„Nicht halb so viel wie ihr. Kommt, lasst uns gehen, ich habe großen Hunger.“
Es war alles so vorbereitet, wie Nemo und Esme gesagt hatten. Sie sprachen nicht viel an diesem Abend. Sie badeten, aßen und schliefen beinahe sofort ein. Nur Parian lag noch lange wach. Wie waren sie der Gefahr entkommen? War es wirklich so, wie Ebô’ney behauptete? Sollten es seine Kräfte gewesen sein? Er wünschte sich den Schlaf, um ein klärendes Gespräch mit Gismeau führen zu können, aber der Schlaf wollte einfach nicht kommen. Und als er kurz vor dem Morgen doch endlich einschlief, geschah dies traumlos. Von den Avataren war nichts zu sehen.
Entsprechend müde saß Parian am nächsten Morgen unter den Freunden. Zunächst galt es die Frage zu klären, warum die schweren Regale überhaupt umgefallen waren. Sie standen seit Urzeiten an ihrem Platz, warum sollten sie ausgerechnet jetzt umfallen? Es war Ebô’ney, die sich an Parians Erdbeben erinnerte.
„Es gab noch nie ein Erdbeben auf Atlantis“, erklärte Bhoot entschieden.
„Genau das habe ich auch gesagt“, stellte Ebô’ney zufrieden fest.
„Aber da war eins!“, verteidigte sich Parian. „Zuerst habe ich ein Grollen und Stöhnen gehört, das tief aus der Erde kam und dann gab es einen kurzen aber heftigen Erdstoß, als würde sich die Insel aufbäumen, und die Regale gerieten ins Wanken. Bitte glaubt mir, ich habe mich nicht geirrt!“
„Ich habe auch etwas Seltsames bemerkt“, meldete sich Billî leise zu Wort. „Es war kurz bevor wir den Krach aus der Bibliothek hörten. Kennt ihr dieses seltsame Kribbeln auf der Haut? Kurz bevor sich der erste Blitz eines Gewitters entlädt? Ich habe etwas Ähnliches gefühlt, nur viel intensiver. Mein Fell hat sich gesträubt und die Enden meiner Schnurrhaare haben geknistert. Und dann war alles mit einem Schlag vorbei und wir hörten den Lärm.“
„Ihr habt euch abgesprochen“, rief Ebô’ney empört. „Das finde ich in dieser Situation wirklich nicht besonders hilfreich!“
Billî maunzte empört. „Mit wem soll ich mich denn abgesprochen haben? Ich erzähle es so, wie ich es erlebt habe. Frag Bhoot! Er wird es bestätigen!“
„Das stimmt. Ich kam zu Billî, um ihm ein Schriftstück zu geben. Dabei berührte ich sein Fell und bekam einen Schlag, so stark war es aufgeladen. Das war sehr merkwürdig, denn Billîs Fell

lädt sich eigentlich nur sehr schwer auf.“
„Dann hast du dich eben auch mit den beiden abgesprochen“, beharrte Ebô’ney.
„Was bringt dich zu dieser Aussage?“, fragte Bhoot ruhig.
„Weil Parian mir auf dem Weg zurück zum Kristallpalast genau das gleiche erzählt hat. Ich meine, bis auf das Fell natürlich. Aber das mit dem Gewitter hat er genau so erzählt, wie du!“
„Weil es wahr ist“, meldete sich Parian zu Wort. „Hast du denn auch das Erdbeben gespürt?“, wandte er sich hoffnungsvoll an Billî.
„Nein, das leider nicht. Allerdings befand ich mich zu dem Zeitpunkt im Turmzimmer und du im Keller. Du warst der Erde viel näher als ich.“
„Ich verstehe dennoch nicht, wie es zu diesem Vorfall kommen konnte“, überlegte Nemo laut.
„Und genauso wenig verstehe ich, wie ihr gerade im rechten Moment aus der Bibliothek fliehen konntet, ohne dass euch jemand gesehen hat.“
„Das wissen wir leider auch nicht“, gab Parian zu. „Ebô’ney sagt, ich wäre eventuell dafür verantwortlich, aber mir sind solche Kräfte nicht bewusst. Ich weiß nur, dass ich bereit war zu sterben um Ebô’ney zu beschützen und plötzlich lagen wir im Wald auf einer Wiese.“
„Manchmal zeigen sich neue Kräfte erst, wenn man sich in großer Not befindet. Was war das Letzte, an das du gedacht hast?“, erkundigte sich Nemo.
„Das Letzte? Ich hatte mich damit abgefunden zu sterben, habe mich bei Shah Rukh dafür entschuldigt, dass ich so einfach verschwinden muss und dann... Ich weiß nicht... Ich glaube, ich dachte daran, dass Ebô’ney in Gefahr ist und dass ich wollte, dass ihr nichts passiert. Es war einfach nicht richtig, dass sie in der Bibliothek ihr Leben verlieren sollte. Das erschien mir alles so sinnlos.“
„Der ganze Vorfall ist sehr rätselhaft und wird es vorerst wohl auch noch bleiben. Wir müssen auch der Möglichkeit ins Auge sehen, dass wir die Sache nie werden aufklären können, weder den Fall der Regale noch die wundersame Rettung. Manchmal habe ich das Gefühl, dass es auf Atlantis Mächte gibt, von denen wir nichts ahnen. Vielleicht haben die euch ja geholfen.“
Bei Nemos Worten warfen sich Parian und Ebô’ney einen kurzen Blick zu. Sie wussten mehr als er und durften es nicht sagen
Sie hielten sich nicht mehr lange mit der Klärung des Rätsels auf. Es war alles gesagt worden und sie ahnten, dass sie die Lösung im Kristallpalast nicht finden würden. Stattdessen schlug Bhoot vor, jene Stelle aufzusuchen, an der Parian und Ebô’ney nach ihrer seltsamen Flucht gelandet waren. Sie verabschiedeten sich von Nemo, der noch im Palast zu tun hatte.
Nachdenklich sah er der kleinen Gruppe nach. Hatte er zunächst noch Zweifel gehegt, dass es eine gute Idee war, Shah Rukh und seine Freunde auf die Insel zu holen, glaubte er nun daran richtig gehandelt zu haben. Man musste sich nur mal Parian ansehen. Wann wäre jemals ein Elf im Kristallpalast gewesen? Okay, Parian war nur ein Halbelf, aber selbst die pflegten für gewöhnlich keinerlei soziale Kontakte, wurden von den Elfen ebenso verachtet wie von den Menschen. Von den Katzenwesen ganz zu schweigen. Die Fehde zwischen Elfen und Katzen war bereits so alt, dass kaum jemand noch ihren Ursprung kannte. Hätte vor ein paar Monaten jemand zu Nemo gesagt, dass eines Tages ein Halbelf mitten unter den Katzen leben und Billîs und Bhoots bester Freund werden würde, er hätte sich besorgt an die Katzen gewandt, um den Geisteszustand dieser Person überprüfen zu lassen. Aber Parian war nun wirklich kein gewöhnlicher Halbelf. Auch wenn Nemo sich nie zu träumen gewagt hätte, dass Parian plötzlich seltsame Kräfte zeigte.
Seufzend ging Nemo an seine Arbeit. Obwohl Atlantis ihm ewiges Leben verhieß, fühlte er doch das Alter. Er hatte aufgehört die Jahre zu zählen, die er nun schon auf Atlantis verweilte. Es war

aber auch schwer, den Lauf der Zeit aufzuzeichnen, wenn man wie er so mühelos durch die Jahrtausende reiste. Alleine zwischen Shah Rukh und Kleopatra lagen mehr als zweitausend Jahre, eine unvorstellbar lange Zeit.

Kleopatra...
Der Name erinnerte ihn daran, wie kläglich er versagt hatte. Er würde gerne behaupten, dass Kleopatra der größte Fehler seines Lebens gewesen war. Doch das hieße die eigenen Gefühle Lügen strafen. Nemo blieb vor einem Spiegel stehen und sah sich selbst in die Augen.
„Ich liebe dich“, flüsterte er so leise, dass es niemand außer ihm hören konnte. „Ich liebe dich wirklich sehr, mehr als du glaubst. Warum bist du nur die, die du bist? Warum dieser Stolz, dieser Machthunger, diese Arroganz?“
Mit einem abgrundtiefen Seufzer wandte er sich von dem Spiegel ab. Jetzt führte er schon Selbstgespräche! Was blieb ihm denn auch anderes übrig? Selbst mit Billî und Bhoot konnte er nicht über die Dinge sprechen, die sein Herz bewegten, erst recht nicht, nachdem Kleopatra sich bei Shah Rukh dermaßen unmöglich gemacht hatte. Vielleicht war genau das das Problem! Ähnlich wie bei Antonius hatte sie mit dieser Aktion die letzte noch verbliebene offene Tür für immer ins Schloss geworfen.
Ach, hätte er doch damals schon gewusst, was er heute wusste!
Hätte er doch damals schon den gleichen tiefen Einblick in ihren Charakter besessen, den er heute hatte!
Am Anfang waren ihm ihre Fehler noch gar nicht aufgefallen. Er hatte sie für harmlose Marotten gehalten, die er ihr mit seiner Liebe schon würde austreiben können. Er war so verliebt gewesen, dass er nicht hören wollte, dass sie die Bewohner von Atlantis wegen kleinster Vergehen hinrichten ließ. Schnell war es dieser Frau mit der tödlichen Schönheit gelungen, genügend Anhänger um sich zu scharen, die ihr blind und aufs Wort gehorchten. Sie setzten ihre Wünsche ohne Rücksicht auf Verluste durch. Und da fast alle wussten, wie Nemo zu Kleopatra stand, wagte niemand den offenen Widerstand. Sie fürchteten sich vor Kleopatra und ihren Leuten ebenso wie vor Nemo.
Als er endlich bemerkte, welches Spiel Kleopatra hinter seinem Rücken spielte, war es längst zu spät. Er hatte erst seinen besten Freund an sie verlieren müssen um zu begreifen, welche Gefahr er auf die Insel, *seine* Insel, wie er sie inzwischen liebevoll nannte, geholt hatte. Sein bester Freund, sie lernten sich gleich an seinem ersten Tag auf Atlantis kennen, hatte sich nicht tief genug vor Kleopatra verbeugt und sie hatte die Gelegenheit nicht ungenutzt verstreichen lassen. Sie hasste seinen Freund, glaubte sie doch, er stünde ihrem Herrscheranspruch im Wege. Seit dem fragte er sich jeden Tag, ob er das Unglück hätte verhindern können. Ob er nicht hätte sehen müssen, was um ihn herum geschah. War es eine Entschuldigung verliebt gewesen zu sein? Es war ihr als einzige gelungen, die Leere in seinem Herzen wenigstens so weit auszufüllen, dass des nachts nicht mehr weinend aus Träumen aufwachte, die ihm eine glückliche Zeit vorgaukelte, die nie wieder zurückkehren würde. Und Kleopatra… wenn er nicht genau hinsah, dann glaubte er, die Frau an seiner Seite zu spüren, der er ewige Liebe geschworen hatte. Würde sie verstehen, dass er jetzt eine andere liebte? Es war so schrecklich viel Zeit vergangen. Zeit, die seine Wunden nicht heilen konnte. Aber Kleopatra konnte es…
Ohne dass er es bemerkt hatte, war Kleopatras Macht auf ein Level gestiegen, dass selbst ihm, dem König von Atlantis, gefährlich werden konnte. Er hatte den blutigen Krieg zwischen Elfen und Katzenwesen beendet, aber vor dieser Frau musste er kapitulieren. Die Nautilus brachte ihn

in jede Zeit der Welt. Er hätte die Dinosaurier ebenso besuchen können, wie die Menschen in ferner Zukunft, wenn er es nur wollte. Die Mammuts, die er einst eingesammelt hatte, gediehen prächtig auf Atlantis. In die ferne Zukunft traute er sich nicht, weil er sich vor dem fürchtete, was aus den Menschen werden würde. Selbst die Zeit von Shah Rukh war ihm bereits zu fremd. Er tastete sich in der Zeit langsam vor, besuchte die Zukunft im Abstand von etwa fünfzig Jahren. Jedes mal, wenn einer seiner Besucher dem Tode nahe war, besuchte er ihn und sah sich in einer Zeit um, die für jemanden, der 1823 geboren war, bereits Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts extrem fremd und beängstigend gewesen war. Leider wirkte der Zauber der Nautilus nur auf die Zeit der Welt, nicht jedoch auf die Zeit von Atlantis, die im Vergleich zu der Zeit der Welt eigene Wege ging. Ebenso konnte er nicht in jene Zeit reisen, in der er selbst gelebt hatte. Es durfte keine zwei Nemos zur gleichen Zeit geben. Somit war ihm die Möglichkeit verwehrt, die Fehler seiner Vergangenheit beheben. Wie gerne hätte er seinen Fehler von damals wieder gut gemacht, seine Liebsten gerettet oder verhindert, dass Kleopatra auf die Insel kam.
Aber...
War das wirklich sein Wunsch?
Wollte er wirklich auf die Liebe verzichten?
Selbst, wenn sie ihn so schmerzte, wie es die Liebe zu Kleopatra tat?
Selbst, wenn es hieß, dass er sich selbst wie ein Mörder vorkam, jedes mal, wenn er erfuhr, dass Kleopatra in einem ihrer Wutanfälle wieder einmal zu weit gegangen war?
Hatte nicht einmal ein kluger Kopf gesagt, die Liebe sei der erste Fehler, den die Menschheit beging und es würde auch ihr letzter sein?
Alles wäre viel einfacher, wenn sein Herz sich nicht so sehr nach Kleopatra sehnen würde. Das Schlimmste war, dass sie genau zu wissen schien, was er für sie empfand. Es kostete ihn stets unendlich viel Kraft, sie nicht einfach an sich zu reißen, in den Arm zu nehmen und zu küssen, bis sie beide keine Luft mehr bekamen. Aber er durfte nicht noch einen weiteren Fehler begehen. Kleopatras Liebe zu erwidern wäre gleichbedeutend mit dem Untergang von Atlantis.
Durch seine Schuld waren schon genug Unschuldige gestorben. Niemals durfte er seinen eigenen Gefühlen nachgeben, Kleopatra seine Liebe gestehen und ihr so die Macht geben, nach der sie verlangte. Ob sie wohl ahnte, dass er sich insgeheim vor ihr fürchtete?
Einmal hätte sie ihn beinahe getötet, als er es wagte, eine ihrer Hinrichtungen zu unterbrechen. Das war ihm eine bittere Lehre gewesen. Er hatte ein Monster auf seine friedliche Insel geholt, ein Monster, dass er nie mehr würde bändigen können...

***

Sie erreichten die Stelle im Wald nach etwas mehr als fünf Stunden Fußmarsch. Es ging steil bergauf, weswegen sie langsamer voran kamen als Parian und Ebô’ney am Tag zuvor. Neugierig sahen sie sich um, suchten nach einem Hinweis, warum es die beiden ausgerechnet an diese Stelle von Atlantis verschlagen hatte. Aber abgesehen davon, dass Billî etwas Seltsames zu spüren glaubte, das er jedoch nicht näher beschreiben konnte, fand sich nichts Außergewöhnliches. Zwar wusste Ebô’ney zu jedem einzelnen Baum eine Geschichte zu erzählen, aber das war auch alles. Sie wandten sich gerade zum Gehen, als Shah Rukhs Blick auf einen kleinen Gegenstand auf dem Boden fiel. Neugierig hob er ihn auf und musste breit grinsen.

„Sag mal, Parian, wird es jetzt zur Gewohnheit, dass du knopfst ohne es zu bemerken?“
Der Halbelf sah seinen Freund verwundert an.

„Wie bitte? Was soll ich machen?“
„Unbemerkt knopfen. Erst machst du einen Knopf im Schlaf und jetzt finde ich einen direkt hinter dir.“
„Ich mache keine Knöpfe im Schlaf und schon gar nicht ohne es zu bemerken!“, beschwerte sich Parian empört, tief in seiner Ehre gekränkt.
„Ach, und was ist das hier?“
Shah Rukh reicht ihm einen mittelgroßen, muschelförmigen Knopf. Verwirrt starrte Parian auf den Gegenstand in seiner Hand. Das war eindeutig ein Knopf, ein sehr schöner noch dazu. Wo hatte er doch gleich diese seltsame regenbogenfarbige Blüte schon einmal gesehen, die die Oberseite des Knopfes verzierte? Es wollte ihm nicht einfallen. Wurde er langsam verrückt? Er war sehr erleichtert, als die anderen das Thema auf sich beruhen ließen und den Heimweg antraten.
„Sag mal, wie war doch gleich das Wort, dass du eben benutzt hast?“, fragte Saif Shah Rukh.
„Welches Wort meinst du?“
„Du hast doch eben ein komisches Wort benutzt, als du Parian auf den Knopf angesprochen hast.“
„Ach, du meinst knopfen!“
„Ja, genau. Was soll das heißen?“
„Na, genau das, was es aussagt!“
„Und was sagt knopfen genau aus?“
„Es ist das Verb zu Knopf, du Dummkopf.“
„Ich dachte, das Verb zu Knopf wäre knöpfen?“
„Ja, das geht auch, sagt aber etwas völlig anderes aus. Knöpfen bedeutet, dass du einen Knopf benutzt um etwas damit zu verschließen. Knopfen hingegen bedeutet, dass du einen Knopf herstellst oder herbeizauberst, so wie Parian. Sag bloß, du hast dieses Wort noch nie gehört?!“
Shah Rukh sah Saif dermaßen ernst an, dass dieser sich plötzlich nicht mehr sicher war, ob es das Wort knopfen nicht eventuell doch gab. Zu dumm, dass er jetzt kein Wörterbuch zur Hand hatte! Um vor Shah Rukh nicht dumm dazustehen schüttelte Saif nur leicht den Kopf, erhöhte das Tempo ein wenig und gesellte sich zu Parian, der noch immer nachdenklich mit dem Muschelknopf spielte.
Für den Weg ins Dorf der Katzen brauchten sie fast vier Stunde, weil sie nicht so in Eile waren wie Parian und Ebô’ney am Tag zuvor. Die Sonne war längst untergegangen und sie fielen ohne Abendessen ins Bett und schliefen sofort erschöpft ein. Diesmal fand auch Parian den ersehnten Schlaf, aber erneut war von Gismeau nicht die geringste Spur zu finden.
Am nächsten Morgen weckte sie Ebô’ney mit lauten Rufen. Sie schien sehr wütend zu sein und Parian fragte sich im Stillen, was er nun schon wieder verbrochen haben mochte. Wie erwartet griff Ebô’ney ihn auch sofort an, kaum dass er sichtbar wurde.
„Wo hast du mein Buch versteckt?“, brüllte sie in einer Lautstärke, dass die Vögel erschrocken verstummten und aufflogen.
„Guten Morgen erstmal. Welches Buch soll ich versteckt haben?“
„Tu doch nicht so dämlich! Das Buch aus der Bibliothek natürlich! Ich habe bereits im Kristallpalast gesucht und da hat man mir gesagt, dass man es gestern ins Dorf geschickt hat. Ich kann es nirgendwo finden. Also, wo hast du es versteckt?“
Parian gähnte und kratzte sich ausgiebig an Bauch, Armen und Rücken, lockerte die Schultern und ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen.
„Antworte mir gefälligst!“ Noch immer hatte Ebô’neys Stimme nichts von ihrer Wut und

Lautstärke verloren.
„Wassen hier los?“, meldete sich Saif verschlafen zu Wort.
„Ebô’ney vermisst ein Buch und ich soll es ihr geklaut haben“, erklärte Parian ruhig. Saif sah ihn an wie eine Kuh wenn’s donnert.
„Hä? Spinn ich jetzt oder was? Du warst doch genauso müde wie ich und bist direkt ins Bett gefallen, oder? Jedenfalls hast du fest geschlafen, als ich mal kurz aufgewacht bin, weil die Natur rief.“
„So ähnlich sehe ich das auch. Danke, Saif.“
„Nichts zu danken.“
„Ihr meint wohl, ihr könntet mich zum Narren halten, was? Ich glaube euch kein Wort!“
Ebô’ney rannte wütend davon. Mittlerweile war der ganze Pavillon wach geworden und nach einer Katzenwäsche folgten sie Ebô’ney ins Dorf der Katzen. Wer auch immer das geheimnisvolle Buch an sich genommen hatte, die Geschichte versprach sehr lustig zu werden. Es war Ebô’ney gelungen, das Dorf der Katzen innerhalb kürzester Zeit in ein Tollhaus zu verwandeln. Beinahe jede Katze war auf den Beinen, alle liefen herum wie aufgescheuchte Hühner und mittendrin stand Ebô’ney und verlangte nach ihrem Buch. Wieder einmal überkam Parian der Gedanke, dass Ebô’ney eine gewisse Ähnlichkeit mit Kleopatra hatte. Ob das wohl die Elfe in ihr war?
„**Ruhe!“**, rief Bhoot, der ebenso wie Billî im Pavillon geschlafen hatte, über den Dorfplatz und alle hielten inne. Mit großen Schritten ging der stolze Kater auf Ebô’ney zu. „Ich will“, forderte er mit einer Stimme, die keine Widerrede duldete, „dass du genau nachdenkst, was man dir im Kristallpalast gesagt hat. Ich bin sicher, dass man dir einen Namen nannte. Wem wurde das Buch übergeben? Wer wollte es in unser Dorf bringen?“
Ebô’ney dachte kurz nach. „Ich glaube, der Name war Nath oder so ähnlich.“
Bhoot richtete sich zu voller Größe auf und ließ seinen Blick über die Menge schweifen.
„Hat jemand den Kleinen heute schon gesehen?“, erkundigte er sich. Verneinendes Gemurmel war die Antwort. „Dann geht jetzt bitte alle an eure Arbeit zurück. Ich kümmere mich um das Problem.“
„Aber“, protestierte Ebô’ney, schwieg jedoch verlegen, als sie Bhoots Blick sah.
„Ich weiß, dieses Buch ist sehr wichtig für dich und auch für unser Dorf. Allerdings ist die Arbeit, die all diese Katzen verrichten müssen, ebenfalls sehr wichtig. Wir gehen jetzt zu Nat und fragen ihn, wo er dein Buch gelassen hat. Vermutlich liegt es auf unserem Tisch und er hat nur vergessen, den Auftrag bis zum Ende auszuführen, weil er dich nicht gefunden hat.“
Bhoot behielt in sofern Recht, als dass das Buch tatsächlich auf dem Tisch in dem Haus seiner Familie lag. Allerdings hatte Nathan nicht vergessen, das Buch an Ebô’ney zu übergeben. Er saß davor, kritzelte aufgeregt auf einem Blatt Papier und blätterte hin und wieder in dem besagten Buch oder in einem der anderen Bücher, die ebenfalls vor ihm auf dem Tisch lagen. Der Boden war übersät mit zerknülltem Papier. Soeben griff er neben sich. Suchend fuhr die Hand über den Tisch, fand jedoch nicht, was er suchte. Hastig beugte er sich hinab, angelte nach einem Papierknäuel, strich es glatt und warf es ärgerlich wieder fort. Dieser Vorgang wiederholte sich noch drei mal, bis er endlich ein Blatt fand, dessen Rückseite noch nicht beschrieben war. Wieder huschte die Feder über das Papier.
„...mein Buch. Sag mal, hörst du mir eigentlich überhaupt zu?“

Nathan sah verwirrt auf, schien die Besucher erst jetzt zu bemerken. Er sah sich um, entdeckte die Brüder und beugte sich erleichtert wieder über seine Arbeit. Wenn Bhoot und Billî anwesend

waren, musste er sich nicht um die laute Frau kümmern. Sie würden das Problem, das sie offensichtlich hatte, schon lösen. So, wie sie immer alle Probleme lösten. Nathan war das ganz recht. Im Gegensatz zu seinen großen Brüdern hatte er nie gelernt, sich großartig durchzusetzen, was nicht zuletzt in der Geschichte seines Volkes begründet lag. Denn Nathan war eine der letzten beiden Katzen, die je geboren wurden.
Sie wussten alle nicht, was vor gut zweihundert Jahren plötzlich dazu führte, dass die Katzen nicht mehr trächtig wurden. Eben noch bestaunten sie die Würfe in Nathans und Soniyes Familie, nicht ahnend, dass sie die letzten Kätzchen waren, die das Licht der Welt erblicken sollten. Natürlich hofften sie alle, dass es nur ein vorübergehender Zustand war. Doch nach den ersten hundert Jahren wurde die Angst zur Gewissheit. Noch immer forschten einige der klügsten Köpfe ihres Volkes an dem Problem, aber die meisten Katzen hatten die Hoffnung bereits aufgegeben.
So kam es, dass Nathan, das Nesthäkchen, von allen in der Familie verwöhnt wurde. Das wurde natürlich auch nicht besser, als zuerst sein Vater und bald darauf seine Mutter an einer der gefürchteten Seuchen starben, die in regelmäßigen Abständen über die Insel zogen und nichts als Tod und Leid zurückließen.
Bhoot und Billî blieben allein zurück mit einem halbwüchsigen Kater, den sie mehr als alles andere auf der Welt liebten. Sie waren große Brüder, wie sie im Buche stehen. Wer sich mit Nathan anlegte, der legte sich auch mit dem stolzen Bhoot und dem gerechten Billî an. Sie hielten alle Probleme von ihm fern und als Esme Bhoots Frau wurde, sah sie in Nathan so etwas wie den Sohn, den sie vermutlich nie haben würde.
Nathan genoss die Zuwendungen, die ihm zuteil wurden, ohne eingebildet oder gar überheblich zu werden. Der einzige Vorteil, den er aus dieser Situation zog, war, dass er sich weigerte eine Arbeit anzunehmen. Er war von Beruf kleiner Bruder. Dabei war es nicht so, dass er faul gewesen wäre. Man fand ihn regelmäßig in der Bibliothek von Atlantis über irgendwelche Bücher gebeugt. Er half seinen Brüdern bereitwillig, wenn sie ihn darum baten, ließ jedoch kein besonderes Talent erkennen. Er besaß weder den Willen und die natürliche Begabung zum Anführer wie Bhoot, noch die diplomatische Stärke wie Billî. Es gab sogar böse Zungen, die behaupteten, Nathan stünde so sehr im Schatten seiner berühmten Brüder, dass er nie einen eigenen Charakter ausgeformt hatte. Viele sahen in ihm nur „den Kleinen“ und wenn seine Brüder ehrlich waren, dann mussten sie zugeben, dass sie ihm nicht sonderlich viel zutrauten.

„Hey, ich rede mit dir!“, versuchte Ebô’ney sich noch einmal Gehör zu verschaffen. Nathan seufzte nur und presste eine Pfote auf sein Ohr, während er mit der anderen noch immer eifrig schrieb.
„Jetzt halt mal die Luft an, Ebô“, sagte Bhoot. „Du siehst doch, dass der Kleine beschäftigt ist. Lass ihm doch den Spaß, sich eine Weile mit dem Buch zu vergnügen. Ich bin sicher spätestens heute Abend hat er das Interesse daran verloren und wird es dir zurückgeben.“
„Es ist mein Buch und ich will es lesen, wann ich es will!“
„Das ist noch lange kein Grund so aus der Haut zu fahren. Der Kleine...“
„Der *Kleine* heißt Nathan oder Nath und versucht gerade ein schwieriges Problem zu lösen, bevor ihm das Papier endgültig ausgeht. Müsst ihr euch direkt vor meiner Nase streiten? Ihr seid so laut, dass ich meine eigenen Gedanken nicht mehr hören kann!“ Nathan sah noch nicht einmal auf, während er das sagte.
„Wie, du kannst denken?“, sagte Ebô’ney spitz.
„Schließe bitte nicht immer von dir auf andere“, gab Nathan ebenso spitz zurück. Er griff nach

einem Buch, schob es wieder zur Seite, griff nach dem nächsten und blätterte ein wenig ratlos darin herum. Mit einem Ruck hob er den Kopf.
„Ihr seid ja immer noch hier“, beschwerte er sich. „Habt ihr denn nichts Besseres zu tun, als mich beim Denken zu stören?“
„Wir gehen, wenn du mir mein Buch zurück gibst“, erklärte Ebô’ney entschieden.
„Buch? Welches Buch?“
„Jenes dort.“
„Wenn ich es dir gebe, wirst du dann gehen, damit ich in Ruhe weiterarbeiten kann?“
„Ja.“
„Dann nimm es, wenn es dich glücklich macht und mir die Ruhe verschafft, die ich brauche. Es ist eh voller Fehler.“
„Woher willst du das denn bitte schön wissen? Und was schreibst du da eigentlich die ganze Zeit?“
Ebô’ney zog dem protestierenden Nathan das Blatt weg, auf dem er gerade schrieb. Mit großen Augen sah sie auf die Formel, die darauf stand.
„Du kannst ja noch nicht mal rechnen! Ich sehe doch auf den ersten Blick, dass dein Rechenweg nicht zu einer Lösung führen wird.“
„Das weiß ich auch. Nur ist nicht mein Rechenweg das Problem, sondern die Formel, die ich in deinem blöden Buch gefunden habe. Ich versuche schon seit gestern Abend den Fehler zu finden.“
Ebô’ney zog an dem Leseband des Buches und schlug die gekennzeichnete Seite auf. Dort fand sich eine Formel, mit der man die Parameter einer Dachkonstruktion ausrechnen konnte. Es handelte sich genau um jene Information, deretwegen sie das Buch gesucht hatte. Sie begann die Formel im Kopf durchzurechnen, entdeckte jedoch keinen Fehler. Die Formel ließ sich ohne Probleme lösen, was sie Nathan auch sogleich mitteilte.
„Klar geht die Formel auf. Aber schau dir bitte mal das Modell an, dass ich mit Hilfe dieser Formel gebaut habe.“
Er wies auf ein Gebilde aus kleinen flachen Ästen. Ebô’ney erkannte die Schwachstellen sofort.
„Sicher, dass du die Werte aus der Formel richtig eingesetzt hast? Ihr Katzen habt von so was doch überhaupt keine Ahnung.“
„Ich bin mir ganz sicher. Ich mag zwar nicht so aussehen, aber ich verstehe ein wenig von dem, was da in dem Buch steht. Es gibt noch andere Bücher zu diesem Thema, die ich gelesen habe, aber dieses ist das einzige, in dem erklärt wird, wie man sichere Dächer baut. Zu dumm, dass ausgerechnet die wichtigste Formel einen Fehler hat. Das heißt... Moment mal!“
Nathan suchte hektisch nach einem Blatt Papier, konnte aber keines finden und begann kurzerhand auf seinem Gewand zu schreiben. Die verkniffenen Lippen entspannten sich allmählich und verzogen sich schließlich zu einem breiten Grinsen.
„Ich hab’s!“, rief er erfreut und griff nach einem Messer. Mit größter Vorsicht trennte er die Formel aus seinem Gewand und reichte sie Ebô’ney. „Wenn du damit die Konstruktion berechnest, dann wirst du keine Probleme mehr haben.“ Mit diesen Worten streckte sich Nathan gähnend und begann seinen Schreibtisch aufzuräumen.
„Sag mal, Kleiner, seit wann kannst du denn sowas?“, erkundigte sich Bhoot erstaunt.
„Schon immer“, gab Nathan zurück und er klang beinahe etwas verlegen.
„Warum hast du uns nie etwas davon gesagt?“, wollte Billî wissen.
„Ebô’ney hat diese Frage sehr treffend beantwortet. Weil wir Katzen so etwas nicht können. Ich dachte, wenn ich sage, dass ich etwas von Architektur und Statik verstehe, dann gehöre ich

vielleicht nicht mehr dazu.“
„Bitte entschuldige meine Worte, Nathan“, sagte Ebô’ney und strich ein Blatt Papier glatt, das sie kurz vorher vom Boden aufgehoben hatte. „Ich nehme alles zurück und behaupte das Gegenteil. Diese Zeichnung ist brillant!“
Sie hob ein weiteres Papierknäuel auf und sparte nicht mit Lob.
„Ihr solltet aufhören, ihn den Kleinen zu nennen. Nathan ist ein Genie! Bitte entschuldige, dass ich dich so angeschrien habe. Ich war wütend und wusste nicht, dass ich mit so einem großen Künstler rede. Es wäre mir eine große Ehre, wenn du mir bei der Gestaltung der neuen Häuser helfen würdest.“
„Gerne. Aber erst muss ich ein wenig schlafen. Ich war die ganze Nacht wach. Wenn ihr mich jetzt bitte alleine lassen würdet?“
Mit diesen Worten schob Nathan Bhoot einfach durch die Tür. Niemand außer ihm hätte sich eine solche Respektlosigkeit erlaubt und niemand außer ihm wäre damit durchgekommen. Vor der Tür sahen sich Billî und Bhoot verwirrt an. Ihr kleiner Bruder sollte ein Genie sein? Das war nun schon das zweite Wunder nach der Rettung von Ebô’ney und Parian in allerletzter Minute. Es blieb abzuwarten, welche Wunder noch folgen würden.

Achterbahn der Gefühle

„...wenn ich das hier um 30 cm verlängere ... und das hier um einen Meter ... und das Stück verkürzen ...“, murmelte Nathan vor sich hin, kritzelte ein paar Linien und Zahlen auf ein Stück Papier, warf einen Blick auf ein Anderes, nur um sich dann wieder dem Papier vor sich zuzuwenden und erneut Linien zu zeichnen.
Ebô’ney saß, den Kopf in die Hände gestützt, an der gegenüberliegenden Seite des Tisches und sah ihm gelangweilt zu. Nach einer Weile hielt Nathan mit seiner Arbeit inne, blickte auf und fragte mit einem leicht gereizten Unterton in der Stimme: „Musst du mich so anstarren?“
„Wenn du mich ignorierst schon“, konterte sie schnippisch.
„Ich wusste gar nicht, dass ich so ein interessantes Wesen für dich bin!“ Natahn grinste und er lehnte sich ein Stück nach Vorn, wartend auf Ebô’neys Reaktion.
„Bild dir bloß nichts ein Kätzchen!“ Sie wandte ihren Blick arrogant in eine andere Richtung, damit ihre Augen sich nicht treffen konnten, doch als Nathan sich wieder seinen Zahlen zuwandte, schielte sie zu ihm herüber.
Eine Weile schwiegen sie, dann hielt Nathan erneut inne.
„Ebô’ney, hör auf mich anzustarren.“
„Wieso? Stört dich das etwa?!
Natahn schüttelte übertrieben den Kopf.
„Nein, natürlich nicht“, sagte er sarkastisch, „ich hab bloß Angst, dass du mit deinem Blick die Zahlen auf dem Papier zum Leben erweckst und sie über mich herfallen.“
Sie musste schmunzeln, doch bevor er dies bemerken konnte, war ihr Gesichtsausdruck wieder emotionslos.
„Ich bezweifle, dass die Zahlen sich gerne in deinem Fell verheddern würden. Das wäre ihr Ende“, konterte sie.
„Und ich denke, sie würden sofort Reißaus nehmen, wenn sie *dich* sehen.“ Nathan lachte über seine Antwort und er versuchte aus ihrer Reaktion etwas heraus zu lesen, doch Ebô’ney funkelte ihn nur an und begann: „Und ich denke ...“
Sie wurde von ihm unterbrochen: „Ach, du kannst denken?“
„Schließe bitte nicht immer gleich von dir auf andere“, antwortete sie spitz.
„Und jetzt klaust du mir auch noch meine Sprüche.“ Nathan schüttelte gespielt entsetzt den Kopf und schnalzte mit der Zunge. Er wartete noch ein paar Sekunden, doch Ebô’ney schien dem nichts mehr entgegensetzten zu können und so machte er sich wiederholt an seine Arbeit.
Nach ein paar Minuten jedoch musste er erneut unterbrechen, denn Ebô’ney beschwerte sich über ihre Langeweile.
„Nath, ich sitze jetzt schon seit fünf Tagen mit dir an diesem Tisch und sehe dir dabei zu, wie du irgendwelche Formeln und Striche auf unzählige Blätter Papier schreibst. Wann bist du endlich fertig? Wir müssen langsam anfangen die Häuser zu bauen, sonst können wir die Materialien bald nicht mehr nutzen. Die ganzen Striche da auf den Blättern nützen uns nichts, darunter kann keine Katze leben.“
Nathan seufzte, wobei sich seine Schnurrhaare kräuselten.
„Also erstens mal handelt es sich hier nicht nur um Striche, sondern um Planskizzen, die uns dabei helfen sollen die Häuser zu bauen. Architektur beruht auf drei Prinzipien - Stabilität, Nützlichkeit und Anmut. Anmut erreichen wir durch Kreativität und Phantasie und Stabilität nur durch exakte Rechungen und Statikauslegung. Architektur ist nützlich, damit wir die Häuser sicher bauen können, damit am Ende alles stimmt und damit zwischendurch alles geordnet

abläuft und nichts dem Chaos verfällt. Architektur ist Harmonie und Einklang aller Teile, die so erreicht wird, dass nichts weggenommen, zugefügt oder verändert werden könnte, ohne das Ganze zu zerstören. Wir schaffen den notwendigen baulichen Rahmen, in dem wir uns bewegen. Und wenn du nicht so ungeduldig gewesen wärst und noch gewartet hättest mit der Anschaffung aller Materialien, dann würdest du jetzt keine Panik schieben müssen, dass dir das Holz vermodert oder dergleichen."
Tatsächlich hatte Ebô'ney, nur kurz nachdem sie von Nathans erstaunlicher Begabung für Architektur erfahren hatte, angefangen, Tauben an alle in der Nähe liegenden Katzendörfer zu schicken und Hilfe sowie Rohmaterial für den Bau neuer Häuser im Dorf angefordert. Gruppen von starken Katzen wurden in die Wälder geschickt, um Bäume zu fällen, zu zersägen und am Rande des Dorfes in großen Stapeln übereinander zu lagern. Sie hatte alles daran gesetzt, die Bauarbeiten so schnell wie möglich wieder aufnehmen zu können, jedoch nicht bedacht, dass Nathan noch Zeit zur Entwicklung von ausgefeilten Bauplänen benötigte. Allgemein hatte der kleine Kater eine ziemlich ruhige, entspannte und langsame Art zu Arbeiten. Nathan nahm alles locker auf die rechte Schulter, Zeitdruck kannte er nicht und wollte er auch nie kennen lernen. Für ihn war alles nur ein Spiel, er war jung und hatte es nicht anders kennen gelernt. Verantwortung zu tragen war ihm nie beigebracht worden, dafür hatten seine großen Brüder gesorgt und auch Esme, die ihn immer von oben bis unten verwöhnt hatte und ihm alles Schwierige im Leben abnahm. Es kümmerte ihn nicht sonderlich, dass auf den Wiesen vor dem Dorf zahlreiche Katzen darauf warteten, endlich mit der Arbeit beginnen zu können und dass das unbehandelte Holz, welches für die neuen Häuser bestimmt war, langsam der Witterung zum Opfer fiel. Nathan war nichts von alledem wichtig, bis auf seine Planskizzen und seine Berechnungen. Seit fünf Tagen saß er nun schon jeweils mehrere Stunden bei sich Zuhause an einem Tisch, der von Büchern und beschriebenen Blättern nur so überfüllt war und zeichnete und rechnete wie ein Weltmeister. Gelegentlich musste er sich mit der Gesellschaft von Ebô'ney abfinden, doch nach dem dritten Tag hatte es ihm nicht mehr viel ausgemacht. Vielmehr machte es ihm langsam Spaß sie zu necken und beinahe zum Wahnsinn zu treiben.
„Holz vermodert nicht so schnell, Nath."
„Na, dann bin ich ja beruhigt. Ich bin im übrigen fertig!" Nathan reichte Ebô'ney einen Stapel Papier über den Tisch hinweg und wartete geduldig, während sie sein Geschriebenes mit skeptischem Blick musterte.
„Und dafür hast du so lange gebraucht?", fragte sie schließlich ungläubig.
„Was heißt das denn nun schon wieder? Das sind exzellente Zeichnungen und exakte Rechnungen. Damit kannst du die besten Häuser von Atlantis bauen. Es ist narrensicher!"
„Etwas narrensicher zu machen ist unmöglich - Dummköpfe sind zu erfinderisch! Das sollte dir mal jemand beibringen. Aber ich kann nicht glauben, dass du für die paar Linien so lange gebraucht hast", antwortete Ebô'ney und gab ihm den Stapel wieder zurück.
„Tja, ich hätte nicht so lange gebraucht, wenn du mir geholfen hättest, anstatt hier nur dumm rum zu sitzen und mich mit deinem starren Blick auszuziehen."
Empört schnappte sie nach Luft und wollte etwas erwidern, doch er kam ihr zuvor: „Aber vielleicht war es auch besser so, denn sonst hätten wir in runden Häusern wohnen müssen, da du ja nicht einmal eine gerade Linie zeichnen kannst."
Ebô'ney schnappte sich ein Blatt Papier. „Ich kann sehr wohl eine gerade Linie zeichnen!" Angestrengt kritzelte sie auf dem Papier herum. Nathan beugte sich über den Tisch um besser sehen zu können, was sie versuchte zustande zu bringen. Er verfolgte, wie sie langsam, wie in Zeitlupe, den Stift über das Papier fahren lies. Zuerst sah es wirklich so aus, als könne sie eine

gerade Linie zeichnen, dann jedoch, am Ende, wurde die Linie krumm.
„Und gerade als es gerade war, da brach es ab - was schade war“, witzelte Nathan.
Frustriert über sich selbst zerknüllte Ebô’ney das Blatt Papier und warf es in eine Ecke. Als sie seinen befriedigten Gesichtsausdruck bemerkte, stieg Entrüstung in ihr auf.
Nathan lehnte sich zufrieden in seinem Stuhl zurück. Er verzog die Schnauze zu einem Grinsen.
„Weißt du Ebô’ney, die Leute im Dorf lügen.“
„Wie meinst du das?“
„Na ja, sie sagen, dass du ziemlich zickig bist, aber das stimmt gar nicht.“
Mit einem mal hellte sich Ebô’neys Gemütsstimmung auf. Mit so einem Kompliment hatte sie nicht gerechnet und es schmeichelte sie ungemein.
„Danke Nathan, das ist wirklich nett von dir.“
Er zwinkerte ihr zu und antwortete keck: „Du bist nicht zickig, du bist kratzbürstig.“
Sofort entglitten Ebô’ney alle Gesichtzüge und sie war zu empört, um irgendetwas zu antworten.
Nathan achtete nicht darauf, erhob sich und hob das von ihr zusammengeknüllte Blatt Papier auf.
„Wieso hast du es weggeschmissen?“, fragte er beiläufig.
„Tu doch nicht so, weil es wertlos war“, gab sie gereizt zurück.
Nathan schüttelte den Kopf. Er beugte sich zu ihr hinunter, sodass er ihr genau in die Augen blicken konnte, dann sagte er: „Nichts ist so wertlos, als das es nicht noch als abschreckendes Beispiel dienen könnte.“ Er grinste frech.
„Du machst Witze, oder?“, fragte sie trocken.
„Na und?“
„Ich mag keine Witze.“
„Und ich mag dich nicht!“

***

„Verdammt!“, stieß Parian aus. „Komm endlich raus du dumme Axt!“
Der Halbelf stand vor einem großen Stapel Holz und versuchte angestrengt aus einem der Holzstücke eine Axt zu ziehen, was ihm aber nicht gelang. Sein Gesicht lief bereits rot an und der Schweiß rann ihm unaufhaltsam die Stirn hinunter und brannte in seinen Augen. In diesen Momenten hasste er es, zur Hälfte ein Mensch zu sein, denn als vollwertiger Elf hätte er die Begabung gehabt, seinen Körper besser kontrollieren zu können. So musste er sich jedoch mit in den Augen brennendem Schweiß und rot angelaufenem Kopf auseinander setzten.
Nach einem erneuten Versuch, die Axt aus dem Holzstück zu ziehen, ließ er sich erschöpft auf dem Boden nieder. Eine Gruppe von Katzen kam an ihm vorbei und blieb eine kurze Zeit lang stehen, um sich Auskunft über die Baupläne zu holen. Es waren Katzen der älteren Jahrgänge, was Parian an den Stimmen und den weißgrauen Fellnuancen erkannte. Ihm blieb nicht erspart einen Teil ihrer Gespräche mitzubekommen.
„Ich hätte nie gedacht, dass der kleine Nath so ein Begabung hat“, sagte eine weiße, große Katzendame, die sogleich zustimmendes Nicken ihrer Freundinnen bekam.
„Ich auch nicht, aber ich bin froh, dass er nun etwas gefunden hat was ihm gefällt“, antwortete eine grau getigerte Katze.
„Aber ich fühle mich bei der Sache nicht ganz so wohl“, meldete sich eine rot-schwarz gefleckte Katze zu Wort, „er verbringt viel zu viel Zeit mit dieser jungen Frau Ebô’ney. Ich befürchte, dass sich da etwas anbahnt. Was ist, wenn die Zwei sich ineinander verlieben? Oder sich schon ineinander verliebt haben. Schließlich hocken sie schon seit fünf Tagen fast jede freie Minute

zusammen!?“
„Aber meine liebe Basu, so etwas hat es noch nie gegeben. Eine Katze und ein Mensch. Das ist vollkommen unmöglich. Katzen verlieben sich nicht in Menschen, schon gar nicht umgekehrt“, antwortete die weiße Katze.
„Und wenn doch?“, wurde gekontert.
„Niemals Basu, niemals.“
„Aber das ganze Dorf redet schon darüber, es gibt Gerüchte...“
Die weiße Katze bäumte sich ein wenig auf und sagte im Brustton der Überzeugung: „Es wird nicht passieren. Lasst doch das Dorf reden, der kleine Nath würde sich nie auf einen Menschen einlassen. Vergesst nicht, dass auch bei ihm das stolze Blut unserer Vorfahren durch die Adern fließt. Wenn er die Wahl zwischen einem Menschen und einer Katze hätte, dann würde er sich sofort für die Katze entscheiden. Und wenn nicht, dann würden Bhoot und Billî schon dafür sorgen. Es hat nie eine Beziehung zwischen einem Menschen und einer Katze gegeben und es wird auch nie eine Beziehung geben. Das wäre sonst eine Schande für das ganze Dorf.“
Mit diesen Worten zog die kleine Gruppe ab.
Parian grinste nur und schüttelte den Kopf. Auch er konnte sich unmöglich vorstellen, dass Ebô’ney etwas mit einem Katzenwesen anfangen würde, was über eine freundschaftliche Beziehung hinausging. Sie konnte ja noch nicht einmal ordentlich mit einem Halbelfen umgehen, wie sollte es dann mit einem Kater funktionieren?
Nein, die Katzen mussten sich irren. Ebô’ney verbrachte mit Nathan nur so viel Zeit, weil er für sie nützlich war, etwas anderes spielte keine Rolle. Er musste lachen, als er das Bild einer liebestrunkenen Ebô’ney, die Nathan anhimmelte, vor Augen hatte. Er stand auf und machte sich mit neuem Tatendrang daran, die Axt aus dem Holzstück zu ziehen. Gerade als er daran zog, kam Ebô’ney angestiefelt.
„Oh, was treibt dich denn hierher?“, fragte er überrascht.
„Er ist so ein ungehobelter Kerl“, zischte sie.
„Wer?“
„Nathan.“
„Was hat er denn gemacht?“ Eigentlich hatte Parian nicht nachfragen wollen, da er befürchtete, sie würde ihn dafür gleich wieder anfahren, was er sich dabei denke sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Doch es war ihm einfach so über die Lippen gekommen.
Zu seinem Erstaunen antwortete sie ihm.
„Er ist so ... so ... so beleidigend. Er denkt, er könne mit seinen frechen Sprüchen Eindruck schinden. Gott, er hält sich für so toll.“
Ebô’ney hielt Parian einen viertelstündigen Vortrag über die Zeit, die sie mit Nathan bis jetzt verbracht hatte, ohne sich darüber Gedanken zu machen, ob der Halbelf überhaupt etwas darüber wissen wollte oder nicht.
Doch Parian war genug Gentlemen, um ihr ohne zu murren zuzuhören und hier und da zu nicken, um ihr seine Aufmerksamkeit zu signalisieren. Er war froh, dass sie überhaupt mit ihm redete. Vor ein paar Wochen war dies für ihn noch nahezu unmöglich erschienen, doch seit dem Vorfall in der Bibliothek hatte sich Ebô’neys Verhalten ihm gegenüber verändert. Vielleicht war es ihr nicht aufgefallen, doch Parian hatte gemerkt, dass sie ihm neutraler gegenüber trat. Es hatte schon fast etwas Freundschaftliches an sich. Sie plauderten ab und zu mal miteinander und er war zur Stelle, wenn sie seine Hilfe zu brauchen schien.
„... und dann hat er doch tatsächlich ‚u*nd ich mag dich nicht’* geantwortet. Ist das denn zu fassen? Lass dich nie mit einem Idioten ein, er zieht dich auf sein Niveau runter und schlägt dich mit

Erfahrung“, schloss sie bitter.
Parian seufze leise und antwortete: „Er ist jung und er macht sich seinen Spaß daraus. Ignorier ihn einfach.“
„Oder *du* redest mal mit ihm.“ Ebô’ney stemmte die Hände in die Hüfte.
„Ich?“, fragte Parian entsetzt.
„Ja du, du bist doch ein Elf ...“
„Halbelf“, unterbrach er sie ruhig.
„Elf ... Halbelf ... wie auch immer. Du bist groß, kräftig und kannst ziemlich angsteinflößend sein ...“
„Ich bin angsteinflößend?“, stutze er und runzelte ungläubig die Stirn.
„Unterbrich mich nicht ständig. Also, du gehst zu Nath und sagst ihm mal gehörig die Meinung, dass man mit einer Frau so nicht umgehen kann.“
„Ich denke nicht, dass das helfen würde.“
„Überlass das Denken mal lieber mir Parian, du geh einfach nur zu Nath und sag ihm klar und deutlich, was Sache ist.“
Parian schwieg.
„Ich deute das jetzt mal als ja. Ich wusste, du würdest nicht nein sagen. Du würdest *nie* nein sagen.“ Ebô’ney blickte ihn zufrieden an, dann gab sie ihm einen leichten, freundschaftlichen Klapps auf die Schulter.
Parian hätte am liebsten protestiert, doch ihm war bewusst, dass er gegen sie keine Chance hatte. Außerdem wollte er es sich nicht mit ihr verscherzen und so hielt er den Mund und versuchte erneut die Axt aus dem Stück Holz zu ziehen.
„Oh, soll ich dir helfen?“, fragte Ebô’ney und wandte ihre telekinetische Kraft an. Mit einem mal schnellte die Axt aus dem Holz und Parian fiel rücklings zu Boden. Er verzog das Gesicht und stöhnte leise vor Schmerzen auf.
„Hab ich doch gern gemacht!“, sagte Ebô’ney und machte sich auf den Weg zurück ins Dorfinnere, ohne sich weiter um ihn zu kümmern.

***

Kurz bevor sie das Haus von Bhoot erreicht hatte, blieb Ebô’ney wie angewurzelt stehen. Sie konnte im ersten Moment nicht glauben, was sich vor ihren Augen abspielte. An einer freien, größeren Stelle mitten im Dorf waren etwa ein halbes Duzend Katzenwesen damit beschäftigt ein riesiges Loch in die Erde zu graben. Etwas abseits stand Nathan, in den Händen einen Stapel Papier haltend, um ihn herum lagen einige Bücher verstreut auf dem Boden.
Ebô’ney ging zu ihm hinüber, baute sich vor ihm auf und fragte wütend: „Kannst du mir mal erklären, was hier los ist? Was soll denn das? Wieso grabt ihr hier ein Loch in den Boden?“
Nathan beachtete sie nicht. Er war zu sehr damit beschäftigt, seine Aufzeichnungen zu studieren. Erst, als Ebô’ney ihm laut ins Ohr schrie, blickte er auf und verlagerte seine Aufmerksamkeit auf sie.
„Kann ich was für dich tun?“, fragte er gelassen.
„Ob du was für mich tun kannst? Was ist das denn für eine dumme Frage? Du könntest mir mal erklären, warum du mitten ins Dorf ein Loch graben lässt.“
Nathan zog sie ohne ein Wort zu sagen neben sich, sodass sie einen Blick in seine Aufzeichnungen werfen konnte. Was sie erblickte waren Grundrisse und Aufrisse von Gebäudearten, Dreitafelprojektionen und verschiedenen perspektivischen Darstellungen, die

gespickt waren von vielen kleinen Zahlen und Maßeinheiten.
Nathan erklärte: „Ich habe herausgefunden, dass man den Häusern noch mehr Stabilität geben kann, indem man sie ein Stück in den Boden baut. Sind die Häuser ein klein wenig tiefer gelegt, ändert sich ihre Statik zu unseren Gunsten. Allerdings ist das bis jetzt noch eher theoretisch und aus diesem Grund möchte ich es jetzt in der Praxis ausprobieren.“
„Was heißt hier ausprobieren? Du bist dir also nicht wirklich sicher, ob es funktioniert?“, hakte Ebô’ney nach.
„Irrtum, ich *bin* mir sicher, dass es funktioniert, theoretisch jedenfalls. Aber in der Praxis kommen so viele andere Faktoren hinzu, die sich nicht mit einer mathematischen Formel berechnen lassen.“
Eine kleine Gruppe Katzen lief an ihnen vorbei, sie trugen große Eimer voll Wasser. Als sie das Loch erreicht hatten, kippten sie das Wasser hinein, sowie um das Loch herum, sodass der Boden schlammig wurde.
„Und was soll das jetzt werden?“, fragte Ebô’ney mit erstickter Stimme.
„Na ja, ich habe bemerkt, dass der Boden hier nicht optimal ist. Er ist nicht tragfähig genug. Aus diesem Grund versuchen wir durch Wasser die Eigenschaften der Erde zu verändern“, antwortete Nathan gelassen.
„Wie, bist du jetzt auch Bodenspezialist geworden?“
„Nein, aber man muss auch kein Spezialist sein um zu erkennen, dass der Boden unter den anderen Häusern langsam immer tiefer sinkt.“
Ebô’ney schüttelte vehement den Kopf. „Nein, nein, nein ... das kann ich nicht zulassen, das wird nie funktionieren. Das Problem mit der Erde und der Statik kann doch nicht einfach so durch ein bisschen Graben und Überfluten zu lösen sein. Vergiss es Nath, da mach ich nicht mit.“
Sie wollte gehen, doch er hielt sie zurück.
„Wenn du nicht ein Teil der Lösung bist, bist du ein Teil des Problems. Wir brauchen dich! Du kannst nicht einfach so gehen.“
„Oh doch, ich kann!“
Ebô’ney versuchte sich aus seinem Griff zu befreien, doch er hielt sie zu fest. Sie wunderte sich, dass er so viel Kraft hatte, denn er machte eher den Anschein eines Schwächlings. Je mehr sie versuchte gegen ihn anzukämpfen, umso fester hielt er ihren Arm. Ein letztes Mal lehnte sie sich gegen ihn auf und als er in ihre vor Zorn funkelnden Augen sah, ließ er sie los. Ebô’ney verlor das Gleichgewicht und fiel in eine Pfütze, das schlammige Wasser spritzte und gab ihrer hellen Kleidung ein dunkelbraunes Muster.
„Oh nein, das tut mir jetzt wirklich leid!“, gab Nathan ernsthaft zu und half ihr hoch.
„Ach komm, nun tu doch nicht so scheinheilig. Am liebsten würdest du doch jetzt sofort in Gelächter ausbrechen. Na los, sag schon irgendeinen deiner dummen Sprüche“, zischte Ebô’ney.
Nathan hob entschuldigend die Hände und beteuerte: „Nein ehrlich, es tut mir wirklich leid. Ich wollte nicht, dass du in die Pfütze fällst. Das war ein Versehen.“
„Schwörst du’s?“ Sie hob drohend den Finger.
„Ich schwöre!“, pflichtete Nath ihr bei.
Sie musterte angewidert ihre schmutzige Kleidung. Auch ihre Harre waren von Schlamm durchzogen und verklebt.
„Ich muss schrecklich aussehen...“, murmelte sie hörbar.
Nathan schüttelte den Kopf und fischte ein Blatt aus ihrem Haar.
„Niemand sieht so schlecht aus, wie er denkt. Eigentlich steht dir so ein bisschen Schmutz ganz gut.“

Ein Lächeln huschte über Ebô'neys Gesicht, dass jedoch sofort wieder verschwand, als er hinzufügte: „Schönheit ist nur oberflächlich, aber Hässlichkeit geht durch und durch."
„Willst du damit etwa sagen ich sei hässlich?"
„Möchtest du es allgemein wissen, oder auf diesen Moment bezogen?", fragte er frech nach.
„Du bist auch nicht gerade hübsch!", konterte sie.
„Na, wenigstens habe ich keinen Schlamm im Fell!", erwiderte er und lachte.
„Hör auf mit deinen dummen Scherzen. Wir sollten lieber unser weiteres Vorgehen beraten, das ist dringender. Häuser bauen sich nicht von selbst."
„Nichts ist so dringend, dass es durch ein paar Tage liegen bleiben nicht noch dringender wird. Aber gut, wie du willst, jedoch solltest du dich erst einmal wieder sauber machen, eine schlammüberzogene Ebô'ney sieht keiner gerne. Treffen wir uns doch am Besten heute Abend noch bei mir, dann können wir alles in Ruhe klären."

***

Parians Rücken schmerzte immer noch. Er saß auf der Treppe vor dem Pavillon und beobachtete die Sterne. Er tat dies oft, wenn er nachdenken musste. Die funkelnden Lichter am dunkelblauen Himmel erinnerten ihn an seine Kindheit, daran, wie seine Mutter ihm oft Geschichten über mächtige Gestalten, die hoch oben im Himmel über ihn wachten, erzählt hatte. Seitdem hatte er viel Zeit damit verbracht, in die Sterne zu schauen. Wenn seine Phantasie mit ihm durchging, dann konnte er in den dunklen Schatten der Wolken die Gesichter seiner Eltern erblicken und eine Welle von Traurigkeit durchströmte ihn. Immer wenn er traurig war, rief er sich ihre Stimmen in den Kopf, doch mit der Zeit merkte er, dass er allmählich vergaß, wie seine Eltern sich angehört hatten. Es war schon zu lange her, seit sie ihn verlassen hatten.
Parian wurde aus seinen Gedanken gerissen, als Ebô'ney an ihm vorbei spazierte. Sie hielt inne und musterte ihn.
„Wieso sitzt du hier so allein und starrst in den Himmel?", fragte sie.
Er blickte verlegen zur Seite und antwortete: „Ich denke nach, das ist alles."
„Worüber?" wollte sie wissen.
Parian war ein wenig überrascht, dass sie sich für seine Gedanken zu interessieren schien.
„Na ja ... über alles. Mein Leben auf Atlantis, meine Freunde, meine Eltern", antwortete er und er konnte nicht verhindern, dass sie seiner Stimme anhörte, wie bedrückt er war.
Ebô'ney setzte sich zu ihm, eine weitere Geste, die ihn überraschte.
„Ich hab noch nicht geschafft mit Nath zu reden."
Sie winkte ab.
„Schon gut. Er ist mir egal. Soll er doch weiter seine Sprüche klopfen."
Parian blickte sie an. Ein Kribbeln durchzog ihn, als der Wind durch Ebô'neys Haare wehte und Haarsträhnen über ihr Gesicht tanzen ließ. Zum ersten mal, seit er ihr so nah war, fiel ihm auf, wie schön sie eigentlich war. Die goldenen Augen funkelten im Licht der Sterne, ihr schwarzes Haar glänzte und umschmeichelte ihre Schultern, die Haut war weich und so hell wie die eines Elfen. *Du bist wunderschön,* sagte Parian in Gedanken, er hätte es gerne laut gesagt, doch zum einen hatte er Angst, sie würde ihn sofort anfahren und zum anderen sagte er sich, dass sie diese Worte bestimmt schon ziemlich oft gehört haben musste. Am liebsten hätte er ihr die vom Wind kreuz und quer wehenden Haarsträhnen aus dem Gesicht gestrichen, doch er hielt sich zurück. Es wunderte ihn, dass sie neben ihm saß, ohne ihn anzufunkeln oder anzugiften. *Hatte sie sich geändert?*, schoss es Parian durch den Kopf. *Hatte sie endlich akzeptiert, dass nicht alle Elfen*

grundsätzlich böse waren? War sie bereit ihm gegenüber aufrichtig zu sein? Würde sie ihn akzeptieren, ja vielleicht sogar mögen?
Ebô'ney seufzte und Parian wandte schnell den Blick von ihr ab. Dabei durchzuckte ihn ein stechender Schmerz in der Rückengegend und er stöhnte leise auf.
„Was hast du?", fragte sie.
„Ach, nur Rückenschmerzen. Falls du es vergessen hast, ich bin unglücklich gefallen heute Nachmittag."
„Oh, das war meine Schuld. Entschuldige", sagte sie emotionslos.
Parian konnte nichts erwidern. Er war zu perplex, denn zum ersten mal hatte sich Ebô'ney für etwas bei ihm entschuldigt. Eine Geste, die ihm viel bedeutete.

***

Nathan bekam nicht mit, wie Ebô'ney den Raum betrat. Er stand vor einem Regal mit Büchern und schien nach einem bestimmten Exemplar zu suchen. Das gab Ebô'ney Zeit, ihn ein bisschen zu beobachten. Ihr viel auf, dass er anders aussah als die anderen Katzen. Zwar glich er seinem Bruder Bhoot durch seine schwarze Fellfarbe und die weißen Pfoten sehr, doch im Gegensatz zu ihm hatte Nathan längeres und flauschigeres Fell, als hätte es eine Perserkatze in seiner Familie gegeben. Auch die Art wie er sich bewegte unterschied ihn von den anderen Katzen. Während sie sich fließend und elegant, ja schon fast schwebend fortbewegten, wirkten Nathans Bewegungen ein bisschen unbeholfen und stockend und weitaus weniger anmutig. Ebenfalls war er kleiner als seine Artgenossen, was Ebô'ney aber auf sein junges Alter schob.
Sie musste schmunzeln als sie sah, wie er die Stirn in Falten zog und seine Schnurrhaare sich kräuselten. Ihr fiel auf, dass er eigentlich kein schlechter Kerl war. Die ganzen letzten Tage, die sie mit ihm verbracht hatte, hatte sie seine Anwesenheit nie als störend empfunden. Sie mochte zwar seine Sprüche nicht, doch hatte sie ihm nie längere Zeit dafür böse sein können. Eigentlich, das musste sie sich eingestehen, war er immer nett zu ihr gewesen. Er hatte sie nie beleidigt, sondern immer nur geneckt. In seiner Anwesenheit hatte sie sich wohl gefühlt. Er interessierte sich für die gleichen Sachen wie sie und er war ein außerordentlich guter Gesprächspartner und Zuhörer. Auch wenn sie es sich nicht eingestehen wollte, sie hatte sich jeden Tag darauf gefreut mit ihm zusammen an den Bauplänen für das Dorf zu arbeiten. Wenn sie ehrlich mit sich war, dann würde sie behaupten ihn zu mögen. Sagen würde sie es jedoch nicht.
Nathan bemerkte ihre Anwesenheit und drehte sich zu ihr um. Er grinste sie an und bedeutete ihr sich zu setzten.
„Schön, dass du gekommen bist. Etwas spät, ich dachte schon, du bist noch wütend wegen deiner unglücklichen Begegnung mit der Pfütze und würdest mich einfach versetzen", sagte er.
Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich war nur kurz bei Parian."
Erstaunt hob er die Augenbrauen.
„Die Leute sagen, dass du ihn hasst."
„Die Leute erzählen viel, wenn der Tag lang ist. Ach, ich will mir keine Gedanken über Parian machen, er ist nur ein Elf ... oder Halbelf, wie er immer sagt. Er ist eine gute Arbeitskraft, für mich in dem Sinne also ziemlich nützlich."
„Und mehr nicht?", hakte Nathan nach.
„Was soll denn da mehr sein? Er ist einfach nur da. Eine Selbstverständlichkeit und das ist auch gut so, mehr ist da nicht."
Nathan nickte nachdenklich. Er senkte den Blick zu Boden. Zum ersten mal konnte Ebô'ney eine

andere Seite an ihm sehen. Der freche Kater wirkte plötzlich verletzlich und sensibel. Sie wollte gerade fragen, was mit ihm los sei, als er das Wort von selbst ergriff: „Selbstverständlichkeit. Ich kenne dieses Wort. Mich sehen hier auch alle nur als selbstverständlich an. Ich bin immer nur der ‚kleine Bruder' von Bhoot und Billi. Na ja, ich hab mich damit abgefunden."
„Ich finde nicht, dass du selbstverständlich bist. Du bist für dieses Dorf wichtiger, als du vielleicht denkst. Seit alle wissen, was für ein Talent du hast bist du viel angesehener. Du bist aus dem Schatten deiner Brüder herausgetreten."
Nathan schnaubte verächtlich. „Gegenüber dem Stellvertreter von Nemo und einem angesehenen Diplomaten ist ein Architekt verdammt klein. Meine eigene Körpergröße kommt da noch hinzu, selbst die Mädchen, die ungefähr meinem Alter entsprechen, sind größer als ich."
„Ach komm schon, Männer sind meistens größer als Frauen, weil Unkraut stets die Blumen verdeckt."
Nathan musste bei ihrer Antwort lachen.
„Willst du damit etwa sagen, ich sei eine Blume und Bhoot und Billi sind Unkraut?", gluckste er.
„Nein, aber es hat dich wenigstens aufgemuntert. So trübselig machst du mir nämlich Angst. Wo ist der freche Kater geblieben, der mich die letzten Tage so genervt hat?", antwortete Ebô'ney.
„Ha, ich wusste doch, dass du darauf stehst geneckt zu werden." Triumphierend grinste Nathan sie an.
„Tu ich nicht!", protestierte sie, musste dann aber lachen.
Nathan erhob sich und fragte sie, ob sie etwas essen wolle. Esme hatte einen Kuchen gebacken, der schon seit dem Morgen darauf wartete verspeist zu werden. Zuerst zögerte Ebô'ney, da sie wusste, wie fetthaltig Esme kochte und backte, doch Nathan konnte sie schließlich mit den Worten: „Alles Gute im Leben ist entweder ungesetzlich, unmoralisch, oder es macht dick. Wenn du nicht nur schlechte Dinge im Leben haben willst, dann iss mit mir diesen Kuchen", überzeugen.
„Hast du vielleicht auch noch etwas Sirup, oder so? Dann schmeckt der Kuchen besser", fragte Ebô'ney und sogleich stand vor ihr eine verschlossene Keramikflasche. Sie versuchte sie zu öffnen, doch der Korken war zu fest in die Flasche gedrückt worden.
„Wenn es klemmt, dann wende Gewalt an", schlug Nathan ihr vor.
„Aber ich will die Flasche oder den Korken nicht kaputt machen."
„Wenn es kaputt geht, dann ist das auch kein Weltuntergang. Warte, ich mach es für dich."
Als Nathan die Flasche an sich nahm, berührten ihre Hände flüchtig seine Pfoten. Ein Kribbeln durchströmte Ebô'neys Körper blitzartig und ihr Herz fing an schneller zu schlagen. Zuerst war sie etwas erstaunt über diese Gefühlsregung. Doch allmählich genoss sie das immer wiederkommende Kribbeln, wenn Nathan sie ansah, während sie über den Häuserbau im Dorf sprachen. Ebô'ney konnte sich nicht wirklich auf das Thema konzentrieren. Sie konnte nicht eine Sekunde ihre Augen von Nathan nehmen. Sie wunderte sich darüber, dass sie mit einem mal das Verlangen spürte, ihn zu berühren. Sie wollte über sein Fell streichen, ihm so nahe wie möglich sein. Das Wort „Liebe" schoss ihr unwillkürlich durch den Kopf. *Habe ich mich gerade in Nathan verliebt?*, fragte sie sich selbst. Sie wusste zwar nicht, ob es bereits Liebe war, aber ihr wurde schlagartig bewusst, dass sie etwas für Nathan empfand, was über eine Freundschaft hinaus ging. Er bedeutete ihr etwas.
„Habe ich etwas im Gesicht?" Nathan riss sie aus ihren Gedanken. Sie schüttelte verwirrt den Kopf, dann warf sie einen Blick nach draußen und stellte fest, dass es weit nach Mitternacht sein musste. Sie hatte das Gefühl, die Zeit sei rasend schnell vergangen und sie wurde ein wenig traurig bei dem Gedanken, dass sie gehen sollte. Ihr Verstand sagte ihr jedoch, dass es besser war

Nathan jetzt zu verlassen. Ebô’ney erhob sich, Nathan wusste sofort Bescheid und geleitete sie nach draußen vor die Tür. Es war eine kühle, klare Nacht und kaum eine Wolke war am Himmel zu sehen. Ebô’ney hörte in der Ferne Grillen zirpen, ansonsten war es still.
„Es war ein schöner Abend Nath. Ich hatte viel Spaß und ich denke, wir werden den Bauplan so umsetzen können, wie wir es uns vorstellen.“
Er nickte und blickte ihr tief in die Augen.
„Hat dir eigentlich schon einmal jemand gesagt, wie schön du eigentlich bist?“, fragte er sanft, legte seine Pfoten um ihre Taille und zog sie zu sich heran.
„Nein ... das ... das ... hat noch nie jemand zu mir ... gesagt“, stammelte sie.
„Ich wollte das hier schon den ganzen Abend lang tun“, sagte er und sein Gesicht kam Ihrem immer näher.

***

Parian spazierte gedankenverloren durch das Dorf. Immer und immer wieder rief er sich das Bild von Ebô’ney, wie sie neben ihm auf den Stufen des Pavillons saß und sich bei ihm entschuldigte, in Gedanken. Ein sanftes Lächeln umspielte seine Lippen. Nie hätte er es für möglich gehalten, dass sie jemals mit ihm vernünftig reden, geschweige denn sich bei ihm entschuldigen würde. Ihm war bewusst, dass sich zwischen ihnen etwas geändert hatte. Sie hatte ihn akzeptiert. Sie schenkte ihm Aufmerksamkeit. Sie behandelte ihn wie einen Freund. Ob sie das Gleiche für ihn empfand, wie er für sie? Hoffnung stieg in Parian auf. Zum ersten mal seit Wochen hatte er wieder das Gefühl, dass er und Ebô’ney vielleicht doch noch zueinander finden könnten. Das sie seine Liebe erwidern könnte. Der Gedanke daran machte ihn glücklich, der Gedanke ließ ihn innerlich erstrahlen und bereitete ihm mehr als nur gute Laune.
Parian summte leise vor sich hin, als er um die Ecke bog.
Es kam ihm vor, als würde jemand einen Dolch in sein Herz rammen, als er die zwei Personen vor Bhoots Haus bemerkte.
Sein Hals wurde trocken und Tränen stiegen ihm in die Augen, als er sah wie Nathan Ebô’ney zu sich heran zog und sie küsste.

Liebe Ist Freundschaft

Er begriff nicht wirklich, was geschah. Eben noch war er glücklich, weil sie sich endlich geändert hatte, im nächsten Moment zog sie ihm den Boden unter den Füßen weg und, was am schlimmsten für ihn war, ahnte noch nicht einmal, wie sehr sie ihn mit ihrem Verhalten verletzte. Eine Stimme in seinem Innern drängte ihn, die Beine in die Hand zu nehmen und wegzurennen. Das Ziel war in diesem Fall egal, Hauptsache, er musste nicht mehr sehen, wie sie in den Armen eines anderen lag.
So rannte er einfach los.
Er kannte den Weg, er führte zu jenem Aussichtspunkt, von wo aus man die Stadt sehen konnte. Ob es jemandem auffallen würde, wenn er auf den Rand der Klippe zulief und einfach weiterlief, selbst, wenn er keinen Boden mehr unter seinen Füßen spürte?
Er wusste, dass es der Elf war, der ihm diese Gedanken ins Ohr flüsterte. Gedanken so süß wie Honig und so gefährlich wie das tödlichste Gift.
Er rannte weiter. Sein Herz begann zu rasen, der Schweiß rann seinen Körper hinab, brannte in seinen Augen, doch diesmal störte es ihn nicht. Eigentlich fühlte er es gar nicht mehr.
Er brach durch das Unterholz. Es störte ihn nicht, dass er so viel Lärm machte. Ein kleiner Teil seines Ichs hoffte, dass dieser Lärm die tödlich süße Stimme zum Schweigen bringen würde, die langsam aber sicher seine Gedanken vergiftete.
Sein Körper war wie betäubt. Er fühlte nichts, noch nicht einmal die Dornen und Äste, die seine Haut zerfetzten. Wenn er einfach weiterlief, würde er nicht einmal spüren, wie er fiel. Vermutlich war es so am besten. Wer würde ihn schon vermissen?

***

Shah Rukh erwachte aus einem Traum. Er hatte sich schon den ganzen Tag über nicht wohl gefühlt und war früh ins Bett gegangen. Nach diesem Traum wusste er, was ihn unbewusst den ganzen Tag über beschäftigt hatte. Er wusste, dass er so schnell nicht wieder einschlafen würde und beschloss einen kleinen Spaziergang zu machen. Im Gehen wunderte er sich, dass Parians Bett noch immer unberührt war. Karan und Saif hingegen weilten offensichtlich schon länger im Reich der Träume.
Die kühle Luft der Nacht tat ihm gut. Er streckte sich und schlug den Weg zu seiner Lieblingsstelle ein. Die Schönheit der Stadt von Atlantis würde ihn vielleicht auf andere Gedanken bringen. Zum ersten mal, seit er Atlantis betreten hatte, sehnte er sich nach einer Zigarette. Noch nicht einmal diese Sehnsucht konnte er befriedigen, von jener, die sein Herz zerriss, ganz zu schweigen.
Shah Rukh versuchte sich daran zu erinnern, wie lange er nun schon auf Atlantis war. Ein Monat? Zwei? Oder mehr? Es gab keinen Kalender auf dieser Insel und er konnte nur hoffen und beten, dass Nemo für ihn die Tage zählte, damit er nicht länger als zwei Jahre auf der Insel blieb. Denn sollte er jene magische Grenze überschreiten, dann würde die Sehnsucht in seinem Herzen ihn über kurz oder lang umbringen.
Denn Shah Rukh hatte Heimweh. Jede Faser seines Körpers sehnte sich danach, von Gauri umarmt und geküsst zu werden, Suhana ins Bett zu bringen und ihr noch eine Geschichte zu erzählen oder Aryans Stimme am Telefon zu hören oder ihn für einen kurzen Besuch vom Flughafen abzuholen oder den kleinen AbRam im Arm zu halten und sein glückliches Babylächeln zu sehen. Selbstverständlich war er daran gewöhnt, längere Zeit körperlich von

seiner Familie getrennt zu sein. Aber wenn er auswärts drehte und sie ihn nicht begleiten konnte, dann gab es Telefone, Handys und Webcams, mit denen man den Kontakt halten konnte. Vor Atlantis war nie ein Tag vergangen, an dem er nicht Gauris Stimme oder die seiner Kinder gehört hatte. Und egal, wie straff sein Drehplan auch sein mochte, er bemühte sich immer die Zeit zu finden, seine Kinder ins Bett zu bringen oder ihnen zumindest eine Gute Nacht zu wünschen. Jetzt war alles, was ihn an die reale Welt erinnerte ein altes Foto, aufgenommen in irgendeiner Drehpause, dass ihn mit Gauri und den beiden älteren Kindern zeigte. Er trug es immer bei sich. Normalerweise schaffte dieses Foto es immer, ihn zu trösten. Im Moment stimmte es ihn nur noch trauriger.
Seufzend setze Shah Rukh sich auf den umgestürzten Baumstamm, auf dem er immer saß, wenn er nachdenken wollte. Die Schönheit der Stadt ließ ihn heute kalt, zu sehr war er mit seinen Problemen beschäftigt. An diesem Abend war die Sehnsucht nach seiner Familie so groß, dass er darüber nachdachte, zu Nemo zu gehen und ihn zu bitten, ihn auf der Stelle zurück nach Hause zu bringen. Zwar waren Gauri und die Kinder nicht Zuhause, aber wenn er erst einmal wieder in Mumbai war, dann wäre es nicht mehr so schlimm. Dann konnte er ja wieder telefonieren und ihre Stimmen hören.
Shah Rukh seufzte. Natürlich würde er auf Atlantis bleiben. Denn so einfach, wie sich sein Plan anhörte war er nicht. Die Abreise würde ihm eine Entscheidung abverlangen, die zu treffen er noch nicht bereit war. Er war noch nicht in der Lage Atlantis zu verlassen, denn das hieße auch seine neuen Freunde zu verlassen. Er wusste, dass Parian ihn noch brauchte und er ahnte, dass die unerfüllte Liebe zu Ebô'ney noch für reichlich Probleme sorgen würde. Er durfte Atlantis nicht verlassen, bevor dieses Problem nicht endgültig geklärt oder seine Zeit abgelaufen war. Er hoffte, dass letzteres nicht zuerst geschah.
Ein Geräusch schreckte Shah Rukh aus seinen Gedanken auf. Es klang, als würde ein großes Tier ohne Rücksicht auf Verluste durch das Unterholz brechen. Fieberhaft versuchte er sich daran zu erinnern, ob es auf Atlantis wilde Tiere gab, die ihm gefährlich werden konnten. Er atmete erleichtert auf, als er Parian erkannte, nur um im nächsten Moment den Schrecken seines Lebens zu bekommen. Denn der Freund rannte, rannte immer weiter auf den Abgrund zu und machte keine Anstalten abzubremsen.
Shah Rukh spannte alle seine Muskeln an, sprintete los, beschrieb eine kleine Kurve und schaffte es, Parian den Weg abzuschneiden. Mit voller Wucht rammte Shah Rukh Parian die Schulter gegen die Brust. Die Wucht des Aufpralls riss beide zu Boden. Ein heftiger Schmerz durchzuckte Shah Rukh, doch er ignorierte ihn. Parian wehrte sich, versuchte sich loszureißen um seinen verhängnisvollen Weg fortsetzen zu können.
Shah Rukh holte aus, entschuldigte sich und gab Parian eine schallende Ohrfeige. Er wiederholte Entschuldigung und Ohrfeige so lange, bis der Halbelf erste Anzeichen von Vernunft zeigte. Die Gegenwehr erlahmte und Shah Rukh verringerte vorsichtig die Kraft, mit der er Parian zu Boden drückte. Der Freund blieb ruhig liegen, das Gesicht von Shah Rukh abgewandt. Ein unterdrückter Weinkrampf schüttelte seinen Körper. Shah Rukh erhob sich, zog Parian ebenfalls hoch und nahm ihn wortlos in den Arm. Zunächst wehrte er sich gegen die Umarmung, doch dann lehnte er seinen Kopf an Shah Rukhs Schulter und weinte hemmungslos.
„Du liebst sie, nicht wahr?", fragte Shah Rukh, als er merkte, dass Parian ruhiger wurde.
„Wen? Nein, ich liebe Ebô'ney nicht!"
„Wann habe ich von Ebô'ney gesprochen?"
„Ich liebe sie nicht!"
Shah Rukh nahm Parians Hand und löste die zu einem Kreuz verschränkten Finger.

„Ich bin dein bester Freund, mir machst du nichts vor.“
Parian grinste verlegen. Es war das traurigste Grinsen, das Shah Rukh je gesehen hatte. Sanft führte er seinen Freund ein vorsichtig Stück näher an den Abgrund heran und drückte ihn auf den Baumstamm, damit sie in Ruhe reden konnten. Geduldig wartete er, bis der andere anfing zu reden.
„Sie war heute bei mir, weißt du? Erst dachte ich, sie wollte sich nur wieder über Nath beschweren und mit mir schimpfen, weil ich noch nicht mit ihm gesprochen habe, so wie sie es mir aufgetragen hatte. Doch davon wollte sie nichts mehr wissen. Sie setzte sich neben mich, so wie du jetzt neben mir sitzt, und war so nett, so normal, wie ich es bei ihr noch nie erlebt habe. Sie entschuldigte sich sogar bei mir, kannst du dir das vorstellen?“
Shah Rukh schüttelte ehrlich überrascht den Kopf.
„Siehst du, genau so habe ich mich auch gefühlt. Und es war ein schönes Gefühl. Weißt du, ich war ja schon froh, als sie mich nicht mehr hasste. Aber dann begann sie in mir eine Selbstverständlichkeit zu sehen. Als sie mir in die Bibliothek nachkam dachte ich, es wäre meinetwegen geschehen. Stattdessen vermisste sie nur meine Arbeitskraft, weil es für sie so selbstverständlich war, dass ich ihr immer half. Verdammt, Shah Rukh! Ich bin ein Mensch, Elf, Halbelf, was immer du mir auch an den Kopf werfen magst, aber ich bin nicht selbstverständlich!“
„Niemand sollte das sein“, sagte Shah Rukh in die Stille, die diesem Ausbruch folgte.
„Ich dachte, sie hätte das langsam eingesehen. Es war so schön, wie sie neben mir saß, so natürlich, so normal. Und dann sah ich sie, wie sie in Naths Armen lag und ihn küsste!“
„Ich dachte, das wären nur Gerüchte!“
„Jeder hat das gedacht. Nur leider werden Gerüchte manchmal wahr. Es ist noch gar nicht so lange her, da war ich frei und ungebunden und habe jeden Augenblick meines Lebens so gelebt, als wäre es mein Letzter. Nie hätte ich gedacht, dass mir wenige Tage später, ein Mädchen schlaflose Nächte bereitet. Weißt du, Shah Rukh, ich kann mich noch sehr gut an unsere erste Begegnung erinnern. Es ist nicht so, dass ich nie zuvor ein schöneres Mädchen gesehen hatte. Aber aus irgendeinem Grund konnte ich meine Augen nicht von ihr abwenden.
An Tagen wie heute wünsche ich mir manchmal, ich wäre ihr nie begegnet. Es wäre so vieles leichter ohne sie. Doch dann wäre Billî jetzt an meiner Stelle und würde um Soniye weinen, weil niemand auf den schlechten Zustand der Häuser hingewiesen hätte. Aber das Leben mit ihr ist so verdammt schwer!
‚Wenn ich die Augen schließe, sehe ich immer nur dich und ich sehne mich nach dir wenn ich die Augen öffne. Und auch wenn du gerade nicht bei mir bist, kann ich deine Nähe spüren. In jeder Sekunde, in jeder Minute, immer. Nur nach dir suchen meine Augen. Nenn es Liebe wenn du willst, Schicksal oder Wahnsinn, für mich macht das keinen Unterschied. Viele Menschen kennen die Liebe, doch meine Liebe ist nicht zu vergleichen weil sie etwas Besonderes ist, weil sie dir gilt und niemals werd’ ich dich vergessen. Ich will dich nicht vergessen, du gehörst zu mir ich werde dich immer lieben, bis ich sterbe und sogar noch darüber hinaus.’
Das ist es, was ich ihr sagen möchte, Shah Rukh. Das ist es, was ich für sie empfinde. Ich habe versucht, mich gegen diese Gefühle zu wehren, sie nicht zuzulassen. Aber es ging nicht! Ich bin einfach nicht so stark wie du! Bitte, Shah Rukh, sag mir, was soll ich tun?“
Um Zeit zu gewinnen, nahm Shah Rukh Parian in den Arm. Er spürte, dass er Halbelf wieder anfing zu weinen und war fast ein bisschen froh darüber, denn das verschaffte ihm noch ein bisschen mehr Zeit sich die passenden Worte zurecht zu legen.
„Ich fürchte, es ist nicht so einfach, seine erste große Liebe zu vergessen, mein Freund. Ich weiß

nicht so recht, wie ich es dir sagen soll, ohne dass es sich nach einem billigen Trost anhört, deswegen sage ich es einfach so, wie es ist. Ich persönlich glaube nicht, dass eine Liebe zwischen Ebô'ney und Nathan eine große Chance hat. Wenn du die Gerüchte gehört hast, dann hast du bestimmt auch mitbekommen, wie die meisten Katzen über diese Liebe denken. Seien wir doch einmal realistisch. Egal, wie menschlich Billî und seine Artgenossen auf uns auch wirken mögen, sie sind *Katzen* und keine Menschen oder Elfen. Denk an den Tag, an dem wir das erste mal in die Stadt gegangen sind und an unseren Tag am Strand. Ich finde, Billî hat an diesem Tag sehr deutlich gemacht, dass er im Prinzip immer noch ein Tier ist. Ein sehr kluges, beinahe menschliches Tier aber eben ein Tier. Wie lange glaubst du, kann eine Liebe zwischen einem Tier und einem Menschen gut gehen?
Du darfst nicht außer Acht lassen, dass Nath noch sehr jung ist. Ebô'ney ist eine attraktive Frau und er fühlt sich halt ein bisschen zu ihr hingezogen, na und? Sein großes Problem ist, dass es kaum Katzen in seinem Alter gibt, denen er sich zuwenden könnte. Aber lass das mal meine Sorge sein. Ich bin gestern zufällig in ein Gespräch zwischen Billî und Soniye gestolpert... Ich will dir nicht zu viel versprechen, aber es könnte sein, dass sich diese Seite deines Problems bald von ganz alleine löst. Viel wichtiger ist es, deine Position bei Ebô'ney zu verbessern. Wir müssen ihr beibringen, dass du alles andere als selbstverständlich bist."
„Liebend gerne. Und wie machen wir das?"
„Du musst ihr aus dem Weg gehen."
„Aber dann kann ich ja gar nicht mehr beim Bauen helfen!"
„Was ist dir wichtiger, Parian? Ebô'ney zu helfen oder ihre Liebe zu gewinnen?"
„Ich möchte ihr gefallen, damit sie merkt, wie unentbehrlich ich bin und dann wird sie sich in mich verlieben."
„Siehst du, und genau das ist leider der falsche Weg."
„Wie meinst du das?"
„Ich habe da eine Theorie: Rennst du den Frauen hinterher, bist du uninteressant. Machst du dich rar, sind sie verwirrt und wollen unbedingt wissen, warum. Und diese Verwirrung nützen wir aus."
„Jetzt bin ich verwirrt", sagte Parian, der Shah Rukh nicht so schnell folgen konnte wie dieser sprach.
„Warst du das nicht immer?", fragte Shah Rukh mit einem schelmischen Grinsen. „Vertrau mir, tu einfach, was ich dir sage. Dass sie dir in die Bibliothek gefolgt ist, nachdem du ein paar Stunden am Tag unauffindbar warst, zeigt doch, dass ich mit meiner Theorie gar nicht so falsch liege."
„Vielleicht sollte ich sie einfach mit Nath glücklich werden lassen."
„So darfst du nicht denken, Parian! Ich dachte, ich hätte bereits ausführlich dargelegt, dass sie mit Nath niemals glücklich werden kann. Über kurz oder lang hätten sie das ganze Dorf gegen sich und halb Atlantis vermutlich dazu. Ich wette, eine ernsthafte Liebesbeziehung zwischen einer Katze und einem Menschen würde noch größere Wellen der Empörung schlagen, als eine Liebe zwischen Elfen und Menschen. Schau, sie benimmt sich dir gegenüber doch schon anständiger als vorher. Immerhin hast du ihr das Leben gerettet, wolltest sogar für sie sterben. Glaub mir, das lässt keine Frau kalt. Und du musst dir eines immer wieder vor Augen halten, mein Freund: Man lebt nur einmal, stirbt nur einmal, heiratet nur einmal und liebt nur einmal, nur ein einziges mal. Glaube mir: Die wahre Liebe begegnet dir nur einmal im Leben. Und wenn sie es ist, kann keine Macht, keine göttliche und keine irdische, sie aufhalten. Ich wäre nicht dein Freund, würde ich dir sagen, es wäre sinnlos um diese Liebe zu kämpfen."

„Ich weiß“, seufzte Parian. „Das weiß ich doch alles. Aber es fällt mir so schrecklich schwer! Der Kuss zwischen ihr und Nath ist ja nicht die einzige Wunde in meinem Herzen. Es heißt, die Zeit würde alle Wunden heilen, doch das Leben fügt einem manchmal Wunden zu, die so tief gehen, dass sie niemals heilen und im Laufe der Zeit immer nur tiefer und tiefer werden. Ich habe Angst, dass die Wunden in meinem Herzen eines Tages so tief sind, dass selbst ihre Liebe sie niemals mehr heilen kann. Warum muss der Weg zur wahren Liebe bloß so schwer sein?“
„Meine Mutter sagte einmal: ‚Mein Sohn, an jedem Wendepunkt im Leben liegen zwei Wege. Der eine ist der richtige Weg der andere der falsche. Der falsche Weg ist der leichtere, er wird dich magisch anziehen. Der rechte Weg ist beschwerlich mit vielen Gefahren und Hindernissen. Der falsche Weg beschert dir anfangs vielleicht Erfolg und Glück. Aber schließlich verlierst du dabei. Auf dem rechten Weg dagegen magst du anfangs straucheln und vielen Problemen und Risiken begegnen. Aber schlussendlich wirst du immer gewinnen.’
Meine Mutter war eine sehr kluge Frau. Es hat sich für mich immer gelohnt auf sie zu hören.“
„Vermisst du deine Mutter?“, erkundigte sich Parian leise.
„Mehr als ich es sagen kann.“
„Ich meine auch. Einmal, als ich noch sehr klein war, lief ich zu meinem Vater. Ich hatte mir das Knie aufgeschlagen und war erschrocken, als sie fast mehr darüber weinte als ich. Mein Vater sagte dann zu mir: ‚Eine Mutter liebt uns über alles. Ihre Liebe ist so groß das wir sie nicht fassen können. Eine Mutter macht uns Mut, bei allem was wir tun und sie steht immer an unserer Seite. Sie glaubt an uns. Eine Mutter lacht mit uns und sie trocknet unsere Tränen. Eine Mutter ist für uns alle unersetzbar. Mama ist unser ein und alles.’ “
Shah Rukh lachte leise. „Mein Vater hatte einen ähnlichen Spruch: ‚Als Gott die Mütter geschaffen hat, hat er alles, was da oben hin sollte ins Herz gepackt. Darum denkt eine Mutter immer mit dem Herzen und handelt mit dem Herzen.’ Anscheinend waren unsere Väter fast genauso klug wie unsere Mütter.“
„Ja, vielleicht. Hatten deine Eltern auch einen Spruch, der gegen Mutlosigkeit hilft?“
„Es gibt so einen Spruch, allerdings stammt er nicht von meinen Eltern, sondern von Karan. ‚Wenn du im Leben etwas erreichen willst, wenn du gewinnen willst, dann höre auf dein Herz. Und wenn dein Herz einmal nicht antwortet, dann schließe die Augen und denke an deine Eltern. So wirst du keine Angst mehr haben und alle Hindernisse überwinden. Dann kannst du alles erreichen, einfach alles!’ Ich weiß nicht, ob es dir hilft, aber mir hat es oft geholfen.“
„Ich wünschte nur, ich wäre mehr als nur ein dummer Halbelf. Ich sehe nicht besonders gut aus, ich kann nichts besonderes...“
„Du kannst knopfen“, versuchte Shah Rukh den Freund ein wenig aufzumuntern.
„Bitte, Shah, bleib ernst.“
„Verzeih. Es fällt mir nur sehr schwer, dich so niedergeschlagen zu sehen. Das passt nicht zu dir. Und bitte sag nicht, du wärst nichts besonderes. Ich finde es eine tolle Leistung, dass du knopfen kannst, und das meine ich vollkommen ernst! Ich sagte dir bereits, dass man mir nachsagt, ich könne nicht schauspielern, ich sei nicht gutaussehend, ich sei nicht groß genug, ich sei dies nicht und sei das nicht. Ich habe mich nie daran gestört und bin erfolgreich geworden. Es ist nichts Besonderes besonders zu sein, es ist etwas Besonderes normal zu sein.“
„Sorry, aber in meinen Augen bin ich etwas zu normal. Ich würde alles tun, um so zu werden, wie Ebô’ney mich gerne hätte.“
„Eine Liebe sollte dich so lieben wie du bist, deshalb musst du ihr dein wahres ich zeigen. Eine Liebe die sich wünscht, dass du dich änderst empfindet nichts für dich. Gehe niemals Kompromisse ein, denn eine Liebe ist nur echt wenn sie keine Kompromisse nötig hat. Und noch

etwas, in meinen Augen bist du genau richtig so, wie du bist“, schloss Shah Rukh aufrichtig.
„Danke“, sagte Parian mit einem dicken Kloß im Hals und drückte Shah Rukhs Hand. „Aber was mache ich jetzt mit Ebô’ney?“
„Hast du einen Ort, wo du dich eine Weile verstecken kannst? Du darfst Ebô’ney eine Weile nicht unter die Augen treten. Aber du musst für uns erreichbar sein! Du musst dich seelisch darauf vorbereiten, einer Ebô’ney mit gebrochenem Herzen gegenüberzutreten.“
„Und was soll ich dann tun?“
„Ruhig bleiben. Ihr sagen, dass du für sie da bist, ihr zuhörst und sie nicht verurteilst. Bitte, vertrau mir! Und denk immer daran: Wer den Versuch nicht wagt, der kann auch nicht gewinnen.“
Shah Rukh gähnte herzhaft und auch Parian wurde langsam müde. Er versprach, alles so zu machen wie sie es besprochen hatten. Er würde sich im Dorf der Katzen und im Pavillon nicht blicken lassen und auf Nachricht warten. Eine letzte Umarmung und die Freunde trennten sich.

***

Die folgenden Tage waren wie ein Traum. Zum ersten Mal in ihrem Leben wusste Ebô’ney, wie sich die Liebe anfühlt. Sie lebte schon so lange alleine, dass sie gar nicht mehr wusste, was Liebe war. Deswegen sog sie jede Sekunde Liebe, die Nathan ihr schenkte, auf wie die Wüste das Wasser. Sie schwebte auf Wolke Sieben und fühlte sich einfach unbesiegbar. Nur am Rande merkte sie, dass die Katzen sie etwas schräg von der Seite ansahen, aber das war sie gewohnt. Sie ignorierte die Blicke einfach.
Etwas unangenehmer war das Gefühl, dass ihr etwas Entscheidendes fehlte. Zunächst wusste sie nicht, was es war, bis sie zufällig eine Unterhaltung zwischen Esme und Soniye belauschte, in der sich die beiden Katzen wunderten, dass sie Parian schon länger nicht mehr gesehen hatten. In diesem Moment wurde ihr bewusst, dass ihre Liebe zu Nath den Elfen ziemlich vor den Kopf gestoßen haben musste. Sie versuchte sich einzureden, dass es ihr egal war, was der Elf fühlte, dass es ihr insgeheim doch Freude bereitete, wenn er litt. Bisher fühlte sie sich bei solchen Gedanken besser. Diesmal nicht. War es ihr eigenes Glück, dass sie so denken ließ? Wahrscheinlich. Sie war glücklich und wollte die anderen auch glücklich sehen. Zum ersten Mal gestand sie sich ein, dass sie Parian ein klein wenig mochte und dass sie sich echte Sorgen um ihn machte.
Die große Wende kam nach vier Tagen des Glücks.
Ebô’ney fiel sofort auf, dass Soniye an diesem Morgen besonders gut gelaunt war. Sie schmückte ihr Haus mit Blumen, suchte die besten Kissen heraus und alles musste besonders schön und sauber sein. Der Grund für dieses ungewöhnliche Verhalten erreichte das Dorf der Katzen kurz bevor die Sonne im Zenit stand.
Ebô’ney sah die schlanke goldene Katze und hielt sie für Soniye. Sie wollte schon zu ihr gehen und sie ansprechen, als plötzlich eine zweite Soniye um die Ecke gelaufen kam und die andere goldene Katze in der Katzensprache begrüßte. Erst im direkten Vergleich erkannte Ebô’ney, dass die erste Katze nicht Soniye sein konnte, obwohl sie ihr sehr ähnlich war. Die erste Katze war etwas kleiner und zierlicher als Soniye und wirkte jünger, auch war ihr Fell einen Hauch rötlicher.
Die Heilerin bemerkte Ebô’ney und stellte ihr die andere Katze als ihre jüngere Schwester Mahi~Ve~Sanam vor. Nath gesellte sich zu ihnen, hob an Ebô’ney eine Frage zu einem seiner Baupläne zu stellen und hielt inne. Sein Blick ruhte auf Mahi~Ve~Sanam. Er merkte weder, wie

ihm die Pläne aus der Hand rutschten noch, dass seine Schnauze offen stand.
Ebô'ney erschrak. So hatte sie Nath noch nie erlebt. Instinktiv deutete sie die Situation richtig. Sie sah einem Mann an, wenn er sich verliebt hatte. Sie wusste, dass sie für Nath nur eine leidenschaftliche Episode gewesen war und dass ihm jetzt die eine wahre Liebe begegnet war. So leise wie möglich zog sie sich zurück. Sie musste verschwinden so lange es ihr noch gelang die Haltung zu bewahren.
Endlich hatte sie das Dorf der Katzen hinter sich gelassen. Das angenehme Halbdunkel des Waldes umfing sie, wie die Arme eines Freundes. Wie *seine* Arme. Jetzt war es um ihre Fassung geschehen. Unaufhaltsam liefen ihr die Tränen über die Wangen. Geschickt wich sie den Waldarbeitern aus und lief immer tiefer in den Wald hinein, bis sie sicher war endlich allein zu sein. Sie ließ sich auf den Boden fallen und weinte hemmungslos. Sie hatte ihre erste große Liebe verloren, die erste Liebe seit so langer Zeit.
Sie sah nicht auf, als sich jemand neben sie setzte. Sie hoffte, die Person würde sie nicht erkennen, nicht bemerken, wie sehr sie sich gehen ließ. Sie erschrak zutiefst, als sie merkte, dass es ausgerechnet Parian war, der sie gefunden hatte. Sie hoffte, er würde wieder gehen, als er es nicht tat, setzte sie sich auf. Dankbar nahm sie das Taschentuch, das er ihr reichte.
„Bist du gekommen, um dich an meinem Unglück zu weiden? Gefällt es dir, mich am Boden zu sehen?"
Parian sah ihr stumm in die Augen. Sie erschrak über den tiefen Schmerz, den sie darin sah. Hastig hob sie die Hände und versuchte ihn von sich wegzuschieben.
„Lass mich! Ich brauche dein Mitleid nicht!"
Sie wollte aufspringen, doch Parian hielt sie fest. Er sagte noch immer kein Wort zu ihr, sah sie nur an, mit diesen Augen, die eine magische Anziehungskraft auf sie ausübten. Sie sah den Schmerz darin und plötzlich erkannte sie noch etwas anderes: Sehnsucht. Unwillkürlich fragte sie sich, wem diese Sehnsucht wohl gelten mochte.
„Ich bin weder gekommen um mich an deinem Schmerz zu weiden, noch um dir mein Mitleid zu geben", erklärte Parian ruhig. „Ich kam zufällig vorbei und hörte jemanden weinen. Ich wollte nur sehen, ob ich helfen kann. Wenn du es wünschst gehe ich wieder." Er machte Anstalten sich zu erheben und diesmal war es Ebô'ney, die ihn zurückhielt.
„Nein, bitte, geh nicht. Ich könnte jetzt wirklich einen Freund gebrauchen, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob du überhaupt noch mein Freund sein möchtest, nach allem, was ich dir angetan habe."
„Mein Vater sagte immer, dass man sich nichts vergibt, wenn man sich entschuldigt und dass derjenige ein großes Herz hat, der dem anderen seinen Fehler verzeiht. Ich verzeihe dir deine Fehler und hoffe sehr, dass du mir die meinen ebenfalls verzeihst. Es gab eine Zeit, da hätte ich alles dafür gegeben, dein Freund zu sein. Aber seit dem ist so viel geschehen, ich weiß nicht, ob ich damit leben kann *nur* ein Freund für dich zu sein." Parian schwieg und betrachtete einige Ameisen, die gemeinsam eine Raupe überfielen und töteten. „Ich weiß, dass du nicht viel von mir hältst. Nein, bitte sag jetzt nichts. Ich weiß auch, dass du der Meinung bist, ich hätte keine Gefühle. Es steht außer Frage, dass ich dich vom Gegenteil überzeugen kann. Aber vielleicht glaubst du ja, dass ich Träume habe."
„Was für Träume?", erkundigte sich Ebô'ney.
„Träume von einer glücklichen Zukunft. Niemand kann meine Träume vernichten. Aber ich habe Angst, dass meine Träume eines Tages mich vernichten werden. Aus diesem Grund kann ich nicht mehr länger in deiner Nähe sein, Ebô'ney. Ich brauche ein bisschen Zeit, um mir über alles klar zu werden. Du solltest dir diese Zeit ebenfalls nehmen. Und dann, wenn du dir über deine

Gefühle im Klaren bist, dann vergiss nie: hinter den Grenzen deiner Vorurteile gibt es jemanden, der für dich sein Leben opfern würde. Wenn du dieses Opfer annehmen kannst, dann bin ich bereit, dir zuzuhören und dir bei all deinen Problemen zu helfen. Aber bitte“, erneut sah er ihr tief in die Augen, „bitte spiel keine Spielchen mehr mit mir. Es sei denn, du willst mich vernichten.“
Mit diesen Worten erhob er sich und verschwand im Dunkel des Waldes. Ebô’ney sah noch lange in die Richtung, in die er verschwunden war und versuchte zu verstehen, was er ihr sagen wollte.

Der Teleporter

Shah Rukh war mal wieder alleine im Pavillon. Seit seinem Gespräch mit Parian ließ sich der Halbelf im Dorf der Katzen nicht mehr blicken. Shah Rukh bewunderte ihn für diese Disziplin und hoffte, dass der Plan, den er gefasst hatte auch aufgehen würde. Denn nur, wenn die kleine Schwester von Soniye wirklich so schön war, wie alle behaupteten bestand eine Chance, dass Nathan sich in sie verliebte. Es tat Shah Rukh zwar sehr leid, dass er mit den Gefühlen von Ebô’ney spielte, aber irgendwie stand Parian ihm letzten Endes dann doch näher. So machte er sich an diesem Tag mit sehr gemischten Gefühlen auf den Weg ins Dorf der Katzen. Tief in Gedanken versunken musste er plötzlich schmunzeln. Er kam sich vor wie in einem Film. Wieder einmal musste er den guten Engel spielen und alles richten. Ob Ebô’ney Nath wirklich liebte? Nein, wahre Liebe sah anders aus. Er war sich sicher, dass es sich nur um eine Liebelei handelte. Oh, hoffentlich würde sich Nath an seinen Plan halten! Es war schwer, Pläne zu schmieden, wenn man niemanden einweihen durfte. Aber wie sollte Shah Rukh eine zufällige Gelegenheit wie diese ungenützt verstreichen lassen?
Er dachte gerade daran, ob er Soniye unauffällig fragen könnte, wann genau ihre Schwester ankommen würde, als ihm die goldene Katze über den Weg lief. Shah Rukh setzte sein unschuldigstes Lächeln auf und sprach sie einfach an.
„Hallo Soniye! Sag mal, stimmt es, dass deine Schwester in unser Dorf kommen soll?“
Shah Rukh blinzelte verwirrt, als ihn sein Gegenüber fröhlich anlachte.
„Es muss stimmen, denn ich bin ja schon da“, sagte sie.
„Äh, wie bitte?“
Die Katze lachte nur noch mehr. Das war so ansteckend, dass Shah Rukh seine Verlegenheit und Verwirrung schließlich überwand und einfach mitlachte.
„Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen“, sagte die Katze schließlich mit einem entwaffnenden Lächeln. Da dämmerte es auch Shah Rukh endlich.
„Sie sind nicht Soniye, stimmt’s?“
„Oh!“, machte die Katze ehrlich erstaunt. „Sie sind der erste, dem es auffällt, ohne dass Soniye neben mir steht. Das ist bemerkenswert. Darf ich mich vorstellen? Ich bin Mahi~Ve~Sanam, die kleine Schwester von Soniye.“
Sie reichte Shah Rukh die Pfote.
„Mein Name ist Shah Rukh“, sagte er. „Und wenn man Sie genau betrachtet, dann erkennt man gewisse Unterschiede. Obwohl diese wirklich nur sehr klein sind. Man könnte meinen, Sie wären Soniyes Zwillingsschwester.“
Wieder dieses ansteckende Lachen.
„Das müssen Sie unbedingt vor Soniye wiederholen. Es wird sie sehr freuen, schließlich ist sie gut fünfhundert Jahre älter als ich.“

„Fünf...?“, stammelte Shah Rukh und musste heftig schlucken.
Mahi~Ve~Sanam legte den Kopf schief.
„Sie sind ein Besucher, nicht wahr? Deswegen wissen Sie nicht, wie alt wir Katzen werden. Wie alt würden sie zum Beispiel Bhoot schätzen?“
„Bhoot? Ich weiß nicht, etwas älter als Billi?"
„Und wie alt ist Billî?“
„Etwas älter als Soniye?“
„Und wie alt ist Soniye?“
„Fünfhundert Jahre älter als Sie."
„Und wie alt bin ich?“
„Äh... Fünfhundert Jahre jünger als Soniye?“
Die Katze lachte.
„Sie gefallen mir! Sie sind lustig. Kein Wunder, dass meine Schwester so sehr von Ihnen schwärmt.“
Um seine erneute Verlegenheit zu überspielen erkundigte sich Shah Rukh nach Bhoots Alter.
„Also das genaue Alter weiß ich auch nicht. Ich kann Ihnen nur sagen, dass er den Krieg zwischen den Elfen und unserem Volk noch miterlebt hat. Nemo hat diesen Krieg vor etwa zweitausend Jahren beendet.“
„Zweitausend..?!“, hauchte Shah Rukh. „Wenn ich mich entschließen würde nach Atlantis zu gehen, könnte ich dann auch so lange leben?“
„Das kann ich leider nicht sagen. Die Magie von Atlantis wirkt auf jeden unterschiedlich. Nemo ist der älteste Besucher, wie Sie sich denken können, andere wurden nur wenige hundert Jahre alt. Niemand kann sagen, wie alt er wird, wenn er nach Atlantis kommt.“
„Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es ist so alt zu werden.“
„Und ich kann mir nicht vorstellen, weniger als hundert Jahre zu leben. Dann wäre ich ja nie erwachsen geworden und schon seit über hundert Jahren tot!"
„Wer sagt, dass du schon erwachsen bist, Mahi?“, ließ sich eine sonore Stimme vernehmen.
Mahi wirbelte herum und fiel Billî lachend um den Hals.
„Ich werde in ein paar Tagen immerhin zweihundertfünf Jahre alt!“
Billî lachte laut. „Und du denkst, du wärst erwachsen? Wasch dir erstmal den Milchbart aus dem hübschen Gesicht!“ Billî lachte noch lauter, als Mahi sich erschrocken mit einer Pfote über die Schnauze fuhr. „Du und erwachsen, das ist der Witz des Tages! Am Ende kommt Nath noch auf dumme Gedanken und erhebt ähnliche Ansprüche.“
„Nath?“ Mahi wurde hellhörig. „Wie geht es ihm?“, erkundigte sie sich mit einem eigenartigen Schnurren in der Stimme.
Billî wirkte für einen Moment verblüfft, dann stahl sich ein breites Grinsen auf sein Gesicht.
„Es geht ihm gut. Du hast allerdings Konkurrenz bekommen. Ja, mit Herzensdingen scheint unsere Familie ein paar Probleme zu haben. Aber mach dir nichts draus, wahre Liebe findet immer ihren Weg. Und wenn nicht, dann war es nicht die wahre Liebe.“
„Dann muss ich mir ja keine Sorgen machen“, antwortete Mahi im Brustton der Überzeugung.
„Im Notfall kannst du dir immer noch einen anderen hübschen Kater suchen“, schlug Bhoot mit einem merkwürdigen Glitzern in seinen Augen vor. „Ich verstehe eh nicht, was du von dem Kleinen willst.“
„Nenn ihn nicht immer den Kleinen!“ Shah Rukh erschrak über die Heftigkeit, mit der Mahi diese Worte hervor stieß. „Er ist er tollste und beste Kater, den es gibt!“
„Ach, ich dachte, das wäre Billî?“

„Ich wollte sagen, der tollste und beste Kater in meinem Alter. Aber du lässt mich ja nicht ausreden“, berschwerte sich Mahi unwirsch.
„Verzeihen Sie bitte, Madam, ich konnte ja nicht ahnen, dass Sie noch geruhten etwas zu sagen. Ich geh mal Soniye suchen, damit sie dich in Empfang nehmen kann.“
Billî wandte sich eine Spur zu hastig um. Doch Shah Rukh hatte das schelmische Grinsen in den Lefzen schon entdeckt. Fröhlich pfeifend marschierte der Kater auf das Dorf zu. Mahi stampfte mit dem Fuß auf und fauchte ihm einige Verwünschungen hinterher, die Billî mit einem Lachen abtat, was Mahi nur noch mehr verärgerte.
„Da habe ich es endlich geschafft, meine Eltern zu überreden, dass ich bei Esme lernen darf, und dann verdirbt mir dieser blöde schwarze Kater direkt als erstes die Laune!“, schimpfte sie missmutig.
„Lernen?“, versuchte Shah Rukh das Thema in ruhigere Bahnen zu lenken.
„Ja, lernen.“ Mahi schnaufte einmal kräftig um sich zu beruhigen. „Wissen Sie…“, begann sie.
„Weißt du“, fuhr ihr Shah Ruk freundlich ins Wort.
„Wie bitte?“
„Ich weiß, es klingt komisch, weil du so viel älter bist als ich, aber können wir nicht du sagen? Niemand auf Atlantis sagt Sie zu mir. Ich bin Shah Rukh.“
Mahi neigte lächelnd den Kopf. „Und ich bin Mahi. Das mit dem Lernen ist ganz einfach“, fuhr sie fort, während sie den Weg ins Dorf wieder aufnahmen. „Jeder Katze ist die Gabe zu heilen gegeben. Aber nicht jede Katze ist ein geborener Heiler. Wie du bei Bhoot und Billî sehr gut sehen kannst. Die begabtesten von uns werden zu anderen Heilern in die Lehre geschickt, damit wir alles lernen um gute Heiler zu werden.“
„Und was ist das alles?“
Shah Rukhs Interesse schien Mahi zu gefallen.
„Heilen ist sehr kraftaufwändig. Die eingesetzte Kraft steigt mit der Schwere der Krankheit oder Verletzung, die es zu heilen gilt. Deswegen ist es besonders in Situationen, in denen viele Patienten betroffen sind, sehr wichtig, sich nicht nur auf die Heilkräfte zu verlassen. Wenn zum Beispiel wieder einmal eine Seuche über Atlantis rollt, ist es auch für uns Heiler lebenswichtig genau zu wissen, welche Kräuter und Heilpflanzen uns die Arbeit erleichtern. Dieses Wissen wird immer nur von Heiler zu Heiler weitergegeben.“
„Und was verschlägt dich gerade in dieses Dorf?“
„Esme“, hauchte Mahi voller Ehrfurcht. „Sie ist eine Legende! Keine ist so gut wie sie. Seit fest stand, dass ich zu einer Heilerin in die Ausbildung gehen sollte, war es mein größter Wunsch dies bei Esme zu tun. Aber meine Eltern waren strickt dagegen.“
„Warum? Sollte es nicht im Interesse deiner Eltern liegen, dass du die beste Ausbildung bekommst?“
„Ja, schon, aber doch nicht, wenn der Weg so weit ist, das Dorf so weit weg ist, ich so alleine bin und dann auch noch ein gewisser Kater in diesem Dorf lebt, auf den ich ein Auge geworfen habe. Was könnte da nicht alles passieren?“
„Was hat die Meinung deiner Eltern geändert?“
„Soniye. Sie hat sich schon vorher immer für mich eingesetzt. Sie durfte nämlich auch bei Esme lernen. Zunächst versuchte sie meinen Eltern klar zu machen, dass Esme die Beste ist. Aber das wollten sie nicht hören. Die Wende kam erst, als Soniye und Billî ein eigenes Haus bezogen. Du glaubst gar nicht, wie viele Tauben Soniye in den letzten Wochen geschickt hat. Sie muss sich die Pfoten wund geschrieben haben. Und als dann ein paar Katzen aus unserem Dorf dringende Geschäfte in der Stadt erledigen mussten...“

„War deine Chance endlich gekonmmen?“, beendete Shah Rukh den Satz.
„Genau. Ich durfte unser Dorf endlich verlassen. Du glaubst gar nicht, wie langsam Katzen schleichen können, wenn man selbst es eilig hat. Aber jetzt bin ich ja endlich hier.“
Das Dorf kam in Sicht und Shah Rukh blieb stehen.
„Ich wünsche dir einen ganz besonders schönen Aufenthalt, und dass sich all deine Wünsche erfüllen. Ich kann leider nicht mit dir ins Dorf gehen, ich muss noch eine Kleinigkeit erledigen. Es war sehr nett, dich kennen zu lernen. Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder.“
„Danke, du bist auch nett.“
Und ehe Shah Rukh protestieren konnte, drückte Mahi ihm einen Kuss auf die Wange. Lachend und winkend lief sie ins Dorf. Kopfschüttelnd machte er sich auf, Parian zu suchen. Wenn alles so lief, wie er sich das dachte, würde Ebô’ney bald einen Freund brauchen. Und dieser Freund musste Parian sein.
Bei Allah, er fing schon an sich genauso romantisch zu benehmen wie in seinen Filmen. Ob das an Atlantis lag?
Und warum fühlte er sich so sehr verantwortlich für einen Halbelfen, den er vor kurzem noch gar nicht gekannt hatte?
Ob das wirklich nur am Band der Freundschaft lag?
Shah Rukh wusste es nicht. Aber manchmal, wenn er Parian ansah, spürte er, dass da mehr war als sie beide ahnten...

***

Parian lief am folgenden Tag ziellos durch den Wald. Er vertraute darauf, dass er seinen Spuren würde folgen können. So hatte er bisher immer den Rückweg gefunden, egal, wohin es ihn auch verschlagen hatte. Dieser Gedanke erinnerte ihn an den seltsamen Vorfall, der jetzt knapp zwei Wochen zurücklag. An jenem Tag hätte er ohne Ebô’neys Hilfe nicht so schnell zurückgefunden, aber da hatte er auch keine Spuren hinterlassen.
Ebô’ney...
Der Gedanke an ihre traurigen Augen brach ihm fast das Herz. Es stand außer Frage, dass er sie für sich gewinnen wollte, aber dieser Weg sollte nicht über ihre Tränen führen. Woher Shah Rukh wohl gewusst hatte, dass die Beziehung zu Nath nicht lange halten würde? Es war Parian egal. Er wollte Ebô’ney glücklich sehen, koste es, was es wolle.
Erschöpft ließ Parian sich auf einen Baumstumpf fallen. Traurig barg er sein Gesicht in den Händen. Er war den Tränen nahe und hätte sich seinen Gefühlen wohl auch hingegeben, hätte ein aufgeregtes Gezeter nicht seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Neugierig sah er auf, dabei ahnte er schon, wer sich da in seiner Nähe so aufregte. Wenig überrascht sah er das auffallend rote Eichhörnchen an.
„Ach, gibt es dich auch noch?“, fragte er müde und wandte dem pelzigen Wesen den Rücken zu. Das zeterte nur noch lauter und lief um ihn herum, so dass er es wieder ansehen musste.
„Lass mich in Ruhe, ich habe jetzt andere Probleme!“ Parian hob ein Stöckchen auf und warf es nach dem Eichhörnchen um es zu vertreiben. Doch das kleine Tier ließ sich nicht vertreiben. „Ich will dich nicht mehr sehen, hörst du? Du wolltest mir helfen, mir zur Seite stehen, zumindest hast du das gesagt. Aber als ich deine Hilfe brauchte warst du nicht da. Ach komm, hör doch auf zu zetern! Wo warst du, als ich Antworten brauchte? Hmh? Du gibst mir ja auch jetzt keine.“
Das Eichhörnchen ließ sich fallen und streckte alle Viere von sich.
„Was soll das?“

Das Eichhörnchen wiederholte sein merkwürdiges Verhalten noch zwei mal, dann verstand Parian.
„Ich bitte dich, es ist helllichter Tag! Ich kann jetzt noch nicht einschla...“ Noch während Parian sprach merkte er, wie er langsam müde wurde.

***

Er erwachte in völliger Dunkelheit. Nur ein leichter Schimmer erhellte die Umgebung. Langsam schälte sich Gismeau aus dem Dunkel.
„Ich weiß, was du sagen möchtest“, fuhr er Parian in die Parade noch bevor dieser etwas sagen konnte. „Und es tut mir leid, dass ich dich so lange alleine lassen musste. Aber die Umstände zwangen Láylà und mich länger zu schlafen, als wir wollten.“
„Ich hätte auch gerne geschlafen“, meinte Parian sarkastisch.
„Du musst das verstehen“, bat Gismeau. „Láylà und ich sind auf die Energie von Atlantis angewiesen. Leider teilen wir uns diese Energie mit unserem Gegner. Du hast am eigenen Leib erfahren, dass er versucht hat das Schicksal der Insel zu bestimmen.“
„Meinst du das Erdbeben?“
„Genau das meine ich. Es war sein Versuch eure Abwehr zu schwächen, um mit euch Kontakt aufzunehmen, wie er es von Anfang an wollte. Dabei hat er so viel Energie verbraucht, dass Láylà und ich handlungsunfähig wurden. Wir waren noch nicht einmal in der Lage dich zu warnen oder zu beschützen. Du kannst von Glück sagen, dass sich deine geheime Fähigkeit der Teleportation in der Not gemeldet hat.“
„Willst du mir etwa weismachen, dass ich uns gerettet habe?“
„Wer denn sonst?“, fragte Gismeau ruhig.
„Ich weiß nicht... Aber...“ Parians Ärger war verflogen. „Wie kann es sein, dass ich solche Kräfte haben soll?“
„Warum sollte es nicht so sein? Láylà und ich sagten dir doch, dass du Fähigkeiten hast, von denen du nicht zu träumen wagst. Du musst nur mehr Selbstbewusstsein bekommen und auf das hören, was dein Herz dir sagt.“
„Und wenn dein Herz einmal nicht antwortet, dann schließe die Augen und denke an deine Eltern. So wirst du keine Angst mehr haben und alle Hindernisse überwinden. Dann kannst du alles erreichen, einfach alles!“, murmelte Parian. „Ich weiß, was du mir sagen willst, aber wenn dir nie jemand sein Vertrauen geschenkt hat, dann fällt es sehr schwer sich selbst zu vertrauen.“
„Du musst es lernen“, sagte Gismeau ruhig aber mit Nachdruck. „Atlantis braucht dich! Ich kann dir jetzt noch nicht alles erklären, wir verstehen es selbst noch nicht. Aber sollten sich unsere Ahnungen bewahrheiten, dann ist Atlantis auf dich und deine Fähigkeiten angewiesen. Du musst versuchen, sie zu trainieren, das ist wirklich sehr wichtig. Ich würde dich nicht darum bitten, wenn das Schicksal von Atlantis nicht davon abhinge. Wir, also Láylà und ich, hoffen sehr, dass wir bald öfter und länger mit euch Kontakt aufnehmen können. Die Dinge sind im Wandel, wir können nur noch nicht sagen, ob es ein Wandel zum Guten oder Schlechten sein wird. Wahrscheinlich liegt es an dir und Ebô’ney, die Entscheidung herbeizuführen.“
„Deine schönen Worte in Ehren, aber es gefällt mir gar nicht, dass du dich so unklar ausdrückst. Woher sollen Ebô’ney und ich wissen, dass ihr die Wahrheit sagt?“
„Reicht es dir nicht, dass der Versuch unseres Gegners mit dir Kontakt aufzunehmen Billî beinahe das Leben gekostet hat? Genügt es nicht zu wissen, dass er Ebô’ney und dich verletzen wollte und euren Tod billigend in Kauf genommen hat, nur um endlich die ersehnte Verbindung herzustellen? Muss ich dir noch sagen, dass unser Gegner beim letzten Mal, als ihm ein solcher

Kontakt gelang, halb Atlantis entvölkerte? Er würde es wieder tun, wenn er die Gelegenheit dazu hätte und wenn Ebô’ney und du Láylà und mir nicht helft, dann wird er diese Gelegenheit bekommen!
Meine Kraft lässt nach. Ich muss dich jetzt leider alleine lassen. Bitte überdenke meine Worte und versuche, deine neue Kraft zu kontrollieren. Auch wenn du mich nicht siehst, werde ich bei dir sein und dich beobachten.“

Parian erwachte und das Erste was er sah, waren zwei große, dunkle Knopfaugen und eine kleine, raue Zunge, die über sein Gesicht wanderte.
„Gismeau, hör auf damit, das ist widerlich“, murmelte er noch ein wenig müde, doch das Eichhörnchen hörte nicht auf und schleckte ihm weiter das Gesicht ab. Als es ihm ein klein wenig in die Nase zwickte, stöhnte Parian genervt auf, blieb jedoch weiterhin auf dem kalten Erdboden des Waldes liegen. Das Eichhörnchen zeterte, doch davon ließ sich der Halbelf nicht stören. Erst, als es sich umdrehte und mit seinen Hinterbeinchen Erde in Parians Gesicht scharrte, rappelte er sich hoch.
„Ist ja schon gut, ich steh ja schon auf. Aber musstest du mir unbedingt den ganzen Dreck ins Gesicht scharren? Den Geschmack von Erde werde ich jetzt bestimmt noch ein paar Tage auf der Zunge haben und das Knirschen der Sandkörner ist auch nicht gerade angenehm“, beschwerte er sich und klopfte den Schmutz von den Kleidern.
Das Eichhörnchen gab einige undefinierbare, hohe Töne von sich.
„Lachst du mich etwa gerade aus?“, fragte Parian entrüstet.
Gismeau kletterte an den Kleidern des Halbelfen hoch und setzt sich auf dessen Schulter.
„Was willst du?“, fragte Parian und sofort fing das Tier an zu zetern.
„Du denkst also wirklich, dass ich ein Teleporter bin.“
Es kam ihm so vor, als würde das Eichhörnchen nicken, dann zeterte es wieder.
„Ich soll meine neue Fähigkeit trainieren?“
Erneut schien das Tier auf seiner Schulter zu nicken.
„Aber Gismeau, das ist vollkommen unmöglich, ich kann kein Teleporter sein, diese Kraft ist eine der ...“, begann Parian, doch er konnte seinen Satz nicht beenden, denn das Eichhörnchen biss ihm einmal kräftig ins Ohr. Als sich der Halbelf darüber beschweren wollte und auf seine Schulter blickte, war Gismeau nicht mehr da.
„Gismeau? GISMEAU?“, rief Parian, doch das Eichhörnchen war verschwunden, als wenn es sich in Luft aufgelöst hätte.
Er seufzte und ließ sich auf einen Baumstumpf nieder, den Kopf in die Hände gestützt. Es war unmöglich. Es konnte einfach nicht sein. Es gab viele Elfen, die besondere Fähigkeiten hatten. Manche besaßen die Kraft, Gegenstände mittels ihrer Gedankenkraft zu erschaffen, andere waren dazu in der Lage, die Seele für einige Zeit von ihrem Körper zu trennen. Es gab sogar Legenden, dass es auf Atlantis Elfen gegeben haben soll, die die Zeit manipulieren konnten. Doch die Überlieferungen über Elfen mit der Begabung der Teleportation waren kaum zu finden. Natürlich war man sich bewusst, dass es diese Art der Magie gab, doch sie war sehr selten. Parian hatte Geschichten über Teleporter gehört, die sich aber nie bewahrheitet hatten. Die Teleportation, die Gabe, sich von einem Ort zum anderen zu bewegen, ohne dabei physisch den dazwischen liegenden Raum durchqueren zu müssen, war einer der seltensten und mysteriösesten Fähigkeiten, die auf Atlantis existierte. Ein Teleporter gehörte zu den einzigartigen Geschöpfen. Und nun sollte er so Jemand sein? Parian konnte es nicht glauben. Er und ein Teleporter?
Der Halbelf wusste, dass er durch diese Gabe einzigartig war. Ihm kam in den Sinn, dass er durch die Teleportation endlich die nötige Anerkennung bei seinem Volk erhalten würde und das gab ihm ein plötzliches Gefühl der Euphorie, doch schnell vergaß er diesen Gedanken wieder und verdrängte seine Gefühle. Er wollte nicht einzigartig sein, er wollte nicht gemocht werden aufgrund einer einzelnen Fähigkeit.
Parian wusste, dass er vorsichtig sein musste. Seine neue Kraft war stark und mächtig und soweit ihm aus Überlieferungen bekannt war, am Anfang sehr unberechenbar und kaum beherrschbar. Teleportationen konnten gefährlich sein, nicht nur für ihn, sondern auch für andere. Parian war

bewusst, dass er so schnell wie möglich lernen musste seine Fähigkeit kontrollieren zu können. Doch wie? Wie erlernt man eine neue Gabe, wenn man weder weiß wie man sie auslöst, noch wie man sie beherrscht? Es gab auch niemanden, der es einem beibringen könnte. Der Halbelf dachte angestrengt nach, doch das Einzige, was ihm einfiel, war in der Bibliothek von Atlantis, besser gesagt das, was von ihr noch übrig war, etwas zu finden, dass ihm helfen könnte. Und so beschloss er, sich in die Stadt von Atlantis zu begeben.

***

Mahi~Ve~Sanam saß mit Soniye auf einer kleinen Bank vor deren Haus. Die beiden waren froh, endlich wieder zusammen zu sein und einfach ein angenehmes Gespräch unter Schwestern führen zu können. Soniye hatte Mahi alles über ihre Ausbildung bei Esme erklärt und ihrer kleinen Schwester gut zugeredet, sie müsse nicht nervös sein und Angst vor Fehlern haben, solange sie auf das, was Esme sagte, hörte und ihre Aufgaben erledigte, sowie im Dorf keine Unruhe stiftete. Mahi war alles andere als eine brave Katze. Sie war frech, aufmüpfig und rebellierte gegen alles, was die Erwachsenen taten und sagten. Sie war jung und sich darüber vollkommen im Klaren. Mahi kannte zwar ihre Grenzen, doch hin und wieder testete sie, wie weit sie diese Grenzen überschreiten konnte. Ihr Verhalten war der Grund gewesen, warum ihre Eltern zuerst nicht gewollte hatten, dass sie allein ins Dorf ging. Sie hatten Angst gehabt, dass Mahi ohne ihre elterliche Autorität auf die schiefe Bahn geraten würde, doch Billî und Soniye hatten versprochen, Mahi nicht an der langen Leine zu lassen und sie nicht zu verhätscheln, sondern ihr Grenzen zu setzten und so bei der Erziehung zu helfen. Mahi wusste darüber Bescheid, doch sie hatte nicht vor dagegen zu rebellieren, dass ihre Schwester Mutter spielen würde. Was niemand wusste war, dass Soniye insgeheim immer das große Vorbild von Mahi gewesen war. So sehr die kleine Katze auch für Esme und ihre Heilkunst schwärmte, ihre Schwester Soniye war ihr ein und alles, eine Katze, zu der sie immer aufgesehen hatte. Nie würde ihr in den Sinn kommen, sich gegen sie zu stellen, selbst dann nicht, wenn ihre Schwester sie in einen goldenen Käfig sperren würde.
Ebenfalls würde Mahi auch nie gegen Billî rebellieren, denn vor ihm hatte sie sehr viel Respekt. Während Bhoot jemand war, den sie durchaus auch necken und Streiche spielen konnte und der für sie wie ein guter Freund war, spielte der Kater ihrer Schwester eine eher autoritäre Rolle in ihrem Leben. Mit ihm führt sie weise Gespräche über wichtige Themen der Gesellschaft. Er war wie ein Vater, der sie sogar bestrafen würde, wenn es nötig war, und der sich auch nicht gegen Soniye ausspielen ließ. Wenn Mahi sich entscheiden müsste zwischen ihm und Bhoot, dann würde sie ohne zu zögern ihn wählen, denn Billî hatte ihr bis jetzt eine Menge beigebracht und ihr Leben um einiges bereichert, außerdem würde er ihr immer mit Rat und Tat zur Seite stehen. Das Wichtigste war jedoch, dass Billî ihre Schwester Soniye glücklich machte und dafür war Mahi mehr als nur dankbar. Sie konnte sich noch an die lange Zeit erinnern, in der Soniye und er lange Zeit getrennt waren. Nie würde Mahi vergessen, wie ihre Schwester gelitten hatte und wie glücklich sie gewesen war, als die Nachricht kam, sie könne in das Dorf von Billî ziehen.
So sehr die Schwestern sich auch verstanden und Gefühle, Gedanken und Erinnerungen teilten, so unterschiedlich waren sie aber auch. Die Ältere war sanftmütig, stets freundlich zu Jedermann, warmherzig und hatte eine unglaubliche innere Ruhe und Ausgeglichenheit. Sie war stark und selbstbewusst, hatte immer ein Ziel vor Augen und war immer zu Stelle, wenn man sie brauchte. Mahi hingegen war ein kleiner Rebell. Sie war von Grund auf eine gutmütige und höfliche Katze, doch konnte sie sehr schnell kratzbürstig und dickköpfig sein. Sie besaß eine

große Portion Mut und war oft sehr eigensinnig. Mahi wollte stets Spaß in ihrem Leben haben, Abenteuer erleben. Bekannt war sie für ihre humorvolle Ader und ihre frechen Sprüche, die auch schon das ein oder andere Mal unter die Gürtellinie gehen konnten. Sie war oft aufgedreht und sprühte nur so vor Energie. Das Wort „Ruhe“ kannte sie nicht. Ihr Aussehen verschaffte ihr viele Verehrer. Auf den ersten Blick sah sie aus wie eine Kopie von Soniye, doch in Wirklichkeit war sie viel hübscher als ihre Schwester. Im Gegensatz zu Soniyes Fell besaß ihres noch einen rötlichen Schimmer. Auch ihre mandelförmigen Augen glänzten in einem wärmeren Braunton als die Augen ihrer Schwester. Hinzu kam ihre zierliche Gestalt. Davon jedoch wollte Mahi nie etwas hören, denn tief in ihrem Innern war sie ziemlich schüchtern, nur gab sie dies nicht zu. Sie mochte sich zwar selbstsicher und rebellenhaft geben, doch das resultierte nur aus ihrer Unsicherheit. Für alle war sie nur das muntere, widerspenstige, kleine Kätzchen, dass die Herzen der Kater schneller schlagen ließ, doch in Wirklichkeit konnte sie mit männlichen Artgenossen in ihrem Alter nicht umgehen und wurde schnell unsicher, besonders in der Gegenwart eines bestimmten Katers.
„Also, erzähl doch mal, wie geht es Mom und Dad?“, fragte Soniye interessiert.
Mahi lächelte und sagte: „Es geht ihnen gut. Nur Dad hat mal wieder Schmerzen im Rücken, weil er vom Dach gefallen ist.“
„Er ist vom Dach gefallen?“ Aus Soniyes Stimme war Entsetzen zu hören, doch Mahi beruhigte sie.
„Oh, keine Angst, er hat sich nichts gebrochen oder so, hat nur Schmerzen. Du kennst ihn doch. Wir hatten ein kleines Loch im Dach und er wollte niemanden holen, der es repariert, weil er der Meinung war er könne das auch selbst tun. Also ist er auf das Dach gestiegen, hat den Halt verloren und ist wieder auf Mutter Erde herunter gefallen wie ein Klotz. Ich sag dir, dass sah so lustig aus, ich hab den ganzen Tag lachen müssen.“
Soniye schüttelte den Kopf und sofort fügte Mahi hinzu: „Aber ich hab ihm natürlich sofort geholfen und ihn gepflegt wo ich nur konnte.“
„Das war auch das Mindeste, was du hättest tun sollen“, tadelte die Ältere.
Mahi umarmte Soniye und flüsterte: „Sie vermissen dich und ich habe dich auch schrecklich vermisst. Es ist schön wieder bei dir zu sein.“
Ein Strahlen breitete sich über Soniyes Gesicht aus und sie drückte ihre kleine Schwester ein wenig fester an sich.
Ein paar Minuten verharrten sie schweigend in dieser Position, dann ergriff Mahi wieder das Wort: „Das Dorf hier ist wirklich wunderschön. Es ist toll, dass hier so viel gemacht wird. Mir ist aufgefallen, dass ihr angefangenen habt wieder Häuser zu bauen. Aber sie scheinen dieses mal ganz anders zu sein. Stimmt es, dass ihr jetzt nach einer alten Form der Architektur baut?“
Soniye nickte. „Ja, tun wir. Ebô’ney, die Frau von der ich dir erzählt habe, hat in der Bibliothek ein altes Buch gefunden in dem steht wie man stabil bauen kann. Allerdings hätte sie sich damit beinahe keinen Gefallen getan, denn die Berechnungen darin waren falsch. Das wäre ihr nicht aufgefallen, wenn nicht jemand nachgerechnet, den Fehler gefunden und eine neue Formel aufgestellt hätte.“
„Wer war dieser jemand?“, wollte Mahi wissen.
„Nathan.“
„NATH?“ Mahi war sofort hellhörig. Ihre Augen strahlten und ihre Schnauze verzog sich zu einem Grinsen.
„Ja genau, der kleine Nathan. Niemand hätte gedacht, dass er so eine Begabung für Architektur hat.“

„Tja, da kannst du mal sehen, was für Idioten hier leben. Nath ist nämlich gar nicht so klein und unbedeutend wir ihr alle immer gedacht habt. Er ist sehr talentiert und klug. Keiner kann ihm etwas vormachen“, sagte Mahi im Brustton ihrer Überzeugung.
Soniye kniff gespielt überrascht die Augen zusammen und fragte lockend: „Und du hast sein Talent erkannt?“
„Na, aber natürlich! So was kann man doch nicht übersehen. Immer wenn ich mit dir hier zu Besuch war, habe ich Bhoot gefragt was Nath so macht und ich konnte jedes Mal heraushören, dass er gar nicht so unscheinbar ist wie seine Brüder. Ich hätte Mom und Dad umbringen können, als sie mir beim letzten großen Treffen nicht erlaubten mit dir zu reisen.“
„Magst du Nath?“, hakte Soniye nach.
Jetzt legte Mahi richtig los.
„Ob ich ihn mag? Ich liebe ihn, ich verehre ihn. Oh Gott, er ist ja sooo süüüß! Immer wenn ich an ihn denke oder von ihm höre bekomme ich so ein Kribbeln, als wenn tausende von Schmetterlingen in meinem Bauch wild durcheinander fliegen. Ich mag einfach alles an ihm. Seine wundervollen dunklen Augen, sein flauschiges Fell, dass so schwarz wie die Nacht ist. Ich liebe seinen Gang, ich liebe die Art wie er die Umgebung mustert. Gott, dieser Kater bringt mich noch um den Verstand. Hast du bemerkt, wie sich seine Schnurrhaare kräuseln, wenn ihm irgendetwas komisch vorkommt?“
„Nein, hab ich ehrlich gesagt nicht. Du scheinst ja wirklich sehr angetan zu sein von dem Kleinen.“ Soniye klang überrascht.
„Machst du Witze? Er ist doch sooooo süüüüüüüüüüüß! Und nenn ihn nicht immer ‚den Kleinen’, er ist ein ganz Großer. Und dann auch noch so gebildet und begabt. Ein Architekt, das steht ihm wirklich ausgezeichnet. Oh Soniye, er ist so cool.“
Je mehr Mahi von Nathan redete, desto hibbeliger wurde sie. Sie gestikuliert wild mit Armen und Pfoten und ihre Augen glänzten.
„Was willst du tun, wenn du ihm begegnest?“
Mahi überlegte kurz, dann antwortete sie: „Ich werde natürlich mit ihm flirten, was denkst du denn. Ich werde ihm zeigen, wer ich bin und was er an mir haben wird. Oh .... ich würde ihn am liebsten abknutschen, von oben bis unten. Vielleicht flirte ich nicht mit ihm, sondern werde ihn gleich küssen. Ja, das ist eine gute Idee. Meine Küsse machen nämlich süchtig und dann wird er von mir nicht mehr lassen können. Ich wünsche mir wirklich ihm endlich einmal offiziell zu begegnen und ihn richtig kennen zu lernen. Ihm von Weitem zu beobachten ist nur halb so toll wie ihn direkt vor mir stehen zu sehen und mit ihm zu reden.“
Soniye lachte über die Schwärmerei und das Selbstbewusstsein ihrer Schwester.
„Na ja, vielleicht geht dein Wunsch morgen bereits in Erfüllung. Esme möchte dich sehen, sie will ein paar Dinge mit dir besprechen.“

***

Parian stand in der Bibliothek. In dem Raum herrschte immer noch Chaos. Große Kristallsplitter der umgefallenen Regale lagen noch auf dem Boden, die Bücher hatte man zu großen Türmen gestapelt und es roch nach Staub.
Parian brauchte nicht lange zu suchen, bis er gefunden hatte was er benötigte. In einem der riesigen Stapel steckte ein Buch mit dem Titel *Ělyąnors Sammlung über die Magie der Elfen*. Vorsichtig zog er das Exemplar aus dem Stapel. Er schlug das Inhaltsverzeichnis auf und in

wenigen Sekunden hatte er das richtige Kapitel, dessen Inhalt ihm vielleicht einige Fragen über seine neue Gabe beantworten würde, gefunden. In kleinen, verblichenen Buchstaben stand geschrieben:

„Kapitel 13

Die Magie der Teleportation

Die seltenste und geheimnisvollste Magie, die ein Elf beherrschen kann, ist die Teleportation. Ein Teleporter kann sich durch den Raum bewegen, ohne ihn dabei physisch durchqueren zu müssen. Er nutzt dazu nur seine Gedankenkraft. Die Teleportation gehört zu einer der seltensten und energieintensivsten Arten von Magie, die auf Atlantis existieren. Das macht diese Kraft gefährlich. Sie ist unberechenbar, kann kaum kontrolliert und sowohl für den Besitzer, als auch dessen Mitmenschen gefährlich werden. Einzelnen Überlieferungen nach, soll diese Art der Magie in den ersten Generationen der Elfen entstanden sein. Es gibt jedoch kaum bekannte Informationen über Teleporter. Legenden und Geschichten erzählen nur von magischen Wesen, die von einem Ort zu einem anderen Ort „springen“ konnten oder sich plötzlich in Luft auflösten. Ich, Ělyąnor, habe mehr als 20.000 Monde nach Elfen mit Teleportationsfähigkeiten gesucht. Kurz bevor ich meine Suche aufgab und mich anderen Arten der Magie widmete, hatte ich Glück und fand in einem abgelegenen Elfendorf ein kleines Mädchen, blondes Haar, goldgelbe Augen, über das man sagte, sie könne innerhalb von wenigen Sekunden die ganze Insel überqueren. Als ich mit ihr redete stellte sich heraus, dass dies der Wahrheit entsprach, doch das Mädchen sich nicht darüber im Klaren war, nach welchen Kriterien sie teleportierte. Es geschah einfach so, mal sei es stärker, mal funktionierte es gar nicht. Ich wollte der Kleinen helfen und entwickelte eine Art Übung, mit der man die Teleportation bündeln und einigermaßen in geregelte Bahnen lenken konnte. Doch stellte ich mit der Zeit fest, dass die Übung zwar half, die Fähigkeit einigermaßen zu kontrollieren, jedoch bedarf es für diese Art der Magie einen starken Geist, eine Seele, die willensstärker und reiner war, als die eines Elfen. Und so eine Seele entstand nur, wenn sich zwei unterschiedliche Teile zu einem vereinten, doch dies wird nie geschehen, dessen bin ich mir bewusst. Und so sah ich mit an, wie das Mädchen ihre Fähigkeiten allmählich verlor, sie schwanden wie meine Hoffnungen. Seit diesem Tag an habe ich nie wieder etwas über einen Teleporter oder die Magie der Teleportation gehört. Ich werde mich mit dem Gedanken abfinden müssen, dass ich nie die Möglichkeit haben werde, hinter das Geheimnis dieser Gabe zu kommen. Sollte jedoch irgendwann einmal ein Teleporter dies hier lesen, so sei ihm bewusst, dass er einzigartig ist und viel Macht besitzt. Er solle keine Angst haben und auf sich selbst vertrauen.

Wie man eine Teleportation kontrolliert

Zuerst muss dem Teleporter bewusst werden, dass alles, was er erlebt, aus ihm entsteht. Er sollte seine Gefühle beobachten, die Reaktionen in jedem Augenblick. Um die Teleportation zu beherrschen, muss der Teleporter seine Phantasie und den Geist trainieren. Speichert er Bilder von Orten in seinem Gedächtnis, kann er sie später abrufen und als Katalysator benutzen. Das Unterbewusstsein kennt keinen Unterschied zwischen Phantasie und Wirklichkeit. Je mehr der Teleporter seine Phantasie benutzt, umso einfach wird es am Ende sein, seine Fähigkeit nach den

Träumen auszurichten. Er muss all seine Sinne benutzen. Die besten Voraussetzungen für eine Teleportation sind ein ruhiger Ort und viel Konzentration. Er muss sich seiner Umgebung bewusst sein, muss seinen Körper spüren können. Durch tiefe Atemzüge entspannt er seine Muskeln. Durch das Schließen der Augen wird sich der Magier noch mehr konzentrieren können. Um die Teleportation auszulösen, muss die Energie frei durch den Körper fließen. Der Teleporter muss das Licht der Sonne aufnehmen. Das Letzte, was man zum Auslösen dieser Gabe benötigt, ist der Glaube, der Glaube an die Magie und an sich selbst. Mann stellt sich vor, wo man sein möchte, stellt sich vor wie der eigene Körper dort ist, liebt von ganzem Herzen was dort ist und spürt sich an diesem Ort.“

Parian schlug das Buch zu und betrachtete den Buchrücken, welches ein Portrait des Autors, Ělyąnor, zeigte. Der Elf sah alt aus, hatte langes, weißes Haar und Parian wusste, dass er mit Sicherheit nicht mehr lebte. Dem Buch nach zu urteilen war er bereits vor mehreren hundert Jahren bei einer großen Epidemie auf der Insel gestorben. Dies erklärte, warum seine Informationen über Parians Gabe unzureichend und lückenhaft waren.
Das deprimierte den Halbelfen. Er hatte gehofft, er würde ein paar schlüssige Antworten auf seine Fragen bekommen, doch das Buch hatte ihm kaum dabei geholfen. Das Einzige, was ihm blieb, war eine halbseitige, kurze Anleitung, durch die er vielleicht lernte, seine Fähigkeit zu kontrollieren, mehr war in dem Buch aber auch nicht zu finden.
Parian steckte das Exemplar wieder zurück in den Stapel, als ein Bediensteter den Raum betrat.
„Du kannst dir das Buch gerne ausleihen, wenn du möchtest. Die Bibliothek ist zwar ein reinster Trümmerhaufen, aber Bücher gibt es hier dennoch mehr als genug“, sagte er höflich.
Parian schüttelte dankend den Kopf.
„Nein, ist schon gut. Es hat mir nicht wirklich etwas gebracht.“
„Wenn du meinst, aber dieses Exemplar dort von Ělyąnor ist eines seiner letzten Werke. Steht viel drin über Magie und so. Wenn ich fragen darf, nach was hast du gesucht?“
„Oh, nur ein paar Informationen über Teleportation.“
Der Bedienstete nickte nachdenklich, dann sagte er: „Darüber wirst du glaube ich in der Bibliothek nichts finden. Man sagt, sie existiere nicht auf Atlantis, diese Magie. Alle die, die glauben einem Teleporter begegnet oder selber einer zu sein, sind längst tot oder haben ihren Glauben verloren. Ich habe Ělyąnors Theorien gelesen und ich bin der Meinung, dass er mit der Behauptung, es benötige eine stärkere Seele als die eines Elfen, um die Fähigkeit zu beherrschen, Recht hat. Nur ein Geist aus zwei unterschiedlichen Teilen ist stark genug dafür.“
„Was glaubst du, meinte er damit?“, fragte Parian nach in der Hoffnung, der Bedienstete würde die Antwort kennen.
„Nun ja, ich dachte da an unterschiedliche Völker, an Gesellschaften. Wenn sich zwei Völker vereinten, wenn die Kinder zur Hälfte dies und zur anderen Hälfte jenes wären, dann würde der Geist der neuen Generationen stark genug sein für die Gabe der Teleportation.“
Parian runzelte die Stirn, dann fügte er murmelnd hinzu: „Wie beispielsweise bei einem Elfen und einem Menschen ... wenn sie sich vereinten ...neue Generation ... ein Halbelf...“
Der Bedienstete lächelte. „Ich sehe, du hast es verstanden. Viel Glück noch.“
Mit diesen Worten ließ er Parian in seinen Gedanken versunken allein zurück.
Der Halbelf verließ die Stadt nur wenige Minuten nach seinem Gespräch mit dem Bediensteten. Er suchte sich mitten im Wald eine ruhige Lichtung, an der ihn keiner stören konnte. Einen kurzen Moment lang stand er unschlüssig herum, suchte die Umgebung mit den Augen ab und biss sich nervös auf die Unterlippe. Seine Gedanken rasten und er war sich nicht sicher, ob er

einen Versuch starten und ausprobieren sollte, wozu er fähig war.
Der Halbelf schloss die Augen und erinnerte sich an das Kapitel im Buch. Er versuchte, sich seiner Umgebung bewusst zu werden, die Energie strömen zu lassen. In Gedanken konzentrierte er sich auf einen Ort und stellte sich vor, wie er dorthin ging, wie sein Körper sich dorthin bewegte. Als nichts geschah, kniff Parian die Augen fester zusammen und ballte die Hände zu Fäusten. Als immer noch nichts geschah, biss er die Zähne zusammen und knurrte: „Nun komm schon, teleportiere!“ Nichts geschah. Er öffnete die Augen und stand immer noch im Wald auf der Lichtung. Er wiederholte dies noch fünf mal, dann gab er frustriert auf.
„So ein Mist, von wegen Teleporter, ich besitze diese Gabe nicht. Dummes Eichhörnchen“, murmelte er, während er auf das Dorf der Katzen zuging. Als er in der Dorfmitte angekommen war, steuerte er den Weg zum Pavillon an. Eine kleine Gruppe von Personen kreuzte seinen Weg. Sie schienen ihn nicht zu beachten, denn sie machten keine Anstalten, ihm ein Stück Platz zu machen und ihn durch zu lassen.
„Oh verdammt, habt ihr keine Augen im Kopf? Seht ihr denn nicht, dass ich hier auch gerade lang laufe? Jetzt lasst mich endlich durch...“, sagte Parian genervt, doch immer noch bemerkte ihn niemand. Der Halbelf empfand dies als unhöflich und er dachte daran, sich bei Bhoot über dieses Verhalten zu beschweren. Plötzlich verschwamm das Bild vor seinen Augen. Es wurde für kurze Zeit schwarz und Parian hatte das Gefühl, jemand riss ihm den Boden unter den Füßen weg...
...mit einem lauten Aufschlag landete er auf einem harten Marmorboden. In seinen Ohren rauschte es, sein Puls raste, er konnte sein Herz schnell schlagen hören und Schmerzen breiteten sich in seinem Kopf aus. Er fühlte sich mit einem mal geschwächt und er hatte Mühe damit sich aufzurappeln. Der Halbelf erschrak, als eine schrille Stimme an sein Ohr drang.
„OH GOTT PARIAN! Was tust du hier? Du kannst doch nicht einfach hier so reinplatzen, wenn wir gerade ... oh nein Bhoot, dass ist so peinlich!“
Parian drehte sich um und erst jetzt realisierte er, wo er war. Er stand mitten in Bhoots und Esmes Schlafzimmer, vor sich das Bett, indem die Beiden lagen, unbekleidet, vermutete er.
„Was ist ... wie ist ... warum ist das gerade jetzt passiert? Was hab ich anders gemacht?“, murmelte er zu sich selbst.
„Wie, was ist passiert? Parian, jetzt sag uns endlich, was du in unserem Schlafzimmer zu suchen hast ... und wie du hier überhaupt reingekommen bist!“ Das Entsetzen in Bhoots Stimme war nicht zu überhören.
Der Halbelf hob entschuldigend die Hände, dann eilte er nach draußen und ließ zwei verwirrte Katzen zurück.
Er setzt sich auf eine Bank, die an einem der alten Häuser stand und rieb sich die Schläfen, da der Kopfschmerz nicht aufzuhören schien.
Wie hatte er das geschafft? Was hatte es ausgelöst? Wieso konnte er vorhin im Wald nicht teleportieren und plötzlich funktionierte es einfach so? Parian stöhnte, denn seine Kopfschmerzen verschlimmerten sich. Dennoch startete er einen neuen Versuch, konzentrierte sich angestrengt auf einen Ort und kniff die Augen zusammen. Als er die Augen wieder öffnete, befand er sich immer noch an der selben Stelle.
„Verdammt, wieso funktioniert das nicht?“
Er versuchte es noch einmal, doch auch beim Zweiten mal klappte es nicht.
Parian legte sich längs auf die Bank und versuchte zu schlafen in der Hoffnung, Gismeau würde auftauchen und ihm sagen was zu tun sei, doch der Schlaf verlief traumlos.
Durch lauten Baulärm wachte der Halbelf schließlich wieder auf. Er brauchte nicht lang um

festzustellen, dass er nicht lange geschlafen hatte. Als er sich von der Bank erhob, erblickte er einen großen Baum, der etwas am Rande des Dorfes stand und ihm bis jetzt noch nie aufgefallen war. Er war groß, üppig behangen mit grünen Blättern und weiß schimmernden Blüten. Ein paar Kater, einer davon war Nath, der einen Stapel Papier in der Hand hielt, kamen an ihm vorbei, doch Parian beachtete sie nicht weiter, denn er musterte immer noch aufmerksam den Baum. Der Halbelf bemerkte die Maserung der Rinde und ihm kam sofort die Situation nach der beinahe Katastrophe in der Bibliothek in den Sinn. Er musste an Ebô'ney denken, wie sie erzählt hatte, dass die Maserung der Bäume an diesem Ort besonders waren und ...
Parian konnte den Gedanken nicht zu Ende führen. Erneut verschwamm das Bild vor seinen Augen, es wurde schwarz um ihn herum und er verlor den Halt unter den Füßen...
...mit einem lauten Platschen landete er auf hartem Erdboden, dass Gesicht direkt in einer schlammigen Pfütze.
„Verdammte Scheiße ...“, brummte er, doch für Außenstehende war es nur ein Blubbern. Er rappelte sich auf, strich sich den Schlamm aus dem Gesicht und musterte seine Umgebung. Er konnte nicht glauben, was er sah. Parian stand genau an der Stelle, an der er vor einigen Tagen mit Ebô'ney gestanden hatte, nachdem er sie aus der Bibliothek teleportiert hatte.
„Wieso bin ich jetzt hier?“, fragte er sich selbst laut. „Ok, Parian, ganz ruhig. Konzentrier dich ... ok, du kannst dich nicht konzentrieren, warte...“
Parian kramte in seiner Tasche und fand den kleinen Muschelknopf mit der eingravierten Regenbogenlilie, den Shah Rukh hier gefunden hatte und den er angeblich unbewusst geknopft haben soll.
Er legte den Gegenstand in seine Faust und benutzte ihn als Konzentrationshilfe, dann sagte er laut vor sich hin: „Also, du hast jetzt schon mehrmals versucht zu teleportieren, aber immer dann, wenn du es wolltest, hat es nicht funktioniert. Aber wenn du unbewusst an etwas Gedacht hast, wie an Bhoot oder die Maserung der Bäume, dann hat es plötzlich funktioniert. Das ist sehr merkwürdig.“
Parian biss sich auf die Unterlippe und dachte angestrengt nach. Dann setzt er sich auf einen kleinen Baumstumpf. Er atmete einmal tief ein und wieder aus und sagte sich dann, dass es diesmal funktionieren würde. Zuerst versuchte er es auf die übliche Art, er konzentrierte sich bewusst auf einen Ort. Das klappte nicht. Dann versuchte er sich unbewusst auf einen Ort zu konzentrieren, aber das klappte auch nicht, zumal ihm die Erkenntnis kam, dass man sich nicht bewusst unbewusst auf etwas konzentrieren konnte. Je länger er versuchte zu teleportieren, umso tiefer sank seine Laune.
Es gefiel ihm gar nicht, dass er höchst wahrscheinlich die vier Stunden bis ins Dorf zurück zu Fuß bewältigen musste.

***

Mahi stand unschlüssig vor dem Haus von Bhoot und Esme. Sie traute sich nicht wirklich anzuklopfen, denn sie fürchtete die Beiden stören zu können. Ebenfalls war sie nervös und fragte sich, was Esme mit ihr besprechen wollte. Hatte sie etwas falsch gemacht? Wollte Esme vielleicht doch nicht ihrer Ausbildung übernehmen?
Sie biss sich auf eine ihrer Krallen, das tat sie immer, wenn sie sich unwohl fühlte. Noch einmal hob sie die Pfote zum Klopfen an, doch auch dieses mal senkte sie sie wieder. Mahi kam sich plötzlich ziemlich klein vor. Sie war kurz davor die große Heilerin Esme kennen zu lernen, eine der erfahrensten und begabtesten Katzen auf der ganzen Insel. Im Gegensatz zu ihr war sie klein

und unbedeutend. War sie es überhaupt wert, bei Esme lernen zu dürfen? Hatte sie überhaupt die Begabung zum Heilen? Was würde passieren, wenn sich herausstellte, dass sie vollkommen unfähig war?
Mahi quälten Selbstzweifel, die sie nicht abschütteln konnte, doch sie wusste, dass sie es musste.
Die junge Katze zuckte erschrocken zusammen, als sie Bhoots tiefe Stimme hinter sich vernahm.
„Was ist los Mahi? Wieso gehst du nicht rein? Wenn du noch lange hier draußen stehst, dann schlägst du noch Wurzeln und ich sage dir eins, ICH werde nicht jeden Tag rauskommen und dich gießen, damit du nicht vertrocknest."
Mahi grinste. „Ha ha ... sehr lustig Onkel Bhoot."
Bhoot verzog das Gesicht. „Bitte Mahi, nenn mich nicht Onkel. Wenn ich dein Onkel wäre, dann müsste ich dich bestrafen, wenn du was böses anstellst. Als dein Freund kann ich jedoch stets für dich Partei ergreifen und dich verhätscheln. Und außerdem klingt ‚Onkel' so alt."
„Aber du bist doch schon alt Bhoot ... ich sehe doch schon die ersten grauen Härchen in deinem schwarzen Fell", witzelte Mahi und warf dem Kater einen schelmischen Blick zu.
Bhoot drehte sich gespielt entsetzt um die eigene Achse und suchte nach dem, was Mahi gesagt hatte.
„Wo sind sie Mahi? Wo sind die grauen Feinde? Ich werde sie eigenhändig rauszupfen."
Die junge Katze brach in Gelächter aus und Bhoot stimmte ein.
„Also wirklich ...", keuchte Mahi und hielt sich dabei den Bauch, „du bist echt ein lustig Katerchen. Wie kannst du Stellvertreter von Nemo sein? Du bist doch so gar kein Anführer."
Bhoot drückte die Brust raus, so dass sich das Fell leicht aufplusterte und hob stolz den Kopf.
„Ich bin durch und durch ein Anführer. Sieh her! Meine Statur zeigt es dir. So eine stolze Haltung kann nur ein Anführer haben." Es hörte sich an, als würde er ernst meinen, was er sagte, doch Mahi durchschaute ihn und fragte frech: „Kann es sein, dass du die Luft anhalten musst, um so auszusehen?"
Bhoot nickte mit dem Kopf, dann ließ er die Luft durch die Lücken seiner Zähne entweichen, wodurch ein Pfeifton entstand.
„Wow, du kannst das ja immer noch", sagte Mahi erstaunt und versuchte es ihm nachzumachen, doch es gelang ihr nicht.
„Klar kann ich das noch und du brauchst gar nicht versuchen es nachzuahmen, das klappt sowieso nicht, denn so was können nur echte Männer."
„Nath auch?", fragte sie und er antwortete: „Natürlich nicht, dieser kleine Wurm ist doch noch kein echter Mann."
„Hey, nenn ihn nicht ‚kleiner Wurm'!", protestierte Mahi laut und stemmte die Pfoten in die Hüfte. „Ich wette, er kann das mit dem Pfeifen besser als du. Nath kann einfach alles. Er ist nämlich sehr begabt!"
„Und woher willst du das wissen?"
„Ich weiß es halt einfach!"
Bhoot musste schmunzeln. Er musterte die kleine Schwester von Soniye von oben bis unten. Aus der kleinen Katze war eine junge Dame geworden, die sowohl intelligent, als auch eine Schönheit war. Er wusste um ihrer Schwärmerei für Nath, das war ihm nicht verborgen geblieben und wenn er ehrlich war, dann würde er es sogar für gut heißen, wenn die Beiden ein kleines Pärchen werden würden. Für Nath gab es niemand besseren außer Mahi.
Bhoot klatschte einmal in die Pfoten.
„Also, worauf wartest du eigentlich? Auf eine schriftliche Einladung? Esme erwartet dich, jetzt scher dich endlich ins Haus."

„Aber was ist. wenn ich ihr nicht gewachsen bin, wenn ich ihre Erwartungen nicht erfüllen oder sie mich nicht mag ...“
„Ach papperlapapp, das schaffst du schon. Sie ist nicht Gott, sie ist nur Esme. Ihr werdet schon miteinander klar kommen.“, sagte Bhoot und schob sie zur Tür hinein.
Als Esme die Ankunft von Mahi bemerkte, kam sie sofort mit einem strahlenden Lächeln auf die junge Katze zu und begrüßte sie herzlich mit einer Umarmung.
„Ich bin so froh dich endlich hier zu haben Mahi. Soniye und Billî haben mir schon so viel von dir erzählt. Ich freue mich richtig darauf dir beizubringen, wie man die Heilkunst anwendet.“
Mahi war überrascht über diese Begrüßung und es war, als fiele ihr eine große Last vom Herzen.
„Siehst du! Ich hab dir doch gesagt es wird nicht schlimm werden“, flüsterte Bhoot Mahi ins Ohr.
Esme bot der jungen Katze an sich zu setzen und schüttete ihr heißen Tee in einen Becher.
„Fühlst du dich wohl?“, fragte Esme und Mahi nickte, während sie ein paar Kekse verputzte.
„Gut, dann werde ich dir jetzt erst einmal erklären, was so alles auf dich zukommt. Als erstes, bevor du überhaupt richtig anfängst mit der magischen Heilkunst, musst du dich leider durch das trockene Thema der Heilkräuter schlagen. Du weißt, es gibt Situationen, in denen wir Katzen unsere Kräfte nicht anwenden können und auf natürliche Mittel zurückgreifen müssen. Deswegen ist es besonders wichtig, dass du weißt, was du machen kannst, wenn deine magischen Heilkräfte versagen. Ich weiß, das ist mit sehr viel Lernen verbunden, doch wenn du dich erst einmal da durch gekämpft hast, dann wirst du bestimmt sehr stolz auf dich sein. Nach der Kräuterkunde werde ich dir beibringen, welche Verletzungen es gibt und woran man diese Verletzungen erkennt. Auch wieder etwas zum Lernen, aber bei Weitem interessanter als Pflanzen. Wenn du das abgeschlossen hast, werden wir zu dem Umgang mit Verletzen und Kranken kommen. Da wirst du lernen, wie man mit Verletzen spricht, wie man sie beruhigt und sich um sie kümmert. Erst wenn du das ebenfalls bestanden hast, werde ich dir zeigen, wie du deine Fähigkeit zum Heilen kontrollieren und einsetzen kannst. Danach musst du noch mindestens zehn Jahre bei mir bleiben und mir wie eine Assistentin helfen. Und ganz am Ende bekommst du eine Auszeichnung und wirst offiziell von Nemo zu einer Heilerin ernannt.“
Mahis Augen strahlten, als Esme mit ihrem kleinen Vortrag fertig war. Sie war so nett zu ihr, dass sie ihre Zweifel vergaß und sie freute sich nun sehr darauf, endlich anfangen zu können.
„Ich danke dir Esme, dass du meine Ausbildung übernimmst. Das schmeichelt mir total. Ich werde versuchen alles richtig zu machen.“
Esme winkte ab. „Wenn du alles richtig machst, dann habe ich doch gar nichts mehr zu tun. Mach lieber alles falsch, dann wird uns nicht langweilig.“
Alle lachten.
„Hast du auch so eine Auszeichnung von Nemo bekommen?“, fragte Mahi interessiert.
„Aber natürlich, willst du sie sehen? Ich glaube, ich habe sie irgendwo im Schlafzimmer. Komm mit!“
Ohne zu zögern folgte Mahi der älteren Katze in einen großen Raum, in dessen Mitte ein riesiges Bett stand.
Während Esme nach der Auszeichnung kramte, viel Mahi eine kleine Delle im Marmorboden auf.
„Sag mal Bhoot, warum ist da eine Delle im Boden? Was ist da passiert?“, fragte sie neugierig.
Bhoot musste zuerst grinsen, dann gluckste er: „Da ist heute ein Halbelf vom Himmel geflogen und direkt bei uns im Schlafzimmer gelandet.“
Mahi blickte ihn ungläubig mit großen Augen an.

„Passiert das öfters bei euch?“, fragte sie zögerlich.
„Nein, nein, das war eine einmalige Sache, hoffe ich zumindest.“
„Na ja, dieser ominöse Halbelf scheint ja einen ganz schönen Dickschädel zu haben, wenn er solch eine Delle fabriziert.“
„Sein Name ist Parian und du hast Recht, er rennt manchmal mit dem Kopf zuerst durch die Wand.“
Mahi stutze. „Parian, der Name kommt mir irgendwie bekannt vor. Ist das nicht *der* Elf, der von seinem Volk vertrieben wurde und ein Band der Freundschaft mit einem Menschen geschlossen hat?“
Nun war es an Bhoot zu stutzen und überrascht zu gucken.
„Du weißt davon? Oh man, so was verbreitet sich ja echt wie ein Lauffeuer auf der Insel. Wollen die Leute denn nur Klatsch und Tratsch hören? Parian ist im übrigen nur ein Halbelf. Sein Vater war ein Mensch und deswegen wurde er nicht von seinem Volk beachtet.“
„Und wo ist seine Mutter? Und wer ist sein Vater?“
Bhoot warf Mahi einen entschuldigenden Blick zu.
„Das weiß ich leider nicht so genau. Seine Mutter war eine Elfe gewesen, eine Schönheit mit langen, blonden Haaren und goldenen Augen. Sein Vater muss ein Gast auf Atlantis gewesen sein. Der Einzige, der über Parians Eltern Bescheid weiß ist Nemo und er hütet dieses Geheimnis sehr streng.“
„Aber was ist mit ihnen geschehen? Wieso sind sie nicht mehr hier?“ Mahi ließ nicht locker. Sie interessierte sich irgendwie für diese Geschichte und wollte genau wissen, was alles passiert war.
„Es tut mir leid Mahi, aber ich weiß es auch nicht. Nur, dass die Beiden eines Tages verschwunden sind und Parian allein bei seinem Volk gelassen haben.“
Es frustrierte die junge Katze ein wenig, dass Bhoot nicht mehr Auskunft geben konnte und so sah sie ein, dass sie das Thema vergessen musste. Dennoch startete sie einen letzten Versuch.
„Weißt du wenigstens, mit wem Parian das Band der Freundschaft geschlossen hat?“
Bhoot kniff entzückt die Augen zusammen.
„Du bist ganz schön neugierig für eine kleine, freche Katze. Aber gut, wenn du dann Ruhe gibst und zufrieden bist. Er hat das Band mit einem erst kürzlich eingetroffenen Gast der Insel geschlossen. Er heißt Shah Rukh Khan und kommt aus Indien, wo er ein sehr bekannter Schauspieler ist.“
Mahi lächelte.
„Shah Rukh und Parian sind befreundet? Das ist ja toll, dann kann ich es gar nicht erwarten den Elf ... entschuldige, Halbelf kennen zu lernen.“
„Du kennst Shah Rukh?“ Bhoot war sichtlich erstaunt.
„Ja, ich habe ihn kurz bevor ich hier ankam getroffen. Ich mag ihn, er ist lustig und sehr nett. Und er sieht für einen Menschen echt gut aus.“
Bhoot grinste, denn Mahi wurde leicht rot um die Wangen herum.
„ICH HAB ES!“, rief Esme, kam zu Mahi geeilt und hielt ihr ein altes Stück Pergament, ihre Auszeichnung zur Heilerin, hin.
Das Papier sah so alt und vergilbt aus, dass Mahi sich gar nicht recht traute es anzufassen aus Angst, es würde in ihren Pfoten sofort zu Staub zerfallen.
„Cool, das sieht echt toll aus. Ich kann es gar nicht abwarten auch so etwas zu haben“, stellte Mahi fest und grinste erfreut.
Die Drei begaben sich wieder in das Wohnzimmer und plauderten noch eine Weile miteinander. Als es für Mahi Zeit war zu gehen, lud Esme sie, Soniye und Billî für den nächsten Abend zum

Essen ein, eine Einladung, die Mahi dankend annahm.
„Nath wird auch dabei sein“, teilte Bhoot der jungen Katze wissend mit.
„NATH? Aber das ist ja toll! Ich will ihn endlich offiziell kennen lernen. Am liebsten so schnell wie möglich“, sagte Mahi euphorisch.
„Wieso denn die Eile?“, fragte Esme grinsend.
„Weil er so toll ist. Er sieht einfach umwerfend aus, ist total intelligent ... oh, wenn ich nur an ihn denke wird mir schon total warm. Ich falle jedes mal fast in Ohnmacht wenn ich ihn sehe ... seine Augen, seine Stupsnase, sein Ohren, die im Wind immer leicht zucken, seine starken Pfoten, die kräuselnden Schnurrhaare. Ja, selbst seine Stimme ist einfach so beruhigend und einfühlsam...“
Mahi schwärmte für Nath ohne Punkt und Komma. Es sprudelte förmlich aus ihr heraus, als wäre er ein Superstar und sie sein größter Fan. Während sie Nath in den höchsten Tönen lobte, bemerkte sie , wie dieser den Raum betrat. Zuerst wollte Nath ungesehen in sein Zimmer gehen, doch als er Mahi bemerkte, blieb er hinter ihr stehen und hörte aufmerksam zu, was sie über ihn zu sagen hatte. Mahi fuhr voller Freude und Euphorie fort: „...er ist der einzige Kater mit einer Begabung für Architektur auf Atlantis ... nein, auf der ganzen Welt! Er ist soo sexy, cool, stylisch ... einfach ein Gott und ...“
„... und er steht hinter dir“, brachte Bhoot den Satz zu Ende und zwinkerte ihr zu.
Mahi drehte sich erschrocken um und ihre Augen trafen die von Nath. Sofort entgleisten ihr alle Gesichtszüge, ihr Herzschlag beschleunigte sich und sie musste die Luft anhalten um nicht laut loszuschreien. Mit einem mal war ihr Selbstbewusstsein ihrer Schüchternheit gewichen. Sie konnte nur noch in Naths tiefe Augen blicken, alles andere war nicht mehr möglich. In ihrem Bauch flatterten Millionen von Schmetterlingen wild durcheinander und ein Kribbeln durchzog ihren ganzen Körper.
„Ich habe viele Katzen kennen gelernt“, begann Nath mit einem Grinsen, „doch von denen hat keine je gesagt, was eine Fremde wie du gerade gesagt hast.“
Mahi wollte ihm antworten und bewegte die Lippen, doch es kam kein Ton heraus.
Ich mag dir fremd sein, doch du bist schon lange ein Teil von mir. Ohne dich bin ich unvollständig.
„Wie heißt du?“, fragte Nath.
Mein Name ist für immer mit dir verbunden, Mahi. Du wirst glücklich sein wenn du an ihn denkst, wenn du an mich denkst.
„Sieh mal, ich weiß, das du nicht stumm bist. Wie soll ich dir für deine Worte über mich danken, ohne deinen Namen zu kennen?“
Du brauchst mir nicht zu danken. Es erfüllt mich mit Freude zu sehen, dass dir gefällt was ich sage.
„Also wirklich, Bhoot, warum sagt sie denn nichts? Wie heißt sie?“, wandte Nath sich ungeduldig an seinen Bruder.
„Ihr Name ist Mahi. Sie ist die Schwester von Soniye“, griff Esme hilfreich ein.
„J-j-ja ... i-i-ich heiße M-M-Mah-h-hi...“, stotterte die junge Katze.
„Ich freue mich dich kennen zu lernen“, sagte Nath freundlich und grinste.
Mahi bemerkte, dass sie ihn anstarrte und so drehte sie sich zu Bhoot und Esme um, hoffend, die Röte in ihrem Gesicht würde nicht auffallen und verabschiedete sich. Sie bekam nicht mit, wie Nath ihr mit glänzenden Augen hinterher sah, als sie durch die Tür ins Freie trat und in der Dunkelheit verschwand.

***

Parian war mehr als nur erschöpft, als er nach vier Stunden anstrengenden Fußmarsches das Dorf der Katzen endlich erreicht hatte. Er wollte nur noch duschen und dann ins Bett. Es war ein anstrengender Tag gewesen und ihm taten sämtliche Knochen weh. Als er gerade die Richtung zum Pavillon einschlug, kam ihm eine Katze mit goldenem Fell entgegen. Zuerst hielt er sie für Soniye, dann bemerkte er jedoch, dass sie viel zierlicher und kleiner war. Als sich ihre Wege kreuzten ignorierte er sie einfach, so erschöpft war er, doch die Katze blieb vor ihm stehen und musterte ihn mit einem merkwürdig wissenden Blick.
„Was willst du?“, fragte er gereizt.
„Du bist Parian, hab ich Recht?“
„Ja, und?“ Die Laune des Halbelfen war so sehr auf dem Tiefpunkt, dass es ihm egal war wer sie war und was sie wollte und woher sie seinen Namen kannte. Er wollte ins Bett und zwar sofort.
„Ich hab von dir gehört. Stimmt es, dass dein Volk dich vertrieben hat?“
Parian stöhnte. Die goldene Katze war momentan viel zu neugierig. Das vertrug sich nicht mit seiner Stimmung.
„Wieso willst du das wissen? Es geht dich nichts an. Es ist unwichtig. Warum müssen immer alle gleich mit der Frage anfangen, ob mein Volk mich wirklich vertrieben hat!? Geh mir aus dem Weg Katze, ich hatte einen miesen Tag.“
Mit diesen Worten schob er sich an der jungen Katze vorbei und ging seines Weges. Das die Katze ihm noch ein „typisch Elf“ hinterher rief, quittierte er mit einem ärgerlichen Brummen.
Als er in der Mitte des Dorfes angelangt war, sah er Ebô’ney, die mit einer kleinen Gruppe von Katzen Werkzeug zusammen packte. Als sie ihn bemerkte, winkte sie ihm zu, doch er wandte seinen Blick von ihr ab und zeigte keinerlei Reaktion darauf.
Wieso sehen eigentlich alle nur den Elf in mir, fragte Parian sich selbst in Gedanken. *Wenn die wüssten, wie die Elfen aus dem Dorf, aus dem ich komme, drauf sind, dann...*
„Oh nein, bitte nicht schon wieder...“, flüsterte er, als das Bild vor seinen Augen verschwamm und er in Dunkelheit gehüllt wurde und...
...Parian landete mitten in der Krone eines Baumes. Zuerst blieb er darin hängen, dann brach ein Ast nach dem anderen und er fiel rücklings am Stamm hinunter auf den kalten Waldboden.
„Autsch...scheiß neue Fähigkeit“, keuchte er. Unter Schmerzen stand er auf. Er machte sich nicht die Mühe den Schmutz von seinen Kleidern zu klopfen, sondern rieb sich mit den Zeigefingern an den Schläfen. Warum auch immer, aber die Teleportation bereitete ihm Kopfschmerzen. Er blickte sich um und erstarrte augenblicklich. Er war in dem Dorf der Elfen gelandet, seinem ehemaligen Zuhause. Parian bewegte sich nicht, er lauschte und musterte die Umgebung aufmerksam. Jede kleinste Bewegung registrierte er. Würden die Elfen ihn hier sehen, würde er mächtig Ärger bekommen. Er hatte nicht mehr das Recht sich in diesem Dorf aufzuhalten. Es war zu gefährlich für ihn hier zu bleiben. Leise schlich er an den Hütten vorbei, darauf bedacht keinen Laut von sich zu geben. Er hatte das Dorf fast verlassen, da stolperte er plötzlich und fiel in einen großen Berg Sand.
„Na danke schön, ich bin ja heute noch nicht genug gefallen und hab mich auch heute noch nicht genug dreckig gemacht“, brummte er.
Im Augenwinkel sah er, wie in einigen der Hütten plötzlich Licht anging. Die Türen wurden geöffnet und Elfen traten hinaus ins Freie.
Ohne nachzudenken rappelte Parian sich auf und sprintete in den Schutz des Waldes.

***

Ebô’ney packte gerade ihr Werkzeug zusammen, als sie sah wie Parian den Weg in Richtung Pavillon entlang getrottet kam. Sie erschrak ein wenig, als sie sah das er von oben bis unten mit Schmutz übersäht war. Sie winkte ihm zu, in der Hoffnung er würde zu ihr kommen und ihr erklären was passiert war, doch Parian wandte den Blick in eine andere Richtung und ignorierte sie. Sie war ein wenig überrascht über seine Reaktion. Sie packte einen Hammer in einen Lederbeutel, dann drehte sie sich wieder in die Richtung von Parian. Sie stutze. Er war weg. Sie blickte den Weg entlang, doch er war nirgends zu sehen. Er konnte sich doch unmöglich in Luft aufgelöst haben. Wo war er hin? Ebô’ney war verwirrt. Es gab keine Möglichkeit, wo er sich hätte verstecken können. Wenn er noch hier irgendwo war, dann hätte sie ihn sehen müssen, doch da war niemand. Ebenfalls war er nicht so schnell, den weiten Weg bis zum Pavillon in so kurzer Zeit zurück legen zu können. Wo also war er abgeblieben? Hatte er sich in Luft aufgelöst?
Ebô’ney überkam ein seltsames Gefühl. Wieso machte sie sich eigentlich Gedanken über ihn? War es wegen dem, was er am Tag zuvor im Wald gesagt hatte? Sie wusste es nicht, sie wusste eigentlich gar nichts mehr. Sie und Parian hatten, seit er sie weinend im Wald gefunden hatte, nicht mehr miteinander geredet. Er machte sich rar und das verwirrte sie. Ebô'ney hatte das Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Es fehlte ihr etwas, doch sollte dieses Etwas Parian sein? Oder war es doch nur die unerwiderte Liebe von Nath? Sie schüttelte den Kopf.
„Das ist doch verrückt...“, murmelte sie.
Ebô’ney packte ihre restlichen Sachen ein, dann machte sie sich auf den Weg in ihre Behausung. Für die Zeit, die sie im Dorf arbeitete, wohnte sie bei Esmes Assistentin, eine weiße Katze mit schwarzen, braunen und roten Flecken. Ihr Name war Amy. Sie hatte sich damals sofort bereit erklärt sie bei sich aufzunehmen und Ebô'ney genoss ihre Gastfreundschaft. Es war sehr angenehm mit ihr unter einem Dach zu leben und langsam entwickelte sich so etwas wie Freundschaft zwischen ihnen. Amy wartete bereits mit dem Essen auf Ebô’ney. Die sensible Katze spürte sofort, dass etwas nicht stimmte, dass Ebô’ney etwas auf dem Herzen lag.
„Kann ich etwas für dich tun? Möchtest du über etwas reden?“
Ebô'ney schüttelte den Kopf und setzte sich an den Tisch. Schweigend aß sie ihr Essen und ließ dabei die Gedanken schweifen. So sehr sie auch versuchte an etwas Schönes zu denken, sie blieb doch immer wieder bei Nath hängen. Mit einem mal wurde sie von ihren Gefühlen übermannt und Tränen flossen ihr unaufhaltsam die Wangen hinunter.
„Sag mir was los ist!“, forderte Amy sie sanft auf.
„Oh Gott ...“, schluchzte Ebô’ney, „... das ist so peinlich.“
„Was ist dir peinlich?“, fragte Amy und legte eine Pfote auf Ebô’neys Hand.
„Ich weine wegen eines Katers.“
„Handelt es sich bei diesem Kater um Nath?“, hakte die Katze nach.
„Ja, es ist wegen Nath. Weißt du, ich hab mich in ihn verliebt, ich dachte wirklich, dass er auch Gefühle für mich empfindet. Verdammt, *er* war es doch der mich an dem Abend geküsst hat. Aber er hat mit mir nur gespielt, ich war nur ein kleines Abenteuer.“
Sie schnaubte in ein Taschentuch, dass Amy ihr hinhielt, dann fuhr sie fort: „Ich dachte wirklich, dass er mich lieben könnte, aber da hab ich mich wohl geirrt. Katzen lieben Katzen und das hat er auch bewiesen. Ich habe gesehen, wie er die Schwester von Soniye angesehen hat, es war wie Liebe auf den ersten Blick. Gegen sie komme ich nicht an.“
Amy hörte ihr geduldig zu und schenkte ihr tröstende Blicke. „Was hast du gefühlt, als du mit Nath zusammen warst?“, fragte sie.
„Ich weiß nicht ... er war nett zu mir, wir waren ungefähr auf der gleichen Wellenlänge, hatten

Gemeinsamkeiten, über die wir reden konnten. Ich konnte mit ihm Lachen. Er ... er ... er ... war einfach da. Weißt du, alle haben hier irgend eine Bezugsperson, außer mir. Ich bin der große Einzelgänger, war ich immer schon gewesen. Und plötzlich war jemand da, der mir seine Aufmerksamkeit schenkte, dem ich vertrauen konnte. Ich hatte endlich Jemanden."
Ebô'ney schluchzte.
„Kann es sein...", begann Amy vorsichtig, „...dass du nicht in Nath verliebt warst, sondern einfach in das Gefühl, jemanden zu haben der dich liebt? Sehnst du dich vielleicht einfach nur nach Zuneigung und Liebe?"
„Ja, natürlich. Ich bin ein Mensch, ich habe Gefühle, ich bin nicht so kaltherzig wie ein Elf. Ich will einfach jemanden haben, an dessen Schulter ich mich anlehnen kann, der mich umarmt, wenn es mir schlecht geht und der für mich das ist, wann immer ich ihn brauche, ohne dafür eine Gegenleistung zu verlangen."
Amy nickte und machte ihr deutlich, dass sie sie verstand.
„Ich habe hier bis auf dich keine Freunde. Ich weiß noch nicht einmal, ob mich hier überhaupt jemand leiden kann. Ich habe es mir mit allen verscherzt, jedenfalls denke ich das. Ich fühle so eine Leere in mir drin. Und Parian hat es mir auch nicht gerade einfacher gemacht. Er hat mich gestern weinend im Wald gefunden, setzte sich einfach zu mir und guckte mich mit diesem Blick an ... und dann sagte er Sachen wie, er wisse nicht, ob er *nur* ein Freund sein könne, dass er Angst hätte, seine Träume würden ihn zerstören und dass er Abstand brauche und nicht mehr wolle, dass ich mit seinen Gefühlen spiele. Wann habe ich jemals mit seinen Gefühlen gespielt? Wieso sollte ich das tun, er ist mir doch vollkommen egal! Und wieso will er nicht mehr mit mir reden? Ich habe doch gar nichts getan... ich ... ich ... es tut mir leid Amy, aber ich muss hier raus!"
Noch bevor die Katze etwas sagen konnte, war Ebô'ney aufgesprungen und aus der Tür hinaus ins Freie gerannt. Die junge Frau musste mehrmals tief ein und wieder ausatmen, bis sie sich einigermaßen wieder beruhigt hatte. Sie lehnte sich an einen Baumstamm und blickte in den Sternenhimmel. Sie konnte nicht wissen, dass zur gleichen Zeit ein gewisser Halbelf genau das gleiche tat.

***

Parian saß auf den Stufen vor dem Pavillon. Er hatte endlich duschen können und trug wieder saubere Kleider. Eigentlich hatte er schlafen und den Tag vergessen wollen, doch pochende Kopfschmerzen ließen dies nicht zu.
So war ihm nichts anderes übrig geblieben, als die kühle Nachtluft einzuatmen und den Blick auf die Sterne zu genießen. In den Händen hielt er den Muschelknopf mit der eingravierten Regenbogenlilie. Parian schloss die Augen und genoss die Stille um sich herum. Er verbannte alle Gedanken und Gefühle aus seinem Kopf. In diesem Moment fühlte und dachte er nichts, er war leer, vollkommen frei von allem.
Der Halbelf spürte, wie eine Woge der Energie durch seinen Körper floss und es kam ihm so vor, als würde irgendetwas ihn magisch anziehen, oder besser gesagt irgend etwas würde den Knopf magisch anziehen. Parian kämpfte nicht dagegen an sondern ließ es zu. Er spürte, wie der Boden unter ihm sich auflöste und er den Halt verlor. Die Dunkelheit umhüllte ihn wie ein schützender Mantel und...
...es platschte laut, dann war ihm kalt und er fühlte, wie seine Kleider sich mit Wasser voll sogen. Wasser drängte in seine Lungen und er musste heftig husten. Das Rauschen von Wellen drang an

sein Ohr. Er öffnete die Augen und wusste sofort wo er war. Bei dieser Teleportation war er im Meer gelandet, der Strand nur wenige Meter von ihm entfernt. Parian schwamm an Land. Mühsam stieg er aus dem Wasser und zog sich das feuchte Hemd aus, dass an seiner Haut klebte und dessen Nässe ihn frösteln ließ. Er sank auf die Knie nieder, blickte auf das Meer bis hin zum Horizont und schrie: „WIESO? Wieso passiert das alles mir? Wieso muss ausgerechnet ich so eine Gabe haben? Wieso kann das Leben mich nicht einfach in Ruhe lassen? Diese verdammte Insel bringt nur Kummer und Leid. Warum darf ich nicht glücklich und zufrieden sein? Ich will nicht länger von meinem Volk missachtet werden, weil ich ein Mensch bin und von den Katzen und Menschen, weil ich ein Elf bin. Wieso akzeptiert mich keiner so, wie ich bin? Ich bin NICHT einzigartig, ich will es nicht sein, denn wer einzigartig ist, ist ein Außenseiter! Ich WILL dazu gehören! Und verdammt, warum habe ich vorhin eigentlich geduscht, wenn ich sowieso gleich wieder nass und schmutzig werde?“
Parian sank in sich zusammen. Tränen liefen ihm die Wange hinunter und er schluchzte heftig. Er ließ den Blick über den Strand wandern und plötzlich viel ihm ein im Mondlicht glitzernder Gegenstand im Sand auf. Auf allen Vieren kroch er zu der Stelle. Was er dort fand faszinierte ihn. Im Boden steckte eine Muschel. Natürlich war an einer Muschel nichts besonderes, doch dieses Exemplar hatte ein besonderes Aussehen. Die Muschel besaß eine bernsteinfarbene Maserung. So etwas hatte Parian noch nie in seinem Leben gesehen. Er hob den Gegenstand auf und irgendwie konnte er die Augen nicht davon abwenden. Nach einer Weile steckte er sie in seine Tasche, zusammen mit dem muschelförmigen Knopf und machte sich auf den Weg zurück zum Dorf.

(Un)erfüllte Wünsche

Ebô’ney schlief sehr schlecht in dieser Nacht. Sie wälzte sich von einer Seite auf die andere, mal war ihr heiß, dann wieder kalt. War das Kissen erst zu dünn, so dass sie es aufschütteln musste, war es im nächsten Moment zu dick. Sie zählte die Blätter an ihrem Lieblingsbaum. Das half eigentlich immer, bloß nicht in dieser Nacht. Erst als der Morgen dämmerte fiel Ebô’ney in einen leichten Schlaf, der viel zu früh enden musste. Ein Blick in den Spiegel bestätigte, dass sie genauso schlecht aussah, wie sie sich fühlte.
Missmutig ging sie an ihre Arbeit, wie in den vergangenen Tagen auch. Dass sie erneut fast den ganzen Tag in Nathans Nähe verbringen musste, trug nicht wirklich dazu bei, ihre Laune zu verbessern, zumal Nath sich benahm, als wäre nichts geschehen. Zur Begrüßung legte er ihr seinen Arm um die Hüfte und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange, falls man ein Anstupsen mit der feuchten Nase bei Katzen überhaupt schon einen Kuss nennen konnte.
Ebô’ney wand sich hastig aus seinem Arm, was Nathan noch nicht einmal zu bemerken schien. Wohl aber Mahi, die Ebô’ney aus großen Augen misstrauisch beobachtete.
Sie will wissen, ob ich eine Gefahr für sie darstellen, dachte Ebô’ney und seufzte. Sie mochte die quirlige kleinere Ausgabe von Soniye eigentlich gut leiden. Sie brachte einen frischen Wind in die behäbigen älteren Katzen, einen Hauch guter Laune, der hier gar nicht mal so fehl am Platze war. Und wenn Ebô’ney ehrlich zu sich selber war, dann passte das goldene Geschöpf auch viel besser zu Nathan als sie selbst. Wenn diese Ehrlichkeit nur nicht so verdammt weh tun würde...
Das Licht nahm eine bläuliche Färbung an und Ebô’ney stellte erstaunt fest, dass es bereits Abend wurde. Sie war so sehr in ihre Arbeit vertieft gewesen, dass sie gar nicht bemerkte, wie die Zeit verging. Hatte sie nicht eben erst zu Mittag gegessen? Sie meinte immer noch den delikaten Fisch schmecken zu können, den man ihr serviert hatte. Kopfschüttelnd legte sie ihr Werkzeug nieder. Die neuen Pläne waren gut, das nächste Haus beinahe fertig. Sie bauten jetzt in Rekordzeit und ohne weitere Unfälle, was sie nicht zuletzt dem Genie von Nathan verdankten.
Erstaunt stellte Ebô’ney fest, dass es fast schon nicht mehr weh tat an den Kater zu denken. Stattdessen kam ihr ein anderer, weit unangenehmerer Gedanke. Je schneller sie bauten, desto schneller würde ihr Auftrag im Dorf der Katzen beendet sein. Vielleicht kämen nach den Aufträgen für die Häuser noch ein paar Aufträge für Möbel, aber wie lange würde das dauern?
Die Erkenntnis traf sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ihr Aufenthalt im Dorf der Katzen war zeitlich begrenzt! Wenn es für sie nichts mehr zu tun gab, würde man ihr freundlich aber bestimmt zu verstehen geben, dass es an der Zeit war das Dorf zu verlassen. Und dann? Was würde dann geschehen?
Ebô’ney setzte sich auf einen Stein und kämpfte mit den Tränen. Es war noch gar nicht so lange her, da hatte sie Amy ihr Leid geklagt. War es denn wirklich so? Fühlte sie wirklich, dass die Katzen sie nicht mochten? Waren nicht alle nett zu ihr? Saß sie nicht zwischen ihnen, lachte mit ihnen und fühlte sich wohl? Wie würde es sein, wenn sie wieder in ihrer Hütte im Wald leben musste? Allein, einsam und auf das Bisschen angewiesen, was man ihr für ihre Kunst bereit war zu geben. Die Katzen waren die Ersten, die ihre Kunst wirklich zu schätzen wussten und die enorme Arbeit honorierten, die darin steckte. Die ihr halfen und sich für ihre Arbeit interessierten und nicht nur für den Preis.
Ebô’ney erkannte, dass sie zum ersten mal nach dem Tod ihrer Familie ein echtes Zuhause besaß. Sie war gerne hier und es würde ihr sehr schwer fallen, die Katzen wieder zu verlassen. Und das lag definitiv nicht nur an dem Luxus regelmäßiger Mahlzeiten, den sie hier genoss. Sie liebte die Katzen, auch wenn die Sache mit Nath immer noch sehr weh tat. Allein der Gedanke an ihre

einsame Hütte im Wald, wo sie oft wochenlang keiner einzigen Seele begegnete, weil sie Arbeiten musste um etwas zu haben, das sie auf dem Markt anbieten konnte, war schier unerträglich.
War das einer der Gründe, warum sie sich auf Nath eingelassen hatte? Hatte sie insgeheim gehofft, wenn sie den Kater an sich binden konnte, dass sie damit einen Freischein für einen dauernden Aufenthalt im Dorf der Katzen hatte? Sie wollte dieses Dorf nicht wieder verlassen, so viel stand fest!
Nur, wie sollte sie das anstellen?
Etwas Violettes kam in ihr Blickfeld, huschte vor ihren Augen hin und her, verschwand und kam zurück.
„Láylà?“, fragte Ebô’ney leise und spürte im selben Moment, wie die Müdigkeit, die sie den ganzen Tag nicht in Ruhe gelassen hatte, sich noch verstärkte. Dankbar gab sie sich dem wohligen Gefühl hin.

***

„Ebô’ney?“
Jemand rief ihren Namen. Es war eine angenehme Stimme, aber sie war so weit weg, dass Ebô'ney sie kaum verstehen konnte. Sie wolle noch nicht wieder aufwachen, wollte schlafen, sie war so müde...
„Ebô’ney? Bitte wach auf, wir müssen miteinander reden.“
Die Stimme wurde drängender, deutlicher, lauter und Ebô’ney merkte, dass sie wach war und so schnell auch nicht wieder würde einschlafen können. Sie schlug die Augen auf und sah direkt in die von Láylà.
„Gill sei Dank, ich dachte schon, du würdest gar nicht mehr aufwachen“, seufzte die junge Frau erleichtert.
„Ich hatte eine schlechte Nacht“, entschuldigte sich Ebô’ney und richtete sich langsam auf. „Zu viele Gedanken haben mich wach gehalten.“ Sie rieb sich den letzten Schlaf aus den Augen.
„Wir haben uns sehr lange nicht mehr gesehen. Wie geht es dir?“
Láylà lächelte.
„Nett, dass du danach fragst. Gismeau und ich hatten einige Probleme. Unser Gegner ist mit uns erwacht und hat versucht mit Parian und dir in Kontakt zu treten. Ihr habt es als Erdbeben wahrgenommen.“
„Dann gab es dieses komische Erdbeben, von dem Parian ständig redet, also tatsächlich?“
Láylà nickte und Ebô’ney bekam fast so etwas wie Schuldgefühle, weil sie Parian nicht geglaubt hatte.
„Ja, das gab es wirklich. Du musst deinem Freund sehr dankbar dafür sein, dass er dir das Leben gerettet hat.“
„Der Elf ist nicht mein Freund“, wollte Ebô’ney empört ausrufen, biss sich jedoch im letzten Moment auf die Zunge und schluckte die harten Worte hinunter. Láylà war der Meinung, er habe ihr das Leben gerettet. Dann musste es auch so sein. Es gab keinen Grund an den Worten der jungen Frau zu zweifeln. Mit Schaudern erinnerte sie sich an den Berg spitzer Kristallsplitter, den sie in der Bibliothek gesehen hatte und daran, dass Parian bereit gewesen war zu sterben um sie zu retten.
„Aber bitte, bitte spiel keine Spielchen mehr mit mir. Es sei denn, du willst mich vernichten“,

hörte sie seine Stimme, die noch nie so ernst geklungen hatte. Und erneut fragte sie sich, was dieser seltsame Satz zu bedeuten hatte.
„Ebô’ney, Gismeau und ich brauchen dringend die Hilfe von dir und Parian. Ich werde dir jetzt eine Geschichte erzählen und möchte, dass du gut zuhörst.“
Sie setzten sich auf zwei bequeme Sessel, die sich gegenüber standen. Láylà beugte sich leicht vor und sah Ebô’ney ernst an. Dann begann sie zu erzählen.
„Tief unter dem höchsten Gipfel von Atlantis schlafen die letzten zwei Überlebenden jenes Volkes, das vor unendlich langer Zeit über diese Insel herrschte. Damals waren die Elfen kaum klüger als Kinder und die Katzen nicht mehr als einfache Tiere. Unser Volk war groß und mächtig. Wir glaubten, wir könnten alles und wüssten alles. Die Magie war die Kraft, die Atlantis durchdrang und uns am Leben hielt. Wir hätten zufrieden sein sollen mit dem, was wir besaßen, doch einige von uns wollten mehr. Viel mehr. Ihnen war die Magie nicht gut genug. Sie wollten eine Kraft entwickeln, die ihnen das Leben noch leichter machte als es ohnehin schon war. So schufen sie unseren Gegner. Er war viel größer und stärker als die alte Macht von Atlantis und ist es leider auch heute noch. Gill, so heißt die alte Macht von Atlantis, ahnte, dass ein großes Unglück geschehen würde, wenn man der anderen Macht freie Hand ließe und versuchte das Volk von Atlantis zu warnen. Einige wenige hörten auf Gill und versuchten das Experiment mit der anderen Macht zu verhindern.“
„Sie hatten keinen Erfolg, nicht wahr?“, sagte Ebô’ney in die Pause, die Láylà machte.
Die junge Frau schüttelte traurig den Kopf.
„Nein, sie hatten keinen Erfolg. Das Experiment wurde gestartet, die Kraft der Magie durch eine neuartige Kraft der Technik ersetzt. Stell dir vor, alle denkenden Lebewesen von Atlantis, Katzen, Menschen und Elfen, stünden über Nacht plötzlich in ständigem mentalen Kontakt. Wenn du mit jemandem reden möchtest, musst du dich physisch zu ihm bewegen oder einen Boten schicken, damit du dich ihm mitteilen kannst. Das war den neuen Herren von Atlantis zu anstrengend, deswegen wagten sie das Experiment des vollkommenen mentalen Kontaktes. Du möchtest mit deinem weit entfernten Freund reden? Kein Problem! Denke an ihn und du wirst seine Stimme in deinen Gedanken hören. Du bist neugierig und willst wissen, was deine Nachbarn über dich reden? Konzentriere dich auf sie und du wirst hören, was sie denken. Und wenn du dich geschickt anstellst werden sie noch nicht einmal bemerken, dass du sie belauschst. Du willst wissen, ob dein Partner von einer anderen träumt? Kein Problem! Warte ab, bis er schläft und schon kannst du seine Träume ausspionieren.“
„Aber das ist doch der reinste Alptraum! Selbst wenn ich nichts zu verbergen hätte, wollte ich nicht, dass jeder weiß, was ich denke oder träume!“ Ebô’ney war sichtlich entsetzt.
„Genauso haben wir auch gedacht. Leider waren wir in der Minderheit und wurden überstimmt. Man zwang uns, an dem Experiment teilzunehmen. Niemand ahnte, dass wir damit unseren eigenen Untergang heraufbeschworen.“
Wieder schwieg Láylà. Ebô'ney nahm ihre Hand und streichelte sie beruhigend.
„Du musst wissen, dass wir nicht nur untereinander sondern auch mit unserem Gegner verbunden waren. Bevor ich dir unsere Geschichte weitererzähle, sollte ich dir vielleicht erst einmal unseren Gegner beschreiben. Stell dir ein großes Gebilde aus Metall vor, dem man das Denken beigebracht hat. Dieses Gebilde nennt man Computer und es denkt absolut logisch und ohne die kleinste Spur von Gefühlen. Gibt man einem Computer einen Befehl, so wird er ihn ohne Rücksicht auf Verluste und mit absoluter, kalter Logik ausführen.
Jenem Computer, der unser Gegner ist, gab man zwei Befehle. Der erste lautete die absolute mentale Verbindung herzustellen und der zweite befahl ihm alles zum Wohle von Atlantis zu tun.

Du musst verstehen, dass sich dieser Computer für den Gott von Atlantis hält. Er glaubt, er hat das Recht alles zu tun, was er für richtig hält, solange er logisch begründen kann, dass es gut für Atlantis ist.
Gill, die andere Seite in diesem Streit, ist etwas ähnliches wie ein Computer. Allerdings besitzt Gill eine Art Seele. Gill ist mehr als nur ein großer Haufen Schrott. Er ist die Magie dieser Insel, er ist es, der die Bäume in den Himmel wachsen lässt und der dir die Telekinese ermöglicht. Gill ist die Liebe, die du spürst, wenn du einen Baum umarmst. Leider ist Gill im Vergleich zu unserem Gegner ungleich schwächer.
Das alles musst du wissen, damit du das Ende meiner Geschichte verstehst.
Es beginnt mit einem Liebespaar, Padma und Padmini. Ihre Väter standen in unterschiedlichen Lagern, der eine war für das Experiment, der andere dagegen. Gemeinsam hofften sie, das Experiment verhindern zu können. Sie standen in ständigem Kontakt mit Gill und jener Person, die für Gill verantwortlich war. Ihr Name ist Gayaa und sie ist wunderschön. Stell sie dir als Schutzengel von Atlantis vor. Der Kontakt zu Gill war nur über sie möglich. Gayaa hatte Padma und Padmini einen magischen Gegenstand gegeben, das Trigiometer. Dieser magische Gegenstand ist die einzige Möglichkeit zu Gill zu gelangen, weswegen unser Gegner das Trigiometer unbedingt in seinen Besitz bringen möchte, doch dazu später mehr.
Zurück zu Padma und Padmini.
Die beiden wurden rechtzeitig vor dem Experiment gewarnt und zogen sich zu Gill zurück. Dieser verwendete seine allerletzte Kraft um Padma, Padmini und Gayaa vor dem Experiment zu beschützen. Dabei ging auch das Trigiometer verloren. Doch auch dazu später mehr. Erst musst du wissen, wie das Experiment ausging.“
Wieder schwieg Láylà. Musste sie Kräfte sammeln um von dem Ende zu berichten oder wollte sie Ebô’ney nur ein bisschen Zeit geben die gehörten Fakten zu sortieren?
„Das Experiment verband die Gedanken aller Einwohner von Atlantis miteinander und mit unserem Gegner. Dieser begann sofort die Gedanken die ihn erreichten zu lesen und auszuwerten. Dabei stieß er natürlich auch auf die Gedanken derjenigen, die gegen das Experiment waren. Zunächst glaubte er, diese kleine Menge an Gedanken ignorieren zu können, doch dann musste er feststellen, dass die Zahl dieser Gedanken stetig zunahm. Denn es dauerte nicht lange, da führte der ständige mentale Kontakt zu heftigen Streitereien. All die kleinen Notlügen, die den Frieden bewahren, ließen sich nun nicht mehr aufrechterhalten. Die Einwohner von Atlantis wurden plötzlich mit der absoluten Wahrheit konfrontiert und die meisten kamen damit nicht zurecht.
Unser Gegner sah in jedem einzelnen dieser Gedanken eine Bedrohung. Schon bald konnte er die negativen Gedanken nicht mehr zuordnen, vermochte nicht mehr zu sagen, wer gegen ihn war und wer nicht. Und eines Tages musste jemand daran gedacht haben, den Computer, der diese absolute mentale Verbindung aufrechterhielt, einfach abzuschalten oder zu vernichten. Du ahnst, was dieser einzelne Gedanke für ein absolut logisches Wesen ohne Gefühle bedeutet, das allein den Zweck hat Atlantis zu beschützen?“
Ebô’ney schüttelte verneinend den Kopf. Sie wollte das, was am Rande ihres Denkens lauerte, nicht zulassen, so schrecklich erschien ihr die Konsequenz in Láylàs Worten.
„Der Computer fühlte sich in seiner Existenz bedroht. Wenn es ihn nicht mehr gab, wäre er nicht mehr in der Lage Atlantis zu beschützen. Und weil dies seine oberste Pflicht war, beschloss er alles dafür zu tun, damit man ihn nicht an dieser Pflicht hindern konnte. Ich glaube, er machte sich gar nicht erst die Mühe herauszufinden, wer genau diesen Gedanken gedacht hatte. Vielleicht hat sich dieser Gedanke auch nur sehr schnell in der Bevölkerung verbreitet. Fakt ist

jedoch, dass unser Gegner plötzlich alle Bewohner von Atlantis als seine Feinde ansah. Und wer sein Feind war, der war auch ein Feind von Atlantis. Also...“
Láylà musste den Satz nicht beenden. Ebô’ney kamen die Tränen als sie an den Tod hunderter oder sogar tausender unschuldiger Menschen dachte.
„Gismeau und ich spüren schon seit dem Erdbeben, dass eine Verschiebung der Machtverhältnisse im Gange ist. Wir vermuten, dass es daran liegt, dass Teile des Trigiometers wieder aufgetaucht sind. Du musst wissen, dass das Trigiometer bei seinem letzten Einsatz zerstört wurde. Seine Einzelteile wurden über ganz Atlantis verteilt und passten sich an ihre Umgebung an. Jedem dieser Teile wohnt eine sehr große magische Energie inne. Es ist ***absolut*** notwendig, dass du und Parian alle Teile des Trigiometers findet, bevor unser Gegner zu stark wird. Denn nur, wenn du und Parian den Weg zu Gill finden, kann Gill wieder so stark werden, dass er unseren Gegner bezwingen kann. Gelingt uns das nicht, wird er über kurz oder lang Gill bezwingen und das Experiment wiederholen. Ich wage nicht daran zu denken, was dann mit den Völkern von Atlantis geschehen wird. Ich glaube, wenn ich an die Feindschaft zwischen Elfen und Katzen denke, dann brauchen wir noch nicht einmal mehr einen grausamen Gott um die Völker von Atlantis zu vernichten. Ich befürchte, das würden sie dieses mal glatt selbst übernehmen.“
Ebô’ney schluckte. Sie versuchte die Gedanken zu bändigen, die durch ihren Kopf rasten. Endlich gelang es ihr einen von ihnen zu fassen und auszusprechen.
„Wenn sich die Teile des Trigiometers an ihre Umgebung angepasst haben, woher sollen wir wissen, dass wir ein solches Teil gefunden haben?“
„Die Teile ziehen sich gegenseitig an. Habt ihr das erste gefunden, wird es euch den Weg zu den anderen weisen. Und ihr müsst bereits Teile des Trigiometers gefunden haben. Das Erwachen von Parians Kräften ist ein deutliches Zeichen dafür. Je mehr Teile ihr findet, desto stärker werden eure Kräfte werden. Außerdem schützen die Teile des Trigiometers euch und alle in eurer näheren Umgebung vor dem Einfluss unseres Gegners.“
„Hat denn der Gegner auch Helfer, so wie Parian und mich?“
„Wir wissen es nicht. Allerdings könnte es sein, dass er mächtig genug ist, auch ohne Helfer aus Fleisch und Blut agieren zu können. Wir hoffen, dass er die Teile des Trigiometers genauso wenig orten kann wie Gill. Ich kann euch nur bitten sehr vorsichtig zu sein, wenn ihr euch auf die Suche nach den Teilen begebt. Unser Gegner hat seine Spione überall!“
„Wir werden vorsichtig sein. Wie viele Teile des Trigiometers gibt es denn?“
„Auch das wissen wir leider nicht. Die Magie dieses Gegenstandes ist älter als die Magie, für die Gill steht. Deswegen ist Gill nicht in der Lage sie zu orten, sie verstecken sich vor jeglichen Zugriff. Sie lassen sich nur finden, wenn sie sich finden lassen wollen. Wenn du sagst, dass du seit dem Erdbeben nichts Außergewöhnliches gefunden hast, dann vermute ich, dass sie sich Parian als Finder ausgesucht haben. Bitte sprich mit ihm. Frag ihn, ob ihm in der letzten Zeit etwas Seltsames aufgefallen ist. Irgendein Gegenstand, der ihn gerufen hat, der ihm plötzlich aufgefallen ist und der ihn förmlich gezwungen hat ihn aufheben zu müssen.“
Ein Zittern lief durch Láylàs Körper und ihre Hände begannen durchsichtig zu werden.
„Es tut mir leid, aber ich muss gehen. Ich weiß nicht, wann ich das nächste Mal Kontakt zu dir aufnehmen kann. Bitte sprich mit Parian! Atlantis ist in sehr großer Gefahr!“

***

Esme war froh, als sie das Krankenhaus endlich verlassen konnte. Es war ein ruhiger Tag

gewesen, etwas zu ruhig für ihren Geschmack. Mahi hatte ihre Lehre noch nicht angetreten. Esme wollte der jungen Katze Zeit geben, sich im Dorf einzuleben, bevor sie mit dem langweiligen Stoff konfrontiert wurde. Sie hatte das Kätzchen ein paar mal durch das Fenster beobachten können. Sie hielt sich fast ausschließlich in der Nähe von Soniye auf. Die Schwestern schienen sich sehr nahe zu stehen und Esme verstand sehr gut, dass sie einiges nachzuholen hatten. Wie lange war es nun schon her, dass ihre eigene Schwester gestorben war? In Gedanken ging sie die Toten der letzten großen Seuchen durch. Sie hatten alle schon zu viele Freunde und Verwandte verloren. Wenn sie sich nicht täuschte, dann musste es die Seuche vor fünfhundert Jahren gewesen sein. Oh, wie froh war sie gewesen, dass Bhoot ihr damals schon zur Seite gestanden hatte. Ohne ihn hätte sie diesen Verlust wohl kaum überlebt.
Sie dachte noch oft an diesem Tag an ihre große Schwester. Sie war die Letzte gewesen, die außer Esme von ihrer einst so großen Familie noch lebte, was den Verlust nur um so schwerer erscheinen ließ. Ihr Name war Moira gewesen und sie war noch schöner als Esme. Ihre Augen waren dunkler als die von Esme und erinnerten sie an die Farbe jener Blumen, die Nemo Vergissmeinnicht nannte. Auch die Zeichnung ihres Fells war viel schöner und klarer als die von Esme. Die Grundfarbe war von einem hellen Silber, das fast schon weiß erschien und die Tigerzeichnung viel klarer ausgeprägt. Seltsamerweise fand Moira immer, dass Esme die Hübschere von ihnen gewesen sei.
Sie hatte ihre Schwester so sehr geliebt, dass sie ihr als einzige gestattete sie bei ihrem vollen Namen Esmeralda zu nennen. Esme hatte sich diesen Namen ausgesucht, weil sie seinen Klang mochte. Das änderte sich, als Nemo sie kennen lernte und sie fragte, warum sie sich bei ihren wunderschönen blauen Augen nach einem grünen Edelstein wie den Smaragd benannt hatte. Diese falsche Namenswahl war ihr so peinlich, dass sie ihren Namen in Esme änderte. Nur die wunderschöne Moira durfte sie noch Esmeralda nennen.
Seufzend stellte sie das letzte Glas Heilkräuter in das Regal zurück. Sie hatte alle Gläser überprüft, ob sie noch voll und die Kräuter noch wirksam waren. Langweilige Tage waren sehr anstrengend, besonders, wenn man die Arbeit so suchen musste wie heute. Sie hatte aus lauter Verzweiflung sogar den Boden auf Knien mit der Bürste geschrubbt, anstatt ihn nur zu fegen. Erleichtert stellte Esme fest, dass es schon dämmerte.
„Du siehst müde aus“, holte sie Amy aus ihren Gedanken. „Geh ruhig nach Hause. Dein Bhoot freut sich bestimmt. Ich komme auch allein zurecht.“
„Ich weiß auch nicht, was heute mit mir los ist, dabei habe ich eigentlich sehr gut geschlafen.“
„Es gibt manchmal solche Tage. Besonders wenn wir nichts zu tun haben.“
„Danke“, verabschiedete sich Esme.
„Grüß deinen Bhoot von mir!“
„Mach ich!“
Esme hatte es nicht weit bis nach Hause. Die Fenster waren noch dunkel, also war Bhoot noch nicht Zuhause. Sie ließ sich auf das Bett fallen. Sie wollte nicht schlafen, nur ein bisschen die Augen schließen und etwas ausruhen, das würde sicherlich reichen. Nur ein bisschen Kraft tanken, damit sie sich dem Abendessen widmen konnte.
Wenn ich jemals das Glück haben sollte ein kleines Kätzchen zu bekommen, dann werde ich es Moira nennen, ging es ihr plötzlich durch den Kopf. *Aber dieses Glück wird mir wohl auf ewig verwehrt bleiben...*
„Esme? Geht es dir nicht gut, mein Schatz?“
Esme öffnete die Augen und sah sich verwirrt um. Der Mond schien bereits durchs Fenster. Wie lange hatte sie geschlafen?

„Was ist los mit dir, mein Wildkätzchen?“
Bhoot klang so besorgt, dass er ihr leid tat.
„Ich war nur müde. Eigentlich wollte ich mich nur kurz ausruhen. Ich verstehe nicht, warum ich eingeschlafen bin.“
Bhoot legte ihr fürsorglich eine Pfote erst auf die Stirn und dann auf die Nase.
„Hmh, Fieber scheinst du nicht zu haben und deine Nase ist auch nicht heiß. Trotzdem mache ich mir Sorgen um dich. Ich habe eine halbe Ewigkeit gebraucht, bis ich dich wachzubekommen habe. Wärst du jetzt nicht aufgewacht hätte ich Amy geholt.“
Esme musste lachen.
„Nur weil ich schlafe? Du siehst Katzengeister, mein stolzer Kater!“
„Ich mache mir halt Sorgen um dich, weil ich dich so lieb habe. Hast du denn schon etwas gegessen? Soll ich dir etwas machen?“, setzte er hinzu, als sie verneinte.
„Oh ja, ich hätte großen Appetit auf sauren Fisch.“
„Es tut mir leid, ich habe den letzten sauren Fisch heute zum Frühstück gegessen. Aber ich kann ja mal bei Amy fragen, ob sie noch etwas hat. Ich bin gleich wieder da!“
Esme erhob sich und ging zur Waschschüssel. Katzen scheuten normalerweise das Wasser aber manchmal war ein kaltes Tuch einfach sehr erfrischend. Es durfte nur nicht zu nass sein. Sie fühlte sich schon viel besser, als Bhoot wieder zurückkam. Stolz präsentierte er ihr eine Schüssel. Doch als er den Deckel hob und ihr der Geruch des sauren Fischs in die Nase stieg wurde ihr plötzlich schlecht. Hastig presste sie eine Pfote vor sie Schnauze und rannte an dem verdutzten Bhoot vorbei durch die Hintertür. Schweigend sah er zu, wie sie sich hinter dem Haus erleichterte und reichte ihr ein feuchtes Tuch, damit sie sich den Mund abwischen konnte.
„Ich mache mir jetzt aber wirklich Sorgen um dich! Hast du heute etwas Falsche gegessen?“
„Eigentlich habe ich heute noch gar nichts gegessen. Und ich fühle mich auch nicht schlecht. Aber der Fisch hat so seltsam gerochen, da ist mir einfach übel geworden.“
„Dann sag bloß Amy nichts davon. Sie hat sich so gefreut, dir einen Gefallen tun zu können.“
Bhoot nahm ihren Arm und führte sie ins Haus. Mit sanfter Gewalt nötigte er sie sich wieder ins Bett zu legen.
„Wo warst du eigentlich so lange? Hat Nemo dich wieder aufgehalten?“
„Nein, diesmal war Nemo unschuldig. Wenn du dich beschweren möchtest, dann musst du zu deiner neuen Schülerin gehen. Sie hat mir tausend Löcher in den Bauch gefragt. Ich hätte sie ja nach einer halben Stunde vertröstet, wäre sie nicht so niedlich.“
Esme grinste schelmisch. „Muss ich mir jetzt etwa Sorgen um meinen stolzen, gestiefelten Kater machen?“
„Keine Katze der Welt könnte meinem Edelstein mit den Saphiraugen jemals gefährlich werden!“
„Manchmal kannst du so gemein sein“, beschwerte sie sich halb im Scherz halb im Ernst.
„Ich dachte, deswegen magst du mich so sehr?“ Er küsste sie bis sie keine Luft mehr bekam.
„Meinst du, das würde ich dir verraten? Verrate du mir lieber, warum du ihr sagen musstest, dass Parian für unsere Delle im Boden verantwortlich ist. Mahi ist in der Lage das für die Wahrheit zu halten.“
„Und? Dann hab ich wenigstens meine Ruhe und sie fragt Parian die Löcher in den Bauch.“
„Armer Parian!“
„Und was ist mit deinem armen, stolzen Kater?“
„Du verkraftest das schon!“
„Danke“, sagte er trocken. „Aber jetzt mal im Ernst. Was hätte ich ihr denn sagen sollen? Die

Wahrheit?“
„Um Nemos Willen!“, rief sie entsetzt.
„Na siehst du. Und Parian hat doch wirklich genau unsere Kuhle im Boden getroffen. Ich frage mich immer noch, wo er so plötzlich herkam. Es wirkte, als wäre er von der Decke gefallen, aber dann hätten wir ja ein Loch im Dach. Aber mit Mahi werden wir noch viel Spaß haben.“
„Ja, das glaube ich auch. Ich bin mal gespannt, wie sich das mit ihr und Nathan entwickelt.“
„Ich hoffe doch gut. Und ehrlich gesagt ist Mahi mir viel lieber als Ebô’ney.“
„Magst du sie etwa nicht?“
„Das hat damit nichts zu tun“, erklärte Bhoot. „Ich finde nur, dass ein Mensch und eine Katze einfach nicht zusammenpassen.“
Esme sah Bhoot ernst an.
„Dann gehörst du also auch zu den alten Knackern, die gegen eine gemischte Beziehung sind?“
„Wen nennst du hier einen alten Knacker?“, rief Bhoot zornig. „Ich bin in meinen besten Jahren! Ich meine nur, dass Menschen und Katzen einfach zu verschieden sind, im Gegensatz zum Beispiel zu den Elfen. Meiner Meinung nach soll jeder nach seiner Façon glücklich werden. Aber ein Mensch passt nun mal einfach nicht zu einer Katze, wir sind allein von unserer Anatomie viel zu verschieden. Sie könnten ja noch nicht einmal Kinder zusammen haben!“
Kaum war Bhoot im Zorn dieser Satz entschlüpft, tat es ihm auch schon leid. Er wusste, wie sehr Esme sich ein Kätzchen wünschte.
„Als ob das in unserem Volk noch eine Rolle spielte“, erwiderte sie traurig und Bhoot glaubte auch eine Spur Bitterkeit in ihrer Stimme zu hören. „Ist dir jemals in den Sinn gekommen“, fragte sie leise, „dass wir über kurz oder lang aussterben werden? Man wird es nicht so schnell merken, weil wir länger leben als die meisten anderen Völker auf Atlantis, aber wenn die Zeit gekommen ist, in der Mahi und Nath alt geworden sind, wie viele Gefährten werden sie noch haben?“
Bhoot setzte sich neben Esme und legte seinen Arm um ihre Schultern. Sie zitterte und er zog sie noch enger an sich. Er wartete bis ihr Weinkrampf vorüber war und kämpfte selbst um seine Fassung. Denn die bittere Wahrheit in ihren Worten vermochte er nicht von der Pfote zu weisen. Und, was noch schlimmer für ihn war, er, der alles für seine Esme getan hätte, war nicht in der Lage ihren sehnlichsten Wunsch zu erfüllen. Einen Wunsch, der auch in ihm immer stärker wurde...

***

Parian bereitete sich darauf vor ins Bett zu gehen. Nach den Teleporterpleiten vor zwei Tagen hatte er es nicht noch einmal versucht. Er war viel zu froh, als die quälenden Kopfschmerzen am Morgen danach endlich aufgehört hatten. Eigentlich war es noch viel zu früh um ins Bett zu gehen, die Sonne war gerade erst unter- und der Mond noch nicht aufgegangen. Aber er war müde, der Tag der missglückten Teleportationen hatte ihn sehr angestrengt. Besonders der lange Fußmarsch. Wozu, fragte er sich zum tausendsten Mal, hat man eine Kraft, wenn man sie nicht einsetzen kann wie man es gerade braucht? Er wollte sich gerade die Hose ausziehen, da fiel sein Blick auf die Muschel, die er am Strand gefunden hatte. Beinahe ohne es zu wollen nahm er sie in die Hand.
Seine Gedanken wurden leiser und sein Bewusstsein leerte sich. Er spürte die Muschel in seiner Hand und bevor er sich dessen wirklich bewusst wurde, stand er im Wald. Moment mal, er *stand*? Das war ja ganz was neues! Er war teleportiert und stand noch immer auf seinen Füßen?

Hieß das, dass er langsam besser wurde? Vielleicht hatte ihm die Pause ja ganz gut getan. Nun, wenn er wirklich langsam besser wurde, dann konnte er ja jetzt auch sicher nach Hause teleportieren!
Er konzentrierte sich auf den Pavillon...
Nichts.
Er versuchte seinen Geist zu leeren, an nichts zu denken...
Nichts.
Das einzige, was passierte war, dass die Kopfschmerzen immer stärker wurden, je stärker er sich zu konzentrieren versuchte. Na prima, das konnte ja heiter werden! Allein im Wald, wer weiß wie weit entfernt von Zuhause und dann noch diese Kopfschmerzen! Da Parian nicht wusste, wo er war, beschloss er auf einem Baum zu schlafen. In manchen Gegenden von Atlantis gab es wilde Tiere, denen er nicht gern im Dunkeln begegnen wollten. Also machte er es sich in einer breiten Astgabel leidlich bequem und hoffte, dass die Nacht schnell vorbei gehen würde.

***

Ebô'ney machte sich sofort nach ihrem Traum von Láylà auf den Weg zum Pavillon. Sie sah Parian schon von Weitem. Seine markante Silhouette zeichnete sich deutlich auf den Tüchern ab, mit denen er für ein wenig Privatsphäre sorgte. Sie fragte sich, ob sie vielleicht bis zum nächsten Tag warten sollte, denn es machte den Anschein, als wolle Parian ins Bett gehen. Durfte sie ihn überhaupt noch stören?
Ein Vogel schrie und Ebô'ney sah kurz zur Seite. Als sie wieder nach vorne sah, war Parian verschwunden. Wie konnte das sein? Wo war er hin? Das war jetzt schon das zweite Mal, dass er sich quasi vor ihren Augen in Luft auflöste. Sollte er etwa wirklich ein Teleporter sein?

***

Mahi war früh auf den Beinen. Sie liebte es ihren Tag früh zu beginnen, eine Angewohnheit, die Soniye nicht mit ihr teilte. Also musste Mahi sich für die ersten Stunden des Tages allein beschäftigen. Doch das machte ihr nichts aus, denn sie fand eigentlich immer jemanden, mit dem sie sich unterhalten konnte. Ganz besonders freute sie sich, wenn sie Bhoot sah. Er war mit Abstand ihr Lieblingskater, nur Nath fand sie noch besser. Aber welcher Kater kam schon an den unvergleichlichen Nath heran?
An diesem Morgen war jedoch von den Katern nichts zu sehen. Der einzige, dem sie begegnete war Shah Rukh. Sie winkte ihm und er kam auf sie zu.
„Guten Morgen Mahi", grüßte er freundlich. „Schon so früh auf den Beinen?"
„Ich stehe jeden Morgen so früh auf. Dich habe ich um diese Zeit aber noch nie gesehen."
„Normalerweise schlafe ich auch länger."
„Und was machst du heute so früh?"
„Ich suche meinen Freund."
„Welchen Freund?"
„Parian. Ich mache mir Sorgen, weil er heute Nacht nicht ins Bett gekommen ist. Ich hoffe, ihm ist nichts passiert."
„Ach", meinte Mahi leichthin, „ich glaube, er kann ganz gut auf sich selber aufpassen. Soll ich dir suchen helfen?"

„Danke, aber das wird nicht nötig sein. Solltest du ihn jedoch sehen wäre ich dir sehr verbunden, wenn du ihm Bescheid sagen könntest, dass ich ihn suche.“
„Selbstverständlich. Bist du eigentlich immer so höflich?“
„Meine Mutter hat mich so erzogen.“
„Das gefällt mir. Die meisten sind nicht so höflich. Ich mag dich!“ Mahi warf ihm eine Kusspfote zu und lief lachend davon. Shah Rukh sah ihr nach. Mahi war so erfrischend natürlich in ihrer Art, dass er ihr gegenüber sogar seine Schüchternheit verlor. Mit einem Lächeln auf den Lippen wandte er sich dem Wald zu.

***

Parian erwachte früh. Das heißt, eigentlich hatte er ja kaum geschlafen, weil seine Astgabel so unbequem war. Er überlegte, wie er herausfinden konnte, wo er sich befand. Am besten würde wohl sein er kletterte in die Krone des Baumes. Wenn er Glück hatte konnte er von hier aus die Stadt von Atlantis sehen und somit die Richtung bestimmen, in die er gehen musste. Und falls er die Stadt nicht sah, so würde er wenigstens die Sonne sehen. Er schickte sich an nach oben zu klettern. Da brach ein Sonnenstrahl durch das dichte Blätterdach und verfing sich in einem großen Harztropfen. Im Innern des Tropfens befand sich eine Libelle, die smaragdgrün leuchtete. Parian konnte nicht anders, er musste diesen Bernstein einfach haben. Er streckte die rechte Hand aus und hielt sich mit der linken Hand am Stamm fest. Er machte sich immer länger. Endlich bekam er den Bernstein zu fassen. Er zog, doch der Harztropfen rührte sich nicht vom Fleck. Er zog fester und verlor den Halt, als sich der Bernstein sich plötzlich löste. Ungebremst fiel er zu Boden und wartete darauf, dass der Schmerz nachließ.
„Oops, ich glaube, es wird bald Regen geben, die Halbelfen fliegen heute wieder tief“, hörte er eine wohl bekannte Stimme mit leisem Spott sagen.
„Quatsch nicht! Hilf mir lieber hoch!“
Shah Rukh konnte sich das Lachen nicht verkneifen, als er Parian wieder auf die Beine half.
„Was machst du eigentlich hier? Warum bist du die Nacht nicht ins Bett gekommen?“
„Ach, das ist eine lange Geschichte“, brummte Parian ungehalten. „Sag mir lieber, wo wir hier sind.“
Shah Rukh sah Parian verblüfft an.
„Meinst du diese Frage wirklich ernst?“
„Todernst“, gab der Freund zurück.
„Wir sind im Wald, ein paar Hundert Meter vom Pavillon entfernt.“
„Du machst Witze“, ächzte Parian.
„Nein, mache ich nicht. Was ist eigentlich los mit dir? Du warst vorgestern Abend schon so komisch, dann warst du heute Nacht nicht im Bett und jetzt stellst du mir seltsame Fragen. Ich fange langsam mir Sorgen um dich zu machen, mein Freund.“
„Die mache ich mir auch um mich“, murmelte der Halbelf. „Die Sache ist kompliziert und ich möchte im Moment eigentlich nicht darüber reden. Kannst du das verstehen?“
„Wenn ich ehrlich bin, verstehe ich im Moment überhaupt nichts. Aber ich werde dich nicht zwingen etwas zu erzählen. Dafür musst du mir versprechen, dass du zu mir kommst, wenn du jemanden zum Reden brauchst.“
Parian lächelte erleichtert.
„Danke“, sagte er und trat schweigend den Heimweg an.
Shah Rukh blieb ein wenig zurück. Vorsichtig tastete er seine rechte Schulter ab. Sie schmerzte,

seit sie mit Parians Brust Bekanntschaft geschlossen hatte. Ohne nachzudenken hatte er dem Freund die rechte Hand zur Hilfe gereicht, ein Fehler, der sich sofort mit einem stechenden Schmerz gerächt hatte. Warum war er nicht endlich mal in der Lage, seine Knochen heile zu lassen?

***

Früh am nächsten Morgen suchte Ebô'ney den Pavillon auf um mit Parian zu reden. Verwundert sah sie ihn aus dem Wald kommen. Sie bemerkte sofort wie schlecht er aussah. Sie beschloss nicht darauf einzugehen und die Unterhaltung auf das Nötigste zu beschränken. Sie hatte mitbekommen, wie er Mahi angeschnauzt hatte. Er schien im Moment ein wenig empfindlich zu sein, da wollte sie ihn nicht noch weiter reizen.
„Guten Morgen Parian", sagte sie freundlich. „Es mag dir zwar im Moment nicht gelegen kommen, aber ich muss mit dir reden."
„Hat das nicht noch Zeit? Ich hatte eine sehr schlechte Nacht, weißt du? Ich würde mich gerne erst etwas frisch machen."
Nun, das klang doch sehr vernünftig.
„Ich habe eine dringende Nachricht von Láylà. Ich hätte sie dir eigentlich schon gestern Abend überbringen sollen, habe dich jedoch nicht gefunden. Nun, ich denke, ich kann auch noch eine Weile warten. Darf ich dich zum Frühstück einladen? In einer Stunde bei mir?"
Parian nickte müde. Dabei stand ihm nach dem Gespräch mit Gismeau kaum der Sinn nach weiteren Nachrichten aus der Ecke, sei es nun vom Eichhörnchen oder Schmetterling. Bis auf die Rettung von Billî hatte er mit den Nachrichten der beiden nur Pech gehabt. Was hatte er denn zum Beispiel von der Entdeckung seiner neuen Kraft? Blasen an den Füßen und steife Muskeln. Darauf konnte er gut und gern verzichten!
„Ich habe Feuer gemacht, damit du mit warmen Wasser duschen kannst", riss ihn Shah Rukh aus seinen unerfreulichen Gedanken. Er sah immer noch besorgt aus.
„Danke", wiederholte Parian.
„Möchtest du etwas essen?"
„Ich bin gleich mit Ebô'ney verabredet. Aber leider nicht, was du denkst. Es ist etwas..." Parian überlegte kurz, „etwas Geschäftliches. Zumindest nichts Privates. Leider."
Shah Rukh legte dem Freund den Arm um die Schultern.
„Das wird schon. Du musst ihr etwas Zeit geben, auch wenn es schwer fällt. Sie hat die Elfen ihr ganzes Leben lang gehasst wie die Pest. So tiefe Gefühle kann man einfach nicht von jetzt auf gleich ablegen."
„Was ist die Best?", erkundigte sich Parian mit einer Spur von Neugier.
„Pest", korrigierte Shah Rukh sanft. „Eine große Seuche, die in meiner Welt sehr viele Menschen getötet hat und sehr lange gefürchtet wurde."
„Aha, Seuchen kennen wir hier auch. Ich will ja geduldig sein, aber es fällt sehr schwer, wenn es im Herzen so weh tut."
„Da musst du leider durch, mein Freund. Nur das mutige Herz bekommt die Braut. Und Mut hast du doch, oder?"
„Ich werde mich bemühen", seufzte Parian und zog sich zurück um zu duschen. Das warme Wasser tat ihm gut und löste ein wenig die verspannten Muskeln. Er fühlte sich erstaunlich fit, als er pünktlich bei Ebô'ney erschien. Während er mit großem Appetit aß wiederholte sie, was sie von Láylà erfahren hatte. Parian hörte schweigend zu.

„Und?“, schloss Ebô’ney. „Hast du in letzter Zeit seltsame Gegenstände gefunden, die dich stark angezogen haben?“
Parian wollte schon verneinen, da fiel ihm etwas ein.
„Ich hatte einen ähnlichen Traum wie du. Gismeau erzählte mir, ich sei ein Teleporter. Er erwähnte auch, dass die Dinge irgendwie in der Schwebe seien und sie nicht sagen könnten, wie es sich weiterentwickeln würde oder so ähnlich, ich habe es nicht wirklich verstanden. Gismeau redet immer in Rätseln, falls du verstehst was ich meine. Jedenfalls habe ich versucht zu teleportieren.“
„Ist es dir gelungen?“, fragte Ebô’ney mit ehrlichem Interesse.
Parian zuckte ratlos mit den Schultern.
„Mal so, mal so. Ich weiß ehrlich gesagt nicht wirklich, wie es funktionieren soll. Mal klappt es wie von selbst, dann überhaupt nicht und außerdem bekomme ich fürchterliche Kopfschmerzen davon.“
„Oh ja, das kenne ich. Als klar war, dass ich eine Telekinetin bin, hatte ich ähnliche Probleme wie du. Einmal bin ich über den Markt gegangen und alles um mich herum begann zu schweben. Es ist mir sehr schwer gefallen, meine Kräfte zu kontrollieren und herauszufinden, wie ich sie benutzen kann. Aber keine Angst, irgendwann macht es klick und dann weißt du alles.“
„Und wie lange wird das dauern?“, wollte Parian wissen.
„Das ist unterschiedlich. Meine Mutter sagte, sie habe sehr schnell gelernt ihre Fähigkeiten zu kontrollieren, bei mir hat es mehrere Jahrzehnte gedauert. Es tut mir leid, aber ich kann dir leider nicht mehr sagen, als dass du den Mut nicht verlieren darfst.“
„Das kann ja heiter werden“, seufzte er. „Kommen wir zurück zu den seltsamen Gegenständen. Ich bin insgesamt fünf mal teleportiert. Bei den ersten drei Teleportationen bin ich an dem Ort gelandet, an den ich vorher gedacht habe. Ich habe zum Beispiel an den Baum gedacht, von dem du mir gesagt hast er habe so eine schöne Maserung und schwupp war ich da. Ich dachte an Bhoot und war bei ihm. Ich dachte an meinen Clan und stand plötzlich mitten im Elfendorf. Das war vielleicht gruselig, das kann ich dir sagen! Bei den anderen beiden Sprüngen war es anders.“

„Inwiefern?“
„Ich habe einfach nicht gedacht. Mein Kopf war völlig leer und es hat sich angefühlt, als würde mich etwas fortziehen. Und ja, ich habe bei beiden Sprüngen etwas gesehen, das mich magisch angezogen hat und das ich einfach an mich nehmen musste.“
Er griff tief in seine Tasche und beförderte die Muschel und den Bernstein zu Tage.
„Es lagen Hunderte von Muscheln am Strand aber nur diese eine hat mein Interesse geweckt. Bei dem Bernstein war es ähnlich. Außerdem hatte ich bei diesem Sprung zufällig die Muschel in der Hand. Das würde zu Láylàs Aussage passen, dass die Teile des Trio-dingsbums sich gegenseitig anziehen.“
„Tri-gi-o-me-ter.“ Ebô’ney betonte jede Silbe.
„Sag ich doch!“ Parian grinste Ebô’ney frech an und sie musste beinahe gegen ihren Willen mitgrinsen.
„Und wie soll es jetzt weitergehen?“
„Nun, ich werde weiter üben und versuchen weitere Teile des Triometers zu finden. Denn das scheint ja wichtig zu sein. Ich fürchte, mehr ist im Moment nicht drin, oder siehst du das anders?“
„Nein, leider nicht. Ich wünschte, ich könnte dir irgendeinen Rat geben, wie du deine Kräfte besser kontrollieren kannst. Aber dieser Weg ist bei jedem anders und du wirst deinen eigenen

finden müssen.“
„Ich weiß. Ich danke dir für deine Anteilnahme. Das bedeutet mir wirklich sehr viel.“
Parian erhob sich und ging, bevor Ebô’ney eine passende Antwort finden konnte. Warum hatte er das gesagt? Was genau wollte er damit zum Ausdruck bringen?
Wieder einmal ließ Parian Ebô’ney völlig verwirrt zurück.

***

Es war der fünfte Tag nachdem er erfahren hatte, dass er ein Teleporter war, der letzte Sprung lag nun schon zwei Tage zurück. Noch immer wusste er nicht, ob er über diesen letzten Sprung lachen oder weinen sollte. Die Tatsache, dass er eine Nacht in der Astgabel eines Baumes verbracht hatte, ohne zu wissen, dass er sich nur einen Katzensprung von seinem Bett entfernt aufhielt, war peinlich und lustig zugleich. Vielleicht würde es ihm ja in ein paar Jahrzehnten gelingen über diesen Vorfall zu lachen. Gerne würde er seinen Kindern davon erzählen, wie dumm sich ihr Vater benommen hat, aber daraus würde wohl nichts werden. Denn seine Herzdame spielte weiter den Eisblock.
Das hieß, im Grunde genommen taute dieser Eisblock langsam auf, was die Angebetete jedoch nicht daran hinderte, ihn immer noch mit Missachtung zu bestrafen. Im Moment wurde er einfach nicht richtig schlau aus ihr. Mal war sie so nett wie bei ihrem letzten Gespräch und er wagte, wenigstens auf ihre Freundschaft hoffen zu dürfen. Und dann gab es wieder Tage wie den gestrigen, wo sie überdeutlich zeigte, was sie von Elfen hielt, wie sehr sie ihn im Grunde ihres Herzens verachtete.
Wie hätte er ihr klar machen können, dass er die Elfen genauso hasste wie sie???
„Was ist los, mein Freund? Am frühen Morgen schon so trübsinnig?“
Parian schlug die Augen auf und sah sich um. Die Betten von Saif und Karan waren bereits leer und auch Shah Rukh schien schon geduscht zu haben. Zumindest waren seine Haare feucht. Er setzte sich auf Parians Bettkante, nahm seine Hand und sah ihm tief in die Augen, wartete darauf, dass er, Parian, zu reden begann. Etwas an dieser Szene kam dem Halbelfen merkwürdig vertraut vor, wie eine tief verschüttet Erinnerung. Hatte er nicht schon oft im Bett gelegen, während jemand seine Hand hielt? Und hatte dieser jemand ihm nicht immer Trost zugesprochen, wenn er sich über die Gemeinheiten der anderen beklagt hatte? Parian stiegen langsam Tränen in die Augen und er wandte den Kopf ab. Musste er zu allem Überfluss jetzt auch noch an seinen Vater denken?
„Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn man glaubt, die große Liebe zu verlieren“, sagte Shah Rukh leise. „Ich hoffte, es würde sich bessern, aber nach gestern…“ Er schwieg betroffen.
Parian zuckte nur mit den Schultern. „Da muss ich wohl durch, hmh? Warum musste ich mich von allen Frauen auf Atlantis ausgerechnet in jene verlieben, die mich hasst wie die Best!“
„Du meinst die Pest“, korrigierte Shah Rukh mit einem Lächeln.
„Dann eben die. Hauptsache, du verstehst, was ich meine.“
„Ich verstehe dich sogar sehr gut, mein Freund. Manchmal habe ich sogar das Gefühl, dass uns mehr verbinden muss als nur das Band der Freundschaft.“
Parian wandte Shah Rukh ruckartig den Kopf wieder zu.
„D-du... Du auch? Ich meine, ich habe ja keine Erfahrungen mit dem Band der Freundschaft, man kann es schließlich nur einmal im Leben knüpfen, aber mir kommt es auch so vor, als wäre schon vor der magischen Verbindung etwas zwischen uns gewesen. Ich meine, warum solltest du sonst meine telepathischen Nachrichten verstehen können? Ich habe noch nie von einem

Besucher gehört, der zu so etwas in der Lage gewesen wäre. In der Regel fehlt Besuchern dazu die magische Begabung.“
„Nun, vielleicht bin ich ja ein Wunderkind und kann mehr als die anderen?“ Bei diesen Worten zog Shah Rukh eine seiner berühmten Filmgrimassen und Parian musste lachen. Ihm war, als sei tief in seinem Herzen ein Knoten geplatzt und er lachte so laut und befreit, wie Shah Rukh es noch nie erlebt hatte. Etwas in diesem Lachen brachte eine Saite in Shah Rukhs Herzen zum Klingen, die lange Zeit stumm geblieben war. Shah Rukh wusste nicht, ob er sich darüber freuen sollte. Denn damit kamen Erinnerungen, die er nicht gerne zuließ.
„Jetzt wirst du aber trübsinnig“, beschwerte sich Parian, als Shah Rukh nicht mitlachte.
„Verzeih, aber ich...“
Parian hob die Hand zum Zeichen, dass sein Gegenüber nicht weitersprechen musste. Shah Rukh lächelte dankbar. Daran zu denken fiel ihm schon schwer, darüber zu reden hätte er nicht fertiggebracht.
So schwelgten die Freunde gemeinsam in schwermütigen Erinnerungen, die der jeweils andere hervorgerufen hatte, und die in seiner Gegenwart weniger schlimm erschienen. Shah Rukh wartete, bis Parian sich zum Frühstück bereit gemacht hatte. Er vertrieb sich die Zeit, in dem er die Knöpfe der letzten Tage in den Öffnungen des Paravents verteilte. Einige der Blätter waren schon vollständig ausgefüllt. Am liebsten verwendete Shah Rukh hierfür durchsichtige Knöpfe. Wenn die Sonnenstrahlen sich dann darin verfingen, malten sie schöne Muster auf den Boden. Das war dann fast so wie im Regenbogenzimmer des Kristallpalastes. Der Gedanke an dieses Zimmer stieß wie ein Dolch durch Shah Rukhs Herz, so eng war er mit der Angst verbunden, Parian für immer verloren zu haben.
„Ich bin fertig“, rief es durch den Pavillon und erlöste Shah Rukh aus dem Bann der unangenehmen Gedanken. Er legte den letzten Knopf aus der Hand und ging mit Parian zu Billîs Haus. Der Kater hatte sie alle zum Frühstück eingeladen und Shah Rukh freute sich darauf, die fröhliche Mahi wieder zu sehen.
Allerdings war die kleine goldene Katze an diesem Morgen alles andere als fröhlich. Fast schien es Shah Rukh sogar, als hielte sie sich entweder ängstlich in Soniyes Nähe auf oder aber so weit wie möglich von Billî entfernt. Als Mahi in der Küche verschwand, um neuen Tee zu kochen, sprach Shah Rukh die Gastgeber darauf an.
Billî antwortete mit einem Schmunzeln: „Sie hat großen Respekt vor mir. Hey! Ihr braucht gar nicht so darüber zu lachen“, fügte er gekränkt hinzu. „Wenigstens einer hier, der mich angemessen respektiert! Sonst haben sie ja immer nur vor Bhoot Respekt. Ihr wisst schon, der geborene Anführer und so. Manchmal behandeln sie mich in Bhoots Gegenwart genauso wie Nath.“
„Nun“, begann Soniye leise, „dann weißt du wenigstens, wie sich das für Nath anfühlen muss.“
„Fängst du jetzt schon genauso an wie Mahi?“, stöhnte Billî und es klang leicht genervt. „Seit deine Schwester im Haus ist, hören wir nichts anderes mehr. Ich wusste gar nicht, was für einen tollen, kleinen Bruder ich habe. Ehrlich, Soniye, du musst dir diesbezüglich unbedingt etwas einfallen lassen! Und wenn du die beiden für eine Woche in eine enge Kiste sperrst, so dass sie ihm nicht mehr aus dem Weg gehen kann. Entweder hält sie ihn anschließend für den totalen Langweiler oder aber die beiden sind endlich ein Paar. Auf jeden Fall wird sie dann endlich wissen, wie Nath wirklich ist und mit dieser ständigen Schwärmerei aufhören. Ich bekomme ja schon Minderwertigkeitskomplexe, wenn ich ständig hören muss, wie toll mein kleiner Bruder ist.“
„Bereust du, dass wir Mahi aufgenommen haben?“ An Soniyes Tonfall konnte man erkennen,

dass sie sich vor Billîs Antwort fürchtete.
„Wie kommst du denn auf die Idee? Du weißt, dass ich Mahi mag, seit sie aufhörte auf vier Pfoten zu laufen. Daran wird sich auch so leicht nichts ändern. Es tut mir nur leid, dass sie Nath ständig nur aus der Ferne anhimmelt. Der Kleine ist so naiv und merkt nicht, dass sie ihn liebt, wenn man ihn nicht mit der Schnauze darauf stößt. Bitte tu mir und auch deiner Schwester den Gefallen und sprich mal mit Esme und Amy. Ihr seid doch drei kluge Katzen und die besten Heilerinnen, die Atlantis im Moment zu bieten hat. Euch fällt doch bestimmt ein, was man mit den beiden anstellen kann. So kann es auf jeden Fall nicht weitergehen! Wie soll die Kurze sich denn auf ihre Kräuterkunde konzentrieren, wenn sie ständig an den Kleinen denkt?“
Das Gespräch nahm ein abruptes Ende, als Mahi mit dem Tee um die Ecke kam. Etwa eine Stunde später verabschiedeten sich Shah Rukh und Parian von den Katzen. Gemeinsam überlegten sie, was sie an diesem besonderen Tag anstellen sollten. Es handelte sich um einen der wenigen Feiertage von Atlantis, an dem für gewöhnlich alle Arbeiten ruhten. Shah Rukh schlug vor, einen Spaziergang zu machen. Er hatte mal wieder Lust, einfach los zu wandern, so wie er es an seinen ersten Tagen auf Atlantis so oft getan hatte. Karan war bei seinem Vater und Saif mit unbekanntem Ziel verschwunden, so dass es niemanden störte, wenn sie den Tag zusammen und allein verbrachten.
Parian überließ Shah Rukh die Führung, damit er einen Weg wählen konnte, den er noch nicht kannte. Sie wanderten über Wiesen und überwanden eine leichte Anhöhe dem Zentrum von Atlantis zu. Sie erklommen einen weiteren Hügel und sahen plötzlich über einen weiten Teil der Insel. Das Gebirge, welches Atlantis in zwei Hälften spaltete, im Rücken, sahen sie über Felder, Wiesen und kleine Dörfer. Da Parian selbst die nähere Umgebung seines Dorfes nie verlassen hatte, und die nähere Umgebung nur aus Erzählungen seines Vaters kannte, war er leider nicht in der Lage Shah Rukh genau zu sagen, welche Dörfer sie vor sich hatten. Sie genossen den Ausblick, bis Parian, dessen Augen wesentlich besser waren als die von Shah Rukh, etwas Seltsames bemerkte. Er blickte in Richtung Zentrum und am Horizont glaubte er einen großen braunen Fleck auszumachen, der so gar nicht in das ansonsten grüne Bild zu passen schien. Es sah beinahe so aus, als sei der nah gelegene schmale Sandstreifen der Küste weit ins Landesinnere gewandert. Ein Mann kam langsam den Weg entlang und Parian sprach ihn höflich an.
„Ja, ich kann euch sagen, was dort geschieht, denn vor zwei Tagen erst habe ich das Dorf dort am Horizont verlassen. Ich sage euch, es geschehen seltsame Dinge auf Atlantis! Junge, starke und gesunde Männer fallen plötzlich um, als wären sie tot. Aber die Katzen sagen, sie seien nicht tot. Sie schlafen nur. Und mit jedem Mann, der in diesen seltsamen Schlaf fällt, verdorren die Felder und der Sand wandert vom Meer ins Landesinnere. Ich bin ausgesandt worden um mit Nemo über diese seltsamen Vorfälle zu reden, aber der Weg ist weit und ich spüre, wie mich meine Kräfte langsam verlassen. Ich fürchte, wir haben eine seltsame Krankheit in unserem Dorf, denn bevor unser Land verdorrte, legte ich die Strecke an einem Tag und einem halben zurück. Seht, wo ich nun nach zwei Tagen stehe und ich fühle mich so elend, dass ich fürchte den Rest des Weges nicht mehr zu schaffen!“
Parian warf Shah Rukh einen besorgten Blick zu. Beruhigend legte er dem Wanderer eine Hand auf die Schulter.
„Nicht weit von hier liegt ein großer Hof, von dem mein Vater mir mal erzählt hat. Biege einfach an der nächsten Weggabelung links ab. Kurz bevor die ersten Ausläufer der Berge beginnen findest du das Wohnhaus. Wenn dich jemand aufhalten will sage, Parian, der Sohn des Silberäugigen, schicke dich, dann wird man dich aufnehmen und dir helfen. Wir kennen Nemo

und werden ihm sofort berichten, was sich in deinem Dorf zugetragen hat. Sollte er noch Fragen an dich haben, wird er Boten zu dem Hof schicken. Und jetzt geh und ruh dich aus. Es ist nicht mehr weit, ich bin sicher, du wirst es schaffen.“
Der Mann verabschiedete sich während er sich ständig bedankte. Shah Rukh sah Parian an.
„Das war es dann wohl mit unserem freien Tag. Ich frage mich, was dort vor sich geht.“
„Ich fürchte, dass ich eine Vermutung habe, die mir gar nicht gefällt. Shah Rukh, kannst du ein Geheimnis für dich behalten?“
„Selbstverständlich! Ich könnte niemals etwas sagen, was dich in Verlegenheit bringen würde.“
„Dann will ich dir jetzt etwas erzählen, dass außer uns beiden dann nur noch Ebô’ney weiß und das auch nur, weil sie ebenfalls daran beteiligt ist.“ Parian holte einmal tief Luft, dann begann er zu erzählen: „Mein Geheimnis nimmt seinen Anfang kurz nach unserem Streit. Du weißt schon, wo ich dir so schreckliche Dinge an den Kopf warf, weil ich in Sorge um Billî war. Ich befand mich allein im Wald, wie du weißt, und plötzlich schlief ich ein. Im Traum begegnete mir ein Mann, der sich als Vertreter der Magie von Atlantis vorstellte. Es würde jetzt zu weit führen, dir alles zu erklären, zumal ich viele Dinge selbst noch nicht verstehe. Auf jeden Fall sagte der Gesandte zu mir, Atlantis sei in großer Gefahr und dass Ebô’ney und ich die einzigen seien, die es retten können. Den Anfang machten wir, in dem wir Billî halfen. Dann habe ich lange nichts mehr von ihm gehört, bis er sich vor ein paar Tagen wieder bei mir meldete. Er sagte, Atlantis sei in noch größerer Gefahr und dass Ebô’ney und ich es unbedingt retten müssten. Ehrlich gesagt, habe ich mir schwer getan ihm zu glauben. Wenn ich jedoch bedenke, was der Wanderer uns gesagt hat... Wenn wir durch den Wald gehen sind wir übrigens schneller“, schloss er unvermittelt.
Shah Rukh hätte den Freund gerne noch weiter über die Gefahren für Atlantis ausgefragt, schwieg jedoch. Vermutlich durfte Parian nicht über diese Dinge reden und hatte ihm eigentlich schon zu viel gesagt. So marschierten sie schweigend durch den Wald, bis sie eine kleine Lichtung überquerten. Parian hob warnend die Hand und deutete nach rechts.
»Da kommt jemand«, teilte er Shah Rukh telepathisch mit. Der nickte zum Zeichen, dass er die Botschaft empfangen hatte.
Sie wussten selber nicht, warum sie so vorsichtig waren und sich hinter einer Gruppe von Büschen versteckten. Am Ende atmeten sie erleichtert auf, als „nur“ Ebô’ney die Lichtung betrat. Auch sie bewegte sich vorsichtig und sah auffallend oft zu den Büschen, hinter denen sich die Freunde versteckten, die sich rasch zu erkennen gaben.
„Ach, ihr seid es nur“, rief sie erleichtert aus. „Ich dachte schon...“
„Ja?“, hakte Parian nach, als sie schwieg.
„Ach, ich weiß auch nicht genau. Irgendwie ist der Wald angespannt und nervös. Ihr müsst es doch auch gespürt haben, sonst hättet ihr euch nicht vor mir versteckt. Etwas zerrt an den Nerven, ohne, dass man es bestimmen könnte. Darf ich fragen, wo ihr hin wollt?“
„Zurück zum Dorf. Wir müssen dringend mit Nemo sprechen“, antwortete erneut der Halbelf, während Shah Rukh so etwas wie respektvollen Abstand zu Ebô’ney hielt. Erneut fiel ihr seine enorme Schüchternheit auf. Im Prinzip schien er ja ein ganz netter Kerl zu sein, zumindest behaupteten das alle. Aber für Ebô’ney war er einfach zu schüchtern. Er kam ihr vor, wie eine graue Maus, eine Persönlichkeit ohne Charakter, ohne das Feuer, das für die so lebenswichtig war. Dabei sah er gar nicht so übel aus. Schade, dass er so wenig aus sich herausging. Ebô’ney war neugierig und hätte gerne gewusst, was alle an diesem schüchternen Häufchen Elend finden konnten.
„Würde es euch etwas ausmachen, wenn ich euch begleite? Ich möchte auch nach Hause zurück

und bei dieser Atmosphäre im Wald ist es wohl besser nicht alleine zu gehen.“
Parian hatte nichts dagegen. Er sorgte dafür, dass Ebô’ney in der Mitte ging und träumte heimlich davon, sie vor der lauernden Gefahr beschützen zu können, damit sie sah, wie stark und mutig er war. Er ahnte nicht, dass alles ganz anders kommen sollte.
Sie hatten bereits über die Hälfte der Entfernung zurückgelegt, als Parian plötzlich stehen blieb. Shah Rukh und Ebô’ney folgten seinem Beispiel.
„Oh nein“, entfuhr es Parian, während er entsetzt auf einen Punkt seitlich ihres Weges starrte. Angst ließ seine Knie weich werden. Er hatte Ebô’ney vor jeder Gefahr beschützen wollen, die es in diesem Wald geben konnte. Nur an die eine, vor der er sich selbst nicht schützen konnte, hatte er nicht gedacht.
Shah Rukh, der Parians Angst spürte, trat so dicht neben den Freund, dass sich ihre Schultern leicht berührten. Parian war dankbar für diese kleine Geste der Nähe und fühlte sich gleich ein wenig besser, was jedoch nicht lange anhielt.
Endlich sahen auch die anderen, was er schon so lange vernommen hatte. Stolz und unnahbar wie ein Eisberg trat eine Gruppe von vier Elfen aus dem Unterholz. Dabei erzeugten sie nicht das kleinste Geräusch, so dass Shah Rukh sich fragte, wie Parian sie so früh wahrnehmen konnte. Er erkannte den Anführer der Elfen von seiner ersten Begegnung mit ihnen.
„Nehmt den Verräter fest!“, befahl ein Elf mit befehlsgewohnter, lauter Stimme.
„Dürfte ich bitte zuerst erfahren, warum Ihr dies zu tun beabsichtigt?“, fragte Shah Rukh so höflich wie möglich. Er ignorierte die aufgeregten telepathischen Warnungen des Freundes.
„Weil er unser Gesetz gebrochen hat!“, grollte der Anführer.
„Und welches Gesetz soll das sein?“
„Es war ihm unter Todesstrafe verboten noch einmal unser Dorf zu betreten!“
„Und?“
„Nichts und! Er ist trotz des Verbotes in unserem Dorf gewesen!“
„Hat man ihn dort gesehen?“, erkundigte sich Shah Rukh, Parians immer drängender werdenden Warnungen weiter ignorierend.
„Nein, das nicht!“
„Und woher wollt ihr dann wissen, dass er es war?“
„Es hat nach nasser Katze gestunken!“
„Und wenn es nun wirklich eine nasse Katze gewesen ist?“
„Die wäre nicht so laut gewesen!“
„Ich fasse zusammen: Gestank nach nasser Katze und eine gewisse Lautstärke in eurem Dorf bedeuten, dass Parian dort gewesen ist?“
„Genau!“
„Und wann genau soll das gewesen sein?“
„Vor fünf Tagen!“
„Merkwürdig, dass ihr euch erst jetzt um die Vollstreckung der Todesstrafe kümmert“, bemerkte Shah spöttisch.
„Für wen hältst du uns? Selbstverständlich haben wir ihm erst den Prozess gemacht! Und bevor du dich beschwerst, es war ein anständiger und fairer Prozess!“
„Sehr anständig und sehr fair, wenn weder der Angeklagte noch sein Entlastungszeuge gehört werden.“
»Shah Rukh, sei um aller Götter willen vorsichtig!«, warnte Parian und Shah Rukh konnte seine Angst um ihn förmlich riechen. »Sie spüren genau, wenn du lügst und dann werden sie dich ebenfalls töten! Es macht für sie keinen Unterschied, ob du ein Freund von Nemo bist oder

nicht.«
Shah Rukh berührte leicht Parians Hand. Er war die Ruhe selbst.
„Wer soll denn dieser Zeuge sein?“
„Ich, zum Beispiel.“
„Und was willst du bezeugen?“
„Dass Parian den ganzen Tag mit mir zusammen war, zum Beispiel.“
„Das glaube ich dir nicht!“
„Solltest du aber. Wir sind über die Insel gewandert und haben ein paar sehr schöne Ecken entdeckt.“
„War das alles, was ihr gemacht habt?“
„Wir haben noch auf einem Baumstamm gesessen und geredet.“
„Worüber?“; unterbrach ihn der Anführer scharf.
„Über etwas, das du und deinesgleichen nie verstehen werdet.“
„Sag mir sofort, worüber ihr geredet habt oder ich bringe den Verräter hier auf der Stelle um!“
„Also gut. Wir haben über Herzensangelegenheiten gesprochen.“ Shah Rukh griff sich theatralisch ans Herz.
Der Anführer und seine Gefolgsleute starrten Shah Rukh verständnislos an.
„Seht ihr, ich wusste doch gleich, dass ihr keine Ahnung von dergleichen habt. Herzensangelegenheiten sind sehr kompliziert, das übersteigt leider eure Intelligenz.“
Der Anführer der Elfen presste die Zähne so fest aufeinander, dass die Wangenknochen hervortraten. Eine dicke blaue Ader zeichnete sich auf seiner Stirn ab. Voller Zorn sagte er: „Ich kann keine Lüge in deinen Worten finden! Unsere Gesetze verlangen, dass ich dir Glauben schenken muss! Ich kann den Verräter nicht mitnehmen! Leider! Aber sollte noch ein einziges Mal auch nur der leiseste Verdacht auf dich fallen“, wandte er sich vor Zorn bebend an Parian, „dann wird dir auch der beste Zeuge nichts mehr helfen, und sei er Nemo persönlich! Das war das letzte Mal, dass ich dich habe laufen lassen, das schwöre ich dir! Ich hätte dich schon damals töten sollen, als dich deine Eltern in unsere Obhut gaben! Du bist und bleibst der größte Nichtsnutz und Taugenichts, den es je auf Atlantis gegeben hat! Eine größere Schande als dich hat unser Clan noch nie erlebt! Verschwinde aus meinen Augen, bevor ich es mir noch einmal anders überlege!“
Das ließ Parian sich nicht zweimal sagen. Er nahm Ebô’ney und Shah Rukh bei der Hand, schloss die Augen und wünschte sich verzweifelt an einen sicheren Ort. Nichts rührte sich. Das gewohnte Ziehen blieb aus. Er hörte aber auch kein Donnerwetter der Elfen. Vorsichtig blinzelte er unter halbgeöffneten Lidern hervor und riss erstaunt die Augen auf. Er stand vor jenem Baum, in dem er vor kurzem noch genächtigt hatte. Shah Rukh und Ebô’ney standen neben ihm. Während der Inder sich genauso verwirrt umsah wie er selbst, war die junge Frau völlig aus dem Häuschen.
„Parian, das war großartig! Ich habe ja schon Gerüchte gehört, dass einer einzigen Person die magische Reise von einem Ort zum anderen gelungen sein soll und habe es bei dir ja auch schon gesehen, aber drei Personen mit einem Schlag? Parian, ich verneige mich tief vor dir. Deine Kräfte müssen weitaus größer sein, als die meinen. Und bei dir muss ich Abbitte leisten, Shah Rukh. Ich dachte bisher, du wärest ein Mann ohne Charakter, dem das innere Feuer fehlt. Und dann springst du so mit den Elfen um! Hast du die Gefahr nicht erkannt oder bist du wirklich so mutig?“
„Er ist Frauen gegenüber ein wenig schüchtern“, half Parian dem Freund aus der Klemme. „Meist gibt sich das jedoch mit der Zeit, wenn er sie besser kennen gelernt hat. Ob er mutig oder

leichtsinnig ist, kann ich dir leider nicht sagen. Warum hast du das getan, Shah Rukh? Warum hast du für mich gelogen und bist dieses große Risiko eingegangen? Ich habe dich doch ständig gewarnt!“
„Ja, das hast du in der Tat. Du glaubst gar nicht, wie schwer das Denken fällt, wenn ständig eine fremde Stimme in deinem Kopf herumgeistert.“ Shah Rukh entging der Blick, den Parian und Ebô’ney austauschten. „Und wo bitte schön habe ich denn gelogen, hmh?“
„Aber du hast doch... Wir waren an dem besagten Abend nicht zusammen!“
„Und? Habe ich das je behauptet? Ich habe den Elfen gesagt, dass wir den ganzen Tag zusammen waren. Ich habe lediglich vergessen zu erwähnen, dass dieser Tag heute ist. Und willst du etwa bestreiten, dass wir auf einem Baumstamm gesessen und besagtes Gespräch geführt haben? Okay, es war nicht vor fünf Tagen sondern ist schon ein bisschen länger her, aber hat der Elf danach gefragt? Habe ich je behauptet, es sei vor fünf Tagen geschehen? Du siehst also“, schloss Shah Rukh seine Erklärung mit einem Lächeln, „ich habe die volle Wahrheit gesagt. Ich habe nur ein paar unwesentliche Details weggelassen, nach denen nicht direkt gefragt wurde.“ Er legte Parian eine Hand auf die Schulter und sah ihm lange ernst in die Augen. „Parian, du bist für mich wie ein Bruder, mehr vielleicht noch, als es Karan je war. Glaubst du, ich würde irgendetwas unversucht lassen, wenn ich damit dein Leben retten könnte?“
„Nun, wenigstens sind deine Worte nicht so hart, wie deine Schulter“, brummte Parian erleichtert, bevor er den Freund in den Arm nahm und ihn fest an sich drückte. Dabei berührte er die rechte Schulter und Shah Rukh zuckte kurz zusammen.
„Du solltest das mal von den Katzen untersuchen lassen“, riet Parian.
„Ja, bei Gelegenheit werde ich das wohl mal tun. Jetzt verrate mir bitte nur noch zwei Dinge: Warst du im Dorf der Elfen? Und wie sind wir so schnell hierher gekommen?“
Parian seufzte.
„Ja, ich war im Dorf der Elfen, obwohl ich da gar nicht hin wollte. Du musst wissen, dass ich vor fünf Tagen erfahren habe, dass ich ein Teleporter bin. Auf diese Weise habe ich es geschafft, Ebô’ney und mich aus der Bibliothek zu retten. Dummerweise habe ich nicht die geringste Ahnung, wie ich diese Kraft kontrollieren kann. Mal funktioniert es und mal nicht. Ich weiß nur, dass das Ziel in den meisten Fällen davon bestimmt wird, was sich in meinen Gedanken befindet. Vor fünf Tagen dachte ich darüber nach, dass diese neue Kraft mein Ansehen bei den Elfen sicherlich steigern würde, dass ich aber um meiner Selbst willen gemocht werden möchte und nicht, weil ich eine besondere Fähigkeit besitze. Während ich also an meinen ehemaligen Clan dachte, meldete sich meine Kraft und brachte mich ins Dorf der Elfen. Genauso bin ich auch in diesem blöden Baum gelandet.“
„Und du weißt nicht, wie es geschieht?“, erkundigte sich Shah Rukh.
„Nein, überhaupt nicht! Manchmal konzentriere ich mich fest auf ein Ziel mit dem Willen zu teleportieren und es passiert nichts. Ein anderes Mal denke ich nur an einen Ort, wie unseren Pavillon...“
Es geschah mitten im Satz. Diesmal spürte er auch wieder das charakteristische Ziehen und schon stand er im Pavillon.
„Hallo Parian“, grüßte ein überraschter Saif. „Wann bist du denn gekommen?“
„Unwichtig“, brummte Parian ungehalten und machte sich auf den zum Glück nur kurzen Weg zu seinen Freunden.

***

Esme bereitete Bhoot immer größere Sorgen. Deswegen bat er um ein Gespräch mit Amy und

Soniye. Mahi, die Tee und Gebäck servierte, lauschte dem Gespräch mit großem Interesse.
„Ihr wisst, dass auch ich ein bisschen Ahnung von der Kunst des Heilens habe. Das bleibt nicht aus, wenn man mit jemandem wie Esme zusammenlebt. Aber ich bin wirklich absolut ratlos! Erst gestern fand ich sie schlafend vor, am hellichten Tag, und habe sie kaum wachbekommen. Morgens ist ihr eigentlich ständig übel. Sie hat mir heute gestanden, dass das wohl schon seit etwa einem Monat so geht, und erst jetzt so schlimm geworden ist, dass sie es vor mir nicht mehr verbergen konnte. Aber entweder sind meine Kräfte mangels Gebrauch total verkümmert oder ich habe es verlernt. Auf jeden Fall kann ich keinerlei Anzeichen einer Krankheit bei ihr feststellen! Ich meine, das ist doch nicht normal! Und dann löchert sie mich, ihr etwas Bestimmtes zu kochen und wenn ich fertig bin, hat sie keinen Hunger mehr darauf. Manchmal wird ihr sogar von dem Duft des Essens schlecht. Heute morgen sagte sie mir sogar, ich würde schlimmer stinken als ein Stinktier und mein natürlicher Geruch bereite ihr Übelkeit. Dabei hat sie das noch nie gestört! Ich weiß, das ist jetzt zu privat, und ich sollte es vielleicht nicht erwähnen, aber vielleicht gehört es ja irgendwie dazu. Mahi, hör bitte mal kurz weg!“ Bhoot beugte sich etwas vor und flüsterte: „Sie hat mich sogar aus dem Bett geschmissen. Sie sagt, sie könne meine Nähe nachts nicht mehr ertragen.“
Mahi, die natürlich trotzdem jedes Wort verstanden hatte, wandte sich hastig ab, damit niemand ihr Grinsen sah. Sollte es denn wirklich so sein, dass sie, die noch nicht einmal mit ihrer Ausbildung zur Heilerin begonnen hatte, mehr wusste, als die drei größten Fachkatzen auf diesem Gebiet? Sie würde sich noch einmal in die Bibliothek des Krankenhauses begeben und zur Sicherheit alles nachschlagen. Aber sie war sich absolut sicher, dass sie nicht falsch liegen konnte. Sie malte sich aus, wie Esme ihre Nachricht aufnehmen würde und musste noch breiter Grinsen.
Doch bevor Mahi die Bibliothek des Krankenhauses erreichen konnte, geschah etwas, dass sie die freudige Botschaft zunächst vergessen ließ. Denn Nemo höchstpersönlich kam in das Dorf der Katzen, um sich die Fortschritte anzusehen, die hier gemacht wurden. Selbstverständlich wollte er Ebô’ney sprechen und alles begab sich auf die Suche nach ihr. Es war Mahi, die sie fand, als sie in Begleitung von Parian und Shah Rukh zum Pavillon zurückkehrte.
„Ebô’ney!“, rief Mahi ihr schon von Weitem aufgeregt zu. „Du musst unbedingt ins Dorf kommen! Nemo möchte dich sprechen. Er ist ganz begeistert von deiner Arbeit und will dich und Nath auszeichnen. Ihr müsst alle sofort kommen!“
Endlich bei Ebô’ney angekommen, nahm die junge Katze ihre Hände und zog sie förmlich ins Dorf. Dort angekommen waren bereits alle versammelt. Nath und Ebô’ney wurden auf ein eilig errichtetes Podest gebeten. Nemo hielt eine Ansprache, in der er beider Verdienste ausführlich lobte. Im Anschluss daran überreichte er jedem von ihnen ein kleines Geschenk. Nath erhielt einen goldenen Rechenschieber mit Kugeln aus weißen, rosafarbenen, bläulichen und schwarzen Perlen, Ebô’ney erhielt eine wunderschöne Brosche in Form einer Libelle. Nemo höchstpersönlich steckte ihr das Kunstwerk aus edelstem Smaragd an die Bluse.
Ein wenig eingeschüchtert von der großen Ehre verließ sie das Podest. Zum ersten Mal glaubte sie verstehen zu können, wie Shah Rukh sich in ihrer Gegenwart fühlen musste. Kaum unten angekommen wurde sie sofort von ihren Freunden umringt. In ihrer jetzigen Stimmung ließ sie es sich sogar gefallen, dass Parian die Brosche aus direkter Nähe ansah. Bewundernd strich er über die filigranen Flügel der Libelle. Sie waren so fein gearbeitet, dass der Edelstein durchsichtig erschien. Dennoch hatte man nicht auf das typische Muster verzichtet.
„Ich weiß, wie schwer es ist, einen Knopf zu knopfen, der ähnlich filigran und durchscheinend ist. Wenn ich mir vorstelle, solch einen Flügel aus einem Smaragd schneiden zu müssen... Ich

bewundere den Künstler, der dies vollbracht hat.“
Dieses Lob an einen unbekannten Künstler stimmte Ebô’ney noch milder, als sie ohnehin schon war. Sie spürte, dass die Begegnung mit den Elfen etwas in der Beziehung zwischen ihr und Parian entscheidend verändert hatte. Es schien ihr, als hätte sie vergessen, wie grausam, brutal und kaltherzig die Elfen wirklich waren. Wie hatte sie Parian je mit ihnen vergleichen können? Der Ton, mit dem der Anführer mit Parian gesprochen hatte, erinnerte sie schmerzhaft an ihre Kindheit. Nie im Leben hätte sie gedacht, dass er genauso unter den Elfen zu leiden hatte, wie sie! Irgendwie schweißte sie das zusammen.
Noch war sie nicht bereit, den letzten Schritt in Richtung eines dauerhaften Friedens zu gehen. Aber sie konnte ihn auch nicht mehr so abgrundtief hassen wie zuvor. Die harten Worte und Beleidigungen des letzten Tages taten ihr jetzt leid.
Während alle sie beglückwünschten, fiel ihr Blick mit einem Mal auf Nath. Er stand in einer Ecke und achtete nicht auf die vielen Pfoten und Hände, die man ihm reichen wollte. Mit einem entrückten Lächeln starrte er auf seinen neuen Rechenschieber und schob die Perlen von einer Seite zur anderen, wobei der der Bewegung mit dem Kopf folgte.
„Was macht er da?“, wollte Saif wissen.
Ebô’ney konnte sich ein Lachen nicht verkneifen.
„Er bewundert seinen neuen Rechenschieber. Sein alter ist ganz aus Metall gefertigt und immer, wenn er eine Kugel bewegt, quietscht es ganz fürchterlich.“
„Wie ein kleines Kind“, bemerkte jemand hinter ihnen.
„Dann passt er ja um so besser zu der kleinen Mahi“, antwortete ein anderer.
Ebô’ney lauschte in sich hinein. Tat es noch weh? Nein, eigentlich nicht. Zumindest nicht im Moment. Sie wusste, dass sich das bei ihr sehr schnell ändern konnte, je nachdem in welcher Stimmung sie sich befand.
Wenigstens glaubte sie jetzt ein paar Freunde mehr zu haben, als sie in ihrem Gespräch mit Amy behauptet hatte.

***

Shah Rukh sah Nemo und erschrak. Der Mann, der da auf dem Podium stand und seine Rede hielt, hatte nichts mehr mit dem stolzen Kapitän gemeinsam, der ihn am Strand von Mumbai abgeholt hatte. Nemo hielt sich zwar immer noch aufrecht, aber in Momenten, in denen er sich unbeobachtet fühlte, sackte er förmlich in sich zusammen. Es schien Shah Rukh, als würde ein unsichtbares Gewicht auf Nemos Schultern lasten und ihn langsam aber sicher nieder drücken. Als er und Parian zu ihm gingen, um ihm von dem Wanderer zu berichten, und Shah Rukh Nemos Gesicht aus der Nähe sah, hatte er große Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. Den Augen war jegliches Leben abhanden gekommen. Wo war der Glanz, wo das Feuer der Neugier, das diese Augen so außergewöhnlich machte?
Der Herrscher von Atlantis lauschte ihrem Bericht aufmerksam mit großer Anteilnahme und wurde zusehends nervöser.
„Hier also auch schon?“, sagte er, nachdem Parian den Bericht beendet hatte. „Ich weiß von acht weiteren Stellen auf Atlantis, wo ähnlich rätselhafte Dinge geschehen. Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Bleibt nur zu hoffen, dass es sich nicht um eine neue Art von Seuche handelt. Mit einer Seuche, welche ein paar Bewohner von Atlantis dahinrafft, können wir so gerade eben noch leben. Aber wenn die Seuche dafür sorgt, dass der Boden verdorrt und unsere Lebensgrundlage weg fällt, dann befürchte ich das Schlimmste! Ich dachte, dies würde ein

Freudentag werden, doch nun ist es fast ein Trauertag...“
Nachdenklich und mit schlurfenden Schritten wandte Nemo sich ab und trat den Rückweg in den Kristallpalast an. Shah Rukh sah ihm nicht minder nachdenklich hinterher. Plötzlich kam ihm ein erschreckender Gedanke: Wenn man annahm, dass Nemo als Herrscher und Entdecker von Atlantis auf eine ganz besondere Art und Weise mit der Insel verbunden war, konnte man dann weiter annehmen, dass er körperlich auf den schlechten Zustand der Insel reagierte?
Er beschloss diesen Gedanken schnellstmöglich mit Parian zu diskutieren. Vielleicht konnte sein geheimnisvoller Bote eine Antwort darauf geben.

***

Es war wie verhext!
Jedes Mal, wenn Mahi den Weg zur Bibliothek des Krankenhauses antrat, wurde sie aufgehalten. Erst von Amy, dann von Bhoot, schließlich von Soniye. Es dunkelte bereits, als sie einen letzten Versuch unternahm. Sie scheute sich davor ihre Anwesenheit in der Bibliothek durch Licht kenntlich zu machen. Niemand sollte wissen, was genau sie nachschlagen wollte. Falsche Hoffnungen waren schlimmer als gar keine Hoffnung mehr zu haben.
Sie hatte ihr Ziel fast erreicht, da fiel sie ausgerechnet Esme in die Pfoten. Sie sah auf den ersten Blick, dass es der Freundin nicht gut ging. Hastig schob sie ihr einen Stuhl zu, damit sie sich setzen konnte.
„Es sind meine Beine und Pfoten“, seufzte Esme, froh darüber, endlich sitzen zu dürfen. „Sie sind schon den ganzen Tag schwer wie Blei und jetzt tun sie auch noch weh.“
Ohne ein Wort kniete sich Mahi vor Esme auf die Erde und betastete vorsichtig Beine und Pfoten. Wusste sie es doch! Die Heilerin lagerte Wasser ein. Alles war genau so, wie ihre Mutter es Mahi berichtet hatte. Es passte wirklich alles zusammen! Es brannte Mahi unter den Krallen, die freudige Botschaft endlich hinauszuschreien. Fast glaubte sie an den ungesagten Worten zu ersticken. Und doch mahnte sie sich erneut zur Vorsicht. Sie hatte Esme lieb gewonnen und wollte ihr nichts sagen, was sie nicht belegen konnte. Sie hatte doch noch so gar keine Erfahrung in diesen Dingen!
„Hilfe!“
Esmes Schrei war spitz und voller Angst. Hastig hob Mahi den Kopf.
„Was ist los?“
„Ich weiß es nicht“, kam es leise zurück. „Aber etwas in meinem Bauch bewegt sich!“
Sofort war Mahi auf den Beinen und legte beide Pfoten sanft auf Esmes Bauch.
„Da ist es schon wieder, kannst du es spüren?“
Oh ja, und wie Mahi es spüren konnte! Jetzt gab es keinen Zweifel mehr. Sie konnte es sagen, ohne sich mit einem Buch abzusichern.
„Sag mal, Esme, du bist doch nun schon so lange eine Heilerin. Wie kommt es, dass du die einfachsten Schlüsse nicht selber ziehen kannst?“
„Wie meinst du das?“
„Darf ich die Symptome deiner ‚Krankheit’ einmal aufzählen? Dir ist morgens so übel, dass du dich erleichtern musst. Du hast Heißhungerattacken auf seltsame Dinge, deren Geruch dir wenig später schon wieder Übelkeit bereitet. Du bist so müde, dass du mitten am Tag einschläfst, was sonst nicht deine Art ist. Du schmeißt deinen Kater aus dem Bett, weil dir seine Nähe plötzlich unangenehm geworden ist.“
„Woher weißt du das?“, warf Esme erschrocken ein und ihre Nase rötete sich verdächtig.

„Das ist unwichtig, abgesehen davon muss es dir nicht peinlich sein, da es sich um ein vorübergehendes Symptom deiner ‚Krankheit' handelt. Eigentlich wollte ich ja alles erst noch in einem Buch nachlesen, weil ich unbedingt sicher sein gehen wollte, aber du hast mir eben zwei Symptome geliefert, die keinen Zweifel mehr an der Diagnose erlauben."
„Dann sag mir bitte endlich, was mit mir los ist!"
„Weißt du es denn wirklich nicht?"
„Nein! Sonst würde ich nicht so ein grünes Kätzchen wie dich um Rat fragen."
„In Ordnung. Vorher zähle ich aber noch die letzten beiden Symptome auf. Vielleicht kommst du ja dann darauf. Du hast Wasser in den Beinen und Pfoten und das nicht zu knapp. Daher kommen sie dir heute auch so schwer vor. Außerdem bewegt sich etwas in deinem Bauch. Als drittes und letztes Symptom für deine ‚Krankheit' möchte ich noch die Vermutung äußern, dass du zugenommen hast." Sie strich Esme in einer flüssigen Bewegung sanft von der Brust über den Bauch. „Okay, ich streiche die Vermutung und ersetze sie durch eine Tatsache. Du hast zugenommen, der Bauch ist schon deutlich zu spüren, obwohl das nach anderthalb Monaten fast schon etwas früh ist. Ich wette, du denkst, das käme daher, dass du manchmal für zwei isst? Damit hätten wir übrigens noch ein Symptom. Und jetzt müsstest du aber langsam mal von selbst auf die Lösung kommen!"
„Nein, ich bin völlig ratlos. Ich kenne keine Krankheit, welche die betreffenden Symptome aufweist. Sag mir, kleines Kätzchen, bin ich sehr krank?"
Mahi rang in komischer Verzweiflung die Pfoten. Insgeheim bereitete ihr dieses Gespräch großes Vergnügen. Sie freute sich so sehr auf den Moment, wenn Esme den Grund für die rätselhaften Symptome erfuhr, dass sie ihn immer weiter hinauszögerte.
„Nun ja, ich kann natürlich nicht genau sagen, wann deine Krankheit begonnen hat. Ich bin auch kein wirklicher Experte. Wenn du einen Experten willst, dann kann ich dir übrigens meine Mutter nur wärmstens ans Herz legen. Sie kennt sich mit deiner Krankheit bestens aus. Sie wird dir auch sicher sagen können, wie lange sie noch dauern wird. Ich tippe aber mal auf mindestens vier Monate, eventuell auch fünf."
„So lange werde ich noch krank sein?", rief Esme entsetzt.
„Oh ja! Und deine Krankheit wird sich leider noch weiter verschlimmern. Meine Mutter hat mir von Fällen erzählt, wo die Patientinnen am Ende kaum noch aus dem Bett kamen. Andere waren gezwungen sich zwei oder drei Monate auszuruhen. Und damit meine ich absolut, strikte Ruhe. Auf der anderen Seite wäre das vielleicht gar nicht mal eine so schlechte Idee, denn wenn deine Krankheit vorüber ist, beginnt erst der eigentliche Stress. Ich prophezeie dir schlaflose Nächte, große Sorgen aber auch viel Freude für die nächsten... sagen wir mal... zweihundert Jahre? Oder etwas länger, wenn ich an mich denke."
Etwas wie Verstehen glomm in Esmes Augen auf, überschattet von der Angst die falschen Schlüsse zu ziehen. Sie nahm Mahis Pfoten in die ihren und drückte sie so fest, dass es weh tat.
„Bitte, sag mir jetzt in klaren Worten und ohne weitere Rätsel, was mit mir los ist. Denn den Schluss, den ich nach deinen Erzählungen schließe, wage ich nicht auszusprechen. Bitte, Mahi, sag mir, ob ich..."
Mahi sah Esme fest in die Augen. Die Zeit der Späße war vorbei.
„Liebste Esme, das, was sich in deinem Bauch bewegt ist entweder ein kleines Kätzchen oder ein kleines Katerchen. Und ich bin sicher, es wird genauso schön und warmherzig wie seine Mutter, so mutig imposant wie sein Vater werden..."
Es waren Tränen der Freude, die Mahi die Kehle zuschnürten.
„Aber bist du dir wirklich sicher?", wollte Esme wissen. „Bist du dir wirklich sicher, mein

geliebtes Kätzchen?“
„So sicher, wie ich nur sein kann! Du musst wissen, dass meine Mutter eine der letzten Hebammen von Atlantis ist. Wenn du willst, schicke ich ihr sofort eine Taube, damit sie kommt und dich untersucht. Und wenn sie dir sagt, was ich dir gesagt habe, dann wirst du...“
„Mahi? Mahi~Ve~Sanam! Wo steckst du?“
„Nanu? Warum ist Soniye denn so aufgeregt?“
Mahi sprang auf und lief zum nächsten Fenster.
„Was brüllst du so hier rum? Hast du Angst, ich vergesse meinen Namen?"
„Ich suche dich schon seit über einer halben Stunde. Vater und Mutter sind hier und sie würden gerne ihre zweite Tochter begrüßen.“
„Mutter ist hier?“ Mahi fiel vor Freude und Überraschung beinahe aus dem Fenster.
„Sagte ich das nicht gerade? Also wirklich, Mahi, manchmal bist du echt...“
„Quatsch keine Opern, Schwesterherz! Bestell Mutter bitte einen schönen Gruß und sag ihr, dass sie unbedingt sofort ins Krankenhaus kommen muss. Sag ihr, es ist ein Notfall und ich hätte eine ganz große Überraschung für sie. Bitte beeile dich! Es ist wirklich sehr dringend!“
Mit diesen Worten schloss Mahi das Fenster wieder und ließ eine sehr verwirrte Soniye zurück. Da sie es aber von ihrer kleinen Schwester nicht anders kannte, richtete sie ihrer Mutter die Nachricht aus. Wenig später trafen sie gemeinsam am Krankenhaus ein.
„Es tut mir leid, aber im Moment kann ich nur Mutter gebrauchen“, erklärte Mahi nach einer kurzen Begrüßung bestimmt. Sie zog ihre Mutter ins Krankenhaus und warf die Tür mit Nachdruck ins Schloss. Auf dem Weg zu dem Bett, in dass sie Esme begleitet hatte, erzählte Mahi: „Ich habe die Diagnose eigentlich schon gestellt. Du musst sie bitte nur noch bestätigen. Eigentlich bin ich mir ja schon ganz sicher, aber ich kenne das alles ja alles leider nur aus deinen Erzählungen. Und weil es ausgerechnet um Esme geht, und ich sie so gerne habe, wäre es schön, wenn du meine Diagnose bestätigen würdest. Sie ist einfach so unglaublich, dass ich fürchte, dass noch nicht einmal du es schaffst, Esme davon zu überzeugen, dass es wirklich wahr ist. So, da wären wir.“
Mahi öffnete die Tür und stellte Esme vor. Dabei zählte sie noch einmal alle Symptome auf, die sie auch schon Esme dargelegt hatte, diesmal jedoch ernst und ohne jegliche Verzierung.
„Es ist wirklich unglaublich, was ich da höre“, erklärte Mahis Mutter. Sie trat an das Bett heran und reichte Esme die Pfote. „Guten Tag, oder fast schon guten Abend. Mein Name ist Nimue und ich bin die Mutter dieses Plappermauls. Ich denke, Sie wissen bereits, dass ich die Kunst einer Hebamme erlernt und diese seit Nathans Geburt nicht mehr ausgeübt habe. Ich bin jedoch zuversichtlich nichts verlernt zu haben. Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn Mahi bei der Untersuchung zuschaut? Wer weiß, ob sie dieses Wunder noch einmal erleben wird.“
„Ich möchte nicht, dass Mahi geht. Sie hat das Wunder, falls es denn wirklich eines ist, entdeckt und soll auch dabei sein, wenn es die Expertin hoffentlich bestätigt.“
„Also gut. Kannst du mir bitte ein paar Dinge besorgen, mein Liebling?“
Nimue zählte die Dinge auf, die sie benötigte und Mahi machte sich sofort auf den Weg. Esme nutzte die Zeit, sich Nimue genau anzusehen. Wie nicht anders zu erwarten, war ihr Fell ebenfalls von einer wundervollen goldenen Farbe mit einem leichten Bronzeton. Ihre Augen waren von einem warmen rehbraun und strahlten eine Wärme und Zuversicht aus, die Esme nur zu gerne geteilt hätte. Doch noch herrschte die Angst in ihrem Herzen, sich falsche Hoffnungen zu machen.
Mahi musste drei mal laufen, ehe sie alles ins Zimmer getragen hatte, dann begann die Untersuchung. Nimue erklärte jeden Handgriff und nicht nur Mahi lauschte gespannt ihren

Worten. Als die Hebamme Esmes Bauch abtastete, bewegte sich das Kätzchen erneut. Nimue erhöhte den Druck ein wenig, stutze, tastete den Bauch erneut ab und machte ein ernstes Gesicht.

„Stimmt etwas nicht?“, wollte Esme voller Panik wissen.
„Ich kann keinen Grund zur Sorge feststellen“, erklärte Nimue und wusch sich die Pfoten. „Allerdings fürchte ich, dass harte Zeiten auf Sie zukommen werden, und dass Sie Mahi nicht nur als Lehrling, sondern auch sehr gut als Kätzchensitterin gebrauchen werden können.“
„Dann bin ich also wirklich trächtig?“, hauchte Esme ungläubig.
„Oh ja. Und wenn ich nicht völlig aus der Übung bin, dann werden Sie sich gleich mit zwei Rabauken herumschlagen müssen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen, dass sie das Glück haben zwei so sanfte Kätzchen wie Soniye zu werfen. Wenn Sie jedoch zwei so schreckliche Kätzchen bekommen, wie Mahi eines war, dann möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken.“
„Ich nehme jedes Kätzchen, dass man mir in die Arme legt mit Freuden an, egal, wie es sich benimmt. Mein Bhoot hat einen starken Willen, er wird sich durchsetzen können. Da fällt mir ein, er weiß ja noch gar nichts von seinem Glück!“
„Ich geh ihn holen, wenn du willst“, rief Mahi und öffnete die Tür. Verdutzt sah sie auf Bhoots Pfote, die gegen eine Tür klopfte, die nicht mehr vorhanden war.
„Was ist hier los?“, polterte er so laut, dass Mahi fast ein bisschen Angst vor ihrem Freund bekam. „Warum liegt meine kleine Wildkatze im Krankenhaus und ich weiß nichts davon?“
„Bitte beruhigen Sie sich“, versuchte Nimue die Wogen zu glätten. „Ich versichere Ihnen, dass es Ihrer Katze den Umständen entsprechend gut geht. Komm, mein Liebling, wir verlassen jetzt besser das Zimmer. Die beiden haben sich viel zu erzählen.“
Mahi ließ sich nur widerwillig aus dem Zimmer schieben, gehorchte am Ende aber doch. Ihre Mutter hatte Recht, es war ein privater Moment, den nur die beiden teilen sollten. Der Freudenschrei, der wenig später das Dorf der Katzen erschütterte, entschädigte sie für alles. Sogar dafür, dass sie die nächsten Monate erneut unter den strengen Augen ihrer Eltern würde verbringen müssen...

Gegensätzlichkeiten

Es war jetzt schon drei Tage her, dass Esme von ihrem Glück erfahren hatte. Endlich erlaubten Ami und Soniye ihr das Krankenbett zu verlassen. Dabei war sie doch gar nicht krank. Im Gegenteil! Nach dem ersten Tag Ruhe fühlte sie sich als könne sie Bäume ausreißen. Sie genoss es, das Leben in ihrem Bauch zu spüren und Bhoot war mit Mahis Mutter auf dem Markt gewesen um zu besorgen, was eine trächtige Katze in der nächsten Zeit brauchen würde. Und welch ein glücklicher Zufall es war, ausgerechnet jetzt eine der letzten Hebammen von Atlantis im Dorf zu haben! Da konnte ja einfach nichts mehr schief gehen. Oder etwa doch?
Die Berichte, die sie aus ganz Atlantis erreichten waren immer Besorgnis erregender. Esme sagte es niemanden, schon gar nicht Bhoot, aber sie machte sich große Sorgen um Nemo, dem es zunehmend schlechter ging. Würde sie in ihrem Zustand noch eine Hilfe sein können? Manchmal glaubte sie, es wäre die falsche Zeit um Kätzchen zu bekommen. Dann schalt sie sich eine Närrin. Es war nie die richtige Zeit. Es war ungerecht, das große Glück, das ihr zu Teil wurde, nicht anzunehmen.
Esme ging über den Dorfplatz und alle Katzen sahen ihr hinterher. Sie besaß gute Ohren und hörte die Damen tuscheln. Die Alten bemerkten meist, wie glücklich und zufrieden sie aussah. Einige kamen sogar zu ihr und wünschten ihr alles Gute, überreichten kleine Geschenke, wie es früher wohl üblich gewesen war. Die Jüngeren hingegen schienen Esme das Glück zu neiden. Sie wusste, dass es viele gab, die sie nicht mochten, weil sie neidisch auf ihre großen Fähigkeiten waren und weil sie sich Bhoot geangelt hatte, hinter dem ALLE Katzen des Dorfes her gewesen waren, weil er so ein stattlicher Kater war und inoffiziell als Nemos Stellvertreter galt. Dass nun ausgerechnet Esme die erste Katze war, die wieder trächtig wurde, erschien ihnen als ungerecht. Esme gab jedoch nicht viel auf dieses Gerede. Sie hatte Bhoot an ihrer Seite und eine Handvoll gute Freunde, die tausend Neider locker wett machten.
Sie erreichte einen Platz nahe der Baustelle wo Nath arbeitete. Mahi saß an einen Baum gelehnt, ein Lehrbuch in der Hand und sah versonnen zu dem kleinen schwarzen Kater hin. Obwohl, so klein war er eigentlich gar nicht mehr, wies Esme sich in Gedanken zurecht. Sie versuchte, ihn mit Mahis Augen zu sehen und musste zugeben, dass er auf seine Art genauso anziehend war wie seine großen Brüder. Sie freute sich für ihn, dass es ihm endlich gelungen war sich aus ihrem Schatten zu lösen.
„Du lernst aber nicht viel, wenn du nicht in deine Bücher schaust“, neckte sie Mahi mit gutmütigem Tadel in der Stimme.
Die Angesprochene zuckte leicht zusammen und sah auf.
„Ich bin das durchgegangen, was ich gerade gelesen habe um zu sehen, ob ich es auch behalten habe“, beeilte sie sich zu sagen.
„Ach ja? Und was war das?“
„Es ging um die Lys~en~Ciel. Stimmt es, dass sie alle Krankheiten heilen konnte, auch die schlimmen Seuchen und das Sumpffieber?“
Esme setzte sich neben Mahi auf den Boden und stellte erstaunt fest, dass es ihr schwerer fiel als sonst.
„Ja, das stimmt. Ich erinnere mich noch sehr gut an diese wunderbare Pflanze. Niemand weiß, warum sie plötzlich ausstarb. Es war eines der heiligsten Gesetze von Atlantis, dass man immer nur einen kleinen Teil der Blüten pflücken durfte. Das war auch nicht weiter schlimm, denn wie du sicher gelesen hast, war die Kraft der Lys~en~Ciel so groß, dass man mit einer einzigen Blüte etwa hundert Patienten heilen konnte, egal wie schwer sie erkrankt waren. Und selbst wenn man

die Blüte nur für einen einzigen Patienten brauchte, so war das nicht weiter schlimm. Man trocknete sie einfach zwischen den Seiten eines schweren Buches und wenn man sie wieder brauchte, war sie schnell zur Hand.“
„Sie behielt auch noch getrocknet ihre volle Kraft? Ich denke, die meisten Arzneipflanzen verlieren ihre Wirkung, wenn man sie nicht sachgerecht trocknet und zu lange aufhebt. Und das Trocknen zwischen den Seiten eines Buches erscheint mir nicht sehr sachgerecht.“
Esme lächelte. „Ich sehe, du hast schon einiges gelernt. Es stimmt, was du sagst. Aber es gibt auch ein paar Ausnahmen. Die Lys~en~Ciel wirkte auch noch nach hundert Jahren, selbst wenn man sie einfach in ein Buch legte. Ich hatte immer eine Blüte in dem Buch, was du gerade liest und erinnere mich noch sehr gut daran, wie meine letzte Blüte zu Staub zerfiel, weil ihre Kraft verbraucht war.“
„Wann begann das Aussterben der Lys~en~Ciel?“
Esme überlegte einen Moment.
„Ich glaube, es war in etwa die Zeit, in der wir merkten, dass wir unfruchtbar wurden. Merkwürdig, mir ist das noch nie aufgefallen.“
„Es hat sicher nichts zu bedeuten“, versicherte Mahi schnell um Esme vom Grübeln abzuhalten. Das könnte sich schlecht auf die Kätzchen auswirken.
Esme öffnete den Mund um etwas zu sagen, wurde jedoch von einem erschrockenen Laut des Schmerzes unterbrochen, gefolgt von einem heftigen Fluch. Mahi war sofort auf den Pfoten und half Esme hoch.
„Es wird noch schlimmer werden“, erklärte sie, während sie bereits nach dem Verletzten Ausschau hielt. „Sagt zumindest meine Mutter.“
Sie sagte nicht, was schlimmer werden würde, aber Esme verstand sie auch so. Nun, sie würde es mit Freuden überstehen!
„Ich glaube, es ist Shah Rukh“, rief Mahi und rannte auch schon los. Esme folgte ihr etwas langsamer.
Sie sah schon von Weitem, dass ihre Kräfte gefragt waren. Shah Rukh hielt sich die rechte Hand, die in ein Hemd gewickelt war, auf dem sich bereits die ersten Blutflecken zeigten. Ein halbnackter Parian stützte ihn, was auch dringend nötig war, denn Shah Rukh war kalkweiß im Gesicht.
Mahi fackelte nicht lange. Sie setzte den Verletzten auf einen Baumstumpf und zog sich eine Schleife von ihrem Gewand, um seinen Arm abzubinden. Ein kurzer Blick zu Parian und er begann zu erzählen.
„Wir wollten einen Stamm durchsägen, als wir plötzlich auf einen Widerstand stießen. Die Säge rutschte ab und schnitt Shah Rukh in die Hand. Ich habe ihn sofort mit meinem Hemd verbunden und...“
Er brach mit einem würgenden Geräusch ab und auch Esme spürte, wie Übelkeit in ihr hochstieg. Eine hässliche Schnittwunde zog sich über Shah Rukhs Hand und den Arm hinauf, Muskeln und Knochen waren zu sehen. Dank der Binde blutete es nicht mehr so stark.
„Ich fürchte, ich muss dir ein wenig weh tun“, erklärte Mahi ruhig. „Aber keine Angst, heute Abend hast du das ganze schon wieder vergessen.“
Esme bewunderte Mahi für die Sicherheit, mit der sie vorging, während sich ihr der Magen umdrehte. Sie schloss die Augen und hielt sich an Mahis Schulter fest. Dann geschah etwas völlig Unerwartetes. Plötzlich spürte Esme, wie Mahi ihre Heilkraft anwendete. Sie fühlte, wie sich die einzelnen Muskelfasern wieder verbanden und zu einer Einheit wurden. Es schien, als benutze Mahi auch ein bisschen von Esmes Kraft, aber es war nicht unangenehm. Erlebte sie das

wirklich oder war es nur ein Traum?
„Siehst du, jetzt ist alles wieder in Ordnung. Es bleibt noch nicht einmal eine Narbe zurück. Soll ich mich auch gleich um deine Schulter kümmern?“
„Mei-meine Schulter? Was ist damit?“
Mahi sah Shah Rukh tadelnd an.
„Du willst mir doch nicht allen Ernstes weismachen, dass dir deine Schulter keine Probleme bereitet? Heb doch bitte mal den Arm.“
Shah Rukh gehorchte ihrem Befehl und kam nicht weit.
„Siehst du, sag ich doch. Deine Schulter ist übelst geprellt. Wie hast du das bloß angestellt?“
Shah Rukh zuckte mit den Schultern, während Parian betreten zu Boden sah, was jedoch niemand zu bemerken schien.
„Typisch Mann“, plapperte Mahi fröhlich weiter. Sie legte wie zufällig eine Pfote auf seinen Arm und die andere auf seine Schulter. „Dass ihr aber auch immer so tun müsst, als würdet ihr alle keine Schmerzen kennen. Bhoot ist genauso. Ich wette, der einzig vernünftige Kerl in dieser Beziehung ist mein Nath. Aber mein Nath ist eh der vernünftigste Kater von allen.“
Shah Rukh schrie vor Schmerzen, als Mahi unvermittelt an seinem Arm zog. Beruhigend legte sie ihm beide Pfoten auf die schmerzende Schulter, der Schmerz ließ sofort nach.
„Es tut mir leid“, sagte sie und war plötzlich ganz schüchtern. „Aber deine Schulter saß nicht mehr richtig im Gelenk. Hätte ich dich gewarnt, dass es gleich weh tut hättest du auf den Schmerz gewartet und es wäre noch schlimmer geworden. Geht es jetzt wieder? Probier mal, ob du sie bewegen kannst.“
Shah Rukh hob den Arm nach vorne, zur Seite, ließ die Schulter kreisen und nickte glücklich.
„Es tut nichts mehr weh. Ich danke recht herzlich, Mahi, fröhlichste aller Heilerinnen.“
Etwas in seinem Blick ließ Mahis Ohren heiß werden. Hoffentlich bemerkte das niemand. Schließlich gehörte ihr Herz doch ganz alleine Nath!
„Es war mir ein Vergnügen. Du hast viel Blut verloren“, fügte sie ernst hinzu. „Deswegen solltest du dich den restlichen Tag schonen. Ich werde dafür sorgen, dass du ein besonderes Abendessen erhältst, dass dir hilft wieder fit zu werden.“
Sie verabschiedeten sich und Esme bat Mahi um ein Gespräch.
„Habe ich etwas falsch gemacht?“, erkundigte sich das Kätzchen sofort, als sie alleine waren. „Hätte ich dich vorher um Rat fragen sollen?“
Ächzend ließ Esme sich in einen Stuhl fallen. Sofort schob Mahi ihr einen Schemel zu, auf den sie ihre Beine legen konnte.
„Nein. Du warst großartig! Ich habe heute erlebt, dass du die größte Gabe besitzt, die ein Heiler haben kann, nämlich den richtigen Umgang mit deinen Patienten. Es war mir eine Freude zu sehen, wie du mit Shah Rukh umgegangen bist. Du warst sehr einfühlsam und wusstest genau, wie du ihn im richtigen Moment ablenken musstest. Das ist das einzige, was ich dir nicht beibringen kann.“
Mahi nickte ernst.
„Hey, das war ein Kompliment. Du darfst dich ruhig ein bisschen freuen.“
„Das tue ich doch, ehrlich! Nur...“
„Ja?“
„Als ich Shah Rukh heilte, ist etwas sehr Merkwürdiges passiert. Ich weiß nicht, ob ich es dir überhaupt erzählen soll...“
Esme beugte sich vor und strich Mahi beruhigend über die Pfote.
„Ich bin deine Lehrerin und wäre sehr gerne auch deine Freundin. Du kannst mir alles erzählen,

wenn du das möchtest. Ich kann aber auch Soniye bitten zu kommen, damit du dich mit ihr unterhalten kannst.“
„Nein! Ich denke, sie würde mich nicht verstehen. Ich weiß ja noch nicht mal, ob ich es dir verständlich machen kann.“
Esme lächelte freundlich. „Versuch es einfach.“
„Als ich Shah Rukhs Wunde heilte, da spürte ich plötzlich etwas. Es war, als wenn jemand Fremdes in meinen Gedanken wäre. Oder nein, kein Fremder. Es fühlte sich nur im ersten Moment fremd an, dann wirkte es vertraut. Ich wusste, dass ich keine Angst zu haben brauche und es zulassen kann, was ich dann auch tat. Im selben Moment spürte ich, wie meine Kraft um ein Vielfaches zunahm. Ich meine, ich war kurz davor, dich zu fragen, ob du übernehmen kannst. Ich habe noch nie eine so große Wunde geheilt. Aber dann ging es plötzlich wie von selbst. Kannst du mir das erklären?“
„Es gibt eine uralte Legende“, begann Esme und es klang, als wäre sie in Gedanken an einem weit entfernten Ort. „In dieser Legende heißt es, dass einmal die Zeit kommen wird, in der Atlantis einer großen Prüfung unterzogen wird. Fremde werden zu Freunden, Feinde zu Verbündeten und am Ende wird nichts mehr so sein, wie wir es kennen. Es heißt weiter, dass in dieser Zeit der Prüfung besondere Gaben entdeckt werden, wie man sie noch nie auf Atlantis gesehen hat.“
„Was hat das mit meinem Erlebnis zu tun?“, fragte Mahi, als Esme schwieg.
„In der Legende heißt es weiter, dass ein großes Unglück über die Insel kommen wird. Ob Atlantis die Prüfung überstehen wird, hängt auch davon ab, ob es gelingen wird, dieses Unglück abzuwenden. Doch dazu ist es notwendig, dass sich zwei Seelen finden, die so sehr im Einklang sind, dass es ihnen gelingt sich zu verbinden, ihre Kräfte zu vereinen, um gemeinsam dieses Unglück abwenden zu können.“
Esme kehrte wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie sah Mahi ernst in die Augen.
„Ich glaube, dass diese Zeit der Prüfung jetzt gekommen ist. Und sag nicht, dass wären die Hormone, weil ich trächtig bin! Ich habe Beweise für meine These! Dass Parian teleportieren kann, ist meiner Meinung nach eine dieser besonderen Gaben, von denen in der Legende die Rede ist. Es gab noch nie einen Teleporter auf Atlantis. Zumindest keinen, der gelernt hat, seine Fähigkeiten zu kontrollieren. Und wie erklärst du dir, dass Parian in unserem Dorf lebt? Selbst wenn er nur ein Halbelf ist, so wuchs er doch bei den Elfen auf, lernte ihre Sitten und auch ihre Vorurteile uns Katzen gegenüber. Der Krieg zwischen Elfen und Katzen ist zum Glück schon lange vorbei, aber die Feindschaft konnten wir nie völlig überwinden. Warum sollten wir also einen Halbelfen in unserer Mitte dulden? Ich werde es dir sagen! Weil ein Fremder, der unser Freund wurde, uns darum gebeten hat. Und jetzt komme ich zu dem, was du erlebt hast.“ Esme holte tief Luft. „Ich glaube, das wir die zwei Seelen sind, die im Gleichklang schwingen. Ich habe auch etwas gespürt, als du dich um Shah Rukh gekümmert hast, habe gesehen, was du gesehen hast. *Ich* war die fremde Präsenz, die du in deinen Gedanken gespürt hast. Und als du es zugelassen hast, haben sich unsere Kräfte verbunden. Verstehst du das, Mahi?“
„Ich bin mir nicht sicher...“
„Die Wunde war entsetzlich. Selbst im Vollbesitz meiner Kräfte, ausgeruht und in Bestform, wäre es mir schwer gefallen, diese Wunde in einer Sitzung, an einem Tag zu heilen. Und hinterher wäre ich todmüde und völlig entkräftet ins Bett gefallen und hätte tagelang geschlafen. Und du? Du hast diese Wunde geheilt ohne auch nur eine Spur von Erschöpfung zu zeigen. Und anschließend hast du noch seine Schulter geheilt. Woher hast du überhaupt gewusst, dass seine Schulter verletzt war?“

„Ich weiß nicht. Ich habe ihn berührt und habe es irgendwie gespürt. Ich habe die Verletzung gesehen, als hätte sie jemand mit einem Licht markiert.“
„Ist dir das früher schon mal passiert?“
„Nein.“
„Siehst du! Weil ich meine Hand auf deine Schulter legte und sich unsere Kräfte verbanden, hast du Dinge getan, zu denen du vorher nicht in der Lage gewesen wärst.“
„Dann bist du also der Meinung, dass Atlantis in Gefahr ist?“
„Ja. Wenn ich höre, wie Bhoot und Billî sich unterhalten, dann bekomme ich Angst. Die Berichte über Atlanter, die plötzlich in tiefen Schlaf fallen, und Felder, die verdorren, reißen einfach nicht ab. Die ganze Insel ist davon betroffen. Ich denke, es wird noch schlimmer werden. Ich hoffe nur, dass wir in der Lage sein werden das Unglück abzuwenden.“
Eine Träne lief Esme über die Wange, als sie schützend ihre Pfoten auf den Bauch legte.
„Ich bin mir sicher, dass wir alles überstehen werden! Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass das Schicksal so grausam sein sollte. Glaube mir, du wirst sehen, wie deine Kätzchen zu großen Katzen oder Katern werden und selbst Kätzchen bekommen!“
Esme lächelte traurig. Sie teilte Mahis Zuversicht nicht, war jedoch froh über ihre gute Laune und den Versuch sie aufzumuntern.
„Ich bin sehr froh, dass du hier bist!“, sagte sie und tätschelte Mahis Pfote.
Mahi vergrub ihre Schnauze in Esmes Pfote und für einen kleinen Moment war es, als wäre Moira wieder bei ihr.

***

In der folgenden Nacht erwachte Esme von lauten Stimmen im Haus.
„...wohl ’nen Knall! Als ob ich sie um diese Zeit wecken würde!“, hörte sie Bhoot wütend poltern. „Sie ist nicht in der Lage zu helfen.“
Dann etwas ruhigere Stimmen, nicht minder aufgeregt, aber leiser, so dass Esme nicht verstand, was gesagt wurde. Sie glaubte jedoch die Worte Nemo und Notfall herauszuhören. Schlaftrunken stand sie auf und hüllte sich in einen Morgenmantel, der sich ein wenig über ihrem Bauch bereits spannte.
„Das ist mir egal! Sie hat sich ihren Schlaf verdient, vor allen Dingen in ihrem jetzigen Zustand!“
„Was ist denn los?“, fragte sie, trat hinaus und legte Bhoot beruhigend eine Pfote auf den Arm.
„Diese Idioten wollen dich in den Kristallpalast holen. Angeblich geht es Nemo sehr schlecht und du bist natürlich die einzige, die helfen kann. Vermutlich hat bloß mal wieder eine dieser schrecklichen Hofdamen zu viel gegessen und nun drückt es ihr auf den Magen!“
„Verzeih, wenn ich dir widersprechen muss. Aber nach allem, was du mir erzählt hast glaube ich schon, dass es sich um einen echten Notfall handeln könnte.“ Sie wandte sich an einen der Palastdiener, die sie hoffnungsvoll ansahen. „Bitte gehen Sie zum Haus von Billî und Soniye. Erzählen Sie dort, was Sie hier erzählt haben und bitten Sie Mahi mich zu begleiten.“
„Was willst du denn mit Mahi? Wären Soniye oder Ami nicht besser? Immerhin sind sie ausgebildete Heilerinnen, wohingegen Mahi…“
Bhoot war ihr zurück ins Schlafzimmer gefolgt. Sie schlüpfte in eine der neuen Tuniken, die etwas weiter als üblich und herrlich bequem waren. Sie lächelte ihn sanft an.
„Mahi ist wie Nath. In ihr stecken unglaubliche Fähigkeiten, die nur entdeckt werden müssen. Ich weiß, Amy und Soniye sind sehr gute Heilerinnen, aber schon jetzt wage ich zu behaupten,

dass Mahi die einzige ist, die mich einmal übertreffen wird.“
Es klopfte zaghaft an ihrer Tür. Esme öffnete und nickte Mahi aufmunternd zu. Die junge Katze wirkte ein wenig blass und ziemlich verschlafen, aber zu allem entschlossen.
„Verzeih, dass ich dich geweckt habe“, entschuldigte sich Esme, als sie in die Sänfte stiegen, die sie in die Stadt bringen würde.
„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Es scheint, als wäre unsere Prüfung gekommen“, sagte Mahi und gähnte herzhaft. Sie nahm Esmes Pfote und drückte sie fest. „Aber keine Angst! Ich werde nicht zulassen, dass wir durchfallen!“

***

Am nächsten Morgen saßen alle im Pavillon und warteten auf Nachricht. Endlich erschien Billî und setzte sich zu ihnen. Er wirkte verschlafen und machte ein sehr ernstes Gesicht. Dankbar trank er eine große Tasse Tee, die seine Lebensgeister etwas zu wecken schien.
„Es sieht übel aus“, erklärte er. „Ich weiß, dass euch nicht entgangen ist, wie schlecht Nemo aussah, als er unser Dorf besuchte. Sein Zustand hat sich noch weiter verschlechtert. Esme sagt, es wäre, als würde etwas an seinen Kräften zehren. Es gelang Mahi und ihr, ihn zu stabilisieren, aber sie können leider nicht sagen, wie es weitergehen soll. Sie sind im Palast geblieben und werden sich weiter um ihn kümmern.“
„Und Esme?“, erkundigte sich Ebô’ney besorgt.
Ein schwaches Lächeln huschte über Billîs Gesicht.
„Es sieht so aus, als wäre Mahi ihr eine große Stütze. Die Kleine scheint größere Kräfte zu besitzen, als wir alle glauben. Ein ähnliches Genie im Verborgenen wie der kleine Nath. Und glaubt mir: Mahi passt sehr gut auf Esme auf. Ich glaube, sie fühlt sich ein bisschen verantwortlich für die Kätzchen, weil sie die erste war, die von ihnen wusste.“
„Was wohl Kleopatra machen würde, wenn sie erführe, wie schlecht es Nemo geht...“, sagte Parian in Gedanken und biss sich, kaum dass er es ausgesprochen hatte, auf die Unterlippe.
„Verzeih, Shah.“
Shah Rukh machte eine wegwerfende Handbewegung.
„Mach dir um mich keine Sorgen. Ich glaube, seit der letzten Episode im Palast geht es Kleopatra glaube ich schlechter als mir. Ich habe Freunde, die an meiner Seite stehen, mich auffangen und mich verteidigen. Kleopatra hingegen ist ganz alleine.“
„Typisch Shah Rukh“, meldete Saif sich zu Wort. „Kann keiner Frau lange böse sein. Erstaunlich, was eine gute Erziehung alles bewirken kann. Ich wünschte, ich hätte etwas mehr davon genossen.“
„Wie meinst du das?“, hakte Parian nach, froh, das unangenehme Thema schnell abhaken zu können.
„Nun, in meiner Jugend war ich ein ziemlich ungehobelter Kerl.“
„Wieso *war*?“, warf Shah Rukh grinsend ein.
„Ich *war* ein ziemlich ungehobelter Kerl“, wiederholte Saif ungerührt. „Du musst wissen, dass meine Eltern in Indien sehr berühmte Leute waren, ein Sportler mit adliger Herkunft und eine Schauspielerin. Im Gegensatz zu Shah Rukh, der aus einer einfachen Familie stammt, musste ich nie wirklich arbeiten. Meine Eltern hatten Geld, ich musste mir also keine Sorgen machen und konnte in den Tag hinein leben. Ich konnte mich lange nicht entscheiden, ob ich Sportler wie mein Vater oder Schauspieler wie meine Mutter werden wollte, ich fing viel an und machte nichts richtig. Als ich mich fürs Schauspielen entschied, sagte man mir lange Zeit nach, es wäre

die falsche Entscheidung gewesen. Ich galt als Schauspieler zweiten Ranges, gerade gut genug für Nebenrollen, mehr nicht. Das lag wahrscheinlich auch daran, dass ich meinen Debütfilm platzen ließ, weil ich entweder zu spät, betrunken oder gar nicht am Set erschien. Meine Filme floppten, bis ich das Glück hatte einen halbwegs guten Regisseur zu finden. Und hätte ich an den Kinokassen nicht ausgerechnet gegen Shah Rukh anstinken müssen, wäre der Film vielleicht sogar ein Blockbuster geworden."
„Ach, jetzt bin ich es auch noch Schuld?", erkundigte Shah sich belustigt.
„So will ich das nicht sagen. Es war halt Pech, dass Karan und Farhan zur gleichen Zeit mit ihren Filmen fertig waren. Und wie könnte ich dir nach *Kal Ho Naa Ho* böse sein? Letzten Endes bin ich durch dich berühmt und erfolgreich geworden."
Saif grinste Shah Rukh an und dieser grinste zurück. Noch immer beneidete Parian die beiden darum, dass sie schon so lange Freunde waren. Atlantis würde sehr einsam sein, wenn die drei Inder wieder in ihrem eigenen Leben weilen würden.
„Wir haben immer noch nicht geklärt, was denn nun aus Kleopatra geworden ist", schnitt ausgerechnet Shah Rukh das heikle Thema wieder an. „Hat man eigentlich noch einmal etwas von ihr gehört?"
„So viel ich weiß nicht", sagte Billî, dem das Thema ebenfalls nicht behagte. „Es heißt, man habe sie im Gebirge gesehen. Ich könnte mir vorstellen, dass es dort Wesen gibt, die sich freuen, einer Person wie sie es ist huldigen zu dürfen."
Sie fragten sich alle, was Billî damit meinte, doch er schien nicht in der Stimmung zu sein mehr zu erzählen und niemand war so taktlos weiter in ihn einzudringen. So hingen sie alle ihren Gedanken nach, die sich gewollt oder ungewollt mit der Frage beschäftigten, wo Kleopatra sich aufhalten mochte. Plötzlich spürte Parian ein altbekanntes Ziehen im Körper. Er dachte nur: *Oh nein! Nicht schon wieder* und machte sich auf eine unsanfte Landung gefasst.

***

„Wer immer auf mir liegt, könnte er bitte die Güte haben, von mir herunterzusteigen?"
Es dauerte eine Weile, bis Parian begriff, dass man mit ihm sprach. Hastig sprang er auf und Karan atmete erleichtert auf. Mit roten Ohren entschuldigte der Halbelf sich bei ihm.
„Schon gut, ist ja nichts passiert."
Karan klopfte sich hellgrauen Staub von der Kleidung. Verwirrt sah Parian sich um. Neben ihm half Billî Shah Rukh auf die Füße, Saif kümmerte sich um Ebô'ney, die etwas unglücklich genau auf einem spitzen Felsen gelandet war. Sie standen auf einem kleinen Plateau, das von hohen Bergen umgeben war. Zwei Wege kreuzten sich auf dem Plateau.
„Hat sich jemand ernsthaft weh getan?", erkundigte sich der Kater besorgt. „Braucht jemand einen Heiler?"
Zu seiner großen Erleichterung verneinten alle. Dann wandten sie sich an Parian, der abwehrend die Hände hob.
„Ich weiß nicht, wie wir hierher gekommen sind. Das heißt, ich weiß natürlich schon, dass ich euch her teleportiert habe, aber ich schwöre, ich habe keine Ahnung warum! Erst gestern habe ich noch drei Übungssprünge gemacht und da haben mir meine Kräfte aufs Wort gehorcht. Mir ist nicht eine einzige Panne passiert, ehrlich!"
„Wir glauben dir ja", kam ihm ausgerechnet Ebô'ney zu Hilfe. „Es ist sehr schwer, solche Kräfte zu beherrschen, besonders, wenn man sie so spät entdeckt wie du. Selbst mir passiert es manchmal immer noch, dass mir meine Kräfte ‚ausrutschen'. Aber ich muss sagen, beachtliche

Leistung! Sechs Leute auf einmal, das muss dir erstmal jemand nachmachen. Kannst du uns zurückbringen?“ Sie sah ihn hoffnungsvoll an.
„Ich weiß nicht. Nehmt euch bitte alle an die Hand, ich glaube, dann ist es einfacher.“
Parian konzentrierte sich, bis er Kopfschmerzen bekam. Nichts geschah.
„Das sieht nach einem langen Fußweg aus“, kommentierte Saif trocken. „Dabei bin ich doch so gar nicht als Bergziege geeignet.“
„Wo sind wir überhaupt?“, wollte Karan wissen.
„Dem Stand der Sonne nach zu urteilen ein ganzes Stück näher am Zentrum der Insel“, mutmaßte Ebô’ney.
„Ich sehe ein Dorf“, rief Saif, der entgegen seiner vorherigen Aussage behände auf einen größeren Felsen geklettert war und nun mit einem eleganten Satz zu Boden sprang. „In dieser Richtung, etwa einen Kilometer entfernt. Jedenfalls gehe ich davon aus, dass es ein Dorf ist, ich habe zumindest mehrere Rauchfahnen, wie aus Schornsteinen, gesehen. Ich bin dafür, dass wir dort um Hilfe bitten. Wir können nicht unvorbereitet durch das Gebirge marschieren.“
„Wir brauchen zumindest ein Seil“, sagte Shah Rukh, der unwillkürlich an ein Buch denken musste, in dem der Gefährte des Helden ständig beklagte, dass er nicht an ein Seil gedacht habe.
Sie folgten Saifs Vorschlag, weil er sehr vernünftig klang. Es fiel niemandem auf, dass Billî immer schweigsamer und verschlossener wurde, je näher sie dem Dorf kamen. Sie merkten erst, dass etwas nicht stimmte, als er unvermittelt stehen blieb und einen seltsamen Laut von sich gab, der wie ein ersticktes Stöhnen klang.
„Was ist los, Miezekatze, schon wieder Zeit für Katzensabber?“, versuchte sich Saif an einem Scherz.
„Das ist es nicht“, sagte Billî leise. „Ich glaube, ich weiß, welchem Dorf wir uns nähern. Bitte versprecht mir, dass ihr keine falschen Schlüsse ziehen werdet und euch an das erinnert, was ihr kennen und hoffentlich auch lieben gelernt habt.“
„Was willst du uns damit sagen?“, hakte Shah Rukh besorgt nach.
„Ich fürchte, ihr werdet gleich eine Seite an uns Katzenwesen kennen lernen, die nicht gerade angenehm ist. Bitte, es fällt mir sehr schwer darüber zu reden. Ihr werdet schon sehen, was ich meine. Nur vergesst bitte nicht, dass wir komplett anders sind!“
Sie sahen schon bald, was Billî meinte. Eine Katze näherte sich über einen Weg rechts von ihnen. Sie war groß und sehr schlank, das Gesicht wirkte merkwürdig spitz, die Ohren unnatürlich groß. Ihr Fell besaß eine hellbeige Färbung mit schokoladenbraunen Abzeichen im Gesicht, an den Pfoten und am Schwanz, der über ihren Kopf hinaus nach oben ragte. Es musste sich um eine Katze handeln, denn an ihrem Bauch baumelte Schmuck, der jede ihrer Zitzen einzeln betonte. Erst jetzt wurde den Freunden bewusst, dass auch Katzen, die in ihrem Fell so angezogen wirkten, ohne Kleidung nackt wirkten.
„Sieh einmal einer an, der hochwohlgeborene Billî, Liebling der Götter und des Nemo, dem selbsternannten Herrscher über diese bescheidene Insel, gibt sich die Ehre das gefallene Volk zu besuchen. Was können wir für dich tun?“
„Wir sind in diesem Gebirge gestrandet und wollten Euch und Euer Dorf um Hilfe bitten. Dieser Kater ist nur zufällig zu uns gestoßen“, beeilte sich Parian zu sagen. Die Katze sah ihn fragend an.
„Warum sollten wir einem Elfen helfen wollen? Auch wenn wir unser eigenes Leben führen, wissen wir sehr wohl um die alte Feindschaft.“
„Ich bin nur ein Halbelf. Mein Vater war ein Mensch“, erklärte Parian, als würde das alle Probleme lösen.

„Nun, wie dem auch sei, kommt erst einmal mit ins Dorf. Ein einzelner Elf oder Halbelf wird schon keinen großen Schaden anrichten können.“
Sie folgten der Katze und hatten das Dorf bald erreicht. Zwischen den gemauerten Häusern tummelten sich andere Katzen, die der ersten alle sehr ähnlich sahen. Im Gegensatz zu Billîs Dorf, wo selbst innerhalb einer Familie unterschiedliche Fellfärbungen auftraten, existierten hier nur verschiedene Beigetöne mit Zeichnungen in unterschiedlichen Schattierungen von Braun.
In Gedanken stellte Shah Rukh sich die Frage, wie das sein konnte.
»Inzucht«, hörte er Parians Stimme in seinen Gedanken. »Ich habe von diesem Dorf gehört. Kein Wunder, dass Billî Angst hat. Diese Katzen haben einen sehr schlechten Ruf und man sagt ihnen nach, dass sie schon seit Jahrhunderten Inzucht betreiben, weil sie ihrem eigenen Schönheitsideal hinterher jagen. Allerdings frage ich mich, was an diesen Katzen schön sein soll.«
Die enge Gasse, durch die sie gingen, öffnete sich zum Dorfplatz hin und sie erlebten ihre nächste große Überraschung. Denn mitten auf dem Dorfplatz stand ein prunkvoller Thron, geschmückt mit Gold und bunten Federn. Seine Sitzfläche war mit kleinen, blau schimmerndern Fellen ausgelegt. Eine Fanfare erscholl und alle Katzen neigten ihr Haupt. Grob zwang man Billî und seine Freunde sich in den Staub zu knien und ebenfalls den Kopf zu senken.
„Jetzt sieh mal einer an, mein Lieblingsspielzeug hat den Weg zu mir zurückgefunden. Komm zu mir, mein Geliebter und sage mir, dass es die Sehnsucht ist, die dich in meine Arme zurücktreibt!“
Den Freunden blieb das Herz stehen. Saif, dessen Schulter Billîs berührte, spürte wie der Kater die Muskeln anspannte. Alles wartete auf Shah Rukhs Reaktion. Hoch aufgerichtet trat er vor den Thron, auf dem Kleopatra Platz genommen hatte. Seine extrem knappe Verbeugung kam einer Beleidigung gleich.
„Es tut mir leid, dich enttäuschen zu müssen, Kleo, aber es war purer Zufall, dass ich hier gelandet bin. Aber ich bin froh, dich noch einmal zu sehen. Ich habe etwas gefunden, von dem ich vermute, dass es dir gehört. Meine Mutter hat mich sehr gut erzogen, musst du wissen. Sie brachte mir den Anstand bei, nichts zu behalten, was nicht wirklich mir gehört. Außerdem brachte sie mir großen Respekt vor Frauen bei. Ich weiß, du hast diesen Respekt eigentlich nicht verdient, nachdem, was du dir mir gegenüber geleistet hast, aber ich fühle mich meiner Mutter verpflichtet, deswegen kann ich nicht anders.“
Karan sah zu, wie Shah Rukh in seinen Hosentaschen kramte und den Katzenanhänger aus der Tasche zog, der einmal fast zum Streit zwischen ihnen geführt hatte. Karan atmete erleichtert auf, als Shah Rukh den Anhänger fest in Kleopatras Hand legte.
„Ich habe keine Angst mehr vor dir“, sagte Shah Rukh laut und mit fester Stimme. „Ich habe gelernt, dass die Droge, die du mir gegeben hast, meinen Willen lähmte. Ich bin stolz auf mich, dass ich trotzdem die Kraft fand, dir zu widersprechen. Ich habe mir sagen lassen, das dies nur dann gelingt, wenn man einen sehr festen Willen hat. Außerdem weiß ich jetzt, dass der Körper eines Mannes auch dann auf gewisse Berührungen reagiert, wenn er es nicht will. Deshalb bin ich nach langen Überlegungen und mit der Unterstützung meiner Freunde zu dem Schluss gekommen, dass ich mir nichts vorzuwerfen habe.“ Shah Rukh warf einen langen Blick über die Schulter und sah Karan, Saif, Parian und Billî fest in die Augen.
„Ich habe wirklich keine Angst mehr vor der Frau, die sich Königin der Königinnen nennt und glaubt so viel zu haben. Weißt du, da wo ich herkomme, nennt man mich ebenfalls einen König. Aber im Gegensatz zu dir, habe ich diesen Titel nicht erhalten, weil ich zufällig von den richtigen Eltern geboren wurde. Man hat ihn mir verliehen, weil ich so viele Menschen glücklich gemacht habe und weil sie denken, ich hätte diese Ehre verdient. Im Gegensatz zu dir habe ich es nicht

nötig, ständig auf diese Würde hinzuweisen, denn ich mache mir nichts daraus. Es freut mich, dass man mich so sehr mag, aber der Titel ist mir nicht wichtig. Denn das einzig Wichtige sind meine Freunde.“ Shah Rukh wandte sich halb um und wies auf Karan. „Er ist mir wichtig, weil er den Mut hat, mir stets die Wahrheit zu sagen, obwohl er ganz genau weiß, dass ich sie nicht hören mag. Er nennt mich großer Bruder, weil er meinen Rat ebenso schätzt, wie ich den seinen. Er“, seine Hand wanderte zu Saif, „ist mir wichtig, weil er mich zum Lachen bringt. Egal, wie schlecht es mir geht, er schafft es immer wieder, mich aufzumuntern und zum Lachen zu bringen. Er ist auch einer der wenigen, der meine Art von Humor wirklich versteht. Mit ihm kann ich wirklich über alles lachen. Er“, Shah Rukh wies auf Billî, „ist ein relativ neuer Freund, aber ich schätze ihn deswegen nicht weniger. Ich liebe seine sanfte Art, die mich sehr an Karan erinnert. Ständig besorgt, ständig bemüht mir zu helfen und dennoch nicht bereit, sich selbst aufzugeben. Ich verstehe, dass du ihn als heilig bezeichnet hast, denn er könnte durchaus ein Heiliger sein. Insbesondere, seit ich erlebt habe, wie sehr er für mich einsteht. Er hat mich verteidigt, obwohl er sich der Konsequenzen bewusst war, die ihm hätten drohen können, was seine Tat um so wertvoller macht. Nicht zu vergessen jene, die ihm im diesem Moment zur Seite standen. Sie sind zwar jetzt nicht hier, aber genauso fest in meinem Herzen verankert wie er.“ Shah Rukh schwieg einen Moment, sein Blick ruhte auf Parian. „Er ist etwas ganz Besonderes“, fuhr er etwas leiser fort, fast wie zu sich selbst. „Ich habe mich noch nie so schnell mit jemandem verbunden gefühlt. Ich weiß, dass es unmöglich ist, aber als ich ihn zum ersten Mal sah, glaubte ich, ihn schon Ewigkeiten zu kennen. Ich weiß, dass es ihm ähnlich geht. In der kurzen Zeit, die wir uns kennen, sind wir bereits durch dick und dünn gegangen.“ Shah Rukh schwieg einen Moment sichtlich bewegt, bevor er auf Ebô’ney wies. „Last but not least sie. Ich weiß noch nicht, ob ich sie zu meinen Freunden zählen darf, aber sie ist mit meinen Freunden befreundet, weswegen ich jederzeit mit ihnen für sie einstehen würde.“ Ebô’ney schenkte ihm ein dankbares Lächeln, dass er scheu erwiderte. Shah Rukh wandte sich wieder zu Kleopatra und sah sie mit einem Blick an, der ihr beinahe Angst machte.
„Und jetzt frage ich dich, Königin der Königinnen, kannst du mir einen einzigen Freund nennen, der für dich ähnlich stark empfindet, wie ich für meine Freunde empfinde oder sie für mich? Kannst du mir auch nur eine einzige Person nennen, die aus freien Stücken und voller Freude ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen würde, um dich zu retten? Oder die du retten würdest, selbst, wenn es dich das Leben kosten würde? Ich denke, ich kenne die Antwort. Und aus genau diesem Grund habe ich dir verziehen, was du mir angetan hast. Denn im Gegensatz zu mir hast du nichts, woran du dich festhalten kannst. Dir wird niemand beistehen, wenn du erfährst, was im fernen Kristallpalast vor sich geht.“
Die Farbe war aus Kleopatras Gesicht gewichen.
„Was willst du mir damit sagen? Sprich!“, schrie sie ihn mit sich überschlagener Stimme an.
„Ich sehe, du weißt es wirklich noch nicht. Nun, dann werde ich es dir sagen. Nemo ist von einer rätselhaften Krankheit niedergestreckt worden. Die besten Heilerinnen von Atlantis kümmern sich um ihn, aber es ist leider ungewiss, ob sie ihm helfen können.“
„Du lügst! Du bist ein gemeiner Lügner! Aus Rache für das, was dir deiner Meinung nach ungerechtfertigterweise von mir angetan wurde, versuchst du nun mit meinen Gefühlen zu spielen. Deine großen Worte werden klein und nichtig, angesichts dieses schändlichen und kleinlichen Versuchs Rache an mir zu nehmen!“
Bedauern schlich sich in Shah Rukhs Blick.
„Es tut mir sehr leid, dass dies die einzige Reaktion ist, zu der du fähig bist...“
„Wachen!!! Sorgt dafür, dass sie mir aus den Augen kommen!“

***

Später, als sie endlich alleine waren, gratulierten die Freunde Shah Rukh zu seinem starken Auftritt.
„Was hast du ihr gegeben?“, wollte Saif wissen.
„Einen ihrer Katzentalismane. Er lag zwischen meinen Knöpfen, die Billî mir freundlicherweise aus dem Palast gebracht hat. Ich hatte ihn zufällig dabei“, log Shah Rukh aber keiner außer Karan schien es zu bemerken.
„Es tut gut, dass du es ihr so richtig gezeigt hast, Bhaiya![1]“ Karan schlug Shah Rukh bewundernd auf die Schulter.
„Danke“, sagte Billî leise, „dass du mich für so einen guten Freund hältst.“
„Ich halte dich nicht nur dafür, ich weiß sogar, dass du es bist!“
Eine Katze erschien und geleitete sie zum Mittagessen. Sie trug ähnlichen Schmuck, wie jene Katze, der sie vor dem Dorf begegnet waren, und wirkte ordinär und obszön. Kleopatra war nirgendwo zu sehen, sie sei unpässlich, hieß es.
Während des Essens bemerkte Shah Rukh, dass sich die seltsamen Katzen offensichtlich Haustiere hielten. Er sah etwas Blaues zwischen ihnen hin und her huschen und erkannte es wenig später als kleine Affen. Vermutlich waren es ihre Felle, die den Thron bedeckten. Die Affen trugen Tabletts, auf denen grüne Eier lagen. Angewidert sah Shah Rukh zu, wie die Katzen mit ihren Krallen ein Loch in die Schale der Eier machten und den Inhalt ausschlürften. Ihm fiel auf, dass die Katzen die Affen nicht gerade freundlich behandelten. Als zum Beispiel einer der Affen stolperte und ein Tablett fallen ließ, fügte ihm ein wüst aussehender Kater einen tiefen Kratzer auf dem Rücken zu. Eine andere Katze ohrfeigte ihren Affen so stark, dass er mehrere Meter weit durch die Luft flog. Wie konnten sie nur so gemein sein?
Und noch etwas fiel ihm äußerst unangenehm auf. Die Katzen liebten sich hemmungslos, ohne sich dabei zu stören, dass sie sich in der Öffentlichkeit befanden. Verstohlen sah Shah Rukh zu Billî und merkte, dass es dem Freund sehr schlecht ging. Ihm schien das Verhalten seiner Artgenossen noch um einiges peinlicher zu sein. Sie waren alle froh, als sie wieder alleine waren. Niemand sprach ein Wort, niemand wollte Billîs offensichtliche Scham noch verstärken. Sie schraken alle zusammen, als es klopfte.
Karan öffnet die Tür und fand eine verschüchterte Katze vor. An ihrer linken Schulter zeigten sich kahle Stellen und Karan erkannte entsetzt, dass es sich um ein Brandmal handelte. Die Katze richtete ihnen mit leiser Stimme aus, dass man sie in einer Stunde zum Abendessen erwarte und fragte, ob sie vorher eine Erfrischung haben wollten. Karan lehnte ab, nachdem er Billîs warnenden Blick aufgefangen hatte. Verwirrt schloss er die Tür wieder.
„Es tut mir leid“, sagte Billî kaum hörbar. „Ich weiß, ihr würdet euch gerne den Staub abwaschen, aber... Es tut mir leid!“
Shah Rukh legte dem Kater einen Arm um die Schulter und merkte, dass er zitterte.
„Was ist los, Katerchen? So aufgelöst habe ich dich noch nie gesehen!“
„Ist euch an der Katze etwas aufgefallen?“, fragte Billî. Seine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.
„Sie trug einen Lendenschurz, hatte eine hässliche Brandwunde an der Schulter und ihr Fell wirkte dunkler als das der anderen Katzen. Außerdem besaß ihr Fell keine Abzeichen.“
„Das hast du sehr gut beobachtet, Karan.“ Es klang nicht wie ein Lob, der Sarkasmus war nicht

1 Hindi: (großer) Bruder

zu überhören. „Bei dieser Katze handelt es sich um einen Bastard, eine Katze, die nicht dem herrschenden Schönheitsideal entspricht. Das Brandzeichen an der Schulter kennzeichnet sie als Unberührbare und macht sie zur Sklavin. Mit dem Lendenschurz versucht sie zu verstecken, wie sehr man sie verstümmelt hat.“ Der Kater seufzte traurig, als er die ratlosen Blicke der anderen sah. „Man hat sie bei vollem Bewusstsein einer Art Operation unterzogen, damit sie nicht mehr in der Lage ist Kätzchen zu bekommen. Diese armen Geschöpfe sind zur Sklaverei verdammt, weil ihr Fell eine andere Farbe hat als es gerade en vogue ist. Versteht ihr jetzt, warum ich euch bat, uns nicht mit diesen Kreaturen über einen Kamm zu scheren?“ Billî blinzelte rasch eine Träne fort.
„Aber ihr könnt doch nichts dafür!“ Parian setzte sich auf Billîs andere Seite und legte ebenfalls seinen Arm um ihn. „Ihr seid die liebenswertesten Geschöpfe, die ich mir nur vorstellen kann. Ich käme nie auf den Gedanken euch mit diesen Kreaturen zu vergleichen! Das sind für mich keine Katzen, das sind Bestien! Glaube mir, ich weiß, wie es ist, wie ein Sklave behandelt zu werden. Und ich weiß, dass ihr zu so etwas nie in der Lage sein werdet.“
„Sei vorsichtig mit deinen Worten, mein Freund“, warnte Billî traurig. „Wir waren einmal genauso. Auch wir hielten Sklaven und gemessen an der Zeit von Atlantis ist es noch gar nicht so lange her.“
„Aber ihr habt euch geändert und eure Fehler eingesehen! Es ist unfair, euch wegen Dingen zu verurteilen, die schon so lange her sind. Wichtig ist nur, was ihr JETZT seid.“
„In einem Land in meiner Welt, das man Irland nennt, gibt es ein Sprichwort. *Es ist nicht wichtig, ob du als Feind kommst. Es ist nur wichtig, dass du als Freund wieder gehst.* Ich sehe das genauso. In meinem Land gibt es auch viele Dinge in der Vergangenheit, die grausam waren und die man besser vergessen sollte. Selbst in der Gegenwart werden einige Menschen in meinem Land noch sehr schlecht behandelt. Dennoch bin ich stolz darauf ein Inder zu sein, denn Indien ist ein sehr schönes Land. Und in der Zeit, in der ich lebe, ist es trotz allem ein gutes Land. Glaube mir, Karan, Saif und ich wären die letzten, die dich für Fehler der Vergangenheit verurteilen würden. Stimmt doch, oder?“
Saif und Karan bestätigten Shah Rukhs Worte.
„Und wer wäre ich“, meldete sich nun auch Ebô’ney zu Wort, „wenn ich dich verurteilen würde? Ähnlich wie Parian habe auch ich viel zu viel Hass kennen gelernt, um dich nun wegen solcher Idioten verurteilen zu können. Wir sind doch Freunde, wie Shah Rukh so eindrucksvoll bewiesen hat, oder etwa nicht?“
Billî lächelte dankbar und war beruhigt. Es tat gut, echte Freunde zu haben.

Von Agenten, Unkatzen und pepsiblauen Affen

Kurz nach der Sklavin erschien ein freier Kater, der sein Geschlecht ungeniert zur Schau trug, was den armen Billî sichtlich in Verlegenheit brachte, und bat um eine Unterredung.
„Meine Herrin Kleopatra fragt, was ihr von uns erwartet. Meileen erklärte, ihr wärt im Gebirge gestrandet, was auch immer das zu bedeuten hat. Was wollt ihr also von uns? Wollt ihr bleiben? Braucht ihr Hilfe?“
Saif trat vor und ergriff das Wort, weil sich scheinbar sonst keiner traute.
„Wir wollen nicht unverschämt sein, aber wie Ihr seht sind wir völlig ohne Ausrüstung. Wir sind unverschuldet in Not geraten und bitten nur um ein wenig Proviant, nicht mehr als wir bis zur nächsten Siedlung brauchen, und vielleicht ein Seil oder zwei. Man braucht immer ein Seil, wenn man im Gebirge unterwegs ist.“
Der Kater brummte missmutig.
„Ich werde meiner Herrin euren Wunsch vortragen, kann aber nicht versprechen, dass sie ihn erfüllen wird.“
Die Tür fiel krachend ins Schloss. Sie sahen dem ungehobelten Kater noch lange nach.
„Ich denke, wir werden eine andere Lösung finden müssen“, sagte Karan nach einer Weile.
„Nach der Rede vorhin ist Kleopatra bestimmt nicht mehr gewillt uns zu helfen.“
„Hätte ich das geahnt, hätte ich den Mund gehalten“, ließ sich Shah Rukh leise vernehmen.
„Ach, mach dir deswegen keinen Kopf“, versuchte Saif den Freund aufzumuntern. „Sie hat es verdient und vielleicht bewirkt es ja etwas bei ihr. Wir werden schon einen Weg nach Hause finden. Und vielleicht findet Parian ja plötzlich seine Kräfte wieder.“
„Darauf würde ich mich aber nicht verlassen“, gab der Halbelf zurück. „Ich verstehe das nicht! Bis gestern lief alles perfekt. Und dann die Sache mit dem Sprung in die Berge. Keine Ahnung, wie das passieren konnte. Geschweige denn, warum ich meine Kräfte jetzt nicht mehr gebrauchen kann.“
„Ich wüsste eventuell eine Antwort auf deine Frage.“ Alle sahen zu Ebô’ney, die bis jetzt schweigend in einer Ecke des Raumes gesessen hatte. „Als der Transport geschah, haben wir alle an Kleo gedacht. Vielleicht hat das irgendetwas bewirkt. Ich bin der Meinung, dass wir nicht ohne Grund hier gelandet sind. Vielleicht hat es ja etwas mit den Problemen zu tun, die Atlantis zur Zeit hat, und wir wissen es nur noch nicht. Wir sollten abwarten, was geschieht. Es kann jedenfalls kein Zufall sein, dass wir alle an Kleo dachten und dann tatsächlich bei ihr landeten. Und auch zu deinem persönlichen Problem habe ich eine Vermutung, Parian.“
„Nur heraus damit, ich bin für jede Hilfe dankbar.“
„Als Kind habe ich einmal gehört, wie sich Leute auf dem Markt über eine Elfe unterhielten, die angeblich teleportieren könne. Zumindest hat sie diese Gabe als Kind einmal besessen, dann jedoch wieder verloren. Die Männer unterhielten sich weiter über Teleportation im allgemeinen. Sie sagten, dass es eine sehr starke Kraft sei, die viele Gefahren mit sich bringt. Es soll sogar schon Teleporter gegeben haben, die über den Gebrauch ihrer Kräfte wahnsinnig wurden oder von ihren Kräften förmlich ausgesaugt und aufgezehrt wurden. Einer der Männer sagte, dass die Elfen aufgrund ihres Gemüts und ihres Temperaments definitiv nicht die geeigneten Träger einer Macht wie der Teleportation seien. Es bedürfe des Verstandes eines Menschen, um diese Kraft vernünftig einzusetzen. Aber Menschen seien nun einmal überhaupt nicht magisch begabt. Darauf erwiderte der andere, dass es nicht um den Verstand ginge, sondern darum, dass der Körper erkennen müsse, wann er nicht mehr in der Lage ist eine Teleportation auszuführen, um dann die Kraft zu verweigern. Das sei der einzige Weg, dieser Macht nicht zum Opfer zu fallen.“

„Du meinst, ich bin zu oft gesprungen und kann es deshalb nicht mehr, weil mein Körper der Meinung ist, ich müsse eine Pause einlegen?“
„Genau das wollte ich zum Ausdruck bringen. Vielleicht solltest du einmal eine Liste machen, wann und wo du gesprungen bist und dann schauen, ob es ein Muster gibt. Dazu mag es jetzt noch etwas früh sein, aber vielleicht hilft es dir ja für später.“
Parian war wenig überzeugt, nickte jedoch. Schaden konnte es ja nichts und vielleicht kam er dem Geheimnis ja so auf die Spur. Es klopfte zaghaft an die Tür und er rief: „Herein!“ Es war die Sklavin, die sie schon einmal besucht hatte, gefolgt von zwei weiteren Sklavinnen.
„Ich hoffe, ich bin nicht unhöflich, Herr“, wandte sie sich direkt an Billî, „schließlich habt Ihr meine Hilfe schon einmal abgewiesen...“, begann sie schüchtern und stockte.
„Wir haben Eure Hilfe nicht abgewiesen“, korrigierte Billî. „Wir wollten Euch nur keine unnötige Arbeit machen. Ich bin es nicht gewohnt, dass eine Katze gegen ihren Willen zur Arbeit gezwungen wird. Und bitte nennt mich nicht Herr!“
Die Sklavin lächelte scheu. „Für Euch hätten wir gerne gearbeitet, weil Ihr unsere Arbeit zu schätzen wisst, Herr.“
„Ich bin kein Herr“, wiederholte Billî und es klang gequält. „Bitte verratet mir Euren Namen.“
„Sklaven haben keine Namen Herr, und es besteht kein Anlass so ausgesucht höflich zu uns zu sein!“
Billî ging zu der Sklavin und nahm ihre Pfoten in seine. Sie riss entsetzt die Augen auf und wollte die Pfoten zurückziehen, doch Billî ließ es nicht zu.
„Bitte, Herr, lasst mich los! Ich bin eine Unberührbare. Ich trage gefährliche Krankheiten in mir, die auf euch übergehen, wenn Ihr mich berührt!“
Billî schloss die Augen und konzentrierte sich kurz.
„Ihr irrt Euch. Ich kann keine ansteckende Krankheit spüren. Alle Beschwerden, die Ihr habt, könnten mit ausreichend Nahrung und Schlaf beseitigt werden. Was sind das nur für Unkatzen, die Ihresgleichen so schlecht behandeln konnten?“
„Bitte, Herr, lasst mich los!“, bat die Sklavin unter Tränen und Billî gab schließlich nach, weil er spürte, wie sehr seine Berührung sie in Verlegenheit brachte. Er murmelte eine Entschuldigung und wandte sich, ebenfalls den Tränen nahe, ab.
„Warum seid Ihr zurückgekommen?“, erkundigte sich Shah Rukh.
„Wir bringen Euch etwas zu Essen, weil wir dachten, dass Ihr bestimmt nicht an der Orgie teilnehmen wollt, die heute Abend stattfindet.“ Sie winkte den anderen und sie trugen Tabletts mit Essen und Krüge mit Wasser und Wein herein, die sie mit gesenkten Blicken auf den kleinen Tisch stellten. Die beiden verschwanden genauso lautlos, wie sie gekommen waren. Nur einer der kleinen blauen Affen blieb zurück. Sorgfältig verschloss die Sklavin Tür und Fensterläden und winkte die Freunde in die Mitte des Raumes.
„Abgesehen von Euren Gefühlen, den Sea’ams gegenüber, ist es heute Abend nicht ratsam, an der Orgie teilzunehmen“, wisperte die Sklavin.
„Und warum nicht?“, wollte Saif genauso leise wissen.
„Weil wir beschlossen haben, Euch zu helfen. Ihr müsst wissen, dass weder Kleopatra noch die Sea’ams bereit sind, Euch zu helfen. Sie haben Euch ausgelacht und verspottet. Es war sogar davon die Rede, Euch gefangen zu nehmen. Nur der Status, den Ihr habt, Herr, hielt sie davon ab. Selbst die Sea’ams scheuen sich davor, den großen Nemo zu erzürnen. Aber Ihr müsst dieses Dorf so schnell wie möglich verlassen, Herr. Deswegen wollen wir Euch helfen. Die Krüge, die wir Euch gebracht haben, sind die einzigen heute Nacht, aus denen man gefahrlos trinken kann. In die anderen haben wir ein starkes Schlafmittel gegeben. Außer uns und Euch wird heute

Abend niemand wach sein.“
„Und wie soll uns das helfen? Wir können nicht ohne Ausrüstung und Proviant durch die Berge wandern.“
„Es ist ganz einfach, Herr. Der Affe, den ich mitgebracht habe, ist darauf trainiert Sachen zu nehmen, die an entlegenen Orten liegen. Er war uns sehr nützlich, weil er uns mit Medizin und anderen wichtigen Dingen versorgen konnte. Aber jetzt wird er zu alt. Für unsere Zwecke ist er leider zu langsam geworden, Euch wird er jedoch noch gute Dienste leisten können. Er wird einen von euch dorthin führen, wo die Dinge liegen, die ihr braucht. Bitte habt keine Skrupel sie zu nehmen, wenn er sie Euch bringt! Ich sehe Euch an, wie unwohl Ihr Euch in diesem Dorf fühlt. Nutzt die Gelegenheit und flieht, solange Ihr es noch könnt. Den Affen könnt Ihr mitnehmen, wenn er mag, vielleicht wird er Euch noch von Nutzen sein.“
„Warum tut Ihr das?“
„Weil Ihr anders seid.“
„Wird man Euch auch nicht bestrafen?“
Die Sklavin lächelte traurig. „Herr, wir werden ständig bestraft. Auf eine Strafe mehr oder weniger kommt es nicht an. Habt bitte keine Angst um uns, wir passen schon auf uns auf.“
„Und wenn ich dich bitten würde mit uns zu kommen?“ Billîs Stimme war samtig weich und beschwörend.
„Dann müsste ich ablehnen. Meine kleine Schwester befindet sich zur Zeit nicht im Dorf. Und ohne sie kann ich nicht gehen.“
„Heißt das, du würdest, wenn sie hier wäre?“
„Vielleicht. Aber wie sollten wir fliehen? Wohin sollten wir uns wenden?“
Anstatt zu antworten, zog Billî Papier und eine Schreibfeder aus den Falten seines Gewandes. Er schrieb etwas in Zeichen, die keiner der Anwesenden lesen konnte. Zum Schluss faltete er das Blatt so klein wie möglich zusammen und versiegelte es mit Wachs, in das er einen Siegelring drückte.
„Dieser Brief wird dir alle Türen öffnen. Egal, wie viele ihr seid, jede Katze wird euch aufnehmen und euch helfen. Es tut mir weh zu sehen, wie Ihr hier behandelt werdet. Das muss ein Ende haben! Bitte versprich mir, dass du den Brief hütest wie deinen Augapfel und ihn eines Tages benutzen wirst.“
Ehrfürchtig nahm die Katze den Brief entgegen und nickte ernst. Sie wusste zwar noch nicht wann und wie, aber eines Tages würden sie, ihre Schwester und jeder Sklave, der ihnen folgen wollte, diesen Ort des Schreckens verlassen. Denn sie sprachen schon lange davon, endlich zu fliehen. Dieser Brief war das lang ersehnte letzte Puzzelstück, dass ihrem Fluchtplan fehlte.
„Ich lebe in der Nähe von der großen Stadt. Wir sind gerade dabei unser Dorf zu erweitern. Ich kann nicht versprechen, dass wir für jeden sofort eine eigene Hütte haben, aber wir werden euch helfen, wo wir können.“
„Ihr habt uns schon geholfen, Herr. Ich danke Euch!“
Sie wollte vor Billî auf die Knie fallen, doch er hielt sie davon ab. „Nicht, bitte. Du hast es nicht nötig dich so vor mir zu demütigen. Kann ich sonst noch etwas für dich oder deine Freunde tun?“

Die Sklavin zögerte und es bedurfte einiger Aufforderungen, bis sie schließlich sprach.
„Herr, vielen von uns geht es so schlecht, dass wir unsere Arbeit kaum ausführen können. Wir versuchen uns zu helfen, so gut es geht, aber ich fürchte, uns ist das Wissen, wie man heilt, abhanden gekommen.“
„Sag mir, was ich tun kann.“

„Ich werde zu Euch kommen, wenn die Sea’ams schlafen und Ihr Eure Reiseausrüstung besorgen könnt. Wenn Ihr es mir erlaubt, werde ich Euch zu unserem Quartier führen.“
„Es wird mir eine Ehre sein.“
„Ich muss jetzt gehen, sonst fällt mein Verschwinden auf.“
Ohne ein weiteres Wort schlüpfte sie durch die Tür. Sofort hörten sie eine ärgerliche Stimme.
„Du Nichtsnutz! Wo warst du solange?“, fauchte eine Sea’am.
„Verzeiht, Herrin, aber die Fremden haben meine Dienste in Anspruch genommen.“
„So, haben sie das? Wehe, wenn das eine Lüge ist!“
„Ich lüge nicht, Herrin.“
„Das will ich dir auch geraten haben. Ich will, dass du mir mein Fell bürstest. Es muss glänzen wie die Sonne, wenn ich heute Abend einen anständigen Kater abbekommen will. Bei der letzten Orgie hast du deine Arbeit so schlecht gemacht, dass ich mich mit Kroppzeug begnügen musste. Du hast ja gesehen, was da für hässliche Biester herausgekommen sind. Diesmal will ich schöne Kätzchen haben. Sklaven gibt es schon mehr als genug.“
Die Stimmen entfernten sich.
„Diese Sea''ams bekommen noch Kätzchen?“ Parian stand der Mund vor Staunen offen
„Ja, leider, denn das heißt, dass sie immer noch Unglück über unschuldige Katzen bringen können, die nichts dafür können, mit der falschen Fellfarbe geboren worden zu sein. Wir haben leider nicht herausfinden können, wo der Unterschied zwischen diesen Unkatzen und uns liegt. Ich hoffe, der Fluch der Unfruchtbarkeit ist jetzt endlich gebrochen. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was Esmes Trächtigkeit für uns alle bedeutet.“
Sie wandten sich dem Essen zu und schwiegen. Sie hatten den kleinen Affen ganz vergessen, der still in einer Ecke hockte und sie beobachtete. Er schien sich nicht schlüssig zu sein, wie er sich verhalten sollte. Schließlich siegte seine Neugier. Ebô’ney hatte es ihm ganz besonders angetan. Nicht nur, dass sie seine absolute Leibspeise in den Händen hielt. Sie hatte auch dieses wundervolle lange Haar, mit dem man bestimmt gut spielen konnte. Behände sprang er auf ihre Schulter.
„Iecks!“, schrie Ebô’ney erschrocken und sprang auf, riss den Stuhl mit um, der polternd zu Boden fiel. Der Affe erschreckte sich und sprang zu dem nächst besten, der sich in seiner Nähe befand. Parian hielt ihn tröstend im Arm.
„Du darfst nicht so laut sein, Ebô’ney. Du erschreckst den Kleinen noch.“
„Ist mir egal“, gab sie patzig zurück, während sie ihre Haare wieder ordnete, die der Affe in Unordnung gebracht hatte, als er sich zu Parian flüchtete. „Ich mag ihn nicht und das nicht nur, weil er meine Frisur ruiniert hat.“
Parian warf ihr einen abschätzenden Blick zu. „Welche Frisur?“
„Welche...? Du Schuft! Zeigst du jetzt endlich dein wahres Gesicht Elf? Und du misch dich gefälligst nicht ein“, befahl sie dem Affen, der ihr zeternd eine kleine blaue Faust entgegenstreckte.
„Deine Worte treffen mich nicht, Trickserin. Im Gegensatz zu dir habe ich jetzt einen neuen Freund. Nicht wahr, Kleiner?“
Der Affe beruhigte sich und kuschelte sich an Parians Schulter. Ebô’ney setzte sich wieder und schmollte. Doch schon nach kurzer Zeit musste sie lachen.
„Ihr gebt wirklich ein tolles Paar ab, der Affe und du. Und erst diese verblüffende Ähnlichkeit!“
Parian sah den Affen an und nickte langsam. „Süß, gut aussehend, mutig, dazu die klugen Augen.... Ja, eine gewisse Ähnlichkeit mag durchaus vorhanden sein. Allerdings weiß ich nicht, ob die Elfen genau wie die Menschen vom Affen abstammen. Darauf konnte mir mein Vater

leider nie eine Antwort geben. Ich würde aber auf jeden Fall davon ausgehen, dass du mehr vom Affen abstammst als ich. Immerhin hast du mehr Menschenblut in dir. Schade, wirklich sehr schade, ich hätte gerne einen so gut aussehenden Bruder gehabt wie diesen kleinen Kerl hier.“
Parian kraulte den Affen unter dem Kinn.
„Damit stünde dann ja wohl der erste Teilnehmer für den nächtlichen Streifzug fest“, meinte Billî zufrieden. „Eine gute Wahl, denn trotz Vollmond dürfte es besser sein, wenn einer der Teilnehmer im Dunkeln sehen kann.“
„Ob es wirklich in Ordnung ist, wenn wir uns Ausrüstung und Proviant zusammenstehlen?“
„Zusammenstehlen ist ein hartes Wort, Shah Rukh. Besondere Umstände erfordern besondere Maßnahmen. Und da Parian immer noch nicht teleportieren kann, müssen wir uns eben selber helfen.“
„Ich weiß trotzdem nicht, ob das alles so richtig ist, Saif.“
„Moralapostel“, grummelte Saif. „Hat jemand etwas dagegen, wenn ich mich freiwillig melde? Ich hätte große Lust auf ein kleines Abenteuer. Manchmal muss man etwas richtig Verrücktes tun.“
„Es ist mir eine Freude, dich mitzunehmen.“
Der Affe wand sich plötzlich aus Parians Armen und sprang auf den Tisch. Mit einer Bewegung, die so schnell war, dass sie kaum jemand mitbekam, schlug er Ebô’ney auf die Hand und schnappte sich die Frucht, die sie daraufhin fallen ließ.
„Aua! Gib mir sofort mein Essen zurück, du hinterhältiges Biest! Na warte, wenn ich dich erwische!“
Wieder flüchtete der Affe sich zu Parian, der ihn auch diesmal in Schutz nahm. Zufrieden schälte der Affe seinen Schatz und verspeiste die Frucht mit einem Bissen. Der Kern spuckte er im hohen Bogen über den Tisch.
„Das hat dieses Biest doch mit Absicht gemacht!“ Ebô’ney rieb sich die Stirn, wo sie der Kern getroffen hatte. „Bah, das klebt! Ich hasse Affensabber!“
Parian und Saif sahen sich grinsend an.
„Immerhin noch besser als Katzensabber, oder Saif?“
„Du hast wie immer vollkommen Recht, Parian.“
„Ja, verbündet euch nur alle mit diesem Biest! Aber ich werde mich eines Tages rächen, lasst euch das gesagt sein! Da brauchst du gar nicht so dämlich zu grinsen, du dummer Affe. Eines Tages werde ich dir alles heimzahlen!“
Shah Rukh reichte Ebô’ney eine feuchte Serviette. Sie wollte sich bedanken, schnaubte jedoch nur, als sie sein Grinsen sah.
„Verrückte“, murmelte sie wie zu sich selbst, „ich bin in einem Haufen Verrückter gelandet!“
Parian konnte nicht mehr vor Lachen. Die anderen fielen mit ein und schließlich lachte auch Ebô’ney mit. Schließlich gehörte sie jetzt dazu. Den kleinen Streit mit Parian hatte niemand ernst genommen. Die beiden konnten nicht auf Dauer nett zueinander sein, damit musste man sich einfach abfinden.
Es wurde langsam dunkel. Eine junge Sklavin kam, um die Kerzen anzuzünden. Sie wagte kaum den Blick zu heben. Nicht nur Billî ging ihr Anblick nahe. Sie saßen schweigend zusammen und warteten darauf, dass sie mit dem Raubzug beginnen konnten. Endlich klopfte es und die Sklavin, mit der sie zuerst gesprochen hatten, erklärte es sei alles bereit. Saif rieb sich das Gesicht mit Ruß ein und glaubte, so besser für sein Abenteuer gerüstet zu sein. Er folgte Parian und dem Affen, begierig darauf etwas Verrücktes zu erleben. Als ob Atlantis an sich nicht schon verrückt genug wäre!

Es dauerte jedoch nicht lange und Saifs Enthusiasmus war gebrochen. Die Sea'ams waren nicht die besten Baumeister und er stolperte schon wenige Schritte nach verlassen der ihnen zugewiesenen Hütte über einen losen Pflasterstein und schlug der Länge nach hin. Einen Fluch unterdrückend stand er wieder auf. Er signalisierte Parian, dass alles in Ordnung sei und nahm sich vor, besser aufzupassen.
Schon bald verließen sie den Schutz der Häuser und mussten den weiten Platz überqueren. Saif sah sich kurz um und spurtete zu einem Stapel Feuerholz, der ihm Deckung bot. Ein Hechtsprung und eine Rolle vorwärts, die auf halber Strecke deutlich an Schwung verlor, brachten ihn zur nächsten Deckung. Langsam richtete er sich wieder auf und drückte sich eng an eine Hauswand. Ihr Schatten gab ihm Deckung für die nächsten paar Meter, dann musste er ein freies Stück überqueren. Doch auch das war kein Problem für Agent Ali Khan. Saif Ali Khan. Er ließ sich auf den Boden gleiten und robbte auf Knien und Ellenbogen bis zu einem Baum. Hier hielt er kurz inne, um zu verschnaufen. Es war anstrengend, so über den Boden zu robben, dass man kaum Spuren hinterließ. Er wollte gerade wieder los, als hinter ihm ein Schuss krachte. Augenblicklich ließ Saif sich zu Boden fallen, darauf bedacht schnellstmöglich aus der Schusslinie zu kommen. Erst eine geschlagene Minute später fiel ihm ein, dass es auf Atlantis gar keine Pistolen gab. Hier schoss man höchstens mit Pfeil und Bogen. Vorsichtig erhob er sich. Ein leises Lachen ließ ihn erschrocken herumfahren. Da stand Parian, die beiden Hälften eines trockenen Astes in der Hand und lachte ihn aus.
„Was soll das? Du hast mich zu Tode erschreckt! Ich dachte schon, man hätte uns entdeckt!"
„Mein lieber Saif, man kann uns nicht entdecken! Die einzigen Katzen, die noch auf den Beinen sind, sind unsere Freunde und Verbündeten. Wir können in gerader Linie mitten über den Platz gehen. Niemand wird uns entdecken. Es besteht kein Grund in Deckung zu gehen."
„Schade", maulte Saif, „es hat gerade angefangen Spaß zu machen."
Noch immer lachend setzte Parian seinen Weg fort. Saif folgte ihm. Bereits nach wenigen Schritten hörte der Halbelf ihn erneut fluchen. Saif war ein etwas Weiches getreten, das er im Dunkeln nicht definieren konnte und das zäh von seinem Schuh tropfte. Parian hielt ihn davon ab, die Masse mit den Fingern zu berühren.
„Das ist eine Pflanzenpaste, die alles, was ihr in den Weg kommt, grasgrün färbt. Sei froh, dass es nur deinen Fuß erwischt hat. Ich nehme an, die Unkatzen nehmen sie, um sich damit ihr Fell zu färben. Es kann Wochen dauern, bis die Farbe verblasst."
„Und es wird richtig grasgrün?"
„Richtig *hässlich* grasgrün. Also ich kann diese Farbe nicht ausstehen. Aber wem es gefällt..."
Saif grinste breit und etwas in diesem Grinsen kam Parian vertraut vor. Er sah zu, wie der Freund einen dicken Ast nahm und in die Paste tunkte. Er ging damit zu Kleopatra, die auf ihrem Thron eingeschlafen war. Für einen Moment schwebte der Stock über ihrem Gesicht, dann schüttelte Saif den Kopf und begann die Hände der einstigen Pharaonin großzügig mit der Paste zu bestreichen. Er musste ein paar mal hin und herlaufen, bis er mit seinem Werk zufrieden war.
„Das ist für meinen Freund, du Hexe!", sagte Saif voller Befriedigung und steckte den Ast einer schlafenden Katze zwischen die Pfoten. „Und das ist für Billî, du Unkatze! Hast leider das Pech, direkt am Thron zu liegen. Jetzt musst du stellvertretend für alle den Kopf hinhalten. Ich glaube", wandte er sich an Parian, „die Königin der Königinnen wird in der nächsten Zeit Handschuhe extrem schick finden. Es sei denn, sie entdeckt, wie gut das Grasgrün zu ihren Augen passt."
Lachend gingen die beiden Freunde weiter, bis der Affe an einem Haus am anderen Ende des Dorfes hielt. Ohne einen Laut zu verursachen kletterte er durch ein Fenster und öffnete ihnen wenig später von innen die Tür. Vor ihnen hingen verschieden dicke Seile von Balken an der

Decke. Nach kurzer Diskussion entschieden sie sich für ein sehr langes dünnes Seil sowie mehrere dicke Seile, jeweils stark genug einen von ihnen zu tragen. Anschließend wurden sie zu einer Vorratskammer geführt. Parian erklärte, was vor ihnen in den Regalen lag und sie stopften verschiedene Dinge in die Taschen, die der Affe ihnen brachte. Es folgten noch ein paar Decken, die sie an Gurten befestigten, die sich unter den Taschen befanden. Damit war ihr Raubzug beendet.
Auf dem Rückweg passierten Saif noch ein paar Missgeschicke, die ihm weitere blaue Flecken einbrachten. Parian und der Affe waren einfach zu schnell für jemanden, der sich im Dunkeln kaum zurechtfand. Saif war wirklich sehr froh darüber, dass niemand den Lärm hören konnte, den er veranstaltete.

***

Ein Stück vom eigentlichen Dorf entfernt, befand sich eine große Höhle. Schon von weitem stieg Billî der typische Gestank von Fäkalien und Tod in die empfindliche Nase. Mit jedem Schritt, der sie ihrem Ziel näher brachte, wurde seine Begleiterin schweigsamer. Billî erkannte, dass sie sich schämte. Leider fiel ihm nichts ein, womit er ihre Scham hätte lindern können. Es gab einfach keine Worte, die dazu in der Lage gewesen wären.
In der Höhle selbst, war der Gestank beinahe unerträglich. Überall lagen Katzen auf dem verschmutzten Boden und versuchten zu schlafen. Die Kranken lagen möglichst weit am Eingang, die Gesunden, oder besser gesagt die weniger Kranken, lagen weiter hinten, wo es weniger frische Luft und noch mehr Gestank gab. Billî sah sofort, dass er nicht allen Katzen helfen konnte und es brach ihm fast das Herz.
Tapfer ging er an die Arbeit, versuchte zu helfen, wo er nur konnte. Was er sah, ließ ihn würgen. Da waren Wunden, die vor Maden nur so wimmelten, einigen Katzen fehlte das Fell, weil der Juckreiz, hervorgerufen durch Parasiten und Schmutz, so groß war, dass sie nicht mehr aufhören konnten sich zu kratzen. Verzweifelt versuchte Billî, sich an das zu erinnern, was er vor langer Zeit in der Schule gelernt hatte. Mit hastigen Worten erklärte er, wie wichtig Sauberkeit sei und was man gegen die verschiedenen Probleme tun konnte. Und dann sah er etwas, das ihn noch sehr lange in seinen Träumen verfolgen sollte.
Auf einer völlig verlausten Decke lag ein kleines Kätzchen. Es war so apathisch, dass es sich noch nicht einmal rührte, als Billî die provisorischen Verbände löste, die eine große Wunde am Bauch bedeckten. Der Kater musste sich sehr beherrschen, damit er sich nicht übergab. Denn was er sah, war so grausam, dass sein Verstand sich weigerte zu verstehen.
„Es tut mir leid“, sagte er mit tränenerstickter Stimme. „Aber hier würde selbst unsere beste Heilerin nicht mehr helfen können. Bitte erlaubt mir, dass ich das arme Ding von seinen Schmerzen erlöse.“
Billî dachte an die Kätzchen, deren Onkel er bald sein würde. Wie viel Liebe würden sie von Esme und Bhoot erfahren. Das Kätzchen, das vor ihm lag, kannte keine Liebe und würde wohl auch nie wissen, was das ist.
„Seine Schwester ist bereits gestorben“, erklärte seine Begleiterin. „Wir versuchen in solchen Fällen zu helfen, in dem wir Medizin geben, welche die Schmerzen nimmt. Aber manchmal hilft auch die stärkste Medizin nicht mehr.“
Billî legte eine Pfote auf den Kopf des Katerchens.
„Hab keine Angst“, schnurrte er. Er hasste, was er tat und versuchte sich einzureden, dass es das richtige war. Der kleine Kater hatte nicht die geringste Chance die Verstümmelungen zu

überleben und würde sich ohne sein Einschreiten wohl noch mehrere Tage quälen. Zu lange für eine kleine Katzenseele, die nichts als Leid kannte. Er fuhr fort beruhigend zu schnurren, während seine Pfoten die richtige Stelle suchten. Jeder Heiler kannte den Punkt, an dem ein fester Druck einen schnellen und schmerzlosen Tod brachte. Und jeder Heiler hoffte, dieses Wissen niemals einsetzen zu müssen. Als es vorbei war, fühlte er sich kalt und leer. Wortlos übergab er einer dunkelbraunen Katze den leblosen Körper.
„Ihr müsst jetzt gehen. Eure Freunde haben ihren Auftrag erfolgreich ausgeführt. Je weiter Ihr von diesem Ort entfernt seid, wenn die Sea'ams aufwachen, desto besser für Euch. Bitte macht Euch keine Sorgen um uns. Wir werden schon bald auf Eure Hilfe zurückkommen. Aber erst müssen meine Schwester und die anderen vom Kräutersammeln zurück kommen. Sie ist noch so jung, ich kann sie nicht alleine hier zurücklassen!"
„Man sagt, die Katzen in diesem Dorf seien alle herzlos und grausam. Aber es gibt zwei Dinge über dieses Dorf, die niemand weiß. Nämlich dass die Sea'ams noch viel grausamer sind, als wir uns je vorstellen konnten und dass es ein paar Katzen in diesem Dorf gibt, die anders sind. Ich werde Nemo von den Zuständen hier berichten. Selbst wenn ihr flieht, muss etwas getan werden. Es dürfen nicht noch mehr kleine Katzen sterben wie er..."
„Danke. Wir wissen zu schätzen, was Ihr für uns getan habt. Wir danken Euch für alles. Und jetzt geht!!"

***

Es fiel den Freunden zunächst nicht auf, dass Billî still und in sich gekehrt war. Sie konzentrierten sich zu sehr auf den Weg. Sie konnten von Glück sagen, dass der Vollmond schien und der Himmel wolkenlos war und die Wege um das Dorf der Sea'ams herum gut ausgebaut. Parian führte sie in die ungefähre Richtung, in der die Stadt von Atlantis liegen musste. Bereits nach den ersten beiden Kilometern ahnten sie, dass ihr Weg nicht so einfach sein würde, wie sie dachten. Denn der gut ausgebaute Weg endete unvermittelt hinter einer Weggabelung und eine tiefe Schlucht versperrte ihnen den Weg. Wenigstens konnte Parian das Ende der Schlucht ausmachen. Es würde sie mehrere Stunden strammen Marsches in die völlig falsche Richtung kosten, das Hindernis zu umwinden. Seufzend machten sie sich auf den Weg. Nicht nur Karan war völlig erschöpft, als sie es endlich geschafft hatten. Aber noch waren sie zu nah am Dorf der Unkatzen und sie trauten sich nicht eine Pause zu machen. Parian trieb sie unaufhörlich weiter voran, bis sie gegen Mittag des folgenden Tages nur noch müde vor sich hin stolperten. Unter einem Felsvorsprung schlugen sie ihr Lager auf. Ebô'ney verteilte Proviant und Wasser.
„Ist das alles?", fragte Karan und sah auf den kleinen Wasserbecher in seiner Hand. „Ich habe Durst!"
„Den haben wir alle. Aber bevor wir nicht eine Quelle oder einen Gebirgsbach finden um unsere Vorräte aufzustocken, dürfen wir nicht mehr trinken. Und waschen ist leider ganz tabu."
„Zum Glück sieht mich hier keiner", sagte Shah Rukh und fuhr sich mit den Fingern durch die Haare. Sie fühlten sich stumpf und klebrig an, denn ihr Weg war nicht nur lang sondern auch staubig gewesen.
„Wir ruhen uns nur kurz aus", erklärte Parian. „Ich würde bis zum Abend gerne noch ein Stück Weg zwischen uns und diese schrecklichen Biester bringen. Man kann nie wissen, wozu sie in der Lage sein werden. Sobald wir eine schöne Höhle finden, werden wir dort einkehren und unser Lager aufschlagen."
Shah Rukh ließ sich auf einen Felsen neben Billî plumpsen. Er bewegte seine Schultern, die

unter dem Gewicht von Wasser und Proviant gelitten hatten. Er war heilfroh, dass Mahi seine Verletzung erkannt und geheilt hatte. Nicht auszudenken, wie es ihm sonst gehen würde...
„Du bist so schweigsam, Katerchen“, versuchte er ein Gespräch anzufangen.
„Ich habe etwas getan, das mich selbst erschreckt hat“, begann Billî und erzählte Shah Rukh stockend von den Ereignissen der letzten Nacht. „Ich weiß, dass der kleine Kater sterben musste und dass es für ihn eine Erlösung war. Dennoch fühle ich mich so entsetzlich schuldig. Ich habe noch nie ein Lebewesen getötet, noch nicht einmal während der Jagd. Sag mir Shah Rukh, wie ich mit dieser Schuld leben soll!“
Shah Rukh nahm Billî in den Arm. Ihm, der für seine Redegewandtheit berühmt war, fehlten die Worte. Er beschloss ehrlich zu sein.
„Es tut mir leid, aber das kann ich dir auch nicht sagen. In meinen Augen war das, was du getan hast, sehr mutig. Ich glaube nicht, dass ich in einer ähnlichen Situation genauso hätte handeln können.“
„War es denn wirklich so mutig einen kleinen Kater zu töten? Du hättest sehen sollen, was sie ihm angetan haben. Ich habe Angst, dass ich es nur getan habe, weil ich es nicht mehr mit ansehen konnte. Und das wäre der falsche Grund.“
„Nein, das glaube ich nicht. Ich glaube, dass du den Mut gefunden hast in einer verfahrenen Situation das einzig richtige zu tun. Und dass du dir darüber Gedanken machst zeigt mir, dass du es nicht leichtfertig getan hast.“
„Ich frage mich, was Soniye dazu sagen wird, wenn sie es erfährt. Oder Esme. Ob sie mich dafür hassen werden?“
„Wenn ja, dann bekommen sie es mit mir zu tun! Ich denke, sie werden dich genauso verstehen, wie ich es tue.“
Billîs Lefzen verzogen sich zu einem traurigen Lächeln.
„Danke, mein Freund.“
Shah Rukh winkte verlegen ab. Er wollte noch etwas erwidern, wurde jedoch von Parian unterbrochen, der zum Aufbruch mahnte.

***

Er wusste nicht, was schief lief.
Warum er keinen Kontakt zu den Bewohnern seiner Insel mehr bekam.
Sollten sie etwa noch nicht reif für das Experiment sein?
Aber er musste das Experiment um jeden Preis starten, bevor der andere zu viel Macht bekam.
Und dann waren da noch die Artefakte.
Jedes Artefakt, das gefunden wurde, stärkte die Macht seines Gegners.
Oh, er musste die Verräter aufhalten, die ihm seinen Sieg streitig machten!
Er musste ihnen die Artefakte abjagen, damit sie seine Macht stärkten.
Wenn er noch stärker wurde, würde es ihm vielleicht endlich gelingen, mit den Bewohnern von Atlantis Kontakt aufzunehmen und das Experiment zu starten.
Er musste etwas unternehmen, bevor die magische Dürre sich noch weiter ausbreitete.
Er wusste, dass sie eine direkte Folge seiner misslungenen Kontaktaufnahmen war.
Aber das musste er in Kauf nehmen.
Sobald das Experiment erfolgreich gestartet worden war, würde er sich um die Beseitigung der öden Stätten kümmern und dann war alles wieder gut.
Noch brachten sie seine Insel nicht in Gefahr.

Seine Spione kehrten zurück, brachten Nachricht von den Verrätern. Ein Teleportationssprung hatte sie in die Berge verschlagen. Sie waren jenen Katzen begegnet, die er so gerne mochte, weil sie die Macht zu heilen verloren hatten. Deswegen gestattete er ihnen auch weiterhin, Nachwuchs zu bekommen. Schließlich stellten sie für ihn und seine Ziele keine Bedrohung dar. Abgesehen davon gefiel ihm ihre Zielstrebigkeit, mit der sie das Ziel verfolgten, eine perfekte Rasse zu werden. Der Wunsch nach Perfektion war immer gut.
Er musste etwas unternehmen.
Den Feind entweder zum Freund machen oder ihn endgültig vernichten.
Die Flucht durch das Gebirge würde sicherlich eine passende Gelegenheit bieten.
Er befahl seinen Spionen sich an die Fersen der Feinde zu heften.
Wenn die Zeit günstig war, würde er zuschlagen.
Waren Erdbeben nicht seine Spezialität?

***

Der Weg wurde immer schwieriger und sie kamen langsamer voran. Die ersten Unfälle passierten. Saif stolperte, fiel einen kleinen Abhang hinunter und brach sich den Knöchel. Karan rutschte aus und schürfte sich Hände und Knie auf. Ebô'ney konnte sich nur mit Mühe halten, als ein Stück Fels unter ihren Füßen abbrach und sie drohte in den Abgrund zu fallen. Wie gut, dass sie alle angeseilt waren! Selbst Parian, der geschickter kletterte als alle anderen, blieb nicht verschont. Als sie eine kleine Steilwand überwinden mussten, die ihnen den Weg versperrte, wollte er sich an einem Felsvorsprung festhalten, der seinem Gewicht nicht standhielt. Ohne den kleinen Affen, der vor ihm hochgeklettert war und ein Seil verankert hatte, wäre er über hundert Meter in die Tiefe gestürzt. Dummerweise verhedderte sich sein rechtes Handgelenk im Seil und brach.
Wie durch ein Wunder blieb Shah Rukh von der Unfallserie verschont. Er zerriss sich lediglich die Hose an einer scharfen Felskante und kratzte sich die Haut auf, was aber nicht weiter schlimm war. Er lehnte es ab, sich von Billî heilen zu lassen.
„In einer so staubigen Umgebung wie dieser hier, kann sich deine Wunde sehr leicht entzünden. Im Moment ist es ein Kinderspiel für mich, sie zu heilen. Solltest du jedoch eine Blutvergiftung bekommen, könnte es sein, dass meine Kräfte nicht mehr ausreichen. Also spar dir deinen Atem für die Kletterei und lass mich meine Arbeit machen. Basta!"
Shah Rukh fügte sich der Argumentation des Katers und war insgeheim froh, als das Brennen und der Schmerz endlich nachließen. Er bedankte sich bei dem Freund und war wie alle anderen der Meinung, dass sie ohne ihn vollkommen aufgeschmissen wären. Müde trotteten sie weiter, bis ihr Weg vor einer weiteren Steilwand endete, die auf lange Sicht den Weg versperrte.
„Ich denke, es ist besser, wenn wir hier unser Lager aufschlagen. Bevor wir diese Wand überwunden haben hat uns die Dunkelheit eingeholt", erklärte Parian.
Niemand widersprach ihm. Erschöpft ließen sie sich fallen, wo sie gerade standen, holten ihre Decken hervor und betteten ihre Köpfe auf den Taschen. Niemand verspürte großen Appetit oder Durst, dazu waren sie zu müde. Sie fielen beinahe augenblicklich in einen tiefen Schlaf, aus dem sie die erst die Strahlen der aufgehenden Sonne weckten. Der kleine Affe sorgte dafür, dass auch ja niemand den Sonnenaufgang verschlief.
„Jetzt lass mich endlich in Ruhe, du blaue Bestie", beschwerte sich Ebô'ney. Der Affe saß auf ihrer Schulter und spielte mit ihren Haaren. „Autsch! Das tut weh! Hau endlich ab. Geh zu Parian, der mag es, wenn du ihn piesackst!"

Sie schlug nach dem Tier auf ihrer Schulter, traf jedoch nicht. Zeternd zog sich der Kleine zu Parian zurück, der ihn auch sofort in Schutz nahm.
„Sagt mal, Freunde“, versuchte Karan den aufkommenden Streit im Keim zu ersticken, „tut euch auch alles so weh, wie mir? Ich habe das Gefühl, ich spüre Knochen und Muskeln, von denen ich vorher noch nicht einmal wusste, dass sie zu meinem Körper gehören.“
„Das liegt nur an deiner Unsportlichkeit, mein lieber Karan“, erklärte Saif und streckte sich.
„Aah.... Okay, eventuell liegt es auch ein wenig an dem harten Boden hier“, gab Saif zu und hielt sich mit beiden Händen den unteren Rücken.
„Wir sollten dem Kleinen hier einen Namen geben, meint ihr nicht auch? Ich glaube, er mag es nicht besonders ständig Kleiner oder blaue Bestie genannt zu werden.“
„Ich finde, blaue Bestie ist ein sehr schöner Name für das Biest, Parian.“
„Vielleicht finden sich ja noch andere Vorschläge, meine liebe Ebô’ney.“
„Wie wäre es mit Pepsi?“
Karan sah Shah Rukh an als hätte er den Verstand verloren.
„Du kannst den Affen doch nicht Pepsi nennen!“
„Warum nicht? Sein Fell ist genauso blau wie das Pepsilogo.“
„Und wo ist das Weiß und das Rot?“
„Zähne und Zunge?“
„Also ehrlich mal, du bist unmöglich, Shah Rukh! Nur, weil in jedem deiner Filme ein Pepsilogo zu sehen sein muss und du ohne das Zuckerwasser nicht mehr auskommen kannst, heißt das noch lange nicht, dass du diesen armen Affen Pepsi nennen kannst!“
„Jetzt erzählst du aber Märchen, Karan! Ich habe durchaus Filme ohne Pepsi gemacht!“
„Ach ja? Nenn mir einen!“
„*Om Shanti Om*“, kam es wie aus der Pistole geschossen.
Karan dachte kurz nach und nickte widerwillig.
„Stimmt, da hast du für TAG Heuer Werbung gemacht. Außerdem bin ich mir sicher, dass Farah etwas dagegen hatte. Schließlich hattest du in *Main Hoon Na* mehr als genug Pepsi. Ich verstehe nicht, wie du deine Regisseure immer wieder überreden kannst, diesen Blödsinn mitzumachen.“
„Du machst diesen Blödsinn doch auch mit“, neckte Shah Rukh grinsend.
„Lenk nicht vom Thema ab! Und warum bist du überhaupt noch so wild auf Pepsi, nachdem sie dich haben fallen lassen? Meiner Meinung nach solltest du Pepsi ebenfalls fallen lassen.“
„Jetzt lenkst du aber vom Thema ab, Karan. Wir suchen immer noch einen Namen für den Affen.“
„Wie wäre es mit Hanuman?“, schlug Karan vor.
„Zu lang“, entschied Saif. „Der Name muss kurz und knackig sein, wie Aman, zum Beispiel.“
„Ha, ha, sehr witzig. Warum nicht gleich Rohit?“
„Weil man mir schon die Ähnlichkeit zu einem Elfen nachsagt, mein lieber Shah Rukh. Und Aman ist schön kurz und lässt sich gut rufen.“
„Aber Aman stirbt. Ich finde, wir sollten dem Affen keinen Namen geben, der mit so einem schlechten Omen behaftet ist.“
„Du willst doch nur nicht, dass der Affe deinen Filmnamen trägt.“
„Das ist eine böswillige Unterstellung. Aber wie wäre es mit Ram?“
„Bitte nicht“, bat Karan. „Ram war doch kein Affe! Wenn es schon ein Name aus *Main Hoon Na* sein soll, dann nehmt doch Lucky.“
„Aber Lucky konnte nicht klettern“, warf Saif ein.
„Jungs, ich bin erstaunt, wie gut ihr euch mit meinen Filmen auskennt. Bei Karan kann ich es ja

noch verstehen, er ist ja immer irgendwie mit dabei, aber du, Saif?“
„Das gehört doch zur Allgemeinbildung im Filmgeschäft. Es ist schließlich nicht jeder so über beschäftigt wie du, dass er nicht einmal die Zeit hat sich die Filme seiner Freunde anzusehen.“
Während Shah Rukh überlegte, ob in Saifs Worten ein leiser Vorwurf versteckt war, beschloss der Affe, Ebô’ney einen neuen Streich zu spielen.
„Du hinterhältiges Biest! Komm sofort mit meiner Bluse zurück!“
Die drei sahen sich verblüfft an. Parian errötete bei dem Gedanken, was Ebô’ney wohl noch tragen könnte, wenn der kleine Dieb sich gerade mit ihrer Bluse vergnügte.
„Ich kann dich beruhigen, Ebô’ney, deine Bluse steht dem Kleinen ausgezeichnet“, fand Saif als erster die Sprache wieder.
„Wir sehen immer gut aus in geliehenen Sachen“, murmelte Shah Rukh, als er dem Affen seine Beute wieder wegnahm und auf einen Felsen legte, damit Ebô’ney sie sich wiederholen konnte.
„Wir gucken auch alle in die andere Richtung“, versprach er laut.
„Was hast du da eben gemurmelt?“, wollte Karan wissen.
„Hmh? Ach so! ;Wir sehen immer gut aus in geliehenen Sachen.’ Kam mir so in den Sinn, als ich ihn in der Bluse sah. Hey! Warum nennen wir den Kleinen nicht Papu?“
„Lass das bloß Shreyas nicht hören!“
„Jetzt sei kein Spielverderber, Karan, ich finde Shahs Idee gut. Ab sofort heißt der Affe Papu. Hmh, wie gefällt dir dein Name, Papu?“
Der Affe kreischte vergnügt und sprang Saif auf die Schulter.
„Schön. Wenn ihr einen Namen gefunden habt und Ebô’ney wieder angezogen ist, dann können wir ja endlich weiter gehen. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns. Und nein, ich kann nicht teleportieren. Ich habe es versucht, aber es geht leider nicht.“
Sie überwanden das Hindernis schneller als gedacht. Anscheinend besaßen sie nun alle ein bisschen Übung. Wie schon am Tag zuvor kletterte Papu mit einem Seil nach oben, befestigte es und einer nach dem anderen kletterte daran hoch. Es folgte eine abschüssige Geröllhalde, die sie rutschend und schlitternd zurücklegten. Der Staub, den sie dabei aufwirbelten, setzte sich überall fest, verklebte Nase, Mund und Augen. Und noch immer war kein Wasser in Sicht! Bei einer kleinen Rast riss Shah Rukh sich entschlossen ein Stück Stoff von seinem Hemd ab, tauchte es kurz in sein Wasser und säuberte sich das Gesicht. Anschließend band er sich den Stoff vor Mund und Nase, in der Hoffnung so wenigstens etwas geschützt zu sein. Die anderen folgten seinem Beispiel und es schien tatsächlich zu helfen. Zumindest erleichterte es ihnen das Atmen.
Am späten Nachmittag begann Billî zu humpeln. Besorgt erkundigten sich alle, was dem Kater fehlte. Billî wollte es herunterspielen, konnte jedoch die Wunde an seiner Hinterpfote nicht verbergen.
„Ich bin in einen spitzen Stein getreten“, erklärte er. „Wir Katzen sind zwischen den Ballen leider ziemlich empfindlich.“
„Kannst du dich nicht selber heilen?“, erkundigte sich Karan besorgt.
„Leider nicht. Unsere Kräfte wirken nur, wenn wir sie bei anderen anwenden.“
„So kannst du auf alle Fälle nicht mehr lange laufen“, entschied Parian und sah sich aufmerksam um. „Ich glaube dort ist eine Höhle, da können wir die Nacht verbringen. Ich denke, wir sind jetzt weit genug von dem schrecklichen Dorf entfernt. Wir können uns eine größere Pause gönnen. Abgesehen davon ist uns auch nicht geholfen, wenn wir uns dauerhaft überanstrengen.“
Shah Rukh und Parian stützten Billî, damit er die verletzte Pfote entlasten konnte. Sie erreichten die Höhle kurz vor Beginn der Dunkelheit. Zu ihrem großen Glück lief ein kleiner Bach aus der Höhle. Mit einem erleichterten Seufzen hielt Billî die verletzte Pfote in das kühle Wasser. Die

anderen nutzten die Gelegenheit sich wenigstens den gröbsten Schmutz vom Körper zu waschen. Sie setzten sich im Kreis auf ihre Decken und aßen schweigend zu Abend, hingen ihren Gedanken nach.
„Was schreibst du da?“
Parian war so sehr in Gedanken versunken, dass Ebô’ney ihre Frage wiederholen musste.
„Ich mache das, was du mir geraten hast. Ich überlege, wann und wo ich teleportiert bin.“
„Darf ich mal sehen?“
Er reichte ihr den Zettel. Aufmerksam las sie ihn durch.
„Seltsam, aber ich glaube, bei deinen ersten Sprüngen war ich immer irgendwie in deiner Nähe.“
„Ich habe dich aber nicht gesehen.“
„Doch, ich bin mir ziemlich sicher! Über den ersten Sprung aus der Bibliothek müssen wir ja nicht reden. Bei deinem zweiten Sprung war ich in der Katzenmenge, die vorbei kam. Um ehrlich zu sein, war ich sogar der Grund für diesen Auflauf. Beim dritten Sprung habe ich die Baustelle besucht. Bei Sprung vier und sechs habe ich dich sogar verschwinden sehen. Nur bei Sprung fünf bin ich mir nicht sicher. Ich sehe, dann waren ein paar Tage Pause?“
„Ja, ich hatte keine Lust mehr. Die ersten Sprünge waren sehr anstrengend und ich habe fürchterliche Kopfschmerzen davon bekommen.“
„Wie viele Sprünge hast du dann noch gemacht?“
„Ich glaube, der Sprung hierher war der neunte, vielleicht auch der zwölfte. Ich bin mir nicht sicher, wie viele Übungssprünge ich gemacht habe.“
„Ich bin zwar keine Expertin, aber ich würde sagen, dir steht ein Pensum von sechs oder sieben Sprüngen zur Verfügung und dann musst du eine Weile Pause machen. Jetzt gilt es herauszufinden, wie lange. Wenn du wieder springen kannst, solltest du dir die Anzahl der Sprünge genau merken. Es kann auch sein, dass sich ein genaues Muster erst noch finden muss. Vielleicht ist es auch variabel, hängt von der Reichweite der Sprünge ab und davon, wie viele Personen du mit nimmst. Das könnte sich auch auf die Pausen zwischen den Sprüngen auswirken.“
„Warum tust du das alles für mich?“
Ebô’ney sah Parian verblüfft an.
„Wie meinst du das?“
„Na ja, es mag kindisch klingen, aber erst hast du mich gehasst wie die Best, hast mich für selbstverständlich gehalten und jetzt bist du so nett zu mir.“
„Was ist die Best?“
„Eine schlimme Krankheit aus Shah Rukhs Welt. Er sagt, das sei eine Redewendung bei ihm. Also, warum bist du plötzlich so nett zu mir?“
„Ich weiß nicht. Vielleicht habe ich gemerkt, dass du ein Freund bist? Ich weiß es nicht! Warum fragst du?“
„Weil ich mich vor dem Tag fürchte, an dem du mich wieder schlecht behandeln wirst. Glaube mir, Ebô’ney, das würde ich nicht durchstehen! Ich muss wissen, ob ich mich auf deine Freundschaft verlassen kann oder ob ich mich besser darauf einstellen soll, dass du mich eines Tages wieder hassen wirst.“
„Du redest Unsinn, Parian! Und ehrlich gesagt verstehe ich nicht, was du eigentlich damit sagen willst!“
„Schade. Das ist wirklich sehr schade. Ich danke dir trotzdem für deine Hilfe.“
Mit diesen Worten erhob sich Parian und ließ erneut eine völlig verwirrte Ebô’ney zurück. Warum musste dieser blöde Elf immer so geheimnisvoll tun? Konnte er nicht wenigstens einmal

sagen, was er wirklich meinte anstatt immer in Rätseln zu sprechen?

***

Shah Rukh erwachte mitten in der Nacht, weil ihn jemand beim Namen gerufen hatte. Es dauerte eine Weile, bis sich seine Augen an das schwache Licht des Mondes gewöhnt hatten. Seltsam, alle seine Freunde schliefen. Wer sollte ihn also gerufen haben? Vermutlich hatte er nur geträumt. Er legte sich wieder hin und schloss die Augen, als er schon wieder seinen Namen zu hören glaubte. Und diesmal war er noch wach, konnte also nicht träumen. Etwas in der Art, wie der Ruf in ihm nachklang, kam ihm vage vertraut vor. Wütend auf sich selbst rief er sich zur Ordnung. *Bloß nicht zu viel denken, Shah Rukh, sonst kommen wieder Erinnerungen hoch, die du nicht haben willst!* Doch es war zu spät. Zumal die geheimnisvolle Stimme ihn schon wieder rief. Seufzend erhob er sich und beschloss der Sache nachzugehen. Vorsichtig ging er weiter in die Höhle. Er wusste, dass es gefährlich war, aber er musste der Sache einfach auf den Grund gehen!

Am Ende der Höhle fand er einen schmalen Gang, der zu einer weiteren kleinen Höhle führte. Der Boden war feucht und rutschig. Seltsamerweise nahm das Licht nicht ab, so dass er relativ gut sehen konnte. In seiner Welt hätte ihn das vermutlich gewundert. Auf Atlantis schien es ihm normal zu sein. Um ehrlich zu sein, wunderte ihn hier absolut nichts mehr.
Er betrat die zweite Höhle und sah sich neugierig um. Vor ihm befand sich ein kleines Becken im Fels, vermutlich die Quelle für den Bach, an dem sie sich heute gewaschen hatten. Er starrte auf die spiegelglatte Fläche des Wassers, das sich in dem Becken sammelte. Sie zog ihn wie magisch in ihren Bann. Eine innere Stimme riet ihm, das Wasser nicht zu berühren, den Spiegel nicht zu zerstören. Neugierig blickte er hinein. Zunächst sah er nur sich selbst, dann entstand ein Strudel, der ihn förmlich in das Becken hinein zu saugen schien. Der Strudel machte ihn schwindelig und er schloss für einen Moment die Augen.
Als er sie wieder öffnete, stand er nicht mehr in der Höhle. Um ihn herum war alles weiß, unendlich weit und ohne Konturen. Es wirkte wie in einem Traum. Er sah an sich hinunter. Seine Kleidung war noch die Selbe, aber sauber und ohne Risse. Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar. Es fühlte sich weich und seidig an, wie frisch gewaschen. Auch waren seine Hände sauber, die Fingernägel perfekt manikürt, als würde er jeden Moment einen Dreh beginnen oder ein Event eröffnen. Hatte er sich vor wenigen Minuten noch gedacht, dass ihn nichts mehr auf Atlantis wundern würde, revidierte er seine Meinung. Manche Dinge wunderten ihn doch noch.
Eine Frau kam auf ihn zu, zögernd, als wisse sie nicht, was sie erwarte. Sie trug einen hellen Sari, mit einer breiten Borte, deren Muster an grüne Krüge erinnerte. Plötzlich schlug sie die Hände vor den Mund und gab einen erstickten Laut von sich. Da erkannte Shah Rukh sie. Einen Herzschlag lang war er wie gelähmt, dann rannte er auf sie zu.
„Maa“, schluchzte er, als er sich in ihre Arme warf. Zärtlich strich sie ihm übers Haar.
„Allah ist gnädig, Allah ist groß! Er lässt mich in die Zukunft meines Sohnes blicken. Und es scheint eine schöne Zukunft zu sein, denn mein Sohn sieht gut und erfolgreich aus. Aber was ist los mein Sohn? Warum weinst du so?“
Etwas an ihren Worten gebot Shah Rukh vorsichtig zu sein.
„Ich habe dich lange nicht mehr gesehen“, erklärte er schluchzend. „Du hast mir gefehlt.“
Sie lachte leise. „Hast du deine alte Mutter etwa im Stich gelassen? Bitte erzähle mir, wie es dir geht! Was machst du in der Zukunft?“
„Es geht mir gut, sehr gut sogar. Ich bin ein großer Schauspieler geworden, Maa.“

„Größer als Amithab Bachchan?“
„Ich könnte niemals größer werden als Amithab Bachchan, Maa! Er ist ein Schauspielgott, ich höchstens ein Engel oder ein Heiliger. Aber ich habe viele Fans, die mir zujubeln, meine Filme laufen gut und ich wohne in einem großen Bungalow direkt am Meer.“
„Das ist in Delhi aber etwas schwierig.“
Diesmal war es Shah Rukh, der lachen musste.
„Es tut mir leid, Maa, aber ich wohne nicht mehr in Delhi. Ich musste nach Mum...“ - er korrigierte sich schnell - „Bombay ziehen.“
„Ach so! Deswegen sagtest du, du hättest mich lange nicht mehr gesehen. Ich könnte nie in Bombay wohnen, meine Heimat ist Delhi. Kommst du mich denn wenigstens regelmäßig besuchen?“
Shah Rukh musste mehrmals schlucken, um den Kloß in seinem Hals loszuwerden. „Ich besuche dich, so oft ich Zeit habe, Maa. Und ich rede jeden Tag mit dir.“
„Dann will ich damit zufrieden sein.“ Sie streckte eine Hand aus und Shah Rukh beugte sich zu ihr hinab. Sie wirkte so klein, viel kleiner, als er sie in Erinnerung hatte. Sie liebkoste seine Wange, fuhr mit den Fingern noch einmal zärtlich durch seine Haare und er genoss ihre Berührungen, weil sie sich so echt anfühlten.
„Du siehst wirklich gut aus, mein Sohn. Und dein Haar ist noch genauso dicht, wie ich es kenne, nur etwas ordentlicher. Die Mädchen sind bestimmt verrückt nach dir. Sag, hast du eine Familie?“
„Ich habe Gauri geheiratet.“
„Das Hindumädchen, von dem du mir erzählt hast?“
„Ja. Wir sind sehr glücklich und haben drei entzückende Kinder.“
Fatima seufzte. „Dann haben sich alle meine Wünsche erfüllt. Du bist erfolgreich und glücklich, hast mir drei Enkel geschenkt und siehst genauso gut aus, wie dein Vater.“
„Entschuldige, wenn ich dir widersprechen muss, aber ich bin längst nicht so gut aussehend wie abbu[2]! Ich bin viel zu klein, meine Haut ist viel zu dunkel und meine Nase viel zu groß. Ich wünsche mir so sehr, ich würde so gut aussehen wie abbu es tat, aber das wird wohl immer ein Traum bleiben.“
Fatima schüttelte belustigt den Kopf. „Du bist und bleibst ein dummer Junge, dabei bist du in allen anderen Dingen so klug!“
Er umarmte sie, damit sie seine Tränen nicht sehen konnte. Er hätte ewig in ihren Armen liegen können, doch plötzlich begann sie sich aufzulösen. Das grelle Weiß der Umgebung wich dunkleren Farben, in denen er die Struktur von Felsen zu erkennen glaubte. Die Unendlichkeit wich der Beengtheit einer kleinen Höhle und schon stand er wieder vor dem Becken. Das Wasser bildete eine spiegelglatte Oberfläche. Der Bann war gebrochen, er fand nichts Anziehendes mehr an dem Becken. Neugierig sah er nochmal hinein. Doch es war nur sein Spiegelbild, dass ihm entgegensah. Sonst geschah nichts.
Und dann kam die Erinnerung.

***

Es war schon lange her, kurz bevor er sich so sehr beim Sport verletzte, dass er seinen Wunsch Sportler zu werden begraben musste. Er war auf einer Party gewesen, um Gauri zu treffen und es war spät geworden. Seine Mutter hatte auf dem Sofa gelegen und war eingeschlafen. Wie immer war sie erwacht, kaum dass er das Zimmer betreten hatte.

2 Urdu: Kosename für den Vater

„Allah ist gnädig, Allah ist groß! Er hat mich in die Zukunft meines Sohnes blicken lassen“, hatte sie ihm aufgeregt entgegengerufen. „Und es scheint eine schöne Zukunft zu sein, denn mein Sohn sieht gut und erfolgreich aus.“
Sie hatte dem jungen Shah Rukh erzählt, was der ältere Shah Rukh ihr vor wenigen Minuten in diesem seltsamen Traum erzählt hatte. Und dann hatte sie sein Aussehen und seine Kleidung beschrieben. Kleidung, von der er damals gedacht hatte, dass er sie nie anziehen würde. Kleidung, wie er sie jetzt trug.
Warum hatte er diesen Vorfall vergessen? Warum fiel es ihm erst jetzt wieder ein? Er kramte in seinen Erinnerungen, aber es bleib dabei: Er hatte sich vor dem seltsamen Erlebnis wenige Minuten zuvor nicht an diesen Vorfall erinnern können. Alles, an was er sich vorher erinnerte, war der feste Glauben seiner Mutter, dass er ein Schauspieler werden würde.
Ihm fiel auf, wie unlogisch das Ganze war. Er, der erfolgreiche Schauspieler, erklärte seiner Mutter, dass ihr Sohn, der eigentlich immer Sportler werden wollte, einmal seinen Weg nach Mumbai gehen würde. Daraufhin bestärkte sie ihren Sohn in dem Gedanken Schauspieler zu werden. Ohne ihre Unterstützung wäre er vielleicht nie so weit gekommen und ohne diesen Traum - war es überhaupt ein Traum gewesen? - hätte sie ihn nicht in dem Glauben bestärkt diesen unsicheren Weg einzuschlagen. Ihm dämmerte, wie paradox das ganze war. Und je mehr er darüber nachdachte, desto stärker wurde das Pochen hinter seinen Schläfen.
Ihm fiel ein Satz ein, der ihm in einem der unzähligen Bücher begegnet war, die er in seinem Leben schon gelesen hatte: *Denke niemals über die Zeit nach, denn das bereitet dir nur Kopfschmerzen.*
Shah Rukh warf einen letzten Blick auf das Becken. Etwas schien auf seinem Grund zu liegen und er tauchte eine Hand in das eiskalte Wasser, um den kleinen Gegenstand herauszuholen. Es handelte sich um einen smaragdfarbenen Krug, kaum größer als seine Handfläche, der ihn an das Muster auf dem Sari seiner Mutter erinnerte. Einem Impuls folgend steckte er die kleine Skulptur ein. Nachdenklich trat er den Rückweg an.
„Shah Rukh! Wo warst du?“ Parian klang halb wütend und erleichtert.
„Da drin“, sagte Shah Rukh und deutete hinter sich auf die Höhle.
„Und was hast du da gemacht?“
„Von meiner Mutter geträumt.“
„Wie bitte?“
Shah Rukh erzählte, was er erlebt hatte, ohne jedoch das kleine Andenken in seiner Tasche zu erwähnen.
„Und ich dachte, die magische Spiegelquelle wäre nur eine Legende“, flüsterte Ebô’ney erstaunt.
Als sie merkte, dass niemand etwas mit ihren Worten anfangen konnte, begann sie zu erklären: „Meine Urgroßmutter hat mir einmal von einer alten Legende erzählt. Demnach gibt es eine magische Spiegelquelle auf Atlantis. Sie kann an jedem Ort auftauchen, wo es eine ebene Wasserfläche gibt, in der man sich spiegeln kann. Es gibt keinen Weg, keinen Zauber, um sie zu finden, denn sie sucht sich diejenigen, denen sie helfen möchte selbst aus. Es heißt, sie besitze die Kraft, direkt ins Herz zu sehen und den sehnlichsten Wunsch zu erkennen und zu erfüllen. Aus deinem Bericht schließe ich, Shah Rukh, dass es dein sehnlichster Wunsch war, dass deine Mutter erfährt, dass du ein erfolgreicher Schauspieler geworden bist.“
Shah Rukh konnte nur mit dem Kopf nicken. Dann kam ihm ein befremdlicher Gedanke.
„Ist denn das, was man erlebt, real? Ich meine, habe ich wirklich mit meiner Mutter gesprochen oder habe ich mich nur in einem Traum verloren, hervorgerufen durch eine halbverschüttete Erinnerung?“

„Das kann ich dir leider nicht sagen. Diese Frage kannst du dir leider nur selber beantworten.“ Die anderen schliefen nach und nach wieder ein, nur Shah Rukh blieb noch lange wach. Die ersten Gipfel leuchteten bereits im Licht der aufgehenden Sonne, als er endlich in einen unruhigen Schlaf fiel. Und selbst im Schlaf verfolgte ihn die Frage, wie real dieser seltsame Traum wohl gewesen war...

***

Billî erholte sich erstaunlich schnell von seiner Wunde. Deshalb brachen sie nach einem kurzen Frühstück wieder auf. Der Weg schien einfach, eine leicht abfallende Schlucht die genau in ihre Richtung führte und keinerlei Hindernisse zu bieten schien. Sie marschierten kräftig aus und legten rasch eine gute Strecke Weg zurück. Es gab sogar Wasser, so dass sie nicht mehr so sparsam mit ihren Vorräten sein mussten.
„Ich denke, wir werden bald eine Höhe erreicht haben, wo wieder Pflanzen wachsen. Dann werden wir Essen finden und endlich ein Feuer machen können. Die Nächte sind selbst einem Pelzknäuel wie mir etwas zu frisch. Bewundernswert, dass ihr sie so gut übersteht“, lobte Billî.
„Woher kennst du dich so gut in den Bergen aus?“, wollte Shah Rukh wissen.
„Als Nemos Vertrauter kommt man weit herum. Ich bin schon oft in den Bergen gewesen, allerdings noch nie so weit im Zentrum. Aber siehst du zum Beispiel diese Flechte dort auf dem Felsen? Sie ist das erste Anzeichen dafür, dass wir bald auf größere Pflanzen stoßen werden. Es gibt ein paar sehr schmackhafte Kräuter und Wurzeln in den Bergen. Ich werde des weiteren die Augen offen halten, ob ich nicht ein paar Heilkräuter finde. Soniye würde sich bestimmt darüber freuen. Was sie wohl denken mag, wo wir so lange bleiben. Ich...“
Billî brach mitten im Satz ab. Seine Nackenhaare sträubten sich. Ein Blick zu Parian verriet ihm, dass er es auch spürte.
„Schnell! Sucht euch Deckung!“, rief Billî mit sich überschlagender Stimme. „Es wird gleich ein Erdbeben geben!“
Doch es war schon zu spät. Wieder hörten Parian und der Kater das verräterische Stöhnen, kurz bevor die Erde sich hob und wieder senkte. Steine kamen ins Rutschen, Teile der Felswände stürzten ein. Die Luft war erfüllt von einem unheimlichen Grollen und vor lauter Staub konnten sie nichts mehr sehen. Als endlich alles vorbei war und der Staub sich legte, gab es keinen Weg mehr. Mehr als zwei Meter Schutt und Geröll lagen vor Parian und Billî. Sie waren alleine. Der Kater gab einen erstickten Laut von sich.
„Hab keine Angst, Katerchen“, versuchte der Halbelf ihn zu beruhigen. „Shah Rukh geht es gut. Karan und Saif ebenfalls. Sie sind auf der anderen Seite.“
„Und Ebô’ney? Parian, wo ist Ebô’ney?“
Der Halbelf riss erschrocken die Augen auf.
„Shah Rukh sagt, dass Saif sie zuletzt zwischen uns gesehen hat.“
„Du meinst, genau da, wo jetzt der Schutthaufen liegt?“
„Ich fürchte ja...“
„Wie sollen wir ihr helfen? Wir können unmöglich diese große Wand abtragen.“
„Papu wird uns helfen. Er ist klein, sehr gewandt und geschickt. Er kann sich durch die kleinen Lücken zwischen den Felsen quetschen und sie suchen. Dann wird es uns bestimmt gelingen ihr zu helfen. Wir müssen es versuchen!“
Der kleine Affe erwies sich als Retter in der Not. Er schaffte es tatsächlich Ebô’ney zu lokalisieren und die anderen machten sich sofort daran, sie auszugraben. Billî und Parian

kletterten über den Haufen, weil Ebô'ney zu weit von ihnen weg lag, als dass sie vernünftig hätten helfen können. Gemeinsam mit den anderen schleppten sie Steine und scharfkantige Felsen, bis sie endlich eine Hand entdeckten. Parian war sofort bei ihr.
„Ebô'ney? Hörst du mich? Wir sind gleich bei dir! Nur noch ein kurzes Stück. Bitte halt durch!"
Sie arbeiteten noch verbissener und endlich hatten sie die Freundin befreit. Vorsichtig trug Parian sie in den Schatten. Billî kniete sich neben sie und untersuchte sie.
„Es sieht leider gar nicht gut aus. Selbst, wenn ich nicht so geschwächt wäre wie im Moment, wäre es fraglich, ob ich ihr helfen könnte. Sie hat schwerste innere Verletzungen." Er wandte sich an Parian. „Ich weiß, ich setze dich unter einen enormen Druck. Aber du *musst* versuchen zu teleportieren! Ebô'ney wird sterben, wenn sie nicht innerhalb der nächsten Stunde in unserm Dorf ist!"
Parian schluckte. Er nahm Ebô'neys kalte Hand in seine und konzentrierte sich wie nie zuvor in seinem Leben. Er betete, dass seine Kraft ihn nicht im Stich lassen würde, dass seine Zwangspause, falls es sie gab, endlich vorbei war und dass Ebô'ney nicht würde sterben müssen. Er hätte beinahe vor Erleichterung laut geschrien, als er das bekannte Ziehen spürte. Waren sie am gewünschten Ziel angelangt?

***

Es war eng, dunkel und roch muffig. Etwas stach Parian in die Seite. Irgendwo in der Dunkelheit hörte er Saif fluchen. Es klang halb erstickt, als würde er durch ein dickes Tuch sprechen. Jemand gab einen Schmerzenslaut von sich. Plötzlich wurde er geblendet.
„Was macht ihr bitte schön in unserer Abstellkammer? Und wie seht ihr überhaupt aus? Wo seid ihr so lange gewesen?"
Esme? War das wirklich Esme?
Parian stolperte auf das Licht zu. Hinter ihm fiel etwas polternd zu Boden, Saif fluchte erneut, war diesmal jedoch klar und deutlich zu verstehen. Billî trat neben ihn, die verletzte Ebô'ney auf dem Arm.
„Sie ist verletzt", stieß er hastig hervor. „Innere Verletzungen, mindestens drei Heiler. Erklärungen später!"
Esme führte sie in ein Krankenzimmer. Sie bat Mahi, Soniye und Ami zu holen. Die kleine Katze rannte los, als wäre der Teufel hinter ihr her. Die Freunde warteten auf dem Flur. Shah Rukh ging wie ein eingesperrter Panther auf und ab, während Parian geistesabwesend ein Blatt Papier in dünne Streifen riss. Er war als erster auf den Beinen, als sich die Tür öffnete und Soniye heraustrat.
„Ich muss dringend mit dir reden, Parian."
„Wegen Ebô'ney?"
„Ja. Sie ist sehr schwach. Wir konnten die Blutungen stillen und ihre Verletzungen heilen, befürchten jedoch, dass sie zu schwach ist, um die Nacht zu überstehen."
Parian wurde kreidebleich. Er schwankte bedrohlich. Shah Rukh war sofort an seiner Seite um ihn zu stützen.
„Es gibt da ein altes Ritual", begann Soniye und wurde sofort von Billî unterbrochen.
„Seid ihr von Sinnen? Das könnt ihr nicht machen! Schon gar nicht jetzt, wo Esme..."
„Wir müssen, Billî. Und ich glaube, du weißt genauso gut wie ich, dass wir es ihr schuldig sind."

„Was ist das für ein Ritual?", wollte Parian wissen.

„Es handelt sich um eine Methode Lebenskraft von einer Person auf eine andere zu übertragen“, erklärte Billî gereizt. „Dieses Ritual ist sehr gefährlich und zwar für alle Beteiligten.“
„Mir egal, ich will es machen. Ich würde alles tun, um Ebô’ney zu helfen.“
„Du könntest dabei sterben, Parian!“, mahnte Billî eindringlich.
„Mir egal.“
„Und die beteiligten Heiler auch. Ich weiß, was Ebô’ney euch allen bedeutet, aber ich kann das nicht zulassen! Esme ist momentan viel zu schwach, um...“
„Ist sie nicht!“ Soniye beendete ihren Satz mit einem beruhigenden Schnurren. „Zumindest nicht, wenn Mahi ihr hilft. Billî, die beiden sind mit einander verbunden. Du weißt, was das heißt.“
Billî maunzte unwillig. „Dann wartet wenigstens, bis ihr euch ein bisschen erholt habt.“
„Dann ist es zu spät. Ebô’ney braucht jetzt Hilfe. Abgesehen davon haben wir schon beschlossen, dass wir das Ritual durchführen werden, wenn Parian einverstanden ist.“
„Ich bin einverstanden“, erklärte Parian noch einmal. „Was muss ich tun?“
„Nicht viel. Wir werden einen Kreis schließen, mit dir und Ebô’ney in der Mitte. Wir werden dir vorsichtig Lebensenergie entziehen und an Ebô’ney weitergeben. Du bist der einzige, der ihr helfen kann, weil du wie sie von Elfen und Menschen abstammst.“
Shah Rukh half Parian auf die Liege, die man neben Ebô’neys Bett gestellt hatte. Sie erschraken beide, als sie sie sahen, so bleich war sie. Ihre Brust hob sich kaum und es sah fast so aus, als wäre sie bereits verstorben.
„Bitte tut mir einen Gefallen“, bat Parian, bevor er sich hinlegte. „Bitte bringt mich in den Pavillon, wenn das alles hier vorbei ist. Ich kann sie nicht so leiden sehen...“
„Alles, was du willst, mein Freund“, versprach Shah Rukh. „Wir werden für dich Wache halten und dir berichten, wenn sich ihr Zustand verändert.“
„Danke. Du bist wirklich ein echter Freund.“
„Dito“, sagte Shah Rukh sichtlich bewegt und verließ den Raum, damit die Heiler beginnen konnten.

***

Er hatte alles gut überstanden. Nach dem Ritual, das bis tief in die Nacht gedauert hatte, war er sofort eingeschlafen. Er wusste nicht, wie es Ebô’ney ging, beim Aufwachen war er allein gewesen. Die Sonne schien und die Vögel jubilierten. Alles um ihn herum strotzte nur so vor Leben. Er konnte das genauso wenig mit ansehen, wie ihr Leid. Er stand auf und ließ die Vorhänge herab. Dabei fiel sein Blick auf ein kleines, abgewetztes Notizbuch. Er erinnerte sich, es oft in Shah Rukhs Händen gesehen zu haben, auch bei jenem Gespräch, das seinem Teleportersprung vorangegangen war. Er wusste, dass er die Privatsphäre seines Freundes verletzte, aber die Neugier war einfach größer. Er öffnete das Buchwahllos in der Mitte und erstarrte.
Er kannte diese Schrift!
Nicht nur die seltsamen Schnörkel, welche die Buchstaben bildeten, sondern auch die Art, wie sie geschrieben waren. Wie konnte das sein? Wie kam diese Schrift in ein Buch, das Shah Rukh gehörte?
„*Ich sehe, wie die Vögel fliegen*
Ich sehe, wie die Leute laufen
Ich sehe mich selbst und weine
Wer weiß, in welchen Träumen ich mich selbst verliere“, las er leise vor. Eine Träne lief ihm über

die Wange. Selbst die Worte kannte er, konnte sie auswendig rezitieren. Aber das war doch eigentlich unmöglich, oder?
Das Buch schien plötzlich in seinen Händen zu brennen. Er zuckte zurück und ließ es fallen. Ein loser Zettel fiel heraus und er hob ihn zusammen mit dem Buch auf, um ihn wieder hinein zu stecken. Dabei drehte er den Zettel um und erkannte das Bild eines Mannes. Er war jünger, viel jünger als er ihn kannte. Aber die Augen waren ebenso unverkennbar wie das tiefsinnige Lächeln. Und doch konnte es nicht sein! Denn es hieße, dass er blind gewesen wäre...

Familiengeheimnisse

Als Shah Rukh den Pavillon betrat, wischte sich Parian eine Träne aus dem Augenwinkel. Das Gesicht des Halbelfen war schmerzverzerrt, die Augen fest zusammen gekniffen. Sein Freund merkte sofort, dass mit ihm etwas nicht stimmte, dass ihm etwas zu schaffen machte. Mit wenigen Schritten war Shah Rukh bei Parian und wollte für ihn da sein, doch der Freund schob ihn unsanft von sich. Der Halbelf machte ein paar Schritte rückwärts, sodass der Abstand zwischen ihm und Shah Rukh groß genug war, dass er dessen Anwesenheit ertragen konnte. Ihm war so schlecht, wie es einem Halbelfen nur schlecht sein konnte. Sein Hals war trocken, innerlich krampfte sich alles in ihm zusammen. Nur mit größter Anstrengung konnte er die aufkeimende Traurigkeit und die damit einhergehende Flut an Tränen unterdrücken. Das Schlimmste jedoch war die gähnende Leere in seinem Herzen, das Gefühl des Alleinseins, dass er seit so langer Zeit nicht mehr gespürt hatte. Parian schlang sich die Arme um die Brust. Eine erneute Welle an Gefühlen strömte auf ihn ein, als er an den Gegenstand in seiner Hand dachte. Kurz drohte es ihn zu übermannen, doch er riss sich zusammen. Das Entsetzen und die vielen offenen Fragen, die sich in seinen Gedanken sammelten, ließen nicht zu, dass er zusammenbrach. Shah Rukh war mehr als nur verwirrt über die Reaktionen seines Freundes. Die Zurückweisung war unmissverständlich gewesen, doch konnte er sich nicht erklären, was in Parian vorging, was passiert war, dass der Halbelf seine unmittelbare Nähe scheute. Er spürte, dass der Freund mit seinen Gefühlen kämpfte, dass er Schmerzen hatte und das, was ihm fehlte, nicht aussprechen konnte. Am liebsten hätte Shah Rukh etwas gesagt, doch er wusste nicht welche Worte dem Freund helfen konnten und so blieb er stumm. Das Band der Freundschaft war ihm auch keine Hilfe, zu wirr waren die Gefühle, die ihn erreichten. Ihm blieb nichts anderes übrig, als Parian genau zu beobachten und zu hoffen, dass dieser Anstalten machte, seine Gefühlslage zu erklären.

Doch der Halbelf stand nur starr auf seinem Platz. Die sonst so blasse Elfenhaut wirkte noch fahler und bleicher, ein grotesker Kontrast zu den dunkelbraunen Haaren. Er hatte die eine Hand zur Faust geballt, sodass die Knöchel weiß hervortraten, der Rest des Körpers war steif, er sah aus wie eine Statue. Erst jetzt bemerkte Shah Rukh, das Parian etwas in der Hand hielt. Es war ein Buch ... SEIN Buch. Für einen Moment hörte Shah Rukh auf zu atmen. In seinem Hals bildete sich ein Kloß und er hatte mit einem Mal Probleme zu Schlucken. Zuerst empfand er Angst. Er hatte Angst, mit dem Buch könnte etwas passieren. Noch nie hatte es jemand anderes in der Hand gehabt. Immer hatte er es bei sich getragen und beschützt, als wäre es das Kostbarste auf der Welt. Für ihn war es ein sehr wertvoller Gegenstand. Das alte Buch war die schönste und lebhafteste Erinnerung, die er hatte und würde es nicht mehr da sein, würde er vergessen, was er am liebsten gehabt hatte. Langsam stieg Wut in ihm auf. Shah Rukh fragte sich, wie Parian es hatte wagen können, dieses Buch einfach an sich zu nehmen. Was hatte sich sein Freund dabei gedacht in seinen Sachen zu wühlen? Er atmete einmal tief ein und wieder aus, zwang sich zur Ruhe um keine falschen Schritte zu tun. Er wollte etwas sagen, doch Parian kam ihm zuvor.
„Was ist das, Shah Rukh?“, fragte der Halbelf mit zitternder Stimme.
„Das ist ein Buch. M*ein* Buch. Tu mir einen Gefallen und gib es mir bitte zurück“, forderte Shah Rukh ihn auf und streckte die Hand aus, doch Parian schüttelte den Kopf.
„Parian – bitte. Gib es mir“, sagte er mit Nachdruck.
Der Halbelf wich weiter vor ihm zurück.
„Verdammt Parian, tu was ich sage.“

„Nein, ich werde es dir nicht wiedergeben. Wo hast du das her? Wo hast du dieses Buch her?“
„Es gehört mir.“
„Nein Shah Rukh, es kann nicht dir gehören. Das ist vollkommen unmöglich. Es gehört nicht dir.“ Über Parians Wangen flossen Tränen. Von Wort zu Wort wurde er hysterischer. „Ich erkenne diese Schrift. Sie ist mir so vertraut, so verdammt vertraut. Es kann nicht dir gehören.“
Shah Rukh runzelte die Stirn. „Was meinst du damit? Wie kannst du diese Schrift kennen?“, fragte er.
Parian schüttelte ratlos den Kopf. „Diese Schrift gehörte ...“ Er brach mitten im Satz ab, dann hob er das Bild hoch, so das Shah Rukh es sehen konnte.
„Bitte Parian, was soll das? Gib mir das Bild und das Buch zurück.“ Shah Rukh ging ein paar Schritte auf Parian zu, doch dieser wich ihm erneut aus.
„Nein, nein, nein! Dieses Buch gehört dir nicht, genauso wenig wie dieses Bild. Es sollte *mir* gehören.“
Shah Rukh seufzte laut. Er konnte seinen Freund nicht verstehen. Es war ihm unverständlich, warum Parian so auf ein Buch und ein Bild reagierte. Was war für ihn so besonderes daran? Welche Verbindung bestand zwischen ihm und den zwei Gegenständen? Mussten sie für einen Halbelfen von Atlantis nicht völlig bedeutungslos sein?
Shah Rukh startete einen neuen Versuch, sein Eigentum wieder zu erlangen.
„Dieses Buch und das Bild sind die zwei wertvollsten Erinnerungsstücke, die ich habe. Wenn du sie mir nicht wieder gibst, dann wird für mich eine Welt zusammen brechen. Was ist so wertvoll für dich an einem alten Buch mit Kinderreimen und einem Bild? Ich bitte dich jetzt zum letzten Mal! Parian...? Bitte gib es mir zurück. Das sind beides Erbstücke, die mir sehr am Herzen liegen.“
Parian blickte Shah Rukh erschrocken in die Augen. Der Halbelf hatte plötzlich das Gefühl, als würde ihm jemand den Boden unter den Füßen wegreißen. Alles um ihn herum verschwand in einem grauen Nebel. Ein dumpfes Gefühl machte sich in ihm breit, ließ alte Wunden erneut aufreißen. Wie ein Blitz traf ihn die Erkenntnis. Mit einem mal war die Verbindung klar und deutlich und doch unfassbar.
„Das kann nicht sein ... das ist unmöglich ... ein Erbstück...“, flüsterte er trocken.
„Doch, ein Erbstück. Es hat eine große Bedeutung für mich“, sagte Shah Rukh leicht genervt.
Parian ging auf Shah Rukh zu. Mit tränenverquollenen Augen musterte der Halbelf seinen Freund. Es war so unbegreiflich und dennoch erkannte er plötzlich die Ähnlichkeiten, die ihm vorher nicht aufgefallen waren. Sein Freund hatte die gleichen tiefen Augen, die gleiche große Nase, selbst die vollen Lippen waren nahezu gleich.
„Weißt du eigentlich, was das heißt?“, fragte er mit schwacher Stimme.
„Wovon redest du Parian?“
„Davon, dass es ein Erbstück ist. Dein Erbstück, dabei sollte es mein Erbstück sein.“
„Wie meinst du das?“
„Siehst du denn nicht die Verbindung?“
„Welche Verbindung?“
„Es ist so unmöglich ... aber es könnte doch möglich sein. Das Band der Freundschaft ... warum alles so einfach und schnell ging ...“
„Parian, ich verstehe nicht wovon du da redest. Du verwirrst mich allmählich. Hör zu, ich will nur mein Buch und mein Bild zurück, mehr nicht, okay?“
„Aber genau das ist es doch. Die Sachen gehören *dir.* Du hast sie vererbt bekommen, du hast sie nie aus den Augen gelassen, sie immer bei dir getragen. Und *ich* erkenne dennoch diese Schrift,

obwohl ich das Buch bis heute nie in Händen gehalten habe. Ich weiß, wer die Person auf diesem Bild ist. Ich weiß wer sie ist, obwohl ich dieses Bild nie in Händen gehalten habe. Mein Leben verbrachte ich in einem Elfendorf, es gab nur einen einzigen Besucher, den ich vor dir gekannt habe.“
Shah Rukh musste sich setzen, als er langsam begriff worauf sein Freund hinaus wollte. Entsetzen machte sich in ihm breit, er wollte Parians Worten keinen Glauben schenken, wollte die Verbindung nicht ziehen, doch je länger er darüber nachdachte, desto klarer wurde es auch für ihn. Shah Rukh verbarg das Gesicht in den Händen, fuhr sich einmal durch das schwarze, volle Haar und rieb sich den Nasenrücken, als hätte er Kopfschmerzen.
„Glaubst du wirklich ... wäre es möglich das ...“, stammelte er.
„Ich weiß es nicht. Ehrlich gesagt weiß ich im Moment gar nichts mehr“, antwortete Parian und setzte sich neben ihn.
„Und was ist, wenn du dich irrst, wenn deine Erinnerung dich trügt?“
Parian schüttelte den Kopf.
„Nein, meine Erinnerungen sind stark. Ich weiß es Shah Rukh, die Person auf dem Bild ist mein ...“ Der Halbelf brauchte den Satz nicht zu beenden, Shah Rukh wusste Bescheid. Er brauchte keine Worte, er spürte in seinem Herzen was Parian sagen wollte. Er wusste nicht, wie er sich fühlen sollte. In ihm herrschte ein Chaos an Empfindungen, an Erinnerungen, an Fragen. Er konnte nicht darüber traurig sein, er konnte sich nicht freuen. Er war ratlos, wusste nicht, wie er reagieren sollte, wusste nicht, ob es wirklich sein konnte, ob es möglich war.
„Wie können wir uns sicher sein?“, brachte er mühsam hervor.
Parian zuckte mit den Schultern. „Das kann kein Zufall sein.“
„Eigentlich kann das gar nicht *wahr* sein, zumindest *sollte* es nicht wahr sein.“
„Er muss es wissen. Er weiß immer alles. Ich habe ihn nie nach meiner Vergangenheit gefragt, doch ich bin mir sicher, dass er es weiß.“
„Wen meinst du?“, fragte Shah Rukh.
„Nemo. Er kennt jede Person auf der Insel, jedenfalls jede, die er eigens nach Atlantis geholt hat. Wir müssen zu ihm.“
„Und wenn er es auch nicht weiß?“
„Dann bleibt es uns überlassen, ob wir dem Glauben schenken oder nicht.“
Shah Rukh und Parian machten sich sofort auf den Weg zum Kristallpalast. Sie wechselten kein Wort miteinander, jeder verweilte in seinen Gedanken. Die Erkenntnis und die Frage, ob es wirklich so war wie sie dachten, lag wie eine schwere Last auf ihnen. Beiden war bewusst, dass dies ihr Leben für immer verändern konnte.
Es dauerte nicht lang, bis sie Nemo gefunden hatten, dennoch kam es ihnen vor wie eine Ewigkeit.
„Ich habe euch schon erwartet. Ich wusste, dass der Tag bald kommen würde, an dem ihr zwei mich aufsucht“, sagte Nemo zur Begrüßung.
„Also weißt du es!“, stellte Parian fest. Nemo nickte und warf ihm einen tröstenden Blick zu.
„Wie geht es dir?“, fragte Shah Rukh. Nemo zwang sich zu einem Lächeln. Der Inder sah krank aus, das war nicht zu übersehen. Er war dünn und ausgemergelt, die fahle Haut spannte über den Knochen, das Gesicht wirkte eingefallen. Dennoch spielte Nemo die Sache herunter. „Besser, besser. Ich fühle mich schon wieder fit wie ein Lederschuh. Aber wie es mir geht ist im Moment nicht wichtig, dennoch danke ich dir für deine Höflichkeit und ...“
Parian schnitt ihm das Wort ab. Der Halbelf trat auf Nemo zu, die Hände zu Fäusten geballt, das Gesicht schmerzverzerrt.

„Weißt du eigentlich, was ich durchgemacht habe? Wie es für mich war, als sie mich verlassen haben? Ich habe nie erfahren, was mit ihnen passiert ist, aber ich habe immer gewusst, dass sie tot sind. Die Einzigen, die ich je zu meiner Familie gezählt habe, waren meine Eltern. Seit dem Tag, an dem ich zum letzten Mal ihre Gesichter gesehen habe, als meine Mutter mir gesagt hat, ich solle auf mich aufpassen, fühlte ich in mir diese unerträgliche Leere, als wenn ein Loch in meiner Brust wäre. Ich habe mich so allein gefühlt und ich war auch allein, da war niemand mehr aus meiner Familie. Mein Leben war eine Tortur, im Dorf hasste man mich, behandelte mich schlecht. Ich habe eine Mauer um mich herum gebaut, ich habe mich verändert. Und dann, als Shah Rukh kam, da war plötzlich alles anders. Es war, als hätte er die Leere, dieses Loch in mir aufgefüllt. Ich hatte vorher nie wahre Freunde gehabt, habe sogar gedacht, ich würde nie erfahren, wie es sich anfühlt das Band der Freundschaft zu knüpfen. Durch Shah Rukh habe ich geschafft, meine Vergangenheit hinter mir zu lassen. Die quälende Frage nach dem Schicksal meiner Eltern konnte ich endlich ruhen lassen, es war plötzlich nicht mehr so schmerzhaft. Und dann ... dann finde ich dieses Buch und erkenne die Schrift darin, diese wunderschöne geschwungene Schrift meines Vaters, und im ersten Moment wollte ich es nicht glauben, dachte nur, dass es ein Zufall wäre, dass ich mir etwas einbilde, doch dann rutscht dieses Bild aus den Seiten und ich sehe IHN. Ich sehe meinen Vater. Diese tiefgründigen Augen, dieses Lächeln ... sein Gesicht werde ich niemals vergessen. Weißt du Nemo, was da für eine Welt in einem zusammenbricht, wie einem der Boden unter den Füßen weggezogen wird, wenn du siehst, dass ein anderer Gegenstände von deinem Vater hat, die eigentlich dir gehören sollten? Aber das ist ja noch nicht einmal das Schlimmste. Weißt du, wie es sich anfühlt Nemo, wenn dir plötzlich dein Freund sagt, das Buch und das Bild seien Erbstücke? Und plötzlich trifft dich die quälende Erkenntnis, dass dein Vater vielleicht auch sein Vater sein könnte, dass es da eine Verbindung gibt. Weißt du, wie man sich da fühlt?“
Parian wandte sich von Nemo und Shah Rukh ab. Der Halbelf verbarg das Gesicht in Händen und schluchzte leise.
Mit sanfter Stimme antwortete Nemo ihm: „Nein Parian, leider weiß ich nicht wie man sich da fühlt, aber ich versuche es zu verstehen.“
„Wieso hast du nie etwas gesagt?“, rief Parian und funkelte den Inder wütend an.
„Weil ich es ihm versprochen habe und ich halte meine Versprechen.“
„Ich möchte wissen wie es dazu gekommen ist, warum es dazu gekommen ist“, sagte Shah Rukh.
Nemo schüttelte leicht den Kopf. „Das kann ich euch nicht erzählen.“
„Warum nicht?“, fragte Parian.
„Weil das nicht meine Aufgabe ist.“
„Und wessen Aufgabe ist es dann?“, fragte Parian gereizt.
„Eurer Vater wird euch alles erklären. Er hat mir, bevor er die Insel für immer verließ, etwas für euch gegeben.“
Nemo griff in seinen Umhang und holte einen dicken Briefumschlag heraus. Er reichte ihn Shah Rukh.
„Es tut mir wirklich leid, dass ihr es jetzt erst erfahrt, aber glaubt mir, Meer wusste was er tat. Ich hoffe, ihr verzeiht mir für mein Schweigen. Ich lasse euch jetzt allein, ich bin müde und brauche etwas Schlaf. Wenn ihr mich braucht, so lasst nach mir rufen. Ich werde für euch da sein, wenn es nötig ist.“
Mit diesen Worten verließ Nemo den Raum und ließ die Beiden Freunde allein.
„Ich habe Angst Shah Rukh“, sagte Parian nach ein paar Minuten des Schweigens.
„Wovor?“

„Vor dem, was in dem Brief steht. Ich habe Angst vor meiner Vergangenheit. Ich will nicht, dass der alte Schmerz wieder zurückkehrt."
Shah Rukh nickte. Er konnte den Halbelfen verstehen. Auch er fürchtete sich vor dem Inhalt des Briefes, der alles verändern würde.
„Aber wir haben so viele Fragen Parian, wir müssen ihn öffnen."
„Ich weiß."
„Bist du bereit?"
„Kann man für so etwas denn bereit sein?"
Shah Rukh schüttelte den Kopf und zwang sich zu einem Lächeln. Dann atmete er tief ein und wieder aus und drehte den Briefumschlag nervös in seinen Händen. Einen kurzen Moment blickte er auf den schwarzen Schriftzug auf der Vorderseite des Umschlags. *„Für Shah Rukh und Parian, meine geliebten Söhne"*, hatte Meer in großen, geschwungenen Buchstaben geschrieben. Shah Rukh fuhr mit den Fingern über den vertrauten Schriftzug, dann öffnete er den Umschlag und zog mehrere Blätter eng beschriebenes Pergament heraus. Er faltete es auseinander und begann laut vorzulesen.

Meine lieben Söhne,

wenn ihr diesen Brief lest, lebe ich schon seit langer Zeit nicht mehr auf Atlantis. Ihr Zwei habt euch gefunden und erfahren, dass Ihr Brüder seid. Ich weiß, dass Ihr viele Fragen habt, ich hoffe, dass ich alle beantworten kann. Ich wünschte, ich wäre jetzt bei Euch, könnte Euer beider Hände halten und Euch in dieser Stunde zur Seite stehen, wie ein Vater seinen Söhnen zur Seite stehen sollte. Doch dass dies mir nicht vergönnt sein wird ,wisst Ihr ja. Ihr fragt Euch bestimmt, wie es dazu gekommen ist, dass ich nach Atlantis kam. Ich möchte euch die Geschichte gerne erzählen.
Ich gehörte dem Volksstamm der Paschtunen an. Ich habe Dir viel von ihnen erzählt Shah Rukh, kannst Du Dich noch daran erinnern? Kennst Du noch die alte Legende, dass Paschtunen mit einem blauen Muttermal auf dem Rücken direkte Nachfahren von Dschingis Khan seien? Wahrscheinlich hast Du es vergessen, so wie viele der anderen Geschichten, die ich Dir erzählt habe. Ich musste jedes Mal daran denken, wenn ich Dich gebadet und das Muttermal auf deinem Rücken gesehen habe. Parian, du kennst diese Geschichten nicht, ich habe meine Vergangenheit in der alten Welt gelassen, deswegen möchte ich Dir jetzt endlich erzählen, wer Dein Vater war. Ich wurde in ein Indien hinein geboren, das immer noch von den Briten besetzt war. Meine Brüder und ich waren Anhänger von Khan Abdul Ghaffar Khan, der von allen nur ‚Badshah Khan' genannt wurde. Er war ein großer Freiheitskämpfer. Genau wir meine Familie und ich lebte er in jenem Teil des Landes, der später zu Pakistan gehören sollte, und war ein politischer Weggefährte von Mahatma Gandhi. Obwohl die paschtunische Kultur traditionell kriegerische Tapferkeit verherrlicht, rief mein Freund Badshah Khan eine gewaltfreie, islamische Bewegung ins Leben und er wurde bei allen bekannt als ‚Frontier Gandhi'. Seine khundai khidmatgars, *oder auch Rothemden, wie die Briten sie nannten, unterstützten den Indischen Nationalkongress. Ich war einer jener* Gotteskrieger.
Britische Truppen versuchten oft, uns zu Gewaltakten zu provozieren, sie nahmen unsere Freunde gefangen und folterten sie, doch wir ließen uns nicht beirren. Mein Bruder, Gamma, Euer Onkel, war ein angesehener politischer Führer, der unermüdlich arbeitete und Proteste und Demonstrationen gegen die britische Herrschaft organisierte. Ich war bei allen ein gefragter Redner, man schätzte meine feurigen Ansprachen, die ich alle in Urdu hielt und viele der Frauen

meinten, ich hätte eine attraktive Erscheinung. Bis heute kann ich den Worten der vielen Frauen keinen Glauben schenken, ich halte mich jedenfalls nicht für besonders gutaussehend.
Ich kann mich an das Jahr 1942 noch genau erinnern. Es war im August, als die Kongresspartei die Kampagne ‚Quit India' startete, um die Briten zu vertreiben. Diese Partei trat für Gewaltlosigkeit ein, aber die Briten schlugen die Proteste gewaltsam nieder. Die Führer, darunter auch Gandhi, wurden verhaftet. Es war ein schrecklicher Monat gewesen, gezeichnet von Bomben, Gewalt und vielen Toten. Viele Menschen wurden eingesperrt, ich war einer von fast 60.000, der dieses Schicksal erlitt. Ich wurde in dieser Zeit oft verhaftet, dennoch gab man mir die Chance zu studieren, in meinem Leben etwas Vernünftiges zu machen. Man schickte mich nach Delhi, um Rechtswissenschaft zu studieren. Dann geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. In nur fünf Wochen gelang es Sir Cyril Radcliff Pakistan aus dem Punjab heraus zu schneiden. Eine Flüchtlingswelle durchzog das Land, viele zogen über die Grenze, nahe Amritsar, auf 60km verteilt die Straße entlang. Sikhs und Hindus flohen nach Indien, Moslems nach Pakistan. Es kam zu Massakern, Plünderungen und Vergewaltigungen auf beiden Seiten der Grenze. Die Geburt der zwei Staaten, Indien und Pakistan, wurde überschattet von Massenmorden, Leid und Elend. Über Nacht wurde ich zu einem Mann ohne Heimat.
Als Lord Mountbatten, der letzte Britische Vizekönig Indiens, die Teilung verkündete, gehörte mein Freund Badshah Khan zu den wenigen Anführern, die Gandhis Einwände gegen die Zwei-Nationen-Theorie unterstützt hatten und meinten, dass die Teilung auf Grundlage der Religion die Gewalt nur verstärken konnte.
Wir Paschtunen sind zwar Moslems, doch wir wollten zu Indien gehören. Aber die Briten teilten die Provinz Pakistan zu. Kurz nach der Unabhängigkeit warf die islamische Regierung Pakistans Badshah Khan vor, er sei pro-hinduistisch eingestellt und ließ ihn verhaften. Seine Anhänger, zu denen auch meine Familie,Eure Familie gehörte, wurden gewaltsam getrennt und über das ganze Land verteilt. Euer Onkel verbrachte 7 Jahre im Gefängnis. Da ich ebenfalls auf der schwarzen Liste der verräterischen Rothemden stand, wurde mir die Einreise nach Pakistan untersagt. Ich konnte nicht mehr in meine Heimat zurückkehren. Ein Jahr später machte ich meinen Abschluss und ging nach Mumbai um Schauspieler zu werden, lernte die Frau meines Lebens kennen, kehrte nach Delhi zurück und bekam zwei wundervolle Kinder, Shennaz Lala Rukh und Shah Rukh. Als dann mein Tod nahte, bekam ich einen merkwürdigen Besuch.

Ich kann mir bis heute nicht richtig erklären, warum Nemo mich auswählte, warum ich die einmalige Chance auf ein Leben in Atlantis haben sollte. War es, weil ich Teil der Revolution war, ein Unabhängigkeitskämpfer? Ich weiß es nicht. Als Nemo mich aufsuchte, sagte er mir, dass ich durch meine Freundschaft zu Badshah Khan seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen habe. Mein Leben interessierte Nemo und deshalb hatte er sich dafür entschieden, mich auf die Insel zu holen. Ich weiß Parian, ich habe Dir immer erzählt es sei nur ein Zufall gewesen, dass ich auf die Insel gekommen bin, ein Fehler, den Nemo begangen hat. Nun ja, Du warst noch so klein und ich wollte Dir die ganze Geschichte erst erzählen wenn Du alt genug gewesen wärst. Geschichten vom Krieg erzählen sich nicht so gut in einer Welt, in der sich die Völker immer noch gegenseitig anfeinden. Außerdem glaube ich immer noch, Nemo hat mich mit meinem Bruder Gamma verwechselt, der umso viel mehr erreicht hatte als ich.
Ich erinnere mich noch genau an den ersten Tag auf Atlantis. Alles war so einzigartig. Das Leben auf dieser Insel war so einfach und unbeschwert. In jeder Ecke herrschte scheinbar Frieden und Einklang. Nach dem vielen Leid, dem Krieg und dem Elend, dass ich in meiner Jugend ertragen musste, war es hier wie im Paradies. Ich lernte, ein glückliches, unbeschwertes

Leben zu führen, knüpfte eine tiefe und enge Freundschaft zu Nemo. Nur noch eine Sache fehlte zu meinem ewigen Glück: deine Mutter, Shah Rukh. So sehr ich mich an meinem neuen Leben erfreute, so konnte ich jedoch den Verlust meiner großen Liebe nicht verdrängen. Ich vermisste Fatima. Sie war die wichtigste Person in meinem Leben und sie sollte mein Glück mit mir teilen. Ich wollte sie auf Atlantis haben. Sie musste bei mir sein, ich brauchte sie so sehr. Je mehr Zeit verstrich, umso unglücklicher wurde ich. Der Schmerz wurde mit jeder Sekunde größer, die Sehnsucht nach ihr unerträglicher. Schließlich machte Nemo mir durch unsere Freundschaft ein großes Geschenk. Er konnte nicht mit ansehen, wie ich litt und so erlaubte er mir, Fatima ebenfalls auf die Insel zu holen. Eine Ausnahme, wofür ich ihm ewig dankbar bin.
Als die Zeit gekommen war, fragte ich sie, ob sie mir auf die Insel folgen will. Fatima lehnte ab. Shah Rukh, Deine Mutter war schon immer religiöser gewesen als ich. Natürlich legte sie nicht den gleichen Wert auf Religion wie andere Frauen es zur damaligen Zeit taten, doch tief in ihrem Herzen hielt sie an ihrem Glauben fest, an dem, was ihre Eltern ihr mitgegeben hatten. Sie wollte nicht nach Atlantis, es widersprach ihrer Vorstellung. Sie brauchte ein Ende, und der Tod war eines.
Natürlich konnte ich sie verstehen. Ich sagte ihr, es sei in Ordnung, ich könnte damit leben und würde ihre Entscheidung akzeptieren. Doch ich war auch enttäuscht. Ich liebte sie so sehr, dass ich mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen konnte. Unsere Liebe war so stark gewesen, dass ich gehofft hatte, ich könnte sie überzeugen mit mir zu kommen. Doch sie ließ sich nicht umstimmen und ich musste es akzeptieren, auch wenn es mir unendlich schwer fiel. Ich hätte sie wirklich gern bei mir gehabt. Sie zu zwingen kam jedoch für mich nicht in Frage. Ich fragte mich oft, ob ich ihr nicht so viel bedeutete wie sie mir, warum sie mich nicht so liebte, dass sie mir blind in ein neues, langes Leben folgte. Schnell stellte ich fest, dass dies alles egoistische Gedanken waren und ich mich über ihre Entscheidung freuen sollte, weil es sie glücklich machte. Ich wollte nichts sehnlicher, als sie glücklich zu wissen.
Ich weiß nicht mehr wie viele Jahre ich nach ihrer Entscheidung auf Atlantis verbracht habe. Waren es 100 oder doch 200? Ich schaffte es nie, die Traurigkeit und Sehnsucht nach ihr zu überwinden. Jeden Tag war sie in meinen Gedanken. Sie zu vergessen war unmöglich. Es war wie ein Leben in Trance, ein dumpfes Gefühl, ein Spaziergang durch einen dichten Nebel. Ich träumte oft vor mich hin, bekam mein Umfeld kaum mit. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum ich ständig in Schwierigkeiten geriet. Bestimmt war ich für alle auf der Insel nur der durchschnittliche Mensch mit den dunklen Haaren und traurigen Augen, der sich stets so benahm, wie er sich fühlte und nie darauf achtete, wie andere über ihn denken. Sie hatten ja Recht, was interessierten mich die Anderen? Sie hätten meinen Schmerz auch nicht heilen können. Also lebte ich weiter in meiner Traumwelt, rief Erinnerungen an Fatima zurück, an die glückliche Zeit, die ich mit ihr und meinen bezaubernden Kindern verbringen durfte. Wenn ich mein damaliges Verhalten heute betrachte, so kommt mir immer einer der Reime in den Sinn, die Du , Shah Rukh, während der Pause einer Theateraufführung rezitiert hast:

Ich sehe, wie die Vögel fliegen
Ich sehe, wie die Leute laufen
Ich sehe mich selbst und weine
Wer weiß, in welchen Träumen ich mich selbst verliere

Manchmal habe ich mich wirklich in meinen Träumen verloren. Zeit hat für mich keine Rolle mehr gespielt, eigentlich spielte nichts wirklich mehr eine Rolle für mich. Ich habe Nemo in

dieser Zeit viele Sorgen bereitet, vielleicht hatte er mich aufmuntern wollen, als er mich eines Tages in ein kleines Dorf fernab von der Stadt mitnahm. Natürlich hatte er mir viel über die Bewohner von Atlantis, die Elfen, erzählt, doch hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nie welche zu sehen bekommen. Umso faszinierender war es für mich, als ich ihnen zum ersten Mal gegenüber stand. Die Elfen sind erstaunliche Lebewesen. So voller Stolz und Anmut. Sie strotzen nur so vor Eleganz. Schnell habe ich gemerkt, dass sie gefühlskalt sind und wenig mit einem Menschen anfangen können. Dennoch wurde ich freundlich und höflich begrüßt, ich fühlte mich nicht unwillkommen.
Es ist mir unerklärlich, aber mit einem mal verschwand der Nebel um mich herum. Es war, als würde ich aus einem langen Schlaf erwachen. Plötzlich konnte ich wieder klar sehen, konnte klar denken und fühlen. Der Grund hierfür war SIE.
Es verschlug mir den Atem, als ich sie zum ersten mal erblickte. Sie war anders als die anderen weiblichen Elfen, größer und anmutiger, eine wahre Schönheit. Ihr langes, goldblondes Haar umschmeichelte ihr fast schneeweißes Gesicht, ihre goldfarbenen Augen strahlten Wärme anstatt Kälte aus. Ich erinnere mich noch, wie sie im Licht glänzten, beinahe wie Sterne funkelten. Sie trug ein langes Gewand aus weißer Seide und hatte sich die schönsten Blumen, die es auf Atlantis zu finden gab, in ihr Haar geflochten. Sie sah aus wie ein Engel, ich hatte immer das Gefühl, als würde sie im Licht leuchten. Sie ging nicht, sie schwebte und wenn man genau hinhörte, so konnte man die zarten Kettchen aus Gold an ihren Fußgelenken klingen hören. Wenn sie sprach, hörte es sich an, als würde sie singen, eine warmherzige und reine Stimme. Ja, so jemanden wie sie hatte ich noch nie gesehen. Der Elfencharme wirkte unvermittelt auf mich ein und natürlich interessierte ich mich für sie, aber ich war zu schüchtern, zu unsicher, als dass ich sie hätte ansprechen können. Doch ich konnte sie nicht ignorieren und so erkundigte ich mich in der Stadt nach ihr.
Ihr Name war Fyąna. Sie gehörte zur Familie der „Lefays“, einer der damals angesehensten Elfenfamilien auf Atlantis. Sie war eine hochrangige Elfe, man sagte, sie habe eine besondere Fähigkeit und sei deshalb eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Elfen in ihrem Clan. Sie wurde von allen geschätzt und respektiert. Jeder suchte ihre Gesellschaft.
Fyąna Lefay.
Wie oft ich wohl ihren Namen vor mich hin geflüstert habe? Wie oft ich wohl an sie gedacht habe?
Shah Rukh, bitte verurteile mich nicht. Ich habe Fatima nie vergessen. Meine Liebe zu ihr war zu diesem Zeitpunkt immer noch sehr groß.
Als Fyąna begann, sich für mich zu interessieren, hatte ich noch nicht gedacht, dass ihre Gefühle für mich über eine Freundschaft hinaus gehen konnten. Fyąna hatte bis zu meinem Erscheinen noch nie einen Menschen außer Nemo gesehen. Sie war neugierig und wollte wissen, was an mir so anders sein sollte als an Elfenmännern. Sie hatte noch nie verstanden, warum die Elfen lieber für sich blieben, warum sie so starrsinnige Geschöpfe waren und die Menschen verachteten, bloß weil sie nicht so perfekt waren wie sie selbst.
Fyąna setzte alles daran mich zu treffen und es gelang ihr auch. Ihr Interesse an mir war sehr groß, ich sollte ihr vieles über die Menschen erzählen, über mein Leben und die Welt außerhalb von Atlantis.
Je öfter wir uns trafen, desto wichtiger wurde ich ihr. Langsam verliebte sie sich in mich. Ich weiß nicht, warum sich ein so schönes und einzigartiges Geschöpf wie sie sich in einen normalen Menschen, der noch nicht einmal annähernd so gut aussah wie sie, verlieben konnte. Als ich spürte, was sie für mich empfand, zog ich mich zurück. Fyąna war eine wunderbare Frau,

einfühlsam und voller Zärtlichkeit, gebildet und warmherzig, doch sie war nicht Fatima. Ich liebte keine Elfe, ich liebte Fatima. Ich wollte sie bis in alle Ewigkeit lieben. Ich wusste, dass ich Fyąnas Liebe nur schwer entgehen konnte. Es ist von vornherein schon schwer, sich als Mann dem Charme einer Elfe zu entziehen, aber wenn sich die Elfe in einen verliebt, hat man keine Chance mehr. Ich klammerte mich an die Erinnerungen an meine Frau. Immer wieder hielt ich mir vor Augen, wen ich wirklich liebte, dass die Gefühle für Fyąna nur Illusion waren. Doch je mehr Zeit verging, umso schwerer wurde es. Ich vermisste die langen Gespräche zwischen mir und der Elfe. Sie war schon längst eine Vertraute für mich geworden, jemand, der den Schmerz in mir linderte und mein Leben auf der Insel erleichterte. Doch mit den wachsenden Gefühlen zu Fyąna stiegen auch die Schuldgefühle. Ich wusste, dass wenn ich ihr nachgeben würde, würde ich die Liebe zwischen Fatima und mir verraten. Meine Selbstvorwürfe stiegen ins unermessliche, je mehr meine Liebe zu Fyąna wuchs. Ich hatte das Gefühl, ich würde Fatima betrügen, sie verraten und das wollte ich nicht. Lange Zeit kämpfte ich mit mir, mit dem Zwiespalt in meinem Innern. Konnte ich das meiner toten Frau antun? Konnte ich unsere Liebe einfach beiseite schieben? Waren all die schönen Jahre nichts mehr wert?
Shah Rukh, ich habe es mir nicht leicht gemacht. Ich hatte Zweifel, ich scheute mich vor einer Entscheidung. Deine Mutter war eine so wundervolle Frau gewesen, sie wird für immer meine wahre Liebe bleiben. Ich fühle mich wie ein Verräter. Die Entscheidung für Fyąna ist mir nicht leicht gefallen, doch Fatima war schon lange tot und ich musste mich damit abfinden, dass ich sie nie wieder sehen würde. Ich werde sie für immer lieben Shah Rukh, sie hat mir zwei der schönsten Geschenke in meinem Leben bereitet, Dich und Lala. Ich hoffe, Du kannst mir verzeihen, aber ich musste sie loslassen. Mein Leben war nun Atlantis gewidmet. Sie wird immer in meinem Herzen bleiben, doch Fyąna hat dort auch einen Platz verdient. Sie gab meinem Leben einen neuen Sinn. Und so kam es, dass ich ihr nicht mehr widerstehen konnte und mich auf diese neue Liebe einließ. In einer Vollmondnacht nahm ich sie zur Frau.
Hätte ich gewusst, welch Schicksal ich damit besieglte, hätte ich es vielleicht nicht getan, dennoch bereue ich nichts.
Dass unsere Liebe in dem Elfendorf nicht angesehen wurde, war uns von vornherein bewusst gewesen. Doch man schätze Fyąna so sehr, dass man ihr gegen die Regel erlaubte, im Dorf zu bleiben. Sie fühlte sich trotz aller Widrigkeiten nicht in der Lage, ihre Familie zu verlassen. Sie war froh, als man ihr die Ausnahme von der Regel gestattete. Zuerst hatte ich gedacht, die Elfen täten es wirklich um ihretwillen, doch ich erfuhr später, dass Fyąna eine seltene Begabung besaß, eine Fähigkeit, die es ihr ermöglichte, in nur wenigen Sekunden von einem Ort zu einem anderen Ort zu springen. Ělyąnor, ein Elf aus einem abgelegenen Elfendorf auf der anderen Seite der Insel, erzählte mir davon, als er für kurze Zeit Nemo einen Besuch abstattete. Von ihm erfuhr ich, dass Fyąna ihre Fähigkeit mit der Zeit verloren hatte und die Elfen hofften, dass die Begabung zurückkommen oder sich an ihre Nachkommen vererben würde.
Ich besuchte sie so oft wie nur möglich im Dorf, zu ihr ziehen konnte ich nicht, dass hätte den Konflikt mit ihrer Familie und dem Clan nur noch verstärkt, und vermied es ihrer Familie oder den anderen Elfen aus dem Clan zu begegnen. Ich konnte ihre abschätzigen und missfallenden Blicke kaum ertragen, nicht, weil sie sie mir zu warfen, sondern, weil sie auch Fyąna anders behandelten. Irgendwie schafften wir es dennoch, eine glückliche Zeit zu verbringen. Die anderen Elfen ignorierten uns die meiste Zeit, damit hatten wir wenig Probleme.
Und dann kamst du Parian.
Wie stolz ich war, als ich Dich im Arm halten und in den Schlaf wiegen konnte. Du warst mein kleiner Wirbelwind, hast nur so gestrotzt vor Energie, warst alles andere als schüchtern oder

unsicher. Du glaubst es vielleicht nicht, aber ich habe immer Shah Rukh in Dir gesehen. Ihr beide seid Euch ziemlich ähnlich. Ihr wart klein, frech und ziemlich schnell. Ich musste immer hinter Dir her rennen, Parian, und Dich einfangen, vor allem, wenn Du ins Bett solltest. Ich war so stolz auf Dich, darauf, dass Du zur Hälfte ein Mensch warst und Emotionen zeigen konntest. Aus Dir sollte kein kaltherziger Elf werden. Ich habe oft neben Dir gesessen und habe Dir Geschichten erzählt, so wie ich Shah Rukh Geschichten erzählt habe. Du hast mir immer so aufmerksam zugehört.

Parian Lefay. Wusstest Du, dass du den Namen mir zu verdanken hast? Du bist nämlich mein kleiner „pari“, mein Engel. Du hast das Leben Deiner Mutter und meines so bereichert. Fyąna war froh, als man auch Dich im Dorf duldete, obwohl jeder spürte, dass in Dir menschliches Blut floss. Heute weiß ich, dass man gehofft hatte, du würdest die gleiche Fähigkeit haben wie Deine Mutter.

Ich war so glücklich, dass ich Dich hatte, Parian, dass ich nicht bemerkte, wie sich die Stimmung im Dorf allmählich veränderte. Fyąna jedoch spürte es sofort. Als die Elfen merkten, dass die Magie nicht zu Fyąna zurückkehrte und in Dir nicht erwachte, wurden sie wütend. Sie sahen keinen Sinn mehr darin, Euch in ihrem Dorf leben zu lassen. Sie fingen an Euch zu bedrohen, sagten, Ihr wäret unrein und hättet es nicht verdient, unter Elfen zu leben, hättet es allgemein nicht verdient, zu leben. Die Elfen waren der Meinung, Fyąna hätte ihren Clan verraten, die reine Elfenlinie beschmutzt, und ich als Mensch war ihnen von vornherein schon ein Dorn im Auge gewesen. Die Drohungen wurden mit der Zeit immer massiver, je älter du wurdest, Parian. Du hattest das Alter, in dem junge Elfen beginnen Magie einzusetzen, längst überschritten, ohne eine magische Begabung zu zeigen. Das machte die Elfen nur noch wütender. Sie fühlten sich um ihre Hoffnungen betrogen.

Schließlich stellten sie uns vor ein Ultimatum. Entweder Fyąna und ich verließen freiwillig die Insel und starben oder sie würden uns alle drei töten. Gingen Fyąna und ich aber in den Tod, dürfe unser Sohn weiterhin bei ihnen leben und heranwachsen in der Hoffnung, er entwickelt doch noch eines Tages eine Fähigkeit.

Parian, ich weiß, dass es für Dich unbegreiflich ist, warum wir Dich verlassen haben. Ich möchte, dass Du verstehst, dass wir keine andere Wahl hatten. Du warst noch so klein und unschuldig. Fyąna und ich hatten keine Chance gegen den Clan, wir hätten Dich nicht verteidigen können. Wir haben uns diese Entscheidung wirklich nicht leicht gemacht. Dich zu verlassen, war das Schlimmste, was wir tun konnten und doch sollte es Dein Leben retten. Du warst das Wichtigste für uns, so wichtig, dass wir bereit waren, für Dich unser Leben zu geben. Schweren Herzens haben wir uns also dafür entschieden, zu Deinem Wohle das Dorf und Atlantis zu verlassen. Ich erinnere mich noch, dass Nemo gegen unseren Plan war, doch er konnte uns nicht aufhalten. Wir wussten, dass es für Dich das Beste war. Es war der einzige Weg, Dein Leben zu beschützen. Ich weiß, ohne Eltern aufzuwachsen ist für ein Kind schrecklich, doch ich hätte es mir nicht verzeihen können, wenn sie Dich umgebracht hätten. Du kannst uns dafür hassen, aber Du sollst wissen, dass das die schwerste Entscheidung in unserem Leben war. Nie werde ich die Tränen Deiner Mutter vergessen. Sie hat Dich so geliebt, mit ihrem ganzen Herzen. Ich erinnere mich noch, wie sie an Deinem Bettchen saß und Dir Lieder in einer alten Elfensprache vorgesungen hat. Für sie warst Du perfekt, mit oder ohne Begabung, als Elf oder Halbelf oder Mensch, und sie hatte nie verstehen können, warum ihre Familie Dich verabscheute. Dich allein zu lassen, brach ihr das Herz, doch sie wollte Dich lieber allein und dafür in Sicherheit wissen als tot. Ich hoffe, die Elfen haben ihr Versprechen gehalten und Dich gut aufgezogen. Ein Teil in mir sagt jedoch, dass Dein Leben unter ihnen nicht einfach gewesen

sein muss. Es tut mir leid Parian, es tut mir so unendlich leid. Wir wollten Dich nicht im Stich lassen.

Bitte verzeiht mir, dass Ihr erst jetzt von dieser Geschichte erfahrt, dass Ihr erst jetzt erfahrt, dass Ihr Brüder seid.
Bevor ich die Insel verlasse, musste Nemo mir versprechen, dass er Dich, Shah Rukh, auf die Insel holt, wenn Du, Parian, alt genug bist. Ich weiß, dass Du wütend und traurig bist Parian, dass Du es nicht gut findest, jetzt erst davon zu erfahren. Doch was hättest Du getan, wenn Du es früher gewusst hättest? Ich wusste damals, dass es Dich nur unglücklich machen würde, wenn Du wüsstest, dass irgendwo da draußen Dein Bruder ist. Glaube mir, die Entscheidung, Dich im Unklaren zu lassen, hat Dir nicht geschadet, es hat Dir eher geholfen. Ich fand, dass es reichte, dass Du mit unserem Verlust fertig werden musstest. Die Sehnsucht nach einem Bruder wollte ich dir nicht auch noch zumuten. Ich trug Nemo auch auf, einen guten Freund mit auf die Insel zu holen, der Shah Rukh unterstützen soll, ihm Halt geben soll. Bitte verzeiht Nemo, dass er kein Wort zu Euch gesagt hat. Er musste mir versprechen, dass er Euch den Brief nur dann übergibt, wenn Ihr das Geheimnis selbst entdeckt und ihn danach fragt. Hättet Ihr Euch nicht getroffen, sollte es für immer ein Geheimnis bleiben.

Meine Söhne, wie gern wäre ich jetzt bei Euch, würde Euch in den Arm nehmen. Ich hoffe, Euer Leben ist so, wie Ihr es Euch erträumt habt. Seid ihr glücklich?
Ich wünschte, ich könnte euch aufwachsen sehen, euch in eurem Leben zu Seite stehen.
Shah Rukh, hast Du die Frau deines Lebens gefunden? Hast Du auch immer gut auf deine Schwester aufgepasst?
Was würde ich dafür geben, Euch noch ein einziges Mal zu sehen!
Ich bin so froh, dass Ihr Euch endlich begegnet seid. Ihr seid meine Söhne und ich bin so stolz auf Euch. Ich liebe euch, mehr als ich irgendetwas auf der Welt lieben könnte.
Bitte passt auf Euch auf und gebt Euch gegenseitig Schutz und Halt, so lange Ihr zusammen seid.

Irgendwann werden wir uns wiedersehen...

Meer

Shah Rukh wischte sich eine Träne von der Wange, als er die letzten Zeilen mit zitternder Stimme vorgelesen hatte. Er faltete den Brief sorgsam zusammen und steckte ihn wieder in den Briefumschlag. Mit jedem Wort seines Vaters hatte ihn eine Welle aus Gefühlen und Erinnerungen übermannt. Nun war sein Kopf jedoch klar. Sein Vater hatte all seine Fragen beantwortet.
Er blickte zu Parian, der die ganze Zeit ruhig zugehört und kaum Reaktion gezeigt hatte. Doch die Tränen, die sich ihren Weg über sein Gesicht bahnten verrieten was in ihm vorging.
„Es ist also wahr...“, flüsterte er mit heiserer Stimme.
„Ja, ist es“, antwortete Shah Rukh, er hatte den Blick zu Boden gesenkt.
„Wir sind also Halbbrüder. Es ist unfassbar. Jahrelang habe ich mich gefragt, warum meine Eltern mich verlassen haben und nun weiß ich es, ich weiß es endlich. Ich hatte immer gedacht, dass ich ganz allein wäre, doch nun habe ich einen Halbbruder.“
Shah Rukh schüttelte den Kopf.
„Ich bin nicht dein Halbbruder“, sagt er trocken.

Parian blickte erschrocken auf. Schmerz und Enttäuschung spiegelte sich in seinem Blick wieder. Shah Rukh spürte, dass der Halbelf Angst hatte, Angst wieder verlassen zu werden.
Er lächelte, dann fuhr er fort: „Ich bin nicht dein Halbbruder ... ich bin dein Bruder! Voll und ganz.“
Parian freute sich, doch dann blickte er betrübt zu Boden und plötzlich war Shah Rukh überrascht.
„Parian, was ist los?“
Der Halbelf hob den Kopf, doch er konnte Shah Rukh nicht in die Augen sehen.
„Willst du mich denn überhaupt als Bruder haben?“, fragte er traurig.
Shah Rukh stutze und rückte näher an Parian heran.
„Aber wieso sollte ich dich nicht als Bruder wollen?“
„Na ja, ich bin zur Hälfte ein Elf...“
Bei dieser Antwort fing Shah Rukh laut an zu lachen.
„Was ist so lustig?“, fragte Parian peinlich berührt und seine Wangen nahmen eine leicht rosige Farbe an.
„Oh Parian, du bist herrlich. Mein Bruder ist zur Hälfte ein Elf, kann in der Dunkelheit perfekt sehen, zaubert die wunderschönsten Knöpfe herbei, die die Welt je gesehen hat und kann sich sogar von einem Ort zu einem anderen teleportieren. Was bitteschön gibt es denn cooleres als DAS? Einen besseren Bruder als dich gibt es nicht.“
„Meinst du das ernst?“ Parians Miene erhellte sich und seine Augen fingen an zu strahlen.
„Natürlich, ich meine das verdammt noch mal total ernst. Und jetzt komm endlich her und lass dich umarmen.“
Shah Rukh öffnete einladend die Arme. Parian stürzte sich auf ihn und beide umarmten sich innig, bis sie fast keine Luft mehr bekamen.
„Hier, das gehört dir“, sagte Shah Rukh und überreichte Parian den Brief und das Bild ihres Vaters.
„Nein, das kann ich nicht annehmen.“
„Und wie du das annehmen kannst. Der Brief beinhaltet deine Vergangenheit, du hast von ihm mehr als ich. Das Bild soll auch dir gehören, weil es das Einzige ist, was dich an sein Aussehen erinnern wird.Bei mir Zuhause, in der anderen Welt, gibt es genug Kopien von diesem Bild. Du sollst auch eine haben.“
Parian kamen erneut die Tränen durch Shah Rukhs Gutherzigkeit. In stummer Dankbarkeit fielen sie sich erneut in die Arme.
Als sie sich wieder voneinander lösten, blickten sie sich lang in die Augen.
„Wir sind Brüder“, sagte Parian.
„Ja, Brüder für alle Ewigkeit, so wie es unser Vater sich gewünscht hat“, antwortete Shah Rukh.

Shah Rukhs Worte versetzten Parian einen Stich. Wie sehr wünschte er sich, dass es so sein würde. Doch wer wusste schon, was die Zukunft brachte? Parian hoffte nur, dass er stark genug sein würde, Shah Rukhs Entscheidung am Ende zu akzeptieren, egal, wie sie auch ausfiel. Er ahnte, dass es ihm schwer fallen würde, dennoch beschloss er Shah Rukh nichts davon merken zu lassen.
Stattdessen rief er einen der Diener herbei, die im Hintergrund auf Befehle warteten, und bat Nemo auszurichten, dass alles in Ordnung sei, er solle sich keine Sorgen machen. Die Brüder hatten zueinander gefunden, wie ihr Vater es sich gewünscht hatte. Der Diener verneigte sich tief

und versicherte die Nachricht auszurichten, sobald Nemo wieder wach wäre. Daraufhin bat Parian die Diener, sie alleine zu lassen.
Er hatte beschlossen, mit Shah Rukh in den Pavillon zurück zu teleportieren. Er wusste, dass es leichtsinnig war, einfach so einen Sprung zu verschenken. Die Sache mit Ebô'ney hatte es ihm mehr als deutlich gezeigt. Aber er brauchte diesen Sprung, musste einfach die Bestätigung haben, dass seine besondere Fähigkeit ihm gehorchte und nicht nur ein Trugbild seiner Gedanken war. Abgesehen davon war er zu faul den ganzen Weg noch einmal zu laufen, noch dazu bergauf. Abgesehen davon war es der schnellste Weg, Neuigkeiten über Ebô'neys Zustand zu erfahren. Also nahm er Shah Rukh bei der Hand und sah ihm kurz in die Augen. Sein Bruder verstand und nickte knapp. Parian konzentrierte sich und schon im nächsten Moment standen sie mitten im Pavillon. Das Ziehen war erträglich gewesen und von Kopfschmerzen keine Spur. Parian war glücklich. Es war ein perfekter Sprung gewesen.
„Schön, dass ihr euch auch noch einmal blicken lasst."
„Saif! Wie geht es Ebô'ney?", fragte Parian ohne auf den Sarkasmus in Saifs Stimme zu reagieren.
„Ach, das hab ich glatt vergessen. Ich wusste ja nicht, dass du dich noch dafür interessierst."
„Sei nicht so gemein zu Parian", mischte sich Shah Rukh ein. „Es gab etwas Wichtiges, das wir unbedingt mit Nemo besprechen mussten."
„Etwas Wichtigeres als Ebô'neys Leben?" Billî betrat den Pavillon und stellte sich neben Saif. „Also wirklich, Parian, ich verstehe dich nicht. Erst setzt du dein Leben aufs Spiel, um ihr zu helfen und dann verschwindest du für mehr als drei Stunden."
Shah Rukh legte beschützend einen Arm um Parians Schulter. Er spürte, dass der Halbelf zitterte. Er kam mit der scheinbaren Feindseligkeit seiner Freunde nicht klar.
„Ich weiß, was ihr jetzt denkt", begann er. „Aber es gibt wirklich Dinge, die wichtiger sind als das Leben anderer. Das eigene, zum Beispiel. Also seid bitte so nett und sagt uns, wie es Ebô'ney geht!"
„Also gut", erklärte Billî sich widerwillig dazu bereit, eine Antwort zu geben. „Esme hatte Saif vor mehr als zwei Stunden mit der Nachricht zu euch geschickt, dass es Ebô'ney besser geht. Ich sollte euch jetzt ausrichten, dass sie außer Lebensgefahr ist. Sie braucht noch einige Zeit, bis sie wieder völlig auf dem Damm ist, aber sie wird es schaffen. Sag mal, hört ihr mir überhaupt zu?"
Parian sah kurz auf, dann heftete sich sein Blick wieder auf das Foto in seiner Hand.
„Selbstverständlich höre ich dir zu", erklärte er. „Ebô'ney ist außer Lebensgefahr."
Saif ging an Billî vorbei und stellte sich hinter Parian, um zu sehen, was dessen Aufmerksamkeit so sehr fesselte.
„Sag mal, Shah, ist das nicht ein Bild von deinem Vater, Shah?"
„Es ist ein Bild von *meinem* Vater", erklärte Parian mit einem glücklichen Seufzer. „Dank Shah Rukh habe ich endlich ein Bild von ihm!"
„Nein, das geht nicht. Das ist eindeutig ein Bild von Meer, Shah Rukhs Vater. Sieh dir doch nur die Augen an."
„Vielleicht hat Parian sich ein bisschen ungeschickt ausgedrückt", ergriff Shah Rukh das Wort. Saif warf ihm einen Hab-ich's-doch-gewusst-Blick zu. „Aber Parian muss sich erst noch daran gewöhnen, dass sein Vater eigentlich unser Vater ist. Mir fällt es leichter, *unser* Vater zu sagen, weil ich eine Schwester habe. Aber für ein Einzelkind wie Parian muss es sehr schwer sein."
Parian sah auf und Shah Rukh direkt in die Augen.
„Jetzt hast du dich aber ein bisschen ungeschickt ausgedrückt. Es muss heißen *ehemaliges* Einzelkind. Immerhin habe ich jetzt einen Bruder und eine Schwester."

„Verzeih, Kleiner, ich wollte Lala und mich nicht unter den Teppich kehren. Es ist einfach nur alles so neu. Für uns beide, würde ich mal einfach so behaupten.“
„Ich verstehe nicht, warum es mir nicht schon viel früher aufgefallen ist. Du siehst Vater so ähnlich!“
„Es kann nicht sein, was nicht sein darf. Du hast nicht damit gerechnet, dass es einen Bruder geben könnte, also hast du es nicht wahr haben wollen.“
„Erzähl mir von meiner Schwester. Warum ist sie nicht hier?“
„Lala ist die Erstgeborene. Sie war ein fröhliches Mädchen bis erst unser Vater und dann meine Mutter starb. Besonders Mutters Tod hat sie nie überwunden. Deswegen ist sie leider nicht in der psychischen Verfassung, ein eine Reise nach Atlantis zu unternehmen und einen neuen Bruder kennen zu lernen. Irgendwie scheint abbu das geahnt zu haben, weswegen er Nemo bat, mich allein nach Atlantis zu holen.“
„Nemo erlaubt Besuchern wenn sie sich eingelebt haben manchmal, nach ihren Familien zu sehen. Er hat eine lange Zeit auf Atlantis gelebt, bevor er...“
Parian schwieg und Shah Rukh spürte, dass seinem Bruder ein Gedanke gekommen war, der ihn sehr beunruhigte. Er drückte ihm aufmunternd die Schulter.
„Eigentlich musst du mich doch hassen“ , sagte Parian leise.
Shah Rukh trat einen Schritt zurück. Er war so verblüfft, dass er kein Wort herausbrachte.
„Ich meine, wäre ich nicht gewesen, dann würde dein Vater jetzt noch leben und du hättest ihn wieder sehen können. So wie Karan“, schloss Parian leise. „Ich meine, er schließlich ist er nur meinetwegen...“
Shah Rukh packte Parian an den Schulter und schüttelte ihn unsanft.
„So etwas darfst du nicht einmal denken! Selbstverständlich wäre es toll gewesen, hätte ich meinen Paa noch einmal sehen können. Ich habe ihn mindestens genauso geliebt und verehrt wie du. Aber das Schicksal ist nicht immer fair zu uns, das solltest du am allerbesten wissen. Es hat mir die Chance genommen, meinen geliebten abbu noch einmal sehen zu dürfen. Auf der anderen Seite war es allerdings auch sehr freundlich zu mir. Denn es hat mir den wundervollsten Bruder geschenkt, den ich mir nur wünschen kann. Das meine ich ernst, Parian. Der Gedanke, dass wir Brüder sind, ist für mich genauso schön, wie der Gedanke an meine Kinder. Saif und Karan werden dir bestätigen können, dass meine Kinder für mich das Wichtigste auf der Welt sind.“
„Ehrlich?“
„Ehrlich! Mein Wort darauf.“ Shah Rukh umarmte Parian. „Du bist und bleibst ein dummer Elf, weißt du das? Wann lernst du endlich, dass du viel mehr kannst und viel mehr bist, als du dir zutraust?“
„Verzeiht, wenn wir diese traute Zweisamkeit stören“, meldete sich Saif zu Wort, „aber haben wir das richtig verstanden? Ihr zwei seid Brüder?“
Shah Rukh löste sich aus der Umarmung, ließ jedoch seine Hand auf Parians Rücken liegen.
„Ja. Mein Vater kam nach Atlantis und lernte hier Parians Mutter kennen. Somit ist Parian mein kleiner Bruder.“
„Ich bin mir nicht sicher, ob diese Aussage so zutreffend ist“, sagte Billî mit einem feinen Schmunzeln um die Schnauze. „Immerhin ist Parian mehr als zehnmal so alt wie du.“
„Aber er ist doch nach mir geboren worden“, versuchte Shah Rukh seinen Standpunkt zu verteidigen.
„Nicht zwangsläufig. Aus deiner Sicht mag das zutreffen. Du wurdest geboren, dein Vater kam nach Atlantis und Parian kam auf die Insel. Dabei vergisst du allerdings, dass die Zeit auf

Atlantis nicht so linear verläuft, wie du es gewohnt bist. Atlantis steht außerhalb der Zeit, wie du sie kennst. Zwar zählen auch wir unsere Tage, Jahre, Jahrhunderte und Jahrtausende. Auch wir haben einen Kalender, auch wenn er ein bisschen anders aussieht als der eure. Das Problem ist nur, dass du unsere Zeit nicht mit der euren vergleichen kannst. Nemo allein bestimmt, wann unsere Zeit und eure Zeit sich berühren. Angenommen, er hat deinen Vater auf die Insel geholt und ist kurz vor Parians Geburt in der Zeit von Albert Einstein gewesen, dann wäre Parian vor dir geboren und somit auch nach deiner Zeitrechnung älter als du."
„Du verwirrst mich", gab Shah Rukh zu.
„Oha, das ist selten, darauf darfst du dir was einbilden, Katerchen. Aber sag, woher weißt du so viel über unsere Zeit?"
„Gehört mit zu meinen Aufgaben, Saif."
„Lass den Kater reden", erklärte Parian großzügig. „Ich bin gern dein kleiner Bruder. Schließlich hätte Âta'ryn'yá es genauso gesehen."
„Âta'ryn'yá?"
„Ein Kosewort für Vater in der alten Sprache meines Volkes. Meine Mutter hat es mir beigebracht."
„Okay, jetzt wissen wir, warum du hier bist. Karan ist bestimmt wegen Yash hier. Aber was ist mit mir? Ich bin weder so berühmt wie du noch habe ich einen Verwandten auf Atlantis. Jedenfalls ist mir bis jetzt noch niemand begegnet", fügte Saif mit einem traurigen Unterton hinzu. Shah Rukh wusste, dass er an seinen Vater dachte.
„Unser Vater bat Nemo, einen Freund von mir auf die Insel zu holen, damit ich einen Halt habe, falls ich die Nachricht nicht verkraften würde", beantwortete Shah Rukh Saifs Frage.
„Dann hat er mich aber an einen denkbar schlechten Ort verfrachtet. Ich meine, ich war so weit weg von euch. Die Wahrscheinlichkeit, dass ich euch nie getroffen hätte war doch groß, oder?"
„Ich glaube, mein lieber Saif, Nemo weiß sehr viel mehr über die Vorgänge von Atlantis, als wir alle ahnen. Vielleicht hatte er von vornherein die Absicht, dass du Parian ohne mich kennen lernst, unser beider Freund wirst, damit nicht nur ich sondern auch Parian zur Not eine Stütze gehabt hätte. Und vielleicht ist es ja auch kein Zufall, dass Karan ausgerechnet zur gleichen Zeit seinen Vater besucht. Aber vermutlich werden wir das nie erfahren."
„Hey, wo seid ihr denn alle? Ihr könnt doch nicht einer nach dem anderen verschwinden und mich alleine lassen!"
„Karan!", begrüßte Saif den Freund mit einem Schlag auf die Schulter, der Karan taumeln ließ. „Junge, du hast den größten Spaß verpasst. Vielleicht tröstet dich ja die Aussicht, dass du ab sofort zwei große Brüder hast. Oder doch eher einen großen und einen kleinen?"
„Häh? Ist dir die Sonne von Atlantis nicht bekommen? Wovon redest du, Saif?"
„Du musst wissen", erklärte Shah Rukh stattdessen Parian, „dass Karan in mir gerne einen großen Bruder sieht."
„Aha", machte Parian gleichgültig und vertiefte sich wieder in das Foto in seinen Händen. Er hatte es schon viel zu lange nicht mehr angesehen.
„Was ist hier los? Wovon redet ihr? Warum hat Parian ein Foto von Shah Rukhs Vater in der Hand?"
„Weil Meer auch sein Vater ist, Karan."
„Du spinnst, Saif!"
„Warum? Immerhin ist dein Vater doch auch auf Atlantis. Dir könnte also genau das Gleiche passieren."
„Ach was, mein Vater liebt meine Mutter!"

„Und wenn sie nicht auf Atlantis leben möchte?“, fragte Shah Rukh leise. „So wie meine Mutter? Glaubst du, dein Vater würde jahrhundertelange Einsamkeit ertragen?“
Darauf wusste Karan keine Antwort. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen und schloss ihn sofort wieder.
Plötzlich fiel allen auf, dass sie schon lange nichts Vernünftiges mehr gegessen hatten. Während der ausgiebigen Mahlzeit erzählten Shah Rukh und Parian den Freunden mehr von der seltsamen Geschichte, die sie zu Brüdern machte. Dabei fielen Shah Rukh Yashs warnende Worte wieder ein. Zusammen mit dem Schicksal seines Vater ergab sich eine Situation, die ihm ganz und gar nicht gefiel. Hatte er sich leichtfertig an ein Versprechen gebunden, dass er nicht würde halten können? War es denn wirklich nur sein Versprechen, dass ihm Kopfzerbrechen bereitete? Was war mit den Freundschaften, die ihn an Atlantis banden? Die Neugier zu erfahren, was aus den Kätzchen wurde, die Esme und Bhoot erwarteten? Die Frage, ob Soniye und Billî ein ähnliches Glück zuteil wurde? Würde sich das Schicksal von Atlantis klären, bevor er die Insel wieder verlassen musste? Was wurde aus Nemo?
»Alles in Ordnung mit dir, Shah Rukh? Du bist so schweigsam.«
Shah Rukh hob den Kopf und sah Parian an. Er sah die Sorge in seinem Blick und musste schmunzeln. »Nur ein paar Gedanken über die Zukunft, Kleiner.«
»Ich möchte, dass du weißt, dass ich dich nicht mehr an dein Versprechen binde, dass du mir viel zu leichtfertig gegeben hast. Ich habe schon länger darüber nachgedacht und beschlossen, dass ich nicht in der Lage bin, so eine weitreichende Entscheidung von dir zu verlangen. Ich will, dass du dich so entscheidest, wie du es für richtig hältst. Ich werde deine Entscheidung akzeptieren, egal wie sie ausfällt. Ich weiß, du wirst es dir die Entscheidung nicht einfach machen.«
Shah Rukhs Lächeln wurde breiter, wirkte gelöster. »Danke, Parian. Ich weiß deine Worte wirklich sehr zu schätzen. Du hast mir gerade ein wenig die Angst vor dieser Entscheidung genommen. Danke, noch einmal.«
»Hey, wozu sind wir Brüder? Wenn wir schon als Freunde ein perfektes Team waren, wie gut sollen wir dann erst als Brüder werden?«

***

Es war dunkel, entsetzlich dunkel. Doch die Enge, die sie umgab, war noch viel schlimmer. Sie konnte sich weder bewegen noch richtig atmen. Panik stieg in ihr auf. Sie wollte nicht sterben! Sie musste raus aus ihrem Gefängnis und wusste doch, dass sie es allein nicht schaffen würde. Sie war verloren, denn wer sollte ihr schon helfen?
Mit einem Schrei wachte sie auf.
„Ebô’ney?“
Die sanfte Stimme legte sich wie Balsam auf ihre gereizten Nerven und half ihr, die Panik, die immer noch in ihren Gedanken tobte, zu mildern.
„Wisst ihr kein Mittel gegen diese schrecklichen Träume?“
Mahis große, bernsteinfarbene Augen nahmen einen mitfühlenden Ausdruck an. Die junge Katze setzte sich auf die Bettkante und nahm Ebô’neys Hand in ihre Pfote.
„Wir kennen nur wenige Heilmittel für den Geist, weil gelernt haben, dass es am besten ist, wenn er sich selber heilt. Ich könnte dir ein so starkes Schlafmittel geben, dass du nicht mehr träumst. Aber wie solltest du dann dieses schreckliche Erlebnis verarbeiten? Wie solltest du mit dem Erlebnis fertig werden? Glaube mir, wir blicken auf eine sehr lange Tradition als Heiler zurück. Viele Bücher berichten darüber, dass es nicht gut ist, den Schmerz der eigenen Seele zu

verdrängen. Du musst ihn vielmehr annehmen, sonst kommt er irgendwann völlig unvermutet und mit vielfacher Stärke zurück. Es tut mir sehr leid, Ebô'ney, aber deine Träume sind ein Problem, dass nur du alleine lösen kannst. Trotzdem will ich dir anbieten, dir in den Schlaf zu helfen, wenn du es gar nicht mehr aushalten kannst. Aber zu oft solltest du mein Angebot nicht in Anspruch nehmen. Denn je stärker das Schlafmittel, desto größer ist auch die Gefahr, dass du nie mehr aufwachen könntest."
„Na und? Wen würde das schon interessieren? Du weißt es vielleicht noch nicht, aber ich habe…"
„Du hast einen dummen Fehler gemacht", unterbrach Mahi sie. „Hast du vergessen, dass ich Soniyes Schwester bin? Ich weiß sehr wohl, was geschehen ist. Und zwar alles, also auch, dass du es warst, die geholfen hat Billî zu retten. Du musst aufhören, dich dafür verantwortlich zu machen, das hilft niemandem. Ich wage sogar zu behaupten, dass deine Alpträume und deine Schuldgefühle in engem Zusammenhang stehen. Überwindest du das eine, wird sich auch das andere mindern. Abgesehen davon stimmt es nicht, dass dein Tod niemanden interessieren würde. Ich war eine der Heilerinnen, die sich um dich gekümmert hat. Glaube mir, wir haben nicht einen Moment daran gezweifelt, dass es richtig wäre, dir zu helfen. Meine Schwester hat sich sogar besonders stark für dich eingesetzt. Hätte sie das getan, wenn sie dir noch etwas nachtragen würde?"
„Jetzt hast du dich gerade selbst verraten. Denn wenn Soniye sich für mich einsetzen musste heißt das doch, dass es auch Personen gab, die gegen meine Heilung waren."
Mahi seufzte. „Du findest aber auch überall einen Haken, oder? Man kann sich auch einsetzen, in dem man besonders viel Energie in etwas steckt. Aber, ich muss dir recht geben, es gab gewisse Bedenken."
„Siehst du, ich wusste es doch!", triumphierte Ebô'ney.
„Jetzt lass mich doch mal ausreden! Das Problem war, dass es sich um ein sehr schwieriges Verfahren handelte, bei dem alle Beteiligten ihr Leben aufs Spiel setzten. Dass es da Bedenken gab, sollte nicht verwunderlich sein."
„Warum habt ihr das alles für mich getan? Das bin ich doch gar nicht wert."
„Wir haben es getan, weil wir dich alle gern haben."
„Auch du? Ich meine Nath..."
„Du bist ein Mensch, ich bin eine Katze und Nath ist ein Kater. Der tollste Kater der ganzen Insel. Es schmeichelt mir, dass du das auch erkannt hast. Und ich finde es sehr nett, dass du mir so einfach den Vortritt gelassen hast."
„Ich musste. Denn ich habe die Liebe für dich in seinen Augen gesehen."
Ein lebhaftes Leuchten stahl sich in Mahis Augen, gefolgt von einer verräterischen Röte um die Nasenspitze. „Wirklich? Bist du dir da sicher?"
„Ich weiß, wann ein Mann sich unsterblich verliebt hat. Und glaube mir, als Nath dich das erste Mal sah hat er sich in dich verliebt. Er ist nur zu sehr Mann, verzeih, Kater, meine ich, um das auch zu bemerken."
„Ja, das ist mir auch schon aufgefallen. Meinst du, du könntest mir ein paar Tipps geben? Ich meine, immerhin hast du ihn genauso kennen gelernt, wie ich ihn auch kennen lernen möchte. Ich meine, natürlich nur, wenn es dir nichts ausmacht. Liebst du ihn?"
Ebô'ney nahm sich Zeit für die Antwort.
„Nein, nicht wirklich. Ich war ein bisschen in ihn verliebt, weil er für mich da war und mir das Gefühl gab, liebenswert zu sein. Hätte ich ihn wirklich geliebt, so wie du ihn offensichtlich liebst, hätte ich ihn dir bestimmt nicht so einfach überlassen. Ich würde dir gerne helfen, bin mir

aber nicht sicher, ob ich der richtige Ansprechpartner für dich bin. Ich war noch nie wirklich verliebt und weiß auch gar nicht, wie sich wahre Liebe anfühlt.“
„Ach, das lernst du schon noch“, sagte Mahi in der ihr eigenen Zuversicht.
Mahi ließ es dabei bewenden und begann das Zimmer aufzuräumen. Sie war so taktvoll Ebô’ney eine Zeit lang alleine zu lassen, weil sie spürte, dass viele Gedanken in ihrem Kopf herumschwirrten. Sie ließ sich Zeit damit, Wasser zu holen. Als sie das Zimmer wieder betrat, schien Ebô’ney zu schlafen, öffnete jedoch sofort die Augen.
„Verzeih, ich wollte dich nicht wecken“, entschuldigte sich die Katze.
„Ich habe nicht geschlafen, nur nachgedacht. Hast du Parian gesehen?“
Ebô’ney wusste nicht, warum sie sich ausgerechnet nach dem Halbelfen erkundigte oder warum Mahi so seltsam lächelte.
„Er ist mit Shah Rukh und den anderen zusammen. Wenn du ihn das nächste Mal siehst, solltest du ihm danken.“
„Warum?“
„Weil er an deiner Heilung maßgeblich beteiligt war. Genau wie wir Heilerinnen war er sofort und ohne Zögern dazu bereit, sein Leben für deine Heilung aufs Spiel zu setzen.“
Mahi berichtete Ebô’ney von dem Ritual. Sie vergaß Billîs Bedenken und betonte dafür Parians Mut und Entschlossenheit um so mehr. Je mehr sie erzählte, desto weniger verstand Ebô’ney.
„Warum hat er das getan?“, wollte sie wissen.
Die junge Heilerin zuckte mit den Schultern. Wieder dieses seltsame Lächeln.
„Das musst du ihn schon selber fragen. Leider wird das noch eine Weile dauern. Du bist noch zu schwach, um Besuch zu empfangen. Ich werde dich jetzt auch wieder alleine lassen. Du solltest dich jetzt ausruhen.“

***

Etwas weckte Ebô’ney aus einem traumlosen Schlaf. Es überraschte sie, dass es bereits dunkel war. Es war ihr gar nicht aufgefallen, dass es schon so spät war. Es dauerte eine Weile, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten.
„Wer ist da?“, fragte sie und ärgerte sich darüber, wie ängstlich ihre Stimme klang. Was sollte ihr hier im Krankenhaus der Katzen schon passieren?
„Ich bin es“, sagte eine verlegene, ihr wohl bekannte Stimme. Ein Schatten löste sich aus der Dunkelheit und kam an ihr Bett. „Ich weiß, dass du eigentlich noch keinen Besuch empfangen darfst, aber ich musste einfach mit eigenen Augen sehen, wie es dir geht.“
„Bist du teleportiert?“
„Wie hätte ich sonst unbemerkt in dein Zimmer gelangen sollen?“
„Dann gehorchen dir deine Kräfte?“
„Bis jetzt ja. Das war schon der zweite Sprung, der mir perfekt geglückt ist, beim ersten hatte ich sogar Shah Rukh mit dabei. Danke, dass du mir so geholfen hast.“
Sie wollte etwas antworten, aber ein Geräusch auf dem Flur ließ sie beide erschrocken innehalten. Die Tür öffnete sich und Ami sah herein.
„Ist alles in Ordnung bei dir, Ebô’ney? Ich dachte, ich hätte Stimmen gehört.“
„Ich habe wieder geträumt“, log Ebô’ney.
„Kann ich dir helfen? Möchtest du etwas, das dir beim Einschlafen hilft?“
„Danke, das hat Mahi mir auch schon angeboten. Allerdings hat sie mir im gleichen Atemzug erklärt, wie gefährlich so etwas sein kann und dass es besser für mich wäre, mich mit meinen

Problemen auseinanderzusetzen anstatt sie zu verdränge.“
Weiße Fangzähne blitzten im Mondlicht, als Ami lächelte.
„Sieht so aus, als wäre die Kleine klüger als wir alle dachten. Trotzdem ist es im Moment sehr wichtig, dass du Ruhe hast. Deine Probleme kannst du auch später noch bewältigen.“
„Danke, ich werde mich bei Bedarf melden.“
Ami schloss leise die Tür. Ebô’ney wartete noch einen Moment.
„Parian?“, flüsterte sie leise, bekam jedoch keine Antwort. Er hatte sich leise hinter Amy aus dem Zimmer geschlichen. Sie bedauerte, gestört worden zu sein, weil sie keine Gelegenheit bekommen hatte sich zu bedanken.
Am nächsten Tag ging es Ebô’ney schon ein bisschen besser. Sie fühlte sich zwar immer noch wie erschlagen, aber der pochende Schmerz, der jeden ihrer Muskeln durchzog, ließ etwas nach. Die Stille und Abgeschiedenheit ihres Zimmers ließen ihr viel Zeit zum Nachdenken. Das war eine schwierige Angelegenheit, denn immer, wenn sie glaubte, dem Problem, über das sie nachdachte, auf die Spur zu kommen, schlief sie ein und konnte sich nach dem Aufwachen nicht mehr an den letzten Gedanken erinnern. Außerdem kam erschwerend hinzu, dass ihr das Denken allgemein sehr schwer fiel. Ein zäher Nebel schien sich in ihrem Kopf auszubreiten und weigerte sich hartnäckig zu verschwinden. Mahi erklärte ihr, dass es sich um eine Nebenwirkung der Kräuter handelte, die sie nehmen musste, damit die Schmerzen auf ein erträgliches Maß reduziert wurden.
Seltsamerweise fühlte sich Ebô’ney mehr und mehr zu der quirligen Katze hingezogen. Ob es daran lag, dass Mahi genauso war, wie Ebô’ney sich wünschte, sein zu können? Frei, unbeschwert und ohne die Angst vor dem nächsten Tag zu kennen. War sie ernst, wenn es um das Thema Heilen ging, wurde sie im nächsten Moment zum verträumten jungen Kätzchen, wenn die Sprache auf Nath kam. Ebô’ney wünschte sich sehr, dass sie und Mahi Freundinnen werden könnten. Sie genoss die wenigen Augenblicke des Tages, in denen Mahi ihre trübe Stimmung erhellte.
In den Nächten wartete sie auf Parian und ärgerte sich, dass er nicht kam. Der Dank, den sie nicht hatte aussprechen können, lastete ihr auf der Seele. Das war ihr noch nie passiert. Dank war etwas, dass sie sich meistens schenkte, schließlich bedankte sich auch kaum jemand bei ihr. Bei Parian war das anders. Bei ihm hatte sie sich sogar entschuldigt. Auch das hatte sie bisher nie getan. Doch nicht etwa, weil sie unhöflich gewesen wäre. Im Gegenteil. Ihre Familie hatte sehr großen Wert auf Höflichkeit gelegt. Nur leider hatte Ebô’ney im Alltag lernen müssen, dass man ohne Höflichkeit sehr viel weiter kam. Höflichkeit war etwas für Schwächlinge, die in der trügerischen Sicherheit eines geregelten Lebens lebten. Und sie war alles andere als ein Schwächling!
Am fünften Tag nach ihrem Unfall fühlte Ebô’ney sich zum ersten Mal beinahe wieder gesund. Der Nebel im Kopf hatte sich weitgehend gelichtet, der permanente Schmerz hatte nachgelassen und meldete sich nur noch, wenn sie eine hastige Bewegung machte oder lachen musste. Und sie lachte viel, seit Mahi sie regelmäßig besuchte. Sie kam immer nach dem Frühstück und Ebô’ney konnte es kaum erwarten.
„Es tut mir leid, dass ich mich verspätet habe“, erklärte das Kätzchen eines Morgens, etwa vier Tage nach Ebo’neys Unfall. „Wir müssen heute alle Heilkräuter auf Haltbarkeit und Wirksamkeit überprüfen. Ich werde leider keine Zeit für dich haben. Ich hoffe jedoch, einen adäquaten Ersatz für mich gefunden zu haben. Jetzt komm schon her! Sie wird dich schon nicht beißen!“
Mit diesen Worten zog sie einen schüchtern wirkenden Parian in Ebô’neys Zimmer, verabschiedete sich und war auch schon wieder verschwunden.

„Ich möchte etwas ausprobieren“, begann Ebô’ney nach der Begrüßung. „Ich glaube, ich bin einem Geheimnis auf der Spur, das einiges erklären könnte.“
„Okay, und was willst du ausprobieren?“
„Siehst du das alte Vogelnest in dem Baum dort hinten?“ Parian nickte. „Ich habe versucht es zu bewegen und konnte es nicht. Du musst nämlich wissen, das meine Kräfte mit zunehmender Entfernung abnehmen.“
„Soweit so gut. Und was willst du mir damit sagen?“
„Erstmal noch nichts. Aber ich möchte etwas ausprobieren. Würdest du mir bitte mal deine Hand geben?“
Parian gehorchte. Ebô’ney streckte ihre freie Hand aus und griff in Gedanken nach dem Vogelnest. Es hob sich zögernd in die Luft, verharrte einen Moment und senkte sich wieder.
„Das verstehe ich jetzt nicht. Du sagtest doch, du könntest es nicht bewegen.“
„Konnte ich ohne dich auch nicht.“ Parian sah sie nur verwirrt an. „Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, warum deine ersten Sprünge immer in meiner Nähe geschahen. Ich glaube, dass wir gegenseitig unsere Kräfte verstärken. Das würde auch erklären, warum wir Billî nur gemeinsam heilen konnten.“
„Meinst du wirklich?“ Parian wirkte skeptisch.
Ebô’ney nickte. „Wie groß war der größte Knopf, den du je geknopft hast?“
Parian musste nicht lange überlegen. „Etwa so groß wie ein Wachtelei. Allerdings war er nicht besonders schön. Du musst wissen, ich kann entweder nur groß oder schön. Je mehr Details ein Knopf hat, desto kleiner wird er.“
„Gut. Dann versuche jetzt einmal einen großen Knopf mit vielen Details zu knopfen.“
„Okay, ich kann es ja mal versuchen.“
Parian konzentrierte sich. Es fiel ihm schwer, weil Ebô’neys unmittelbare Nähe und ihre Berühreung ihn nervös machten. Sie beherrschte seine Gedanken und so wunderte es ihn nicht, dass der Knopf den er knopfte, seine geheimsten Wünsche widerspiegelte. Es handelte sich um eine mehr als handtellergroße Kamee aus einem goldenen Edelstein, der fast die gleiche Farbe besaß wie Ebô’neys Augen. Die Schnitzerei zeigte ein Paar auf einer Blumenwiese, das kurz davor war sich zu küssen. Parian stellte erleichtert fest, dass die Gesichter des Liebespaares nicht zu erkennen waren.
„Oh, Parian, dieser Knopf ist wunderschön!“
„Du darfst ihn behalten, wenn ich den Trick noch einmal machen darf. Ich meine natürlich nur, wenn es dich nicht zu sehr anstrengt.“
„Ich denke, das geht schon in Ordnung. Hast du etwas Bestimmtes im Sinn?“
„Ja, ein Geschenk für Shah Rukh. Bist du bereit?“
Er konzentrierte sich so sehr er nur konnte auf seine Eltern und versuchte besonders das Gesicht seiner Mutter in einen Knopf zu bannen. Dieser Knopf wurde sogar noch größer als der erste. Die Personen, besonders seine Mutter, wirkten so lebensecht, dass es ihn schmerzte.
„Deine Eltern?“, fragte Ebô’ney behutsam.
„Ja.“
„Deine Mutter ist wunderschön. Aber kann es sein, dass du dich während des Zaubers hast ablenken lassen? Dein Vater sieht ein bisschen aus wie Shah Rukh.“
Es verblüffte und schmerzte Parian zugleich, dass ihr sofort auffiel, was ihm so lange verborgen geblieben war.
„Ich habe mich nicht ablenken lassen. Dieser Mann ist mein Âta’ryn’yá und er sieht genauso aus, wie er aussehen muss. Allerdings hast du Recht. Er sieht ein bisschen aus wie Shah Rukh. Muss

er ja auch, schließlich sieht Shah Rukh seinem Vater sehr ähnlich. Aber sag, findest du, dass ich meiner Mutter ähnlich sehe?“
„Ja, vielleicht, ein bisschen, nein, sehr sogar. Zumindest vom Gesicht her, die Augen hast du von deinem Vater geerbt. Ich verstehe nur nicht ganz, wie er auch Shah Rukhs Vater sein kann.“
„Das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie dir erzählen, wenn wir mehr Zeit habe. Ich muss nämlich gleich gehen. Man hat mir nur ein paar Minuten mit dir zugestanden.“
„Parian?“
„Hm?“
„Danke.“
„Wofür?“
„Dafür, dass du dein Leben riskiert hast, um das meine zu retten. Auch wenn ich nicht ganz verstehe, warum du es erneut getan hast.“
„Ach, wahrscheinlich liegt es in der Familie“, spielte Parian die Angelegenheit herunter. „Weißt du, meine Eltern haben nämlich ihr Leben geopfert, um mich zu retten. Vielleicht habe ich etwas von diesem Opfermut geerbt?“
„Aber warum? Wie kann man sein eigenes Leben für einen anderen aufgeben? Ich kann mir nicht vorstellen, so etwas Dummes zu tun. Bitte erkläre es mir, Parian! Ich verstehe es wirklich nicht.“
Er sah ihr tief in die Augen. Etwas in seinem Blick erschreckte sie und berührte eine Saite in ihrer Seele, die sie bisher nicht kannte.
„Ich kann es dir nicht erklären. Ich kann dir nur versprechen, dass du an dem Tag, an dem du dieses Rätsel verstehst, auch mich verstehen wirst.“
Mit diesen Worten ließ er sie alleine und teleportierte an einen anderen Ort. Ebô’ney starrte noch lange wütend auf die Stelle, an der er verschwunden war. Wie konnte er sie einfach so alleine lassen? Wie konnte er einen weiteren wertvollen Teleportersprung für nichts und wieder nichts verschwenden? Sie beschloss ihn bei seinem nächsten Besuch zur Rede zu stellen.

***

Zwei Tage später.
Die Alpträume quälten Ebô’ney noch immer. Sie konnte nicht schlafen, ohne dass eine Kerze brannte. Sie musste Licht haben, wenn sie aufwachte um zu begreifen, dass sie nicht mehr unter Tonnen von Gestein begraben lag. Die Gespräche, die sie mit Mahi führte, halfen ihr, die Ängste zumindest für kurze Zeit zu vergessen. Die junge Katze war erstaunlich klug für ihr Alter und vor allen Dingen brachte sie Ebo’ney zum Lachen. Parian hatte sich die letzten beiden Tage nicht mehr blicken lassen und Ebô’ney wagte nicht, nach ihm zu fragen. Es klopfte und Parian, an den sie eben noch gedacht hatte, trat ein. Ebô’ney hoffte ihre Überraschung verbergen zu können.
„Ich wollte mal sehen, wie es dir geht.“
„Ganz gut. Hast du eigentlich noch einmal etwas von Gismeau gehört?“
„Nein. Und du? Was ist mit Láylà?“
„Auch nichts. Ich frage mich...“
„Ja?“
„Ich habe mich gefragt, wie viel Zeit uns wohl noch bleibt, bis wir alle Artefakte gefunden haben müssen und woher wir wissen sollen, wann wir alle gefunden haben.“
„Das ist eine sehr gute Frage, auf die wir wahrscheinlich keine befriedigende Antwort bekommen werden. Du kennst die beiden doch.“ Parian nahm Haltung an. „Das können wir euch

leider nicht sagen, weil auch wir es nicht genau wissen. Die Dinge sind im Wandel, wir melden uns, wenn wir mehr wissen“, ahmte er Gismeaus Tonfall nach.
Ebô’ney lachte, wurde jedoch kurz darauf wieder ernst.
„Wir müssen versuchen, einen Plan zu machen. Ich meine, wir müssen uns besser organisieren. So etwas wie im Gebirge darf uns nicht noch einmal passieren. Wir müssen immer wissen, wo wir sind und wie wir auf dem schnellsten Weg nach Hause kommen, falls deine Kräfte wieder einmal Pause machen.“
„Ich frage mich, wie weit die Aufräumarbeiten in der Bibliothek mittlerweile gediehen sind. Ob wir wohl eine Landkarte finden könnten?“
„Ich würde es sehr gerne ausprobieren. Aber leider darf ich noch nicht aufstehen.“
„Also wenn wir uns beeilen wird niemand erfahren, dass wir einen Ausflug gemacht haben.“
Parian grinste breit.
„Ich weiß nicht. Du solltest deine Sprünge nicht so verschwenden.“
Parian zuckte mit den Schultern.
„Einmal hin, einmal zurück, macht genau Sprung fünf und sechs. Dann wissen wir wenigstens, dass wir nicht mehr irgendwo stranden können, weil wir überhaupt nicht mehr wegkommen.“
Ebô’ney seufzte ergeben. Sie würde den sturen Halbelfen eh nicht umstimmen können. Sie befahl ihm, sich mit dem Gesicht zur Wand zu stellen, damit sie sich anziehen konnte. Wenige Minuten später waren sie in der Bibliothek im Kristallpalast. Ein Diener fragte sie, was er für sie tun könne.
„Wir brauchen eine Karte von Atlantis“, erklärte Parian. „Aber sie muss so gestaltet sein, dass wir sie leicht mitnehmen können.“
Der Diener nickte nachdenklich und verschwand zwischen den hohen Bücherstapeln, die in einem der Zimmer neben der Bibliothek aufgebaut waren. Während er nach der Karte suchte, sah Ebô’ney sich um. Sie entdeckte ein kleines, in Leder gebundenes Buch, dass ihr so gut gefiel, dass sie es in die Hand nehmen musste. Auf dem Umschlag war ein reich verzierter Krug geprägt. Die Details waren so perfekt ausgearbeitet, wie nur ein wahrer Künstler es vollbringen konnte. Neugierig, welchen Inhalt ein so reich verziertes Buch haben konnte, schlug sie es auf. Ihre Enttäuschung war groß, als sie nur leere Seiten vorfand.
„Ihr könnt das Buch gerne mitnehmen, werte Dame.“ Sie hatte nicht bemerkt, wie der Diener zurückgekommen war. „Es gehört zu jenen Büchern, die wir aussortiert haben. Vermutlich hat es irgendwann einmal jemand hier vergessen und es wurde in die Regale geräumt, ohne dass es sich noch einmal jemand angesehen hat.“
„Danke“, sagte Ebô’ney und zögerte nicht, das schöne Buch einzustecken. Erst kürzlich hatte Mahi ihr geraten ein Tagebuch zu führen, als Therapie gegen ihre Ängste, und dieses Buch schien ihr wie geschaffen dafür zu sein.
Parian nahm mehrere Rollen Pergament in Empfang. Sie alle enthielten Teilansichten von Atlantis, da die Insel zu groß war, um sie auf ein einziges Pergament zu zeichnen. Sie verabschiedeten sich und waren wenig später wieder im Krankenzimmer.

***

„Aber wenn ich es dir doch sage! Sie ist nicht mehr auf ihrem Zimmer und es hat sie auch niemand fortgehen sehen.“
Die Tür öffnete sich mit einem Schwung.
„Ich weiß gar nicht, was du hast, Esme.“ Soniye maunzte vergnügt, weil die Gesuchte friedlich

im Bett lag. Parian sah von einem Pergament auf und erwiderte Soniyes Lächeln. „Ich glaube, du solltest dich ein bisschen ausruhen.“
„Jetzt mach dich nicht lustig über mich! Ich weiß genau, was ich gesehen, beziehungsweise eben nicht gesehen habe. Darf ich dich daran erinnern, dass Parian ein Teleporter ist? Wer weiß, wo die beiden sich rumgetrieben haben. Ich bin wirklich sehr enttäuscht von euch beiden! Ihr solltet eigentlich wissen, dass Ebô’ney noch viel Ruhe braucht!“
„Genauso viel Ruhe wie du im Moment“, versuchte Soniye die aufgebrachte Freundin zu beruhigen. „Also sei eine brave Katze und lass die beiden in Ruhe. Oder muss ich erst Bhoot holen, damit er dich zur Vernunft bringt?“
„Halt mir den bloß vom Leib! Wenn es nach ihm ginge dürfte ich nicht einmal mehr die kleine Kralle heben, um mich zu kratzen. Ich bin doch nicht krank! Ich bin...“
„Nur trächtig, ich weiß“, ergänzte Soniye, als hätte sie diese Klage schon tausend mal gehört. „Versteh doch, dass wir alle sehr aufgeregt sind und einfach kein Risiko eingehen wollen. Und ihr solltet besser auch kein Risiko mehr eingehen, sonst verbieten wir Parian die Besuche und setzen eine Wache direkt in dein Zimmer, Ebô’ney, um auch ja sicher zu gehen, dass ihr euch an die Vorschriften haltet. Wir machen sie schließlich nicht aus Lust und Laune heraus.“
Mit diesen Worten schloss sie die Tür hinter sich und Esme, die sich immer noch lauthals beschwerte.
„Ich glaube, ich sollte auch besser gehen. Du brauchst wirklich noch viel Ruhe. Wenn ich darf, komme ich morgen wieder, dann können wir uns gemeinsam die Karten ansehen, ja?“

***

Am selben Tag, kurz vor Mitternacht.
Ein Reiter lenkte sein Pferd durch die engen Gassen der Stadt, die zu dieser späten Stunde leer und verlassen waren. Das Hufgeklapper schreckte einen Hund aus seinem Schlaf auf. Der Reiter achtete nicht auf das wütende Gebell. Die Nacht war kühl und er zog den weiten Umhang enger um den schlanken Körper. Sein Ziel war ohne Zweifel der Kristallpalast im Herzen der Stadt. Der Reiter musste lange warten, bis sich das Guckloch in dem großen Tor öffnet. Ein verschlafener Wächter fragte, wer so spät noch störte. Der Reiter antwortete und sofort war der Wächter hellwach und sehr darauf bedacht, seinen Kopf auch weiterhin zwischen seinen Schultern zu tragen.
Ein paar Stunden später, der nächste Tag brach bereits an und die Stadt erwachte langsam zum Leben. Gerüchte machten die Runde und als die Sonne aufging, wusste bereits die ganze Stadt, welch hoher Besuch im Kristallpalast weilte. Ob das eine gute oder schlechte Nachricht war, darüber war man sich allerdings nicht einig.

Dem Tode nahe

„Wo ist er? Ich will ihn sehen – SOFORT!„
„Es tut mir leid, aber das ist unmöglich. Nemo möchte nicht gestört werden.“
„Er möchte nicht von *Euch* gestört werden, aber mich wird er empfangen. Also sagt mir endlich wo er ist!“
Kleopatra funkelte den Wachmann wütend an, der ihr den Weg zu Nemos Schlafquartier versperrte. Sie hatte die Hände in die Hüfte gestemmt und die Lippen zu einem zornigen, dünnen Strich zusammen gepresst.
„Ich bedaure Miss, aber er sagte ausdrücklich, dass er von *niemandem* gestört werden möchte.“
„Wisst Ihr denn nicht wer ich bin?“, knurrte Kleopatra.
Der Wachmann schüttelte den Kopf. Obwohl man merkte, dass er vor Kleopatra Angst hatte, wirkte er dennoch sehr selbstbewusst und schien nicht vorzuhaben ihr klein bei zu geben.
„Natürlich weiß ich wer Ihr seid. Jeder hier kennt Euren Namen“, antwortete er.
„Dann wirst du mit Sicherheit auch wissen, in welcher Beziehung Nemo und ich zueinander stehen. Und dir wird sicherlich auch bekannt sein, was mit Personen passiert, die sich mir wiedersetzen.“
Der Wachmann trat einen Schritt von Kleopatra weg. Er hatte die Drohung und auch die versteckte Beleidigung in ihren Worten nicht überhört und für einen kurzen Moment spielte er mit dem Gedanken, dem Risiko aus dem Weg zu gehen und sie durch zu lassen, doch dann nahm er all seinen Mut zusammen und sagte in gespielt freundlichem Ton: „Es ist mir egal, was Ihr mit mir tun werdet. Nemo wünschte, dass niemand ihn stört. Er hat nicht von einer Ausnahme gesprochen. Es tut mir wirklich leid Miss, aber so ist nun einmal die Anweisung.“
Kleopatras Augen verengten sich vor Wut. Ihre Hände ballte sie zu Fäusten, ihr Körper fing langsam an zu zittern.
„Du kleiner, widerlicher ...“, knurrte sie leise.
„Wie bitte, Mylady?“, fragte der Wachmann.
Von einer Sekunde auf die Andere veränderte sich Kleopatras Auftreten. Ihre Gesichtszüge entspannten sich und sie legte ein süßes Lächeln auf.
„Du bist wirklich ein ehrenwerter Diener. So zuverlässig und gewissenhaft. Männer die wissen was sie tun gefallen mir“, säuselte sie. Sie ging einen Schritt auf den Wachmann zu, legte eine Hand auf seine Schulter und strich ihm sanft den Oberarm hinab.
„Und wie stark du bist. Diese Muskeln machen dich richtig attraktiv. Ich liebe Männer mit Muskeln. Und deine Nase, sie sieht aus wie die Nase eines Römers. Bist du Römer?“, hauchte sie ihm ins Ohr.
„N-Nein ... i-i-ich bin Atlanter“, stotterte der Wachmann.
„Das ist wirklich schade, wo du doch so ein gutaussehender Mann bist.“
„F-f-f-findet Ihr?“
Kleopatra schmiegte sich an ihn, ihre Augen fingen seinen Blick auf und sie merkte, wie der Wachmann ihrer Verführung langsam erlag.
„Aber natürlich finde ich das. Es ist eine Schande, dass noch keine andere Frau entdeckt hat, was für ein guter Fang du bist. Und nun lass mich durch, ich möchte Nemo begrüßen“, sagte sie mit sanfter Stimme.
Plötzlich schob der Wachmann sie von sich weg und schüttelte den Kopf.
„Nein, das geht nicht. Nemo möchte niemanden empfangen.“
„Du gemeines Stück Dreck, du widerwärtiger, unehrenhafter Diener. Du wagst es dich immer

noch mir in den Weg zu stellen? GEH BEISEITE!“, schrie Kleopatra zornig und schubste den Wachmann unsanft an die Wand. Dann rauschte sie an ihm vorbei zu Nemos Schlafquartier. Sie öffnete in Erwartung, Nemo dort anzutreffen, die Tür und wurde enttäuscht, als sie den Raum leer vorfand.
„WO IST ER?“, schrie sie voller Zorn.
Ein Dutzend Wachmänner kam zu ihr geeilt.
„Was können wir für Euch tun, Mylady?“, fragte einer von ihnen höflich.
„Ihr Nichtsnutze sollt mir sagen, wo Nemo ist!“
„Nemo wünscht nicht gestört zu werden“, bekam Kleopatra als Antwort.
„Seit heute Morgen suche ich bereits nach ihm, WO ist er? Sagt es mir, SOFORT!!!“
„Nemo ist gerade beschäftigt“, sagte ein anderer Wachmann und trat aus der Gruppe hervor.
„Mit was ist er beschäftigt?“
„Das geht Euch nichts an, Mylady. Ihr habt Nemo vielleicht früher einmal etwas bedeutet und allen anderen Angst eingejagt, doch das ist jetzt vorbei. Wenn Ihr Euch nicht an die Anweisungen halten könnt, dann geht bitte!“
„Du wagst es, so mit mir zu reden?“ Kleopatras Zorn stieg von Sekunde zu Sekunde. Ihr Körper begann zu zittern und ihre Gesichtszüge waren wutverzerrt. Das Verhalten der Wachmänner gefiel ihr nicht, es wunderte sie, dass sie nicht auf sie hören wollten. Die Art wie sie mit ihr redeten, machte sie rasend.
„Wieso nicht? Ihr seid nicht besser als ich, also kann ich mit Euch reden, wie ich es möchte.“
„JETZT HAST DU ZU VIEL GEWAGT!“, schrie Kleopatra. Kein Diener hatte das Recht so mit ihr zu reden. Sie rannte auf den Wachmann zu, die Hand zum Angriff erhoben, als plötzlich eine tiefe Stimme die Ägypterin warnte: „Aber, aber Kleo, du wirst doch nicht so einem unschuldigen, armen Wächter etwas antun wollen.“
Mitten im Lauf blieb Kleopatra wie angewurzelt stehen. Diese Stimme kam ihr bekannt vor. Sie drehte sich langsam in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Als sie die Person erkannte, die dort stand, weiteten sich ihre Augen vor Verblüffung.
„DU?“, fragte sie entsetzt.

***

Mahi beugte sich über Nemo und untersuchte ihn. Sie ging sachlich und gründlich vor, versuchte keine Fehler zu machen. Ihr Gesicht verriet nicht, woran sie dachte, doch Nemo schien dennoch zu spüren, dass sich die kleine Katze Sorgen machte.
„Ist es wirklich so schlimm?“, fragte er mit belegter Stimme.
Mahi seufzte. Sie warf Esme und Soniye einen fragenden Blick zu, dann wandte sie sich wieder Nemo zu.
„Ich weiß es nicht. Mal geht es dir gut, mal geht es dir schlecht. Es besteht keine konstante Linie. Die Rückfälle sind unberechenbar, niemand kann voraussagen, wann wir den nächsten Rückschritt zu erwarten haben. Auch können wir nicht sagen, wie schwer es beim nächsten Mal sein wird. Es bleibt uns nichts anderes übrig als abzuwarten. Eine Ursache für dein Problem kann ich jedenfalls nicht finden.“
Nemo nickte, dann nahm er Mahis Pfote in seine Hände.
„Mach dir bitte nicht allzu viele Sorgen um einen alten Mann wie mich. Du bist noch jung Mahi, du solltest ein sorgenfreies Leben führen.“
Mahi lächelte und antwortete: „Ich bin gerne hier um dir zu helfen Nemo. Es macht mir Spaß,

auch wenn es traurig ist zu sehen, wie dein Zustand sich weiter verschlechtert.“
Nemo erhob sich mühsam und schritt zum Fenster. Er blickte nachdenklich hinaus auf die Stadt. Im Licht der Sonne kam das völlige Ausmaß von Nemos Gesundheitszustand zum Ausdruck. Seine Haut war fahl und blass, spannte über den Knochen und dunkel traten die Adern hervor. Das Haar stand strohig und spröde in alle möglichen Richtungen ab. In Nemos Augen fehlte der Glanz, er wirkte stark abgemagert. Er konnte nicht mehr richtig laufen, geschweige denn ohne Schmerzen stehen.
„Du siehst aus wie damals, als Meer die Insel verlassen hat“, sagte Esme traurig.
„Ich vermisse ihn. Es wäre schön, ihn jetzt hier als Freund bei mir zu haben. Jetzt, wo ich seinen letzten Wunsch erfüllt habe, scheint er noch weiter weg zu sein als je zuvor“, antwortete Nemo und sah versonnen aus dem Fenster. „Mag sein, dass ich damals aus Sorge um ihn genauso aussah wie heute, aber wenigstens brauchte ich da eure Hilfe noch nicht. Jetzt bin ich förmlich auf eure Heilkräfte angewiesen. Meer würde jetzt sagen, dass alles wieder gut wird ... ich hätte ihn nicht gehen lassen sollen.“
Soniye legte ihm eine Pfote auf die Schulter. Eine stumme Geste der Unterstützung.
„Kommen Shah Rukh und Parian gut damit klar, dass sie Brüder sind?“, fragte Nemo.
Soniye nickte. „Ja, vielleicht sogar besser als du dachtest. Sie sind froh darüber. Auch Saif und Karan.“
Nemo lächelte gequält.
„Ich fühle mich ein wenig schuldig, weil ich ihnen nicht vorher gesagt habe, was die beiden verbindet. Aber ich konnte Meers Wunsch das Geheimnis zu wahren, bis sie selbst darauf kommen, nicht einfach so ignorieren. Selbst Bhoot wagte ich nicht, etwas zu erzählen.“
„Du hast das Richtige getan Nemo“, sagte Esme.
„Ich weiß ... aber dennoch war es schwer für mich. Nun ist es endlich raus und ich kann mich anderen wichtigen Entscheidungen annehmen.“
„Was für Entscheidungen?“, fragte Soniye.
Nemo seufzte laut. Er drehte sich vom Fenster weg und warf den drei Katzen einen sorgenvollen Blick zu.
„Die Zeit von Atlantis neigt sich dem Ende zu. Das kann ich spüren. Es wird nicht mehr lang dauern, bis etwas Schreckliches passiert. Von Tag zu Tag wird die Insel schwächer und schwächer – und ich gleich mit dazu. Da hast du die Ursache, für meinen Zustand, kleine Mahi. Ich bin mir sicher, Atlantis kann gerettet werden, doch für mich wird es dann zu spät sein. Es wird Zeit, dass ich mich mit meinem Tod abfinde und Bhoot zu meinem Nachfolger ernenne“, erklärte er.
„NEIN!“, riefen Esme, Mahi und Soniye gleichzeitig. Ihre geschockten Mienen sprachen Bände.
„Das werden wir nicht zulassen, du wirst nicht sterben Nemo. Die Insel braucht dich. *Wir* brauchen dich.“
„Ich weiß Esme, aber wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Mein Zustand wird immer schlimmer und ihr könnt nichts dagegen tun. Ich bin ein alter Mann und vermutlich zu schwach, um das noch lang auszuhalten.“
Esme schüttelte vehement den Kopf. Sie konnte nicht glauben, dass Nemo bereit war aufzugeben.
„Ich lasse nicht zu, dass du stirbst. Dieses Opfer kann und werde ich nicht zulassen. Ich werde alles daran setzten dich zu retten, Nemo, ob du es willst oder nicht und wenn es mich meine ganze Kraft kosten wird.“
Nemo ging auf Esme zu und packte sie an den Schultern. In seinen Augen erkannte sie

Dankbarkeit, aber auch Schmerz.
„Esme, du sollst dich nicht um mich, sondern um deine Kätzchen kümmern. Schenke ihnen ein gutes Leben und die ganze Kraft, die du hast, nicht mir.“ Nemos Stimme war flehend. Er wusste, wie gern Esme ihn hatte, wie sehr sie versuchte, seine schlechte Verfassung zu verdrängen. Ihm war bewusst, dass sie jederzeit ihr eigenes Leben für ihn riskieren würde und das durfte er auf gar keinen Fall zulassen. Ihm waren Esme und ihre ungeborenen Kinder wichtiger. *Ein alter Mann für zwei kleine Kätzchen, das war doch in fairer Tausch*, dachte er.
„Aber wie soll ich meinen Kindern ein gutes Leben hier ermöglichen, wenn die wichtigste Person von Atlantis nicht mehr da ist? Nemo, du hast Frieden und Einklang zurück auf diese Insel geholt, du hast Atlantis zu dem gemacht, was es heute ist. Ich will nicht, dass meine Kinder ohne dich aufwachsen. Ich will, dass sie von dir lernen, dass sie wissen, wer ihnen ihre friedliche Kindheit ermöglicht hat“, schluchzte Esme unter Tränen.
„Es ist wie es ist, Esme, ich habe mich entschieden. Bald werde ich Bhoot alle Entscheidungsgewalt übergeben. Und wenn ich dann sterbe, müsst ihr es akzeptieren. An meinem Tod führt kein Weg vorbei, es sei denn es passiert noch ein Wunder.“
„Ich werde das nie akzeptieren können“, sagte Esme trotzig.
Nemo blickte betrübt zu Boden. „Ich weiß, es fällt euch schwer, damit umzugehen. Das Leben ist nicht unendlich, auch nicht auf Atlantis.“
Er wandte sich von Esme ab und setzte sich auf einen kleinen Sessel. Dabei war er unachtsam und ohne das er es sich erklären konnte, zuckte ein stechender Schmerz durch seine Hand.
„Nemo, du musst aufpassen“, sagte Mahi, sprang auf und schaute sich sofort Nemos Hand an, „eine verdrehte Hand kannst du in deinem Zustand nicht gebrauchen.“
Nemo lächelte. „Du bist wirklich schnell Mahi. Esme ist eine gute Lehrerin. Ich glaube, aus dir wird mal eine exzellente Heilerin werden. Mach dir keine Gedanken über so eine kleine Verletzung. Für so etwas seid ihr ja schließlich hier, ihr habt das in weniger als ein paar Sekunden wieder in Ordnung gebracht.“
„Ja, aber wird werden auch nicht immer da sein können“, erwiderte Soniye und blickte Nemo tadelnd an.
Esme legte Mahi eine Pfote auf die Schulter, um Nemo zu heilen. Sie spürte, wie die Magie floss. Als es vorbei war, bekam sie mit einem mal Kopfschmerzen. Sie merkte, wie ihr schwindelig wurde und plötzlich wurde ihr schwarz vor den Augen.
„ESME!“, rief Mahi, als Esme bewusstlos zur Seite kippte. Sofort war die junge Katze bei ihr und versuchte sie verzweifelt wieder wach zu bekommen.
„Soniye, was ist mit ihr los?“, fragte Mahi verzweifelt. Soniye kniete sich neben Esme, fühlte ihren Puls und legte eine Hand auf die Stirn der Katze.
„Keine Angst, Schwesterchen. Sie ist nur ohnmächtig. Sie hat sich in letzter Zeit ein bisschen zu viel vorgenommen. Ich hatte sie schon davor gewarnt, dass sie, wenn sie nicht einen Gang zurückschaltet, noch umkippen würde. Mach dir keine Sorgen, sie wird schon wieder, nur eine typische Schwangerschaftserschöpfung“, beruhigte Soniye ihre Schwester und Nemo, nachdem sie sich vergewissert hatte, dass Esme nichts Schlimmeres fehlte und es den Kätzchen in ihrem Bauch gut ging.
„Bringt sie zurück ins Dorf, Bhoot soll sich um sie kümmern“, sagte Nemo erleichtert und deutete zur Tür hinaus.
„Ich möchte gern hier bleiben wenn ich darf“, sagte Mahi schüchtern und blickte Nemo bittend an.
„Soniye, du schaffst es doch allein Esme zum Dorf zu bringen, oder? Ich möchte Nemo nicht

gern allein lassen, wenn es ihm so schlecht geht. Außerdem hatte ich vor, in der Bibliothek noch ein bisschen in den alten Büchern nach einer Möglichkeit zu suchen, Nemo zu helfen.“
Soniye lächelte und sagte: „Oh je, du wirst langsam wie Esme. Wenn du hier bleiben willst meinetwegen, aber Nemo muss damit auch einverstanden sein.“
Mahi drehte sich zu ihm um und setzte ihr schönstes Lächeln auf.
Nemo nickte und streichelte Mahi dankend über den Kopf, dann verließ er den Raum.
„Glaubst du, du kommst allein klar?“, fragte Soniye, „Ich werde eine Weile mit Esme beschäftigt sein und kann dir nicht zur Hilfe kommen wenn irgendetwas sein sollte.“
„Mach dir darüber keine Gedanken, ich werde das schon schaffen!“, antwortete Mahi zuversichtlich und half ihrer Schwester, Esme hinaus an die frische Luft zu tragen.

***

„Du siehst bezaubernd aus Kleopatra“, sagte der Unbekannte und musterte die Ägypterin anerkennend.
Kleopatra trug ein seidenes, weißes Gewand, um die Hüfte wurde es durch ein grünes Band zusammen geschnürt. Das dunkle Haar fiel in langen Wellen über ihre Schultern, ein goldenes Diadem funkelte darin. An ihren Armgelenken klirrten fast ein Duzend Armreifen. Sie sah so anmutig aus wie immer.
„Hör auf mir Komplimente zu machen, die du nicht ernst meinst“, gab sie unwillig zurück.
„Du unterstellst mir ich würde lügen?“ Der Fremde schritt auf sie zu, er ließ sie nicht aus den Augen. Er überragte sie um fast eine Kopfeslänge und sein dunkelblondes Haar glänzte im Licht des Kristallpalastes.
„Das enttäuscht mich Kleo. Ich hatte gedacht, du würdest mehr von meiner Person halten, wo wir doch fast so was wie Freunde gewesen waren. Aber was überrascht mich das eigentlich, du warst schon immer so arrogant und stolz gewesen und hast nur die negativen Seiten in den Menschen gesehen, warst immer skeptisch, die Person neben dir könnte dich übertrumpfen, dir die Macht nehmen“, plauderte er munter.
„Nenn mich nicht Kleo“, knurrte sie.
„Es wird dich freuen zu hören, dass man dein Pferd im Stall gut versorgt. Vielleicht solltest du dich um dein Tier kümmern, wo du es doch einfach so allein draußen vor den Toren hast stehen lassen. Du lässt immer alle stehen.“
„Was interessiert mich ein Tier“, sagte Kleopatra arrogant.
„Vermutlich nicht viel, dennoch hätte ich gedacht, dass du lieber etwas hättest, mit dem du schnell wieder in dein Dorf zurück reiten kannst. Aber natürlich kannst du auch zurück laufen.“
Sie funkelte den Fremden zornig an, doch dieser ließ sich davon nicht einschüchtern.
„Was willst du Yasę?“, fragte sie wütend.
„Ich will Antworten.“
„Antworten worauf?“
„Warum du so ein zickiges, intrigantes und arrogantes Weib bist. Warum du erst versuchst, die Macht an dich zu reißen und, als es nicht geklappt hat, einfach abgehauen bist. Warum mir schlecht wird, wenn ich nur an dich denke.“
Kleopatra stockte der Atem. Sie verstand nicht, warum er es sich erlaubte, mit ihr so zu reden. Was er sich einbildete, einer Königin so gegenüberzutreten.
„Weißt du Kleo, am liebsten würde ich dich umbringen“, sagte Yasę mit einem warnenden Unterton in der Stimme. Seine Gesichtszüge erstarrten, plötzlich wirkte er eiskalt.

„Es ist mir egal was du willst. Lasst mich zu Nemo“, forderte Kleopatra. Sie wollte Yasę den Rücken zukehren und gehen, doch er hielt sie davon ab.
„Denk nicht einmal daran, du darfst nicht zu ihm“, stieß er wütend darüber, dass sie ihn einfach hatte stehen lassen wollen, zwischen den Zähnen hervor. Er packte sie am Arm und drehte sie wieder zu sich herum.
„Was, spielst du immer noch den kleinen Leibwächter für ihn? Ich dachte, er hätte dich damals rausgeschmissen“, erwiderte sie abfällig.
Yasę lachte ein dreckiges, kehliges Lachen und schüttelte den Kopf. „Hast du es etwa schon vergessen? Ich bin freiwillig gegangen. Keine Sekunde mehr habe ich es in diesem Palast ausgehalten“, sagte er und blickte sie verachtend an.
„Und wieso bist du dann jetzt wieder da? Hast du Sehnsucht nach jemandem, der dich herumschubsen kann?“
„Ich bin zurück gekehrt, weil *du* gegangen bist.“
„Was hat das mit mir zu tun?“, fragte Kleopatra mit einem Anflug von Verwirrtheit in der Stimme.
Yasę fuhr sich durch sein dunkelblondes Haar und verengte die eisblauen Augen zu Schlitzen. Er machte den Eindruck eines Löwen auf der Lauer. Er trat auf Kleopatra zu und flüsterte: „Weil du für den Tod meines Bruders verantwortlich bist, und ich nicht mit einer Mörderin im gleichen Palast verweilen konnte.“
Kleopatra lächelte. „Ach, das ist dein Problem. Ich erinnere mich an ihn. Er war so ein Tölpel. Er hatte es nicht anders verdient.“
„Er war ein unschuldiger Mensch und du hast ihn einfach umgebracht, bloß weil er einen einzigen, kleinen Fehler begangen hat.“
Kleopatra legte Yasę eine Hand auf die Schulter und erwiderte selbstgefällig: „Du hättest halt besser auf ihn Acht geben sollen. Aber du warst ja viel zu beschäftigt damit, auf Nemo aufzupassen.“
Wütend trat Yasę noch einen weiteren Schritt auf die Ägypterin zu. Mit jedem Wort, das sie sagte, wurde er wütender. Seine Stirn kräuselte sich vor Zorn.
„Soll das heißen es war meine Schuld?“, fragte er wütend.
„Wenn du mich so fragst – ja. Grausam wie es ist, du hast ihm nicht beigebracht, wie man sich einer Königin gegenüber verhält, und das hat ihn das Leben gekostet. So ist das nun mal...“, antwortete Kleopatra geringschätzig.
„ER WAR MEIN BRUDER DU MISTSTÜCK...“, schrie Yasę und hob die Hand zum Schlag, doch mitten in der Bewegung stoppte er. Er blickte sich kurz nervös um, dann flüsterte er mit heiserer Stimme: „Du hast Glück Kleo. Wir sehen uns wieder, diese Geschichte ist noch nicht zu Ende. Du wirst deine Strafe für den Tod meines Bruders bekommen.“
Mit diesen Worten wandte sich Yasę um und verließ den Raum.
Nur wenige Sekunden später kam Nemo aus einer der Türen geschritten.
„Was ist hier los?“, fragte er, als er Kleopatra entdeckte.
Einer der Wachen trat vor ihn und antwortete: „Sie ist gestern Nacht hier eingetroffen. Wir haben ihr gesagt, dass Ihr nicht gestört werden möchtet, doch sie ließ sich davon nicht abhalten.“
Nemo nickte und mit einer stummen Geste forderte er die Wachmänner auf, sie beide allein zu lassen.
„Nemo ... was ist passiert? Du siehst grauenvoll aus“, begann Kleopatra und musterte ihn mit sorgenvollem Blick. Sie wollte auf ihn zu gehen, doch sein Blick hielt sie davon ab.
Nemos Lippen bebten, als er kühl und sachlich erklärte: „Ich weiß nicht warum du hier bist,

Kleopatra, was dich dazu bewegt hat, zurück zu kommen. Ehrlich gesagt, ist es mir egal, ob du hier bist oder nicht. Mir geht es nicht sonderlich gut, wie du siehst. Ich bin schwach und habe keine Kraft mehr, mich mit dir auseinander zu setzten. Du brauchst also erst gar nicht erst mit irgendwas anzufangen."
Kleopatra wich ein Stück zurück. Nemos Aussehen erschreckte sie, sie hatte nicht gedacht, dass es ihm so schlecht ging.
„Aber Nemo, können die Katzen dich nicht heilen?" In ihrer Stimme konnte Nemo echte Sorge um ihn heraus hören.
„Nein, das können sie nicht. Es ist aussichtslos, aber wieso sollte dich das interessieren", sagte er.
Kleopatra kam wieder einen Schritt auf ihn zu. Sie war den Tränen nahe.
„Wir sind doch Freunde Nemo, wieso sollte mich das nicht interessieren?" Ungläubig blickte die Ägypterin ihren Gegenüber an. Am liebsten wäre sie auf ihn zu gegangen, hätte ihn in den Arm genommen, doch Nemos Körpersprache suggerierte ihr, dass er das nicht wollte, und so blieb sie auf Distanz.
„Du bist einfach nicht die Frau, die sich um andere schert, die sich um andere Sorgen macht. Du hast immer nur dein eigenes Leben im Kopf."
Kleopatra blickte traurig zu Boden und erwiderte: „Aber ich mache mir Sorgen um dich. Ich liebe dich ... und du liebst mich."
Nemo schüttelte den Kopf.
„Jetzt fang bitte nicht schon wieder damit an. Als wenn du mich lieben könntest. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass du mir lieber weh tust, als mich zu lieben. Ich liebe dich nicht. Ich kann dich nicht lieben", sagte er trocken.
Erschrocken blickte Kleopatra ihn an. Nemos Worte bereiteten ihr einen Stich im Herzen.
„Nein, du liebst mich. Ich weiß es", antwortete sie verzweifelt.
„Wie soll ich dich lieben, wo du so viel Unverzeihliches getan hast? Denkst du, ich bekomme nicht, mit was auf dieser Insel geschieht? Die Sache mit Shah Rukh war das Widerlichste von allem und selbst für dich erniedrigend gewesen. Du bist so stolz und arrogant, nur auf dich bezogen. Was hattest du dir dabei gedacht, dich an dem Sohn meines besten Freundes zu vergreifen?"
„Sohn ...?", murmelte sie verwirrt.
„Ja, du hast richtig gehört. Er ist Meers Sohn. Du warst bereit, Meers Sohn schlimme Dinge anzutun, nur um mich eifersüchtig zu machen. Auch wenn das jetzt hart klingt, aber dein Verhalten macht mich krank. Du bereitest mir zu viele Sorgen, ich kann momentan jedoch keine Sorgen gebrauchen."
„A-aber ich ... ich ..." Kleopatra rang um ihre Fassung. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass er so dachte.
Nemo winkte ab. „Du brauchst mir nichts zu erklären. Ich fühle mich zu schlecht und bin zu müde, um jetzt darüber nachzudenken. Bitte, tu mir einen Gefallen, und verlasse den Palast. Geh wieder zurück in dein Dorf, und lebe dort dein königliches Leben weiter. Ich habe nicht das Bedürfnis, dich noch einmal wieder zu sehen. Du bist keine Frau, mit der man zusammen leben kann."
Nemo wollte gehen, doch Kleopatra hielt ihn zurück. Sie wollte seinen Worten keinen Glauben schenken, auf seine Bitte nicht eingehen. Kein Mann verließ Kleopatra, wenn dann verließ sie ihn.
„Nein, ich werde nicht gehen. Du bedeutest mir etwas. Ich liebe dich, und es schmerzt, dich so

krank und schwach zu sehen. Wenn du mich nicht liebst, dann muss ich damit wohl leben. Aber wir sind Freunde, Nemo, wir haben viel miteinander durchgemacht ...“
Während Kleopatra sprach, fühlte Nemo, wie ein Schwall Hitze in ihm aufstieg. Es fühlte sich an, als würde er innerlich verbrennen. Sein Kopf schmerzte, er hatte Probleme mit dem Atmen. Nemo merkte, wie er langsam das Gleichgewicht verlor und er musste sich an der Wand abstützen.
„Kleopatra ...“, ächzte er, hoffend, sie würde wahrnehmen wie schlecht es ihm mit einem mal ging, doch sie sprach ohne etwas zu merken weiter.
„...du brauchst jemanden, der sich um dich kümmert und wer könnte das besser als ich? Du kannst mich nicht einfach aus dem Palast werfen, ich werde hier nicht weg gehen ...“
Nemos Magen verkrampfte sich, ein stechender Schmerz fuhr durch seinen Körper. Das Bild vor seinen Augen verschwamm, er konnte kaum noch etwas sehen. Seine Beine und Arme wurden langsam schwer und ein lähmendes Gefühl breitete sich in ihm aus.
„Kleo ...ich ...“, versuchte er erneut die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, doch ohne Erfolg.
„...ich weiß Nemo, du willst dich bei mir entschuldigen dafür, dass du mich gerade noch nicht bei dir haben wolltest. Ich denke, dass ich deine Entschuldigung annehmen werde und ...“
Kleopatra kam nicht mehr dazu den Satz zu beenden. Plötzlich verdrehte Nemo die Augen, brach vor ihren Füßen zusammen und fiel bewusstlos zu Boden.

***

Wie ein Lauffeuer wurde die Nachricht von Nemos Zusammenbruch durch den Palast weitergegeben, bis schließlich auch Mahi davon erfuhr. So schnell es ging, verließ sie die provisorische Bibliothek. Während sie durch die Gänge des Palastes eilte, stieg die Angst in ihr auf, Nemo könnte sterben. Sie verfluchte die Tatsache, mit der Situation allein fertig werden zu müssen. Es wäre ihr lieber gewesen, wenn sie Esme oder ihre Schwester an ihrer Seite gehabt hätte. In Gedanken ging die junge Katze die Schritte durch, die sie machen musste, um Nemo zu helfen. Sie war sich nicht sicher, ob sie sich noch an alles erinnern konnte und befürchtete, etwas Wichtiges zu vergessen. Mahi wollte sich nicht eingestehen, dass sie mit der Situation überfordert war.
Die Angst stieg unaufhörlich, je näher sie dem Raum kam, in dem Nemo lag. Nemos Zusammenbruch hatte sie völlig unvorbereitet getroffen. Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit, bis sie Nemo endlich erreicht hatte. Als sie ihn am Boden liegen sah, war sie für einen kurzen Moment wie gelähmt. Sein Anblick schnürte ihr die Kehle zu und sie musste schwer schlucken. Am liebsten hätte sie sich wieder umgedreht und wäre geflüchtet, doch sie wusste, dass sie nicht vor dem Problem weg rennen konnte. In diesem Moment war sie Nemos einzige Chance. Nur sie konnte ihm helfen. Mahi riss sich mit aller Kraft zusammen und beugte sich über den Bewusstlosen. Mit ein paar geschickten Pfotengriffen hatte sie seine Kleidung gelockert, sodass er gut atmen konnte. Mit Erleichterung stellte sie fest, dass Nemo noch atmete, nur sein schneller Puls machte ihr Sorgen. Sie ließ ihm ein Bett und viel Wasser bringen und versuchte alles, damit er den Rückfall überlebte.
Als Nemo zu zittern anfing, holte sie ein paar leichte Decken und machte es ihm so warm wie möglich. Es erschreckte sie, wie nass und kalt seine Haut
war. Mahi legte ihre Pfoten auf seine Brust, dann schloss sie die Augen und versuchte sich zu konzentrieren. Sie spürte, dass er hohes Fieber hatte – zu hohes Fieber. Ohne zu zögern riss sie ihm die Decken wieder vom Leib. Auch seine Kleidung nahm sie ihm bis auf die Unterwäsche

ab. Als sie seinen nackten Oberkörper sah, stockte ihr der Atem. Überall hatte Nemo große, blaue Flecke, doch was sie am meisten erschreckte, waren die tiefroten Kratzer, die sich quer über seinen Körper zogen. Mahi wusste sofort, dass Nemo sich diese Kratzer nur selbst hatte zufügen können, um die Schmerzen, die er bei Rückfällen hatte, zu ertragen. Die junge Katze wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Als sie das ganze Ausmaß von Nemos Krankheit vor sich sah, wurde ihr schlagartig bewusst, wie ernst die Lage eigentlich war. Mahi wollte stark sein, doch die Gefühle übermannten sie. Für fünf Minuten ließ sie ihren Empfindungen freien Lauf. Sie weinte vor Verzweiflung und Traurigkeit. Dann ließ sie so viel Eis wie nur möglich holen und bettete Nemo darin in der Hoffnung, es würde seine Temperatur sinken lassen. Wäre Esme in diesem Moment bei ihr gewesen, hätten sie es vielleicht gemeinsam geschafft, das Fieber in den Griff zu bekommen, doch allein war Mahi noch nicht stark genug. Dennoch schaffte sie es ihn zu stabilisieren. Zwar zitterte Nemo immer noch am ganzen Körper, doch wenigstens konnte das Fieber ihm nichts mehr anhaben.
Mahi atmete erleichtert auf, sie war froh darüber, dass sie die Situation gemeistert und Nemo gerettet hatte. Sofort schickte sie jemanden ins Dorf der Katzen, um Esme und Soniye Bescheid zu geben. Sie hoffte, dass einer der Beiden kommen würde, oder dass sie wenigstens Ami zur Hilfe schickten. Erschöpft setzt sich Mahi neben Nemo ans Bett, als ihr Blick zur gegenüberliegenden Seite des Zimmers fiel. Erst jetzt bemerkte sie Kleopatra, die weinend und vollkommen apathisch in einer Ecke des Raumes stand. Das Gesicht der Ägypterin war kreidebleich, die Augen rot und geschwollen vor Tränen. Sie hatte die ganze Zeit nur still und starr an der Wand gestanden und mitverfolgt, wie Mahi versucht hatte Nemo das Leben zu retten. Obwohl die junge Katze vollkommen erschöpft war, sprang sie auf und eilte zu ihr.
„Entschuldigung, kann ich irgendetwas für Euch tun?“ fragte Mahi vorsichtig. Sie wollte der Ägypterin nicht noch mehr Angst einjagen und ihr nicht zu nahe treten. Kleopatra zitterte am ganzen Körper, unaufhörlich liefen ihr Tränen über die Wangen.
„Ist... w-w-wird ... er wieder ... g-g-gesund?“, fragte sie schluchzend mit heiserer Stimme, den Blick starr auf Nemo gerichtet.
„Das weiß ich leider nicht. Wir müssen abwarten. Ich habe getan was ich tun konnte. Vielleicht würden Esme und meine Schwester ihn wieder wach bekommen, doch sie sind momentan verhindert und können mir nicht helfen“, seufzte Mahi und warf einen bedrückten Blick zu Nemo.
Kleopatra sank an der Wand hinunter in sich zusammen und verbarg das Gesicht in den Händen. Ihr Körper erzitterte bei jedem Schluchzen. Mahi musste sich zu ihr setzen um zu verstehen, was sie sagte.
„W-w-wird ... wird er ...s-s-sterben?“
„Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Das weiß niemand so genau. Ich hoffe natürlich nicht, dass das passiert, aber wenn sich sein Zustand nicht bald wieder bessert, dann ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch“, antwortete Mahi ehrlich aber mit sanfter Stimme.
Sie begann Kleopatra beruhigend mit ihrer Pfote über den Rücken zu streichen. Die junge Katze spürte, wie sehr Nemos Verfassung der Ägypterin zu schaffen machte.
„I-i-ich w-will ... will ihn nicht ... v-v-verlieren“, schluchzte Kleopatra, „Ich ... w-war so ...g-gemein zu ihm... ich h-h-hab ihm s-sehr wehgetan.“
„Schschsch ...“, machte Mahi und schüttelte den Kopf. „Denkt jetzt nicht über Vergangenes nach.“
„D-d-das ...h-h-hat Nemo ...n-nicht verdient. I-i-i-ich sollte ... d-d-da jetzt liegen u-und ... sterben ... f-f-für ihn“, weinte Kleopatra.

„Niemand hat das verdient. Und hier wird auch niemand sterben. Nicht, wenn ich es verhindern kann.“ Mahi umarmte Kleopatra und wiegte sie leicht hin und her. Eine Weile verharrten sie in dieser Position.
Als Nemo laut aufstöhnte, drückte Kleopatra Mahi ohne ein Wort beiseite, sprang auf und rannte zu ihm. Sie beugte sich über Nemo und streichelte sein Gesicht, während sie flehte: „Bitte wach auf Nemo ... lass mich nicht allein ... ich brauche dich doch so sehr ... ich liebe dich Nemo ... wach auf, bitte. Du darfst nicht sterben ... bitte!“
Mahi beobachtete Kleopatra aufmerksam, während diese den Kopf auf Nemos Brust gelegt hatte und weinte. Soniye hatte ihr einiges über die Ägypterin erzählt, wie kaltherzig und intrigant sie war, doch in diesem Moment hatte Mahi ein vollkommen anderes Bild von ihr. Mahi konnte Menschlichkeit und Liebe in Kleopatras Augen sehen. Sie sah eine verletzliche, einsame Frau, die um ihre Liebe kämpfte. Nemo schien der Ägypterin viel zu bedeuten. Mahi erkannte, dass alle sich irrten. Vielleicht war Kleopatra in ihrer Art, in ihrem Auftreten eine arrogante und manipulative Person, doch in Wirklichkeit, tief in ihrem Herzen war sie sensibel und unsicher.
Harte Schale – weicher Kern, dachte Mahi bei sich. Die junge Katze fragte sich, ob, wenn man die Kleidung austauschen, das Make up weglassen und ihr Verhalten ändern würde, Kleopatra eine Frau wie jede andere auf Atlantis sein und vielleicht sogar eine gute Frau für Nemo werden könnte.
Mahi spielte noch mit diesem Gedanken, als Kleopatra ohne Vorwarnung aus dem Raum stürzte und sie verwirrt zurück ließ.

***

Es hatte sie wie einen Schlag ins Gesicht getroffen, als Nemo vor ihren Augen zusammen gebrochen war. Noch nie hatte sie dieses Gefühl der Angst gespürt, die Angst, Nemo für immer verlieren zu können. Es war ihr vorgekommen wie in Zeitlupe, als Nemos Hand von der Wand gerutscht und er leblos auf den Boden gefallen war.
Es hatte alles in ihr erstarren lassen, sie hatte nicht mehr atmen können, als es geschehen war.
Kleopatra öffnete die Tür und betrat den Balkon. Es war bereits dunkel und sie konnte die Sterne funkeln sehen. Die Stadt erstrahlte vor ihr in tausend flackernden Lichtern. Ein kühler Windhauch ließ sie erzittern und Gänsehaut breitete sich auf ihren Armen aus. Sie konnte nicht glauben, dass sie an diesem schönen Tag beinahe den besten Menschen in ihrem Leben verloren hätte. Während sie Nemo am Boden hatte liegen sehen, war ihr bewusst geworden, wie sehr sie ihn brauchte, wie wichtig er für sie war.
Kleopatra setzte sich auf das Geländer, die Tränen in ihren Augen glitzerten in der Dunkelheit. Sie schaffte es nicht, Nemos Worte zu verdrängen. Die Tatsache, dass Nemo aufgrund ihres stolzen und arroganten Verhaltens nicht mit ihr zusammen leben konnte und wollte, dadurch auch nicht in der Lage war sie zu lieben, schmerzte sehr. Sie fragte sich, ob er sich auf sie einlassen würde, wenn sie so wäre wie all die anderen Frauen auf der Insel. Warum konnte sie nicht so gutherzig und nett sein wie diese Frauen?
Kleopatra schüttelte mit einem bitteren Lachen den Kopf.
Sie konnte nicht so sein, weil man ihr nie beigebracht hatte, sich wie ein freundlicher und netter Mensch zu verhalten. Man hatte ihr vermittelt, eine Königin zu sein, ihr Volk unter Kontrolle zu halten. Sie hatte immer alles bekommen, sie wurde gelehrt, wie man die Menschen manipulieren konnte, wie man seine Macht ausbaute.
„Weißt du, da wo ich herkomme, nennt man mich ebenfalls einen König. Aber im Gegensatz zu

dir habe ich diesen Titel nicht erhalten, weil ich zufällig von den richtigen Eltern geboren wurde. Man hat ihn mir verliehen, weil ich so viele Menschen glücklich gemacht habe und weil sie denken, ich hätte diese Ehre verdient.“
Shah Rukhs Worte hallten durch ihre Gedanken. Sie erkannte, dass er Recht hatte. Aber ihr hatte man immer gepredigt, dass man sich Macht nicht verdienen konnte, sondern das man sich Macht mit aller Kraft nehmen musste, koste es was es wolle. Die Menschen glücklich zu machen war in Kleopatras Leben nie ein Thema gewesen. Macht beherrschte ihren Alltag, sie sollte eine Herrscherin werden. Immer wieder hatte man darauf gepocht, hatte sie darauf geprägt. Ihre ganze Kindheit war sie von Menschen umgeben gewesen, die nach Macht strebten. Sie hatte nichts anderes kennen gelernt.
„Es freut mich, dass man mich so sehr mag, aber es ist mir nicht wichtig. Denn das einzig Wichtige sind meine Freunde.“
Kleopatra wusste nicht, was das Wort „Freunde“ bedeutete. Es widerstrebte ihr zu glauben, Freundschaft sei wichtiger als Ruhm, Ehre und Ansehen. In ihrem Leben war kein Platz für Freunde gewesen. Sie war immer nur darauf bedacht, ihren Einfluss zu stärken, damit niemand ihr ihren Thron streitig machen konnte. In Menschen, die ihr nahe gekommen waren, hatte sie immer nur die Konkurrenen gesehen, mögliche Feinde, die ihr ihre Macht nehmen konnten, sie vertreiben konnten. Sie wusste nicht, wie man mit anderen freundschaftlich umging. Sie konnte nur herumkommandieren – so hatte man es ihr beigebracht.
„Er ist mir wichtig, weil er den Mut hat; mir die Wahrheit zu sagen, obwohl er ganz genau weiß, dass ich sie nicht hören mag.“
Shah Rukhs Worte brannten wie Feuer in ihrem Kopf. Sie hatte gelernt, dass man lügen musste; um im Leben vorwärts zu kommen. Man konnten den Menschen nicht vertrauen, niemand sagte die Wahrheit, auch nicht die Personen, die einem nahe standen. Der eigene Bruder oder die eigene Schwester waren in der Lage; einen aus Neid aus dem Weg zu räumen. Jemandem zu vertrauen bedeutete, ein Stück von sich selbst preiszugeben. Durch Vertrauen wurde man angreifbar und das durfte niemals passieren.
„Er ist mir wichtig, weil er mich zum lachen bringt. Egal, wie schlecht es mir geht, er schafft es immer wieder mich zum lachen zu bringen.“
Niemand außer Nemo hatte Kleopatra jemals zum Lachen gebracht. Wenn sie ehrlich mit sich war, dann musste sie sich eingestehen, dass sie der Meinung war, dass Lachen in einer Herrschaft nichts zu suchen hatte. Wie hatte ihr Vater einst gesagt? Sie konnte genau seine tiefe Stimme hören, die zu ihr sprach: „Lachen ist eine Form von Schwäche. Wenn du vor deinem Volke lachst, dann verlieren sie vor dir den Respekt.“
„Denn im Gegensatz zu mir hast du nichts, woran du dich festhalten kannst. Dir wird niemand beistehen, wenn du erfährst, was im fernen Kristallpalast vor sich geht.“
Sie war allein. Die Erkenntnis traf sie sehr schmerzhaft. Sie wusste, dass sie niemanden hatte, keine Familie, keine Freunde. Die einzige Person, die sie als Stütze gehabt hatte, war Nemo, doch er war dem Tode nahe und wollte auch nichts mehr von ihr wissen.
Kleopatra verfluchte ihre Vergangenheit, ihr ganzes Leben. Es war ihr unbegreiflich, wie sie zu dem werden konnte, was sie jetzt war. Ihre ganze Lebenseinstellung war falsch, das hatte sie erkannt. Das Schlimmste jedoch war, dass sie nicht wusste, wie sie an ihrem Verhalten etwas ändern konnte. Menschen verändern sich nicht so leicht. Wie könnte aus einer Königin eine Magd werden?

Er liebt sie, er liebt sie nicht...

Er beobachtete.
Tagein, tagaus.
Heimlich, aus dem Hintergrund.
Er war es gewohnt im Hintergrund zu bleiben.
Ein Blick – nicht zu ihm.
Ein Lachen – nicht für ihn.
Eine Bewegung - nicht auf ihn zu.
Sie weckten das Verlangen, in ihm einfach auf sie zu zugehen, sie anzusprechen, endlich in den Vordergrund zu treten.
Unsicherheit.
Feigheit?
Sie bildeten eine unsichtbare Wand, die zwischen ihnen stand, scheinbar unüberwindbar, gebildet aus Vorurteilen und Unsicherheiten. Sie war so viel besser als er! Schöner, gebildeter, offener...
Alles, was er tat, tat er nur für sie. Seine Affäre – sie war nur ein unbewusster Versuch gewesen, seine heimliche Sehnsucht zu stillen, von der niemand ahnte, dass sie schon so lang in seinem Herzen wohnte.
Er versuchte verzweifelt sie zu beeindrucken, immer beseelt von der stillen Hoffnung, sie würde ihn endlich wahrnehmen und ihm die Bürde des ersten Schrittes abnehmen. Doch sie kam nicht und wenn er gezwungen war mit ihr zu reden, dann machte er sich zum Narren, weil er ihr nicht das sagen konnte, was in seinem Herzen verborgen war. Er fragte sich, woher er den Mut gehabt hatte, sie bei ihrer ersten Begegnung Zuhause anzusprechen und warum er so flüssig hatte sprechen können. Doch war nicht da schon nur Blödsinn aus seinem Mund gekommen? Immerhin hatte sie ihm nicht geantwortet. War er zu forsch gewesen? Bremsten diese Selbstzweifel nun seinen Mut?
Es schien hoffnungslos zu sein.
Aber es musste doch etwas geben, das er tun konnte!

***

Sie sehnte sich nach seiner Nähe, sehnte sich danach, ihm gegenüber die gleiche Unbefangenheit an den Tag legen zu können, die sie den anderen Katzen entgegenbrachte. Warum musste ihr Gehirn ausgerechnet immer dann aussetzen, wenn er vor ihr stand? Sie hasste sich für ihre eigene Unzulänglichkeit und fragte sich in jeder wachen Minute, ob er überhaupt wusste, dass es sie gab.
Eines Tages, sie lebte nun schon über einen Monat in *seinem* Dorf, fand sie einen seltsamen Stein auf ihrer Türschwelle. Am nächsten Morgen lag eine Blume an der selben Stelle, gefolgt von einem Knopf. Das Seltsame an dem Knopf war, dass sie just an jenem Tag ganz dringend einen brauchte. Am folgenden Tag fand sie einen Fisch, der exakt so zubereitet war, wie sie es am liebsten mochte.
Selbstverständlich fragte sie sich, wer all diese Dinge auf ihre Türschwelle legte und ob sie überhaupt die richtige Empfängerin dafür war. Immerhin lebte sie nicht allein in dem Haus. Doch irgendwie glaubte sie zu wissen, dass alle Geschenke für sie bestimmt waren und auch den Absender schien sie zu kennen. Zumindest hoffte sie, dass er der Absender der Geschenke war.

Beweisen konnte sie es leider nicht und hingehen und fragen, nein, das traute sie sich nicht.
Am Morgen nach dem Fisch trat sie wie üblich schon früh aus dem Haus. Suchend sah sie sich um. Die Türschwelle war leer.
„Hast du etwas verloren?“, fragte Soniye, als sie mit gesenktem Kopf den Boden absuchte.
„Nein. Ich dachte nur, da wäre etwas gewesen“, antwortete sie und musste zugeben, dass sie enttäuscht war.
Sie war froh, dass ihre Schwester es dabei beließ. Sie wollte keine weiteren Fragen beantworten, zumal sie die Antworten selbst nicht wusste. Schweigend gingen sie zum Krankenhaus, wo die eine heute arbeiten und die andere lernen würde. Sie seufzte, als sie an den Stapel Bücher und Pergamente dachte, der auf sie wartete.
„Sag mal, Soniye, wie haben Billî und du euch eigentlich kennen gelernt?“
„Warum möchtest du das wissen, Mahi?“, fragte Soniye zurück.
„Och, nur so“, dehnte Mahi.
Soniye lächlte. Sie ahnte, woher das plötzliche Interesse kam. Ihr waren die kleinen Kostbarkeiten auf der Türschwelle nicht entgangen.
„Weißt du, das war so. Vor etwa dreihundert Jahren, also kurz vor deiner Geburt, kam ich in dieses Dorf, genau wie du. Esme war bereits eine anerkannte Heilerin mit sehr gutem Ruf und frisch mit Booth verheiratet. Du magst es kaum glauben, aber damals war ich genauso nervös wie du.“
„Und wie hast du Billî kennen gelernt?“, drängte Mahi die Schwester sich zu beeilen.
„Nun, es war ein Fest der Begegnung. Ma und Pa haben mich nämlich genauso wenig alleine reisen lassen wie dich. Ich kam also hier an, ein kleines unerfahrenes Kätzchen und nervös bis in die Schnurrhaare. Man wies mir einen Platz am Feuer zu, direkt neben diesem blaugrauen Kater mit den klugen Augen. Ich schwöre, ich hatte keine Ahnung, wer er war und was seine Aufgaben waren.
Der Abend begann mit den üblichen Reden, die ich allesamt furchtbar langweilig fand. Mein Nachbar merkte das und lächelte mich an.
‚Ich habe Sie hier noch nie gesehen’, sprach er mich an. ‚Haben Sie Familie in diesem Dorf?’
Ich erklärte ihm, wer ich war und warum ich das Dorf aufgesucht hatte. Und, dass ich wahnsinnig gerne einmal diesen tollen Kater kennen lernen würde, von dem man in letzter Zeit so viel sprach. Ich hätte gehört, er solle wahnsinnig klug sein, redegewandt und trotz seines geringen Alters schon sehr weise. Ob er diesen Kater wohl kennen würde, von dem man behauptete, er würde schon bald Nemos rechte Hand werden. Der Kater sah mich mit einem Blick an, der mir Gänsehaut bereitete.
‚Oh, ich kenne diesen Kater, sehr gut sogar. Allerdings finde ich das Gerede über ihn reichlich übertrieben. Mehr als die Hälfte würde ich davon nicht glauben.’
Ich war empört! Ich glaubte, er wäre nur eifersüchtig und mache den anderen deswegen absichtlich schlecht.“
Mahi grinste breit. Sie konnte sich die empörte Schwester sehr gut vorstellen.
„Ich war gerade so richtig schön in Fahrt, da tippte mir jemand von hinten auf die Schulter. Vor mir stand mit Abstand der größte Kater, den ich bis heute je gesehen habe. Ich dachte, das müsse der Wunderkater sein und wollte ansetzen, ihn zu begrüßen, kam jedoch nicht zu Wort.
‚Bitte, Lady, schimpfen Sie meinen kleinen Bruder nicht aus, nur weil er so bescheiden ist, sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Ich bin ja auch der Meinung, das ganze Gerede ist reichlich übertrieben und er ist noch viel zu grün hinter den Ohren, um überhaupt in der Lage zu sein, auch nur einen einzigen vernünftigen Rat zu erteilen. Mir ist ehrlich gesagt völlig rätselhaft, wie

dieser Springinsfeld es so schnell geschafft hat, einen so guten Ruf zu erhalten, der sich dazu noch so schnell über die ganze Insel verbreitet hat. Wissen Sie, Lady, er mag seine Fehler haben, aber ich glaube, wenn Nemo so große Stücke auf ihn hält, dann kann er so schlecht nicht sein und Bescheidenheit ist nun wirklich nicht die schlechteste aller Eigenschaften, oder?'
Ich sah den großen schwarzen Kater verblüfft an. Dann wanderte mein Blick zu dem blaugrauen Kater, der mich unsicher angrinste. Da erkannte ich den Fehler, den ich gemacht hatte und wäre am liebsten vor Scham in Grund und Boden versunken. So blieb mir nur die Flucht. Plötzlich wollte ich nicht mehr bei der großen Esme lernen und dachte darüber nach, wie ich auf dem schnellsten und unauffälligsten Weg wieder in unser Dorf kommen könnte. Meine Scham wurde um so größer, als mir am folgenden Tag klar wurde, dass der große schwarze Kater Esmes Mann war!“
„Und was hast du dann gemacht?“
„Die Ohren hochgestellt und mich durchgebissen. Amy, bei der ich wohnte, war sehr freundlich zu mir. Sie gab mir den Mut zu bleiben, auch wenn jede Begegnung mit Bhoot sehr peinlich war, von denen mit Billî ganz zu schweigen. Aber zum Glück ging er mir aus dem Weg, zumindest dachte ich damals so. Eines Tages fand ich dann ein kleines Geschenk vor der Tür. Zuerst dachte ich, Amy hätte es verloren, doch sie kannte die Muschel nicht. Und auch die anderen Geschenke, die vor der Tür landeten, wies sie zurück und sagte, das seien meine. Ich wusste natürlich absolut nichts damit anzufangen“"
Mahi nickte gedankenverloren und dachte an ihre kleinen Geschenke. Bestand da etwa ein Zusammenhang?
„Gab es jemals eine Unterbrechung?“
„Mit den Geschenken? Nein, nie. Ich wartete auf ein Zeichen, von wem sie wohl kamen. Doch keiner der in Frage kommenden Kater machte sich verdächtig. Bis ich Billî eines morgens dabei erwischte, wie er einen kleinen Fisch auf die Schwelle legte und ihn ansprach. Er war natürlich sehr verlegen und wollte sich herausreden. Er mache das für einen anderen und ähnlich unglaubwürdige Dinge. Doch ich ließ nicht locker, entschuldigte mich für meinen Ausbruch und... Den Rest kennst du ja.“
Und wie sie den Rest kannte! Amy kam auf sie zu, sie hatte die Nacht über im Krankenhaus gearbeitet und Soniye blieb stehen, um sich mit ihr zu unterhalten. Mahi hörte nicht zu, war in ihre Gedanken versunken. Warum hatte es heute kein Geschenk gegeben? Was hatte ihn aufgehalten?

***

Ein paar Tage zuvor.
Er wusste weder ein noch aus. Also beschloss er Hilfe zu suchen. Und zwar bei jenen, von denen er wusste, dass sie bereits geschafft hatten, wonach er sich immer noch vergeblich sehnte. Und obwohl er ahnte, dass es ein Fehler war, begann er bei seinem ältesten Bruder.
„Sag mal, Bhoot, wie war das eigentlich damals mit Esme und dir?“
Der große schwarze Kater sah verblüfft von seinen Papieren auf. Er hatte nicht bemerkt, das Nath den Raum betreten hatte und es dauerte einen Moment, bis er realisierte, was er eigentlich gefragt worden war. Ein Grinsen huschte über seine Schnauze und Nath bereute es noch mehr, ausgerechnet ihn gefragt zu haben. Bhoot hingegen lehnte sich sichtlich zufrieden zurück, verschränkte die Pfoten hinter dem Kopf und streckte die Beine aus.
„Darf ich erfahren, warum du das wissen möchtest?“

„Och, nur so“, dehnte Nath und versuchte halbwegs desinteressiert zu klingen.
„Aha, nur so. Na, dann will ich mal nicht so sein. Weißt du, eigentlich war alles ganz einfach. Ich war immer schon ein Frauenschwarm, musst du wissen, und so war es nur eine Frage der Zeit, bis Esme begriff, was für ein toller Kerl ich war und mit mir ausging. Danach war es selbstverständlich sofort um sie geschehen. Tja, und dann war alles nur noch eine Frage der Zeit. Du musst den Katzen zeigen, wo es lang geht, den starken Kater markieren, Kleiner, und nicht locker lassen. Das mögen die Katzen.“
„Aha, danke“, sagte Nath artig und sah zu, dass er so schnell wie möglich hinaus kam ohne unhöflich zu wirken. Er verfluchte sich, weil er nicht so selbstsicher war wie Bhoot. In Gedanken versunken achtete er nicht auf den Weg.
„Hoppla! Kannst du nicht aufpassen, Kleiner.“
Na, wenigstens musste er nicht lange nach Billî suchen.
„Verzeih, ich habe nicht aufgepasst. Hat du einen Moment Zeit? Ich würde dich gerne etwas fragen.“
Billî verdrehte die Augen..
„Wenn’s sein muss. Eigentlich bin ich sehr in Eile. Du kannst mich jedoch gerne zum Kristallpalast begleiten. Dann hätten wir genügend Zeit zu reden.“
„Wie geht es Nemo?“, erkundigte sich Nath, weil er nicht direkt mit der Tür ins Haus fallen wollte.
„Schwer zu sagen. Im Moment scheint sich sein Zustand zu stabilisieren. Ich fürchte nur, wenn es uns nicht gelingt, die Ursachen zu finden...“
„Hmh“, brummte Nath verständnisvoll. „Und Soniye? Geht es ihr gut?“
„Ich denke schon. Weißt du, wir sehen uns im Moment nicht so oft, da sie öfters im Kristallpalast schläft, um bei Nemo sein zu können. Es fällt Esme immer schwerer, ihre Aufgaben zu erfüllen, selbst mit Mahi an ihrer Seite. So groß das Glück auch sein mag, dass sie trächtig geworden ist, manchmal frage ich mich, ob es nicht besser wäre, wenn sie nicht...“ Er unterbrach sich, suchte nach den richtigen Worten. „Ich habe einfach Angst, dass die Umstände so unglücklich sind, dass etwas schief gehen könnte. Ich will es natürlich nicht hoffen, aber Gesetz dem Fall es wäre so, ich glaube, es würde Esme das Herz brechen.“
Nath äußerte erneut einen Laut der Zustimmung. Bei den Katzen war ein gebrochenes Herz nicht bloß eine Redensart. Nath kannte mehrere Katzen, und auch ein paar Kater, die an einem gebrochenen Herzen gestorben waren. Insgeheim betete er täglich dafür, dass sich Esmes Wünsche und Hoffnungen auch tatsächlich erfüllten. Die getigerte Heilerin war für ihn wie eine große Schwester. Er mochte sie und wollte, dass es ihr gut ging.
„Sag mal, Billî, wie war das eigentlich damals, mit dir und Soniye?“
„Schwierig. Du musst wissen, dass ich lange Zeit glaubte, in Esme verliebt zu sein. Du kannst dir vielleicht meine Enttäuschung vorstellen, als sie sich für Bhoot entschied. Heute sehe ich die Sache natürlich etwas anders. Mittlerweile habe ich erkannt, dass ich viel zu jung für sie gewesen bin. Ich war ja noch nicht einmal richtig trocken hinter den Ohren und sie schon eine gestandene Katze. Jedenfalls hat sie sich mit Bhoot gepaart und ich stand alleine im Regen. Zum Glück begann zu dieser Zeit meine Arbeit für Nemo, so dass ich mich ablenken konnte. Außerdem bekam ich so die Gelegenheit beiden aus dem Weg zu gehen. Die Lage war wirklich sehr angespannt und einmal hat Bhoot mir sogar Prügel angedroht, falls ich Esme nicht endlich in Ruhe lassen würde. Weißt du, Kater sind manchmal ein wenig verrückt, wenn sie verliebt sind. Das ist zwar peinlich aber normal, befürchte ich.
Jedenfalls kam das große Fest der Zusammenkunft. Und da sah ich Soniye zum ersten Mal. Sie

war so unvergleichlich schön! So anmutig und klug... Ich meine, das alles ist sie natürlich heute auch noch. Ich glaube, ich habe mich auf den ersten Blick in sie verliebt. Leider war unser erstes Zusammentreffen ein wenig holprig und anschließend hatte keiner von uns beiden mehr den Mut, den anderen anzusprechen. Da ich meiner Liebe aber irgendwie Ausdruck verleihen wollte, begann ich ihr heimlich Geschenke zu machen."
„Geschenke?" Nath horchte auf. „Was denn für Geschenke?"
„Kleinigkeiten. Die Idee kam mir, als ich eine besonders schöne Muschel fand und einen Stein, in den Goldfäden eingeschlossen waren, deren Farbe mich an Soniyes Fell erinnerte. Oder ein bizarr geformtes Stück Treibholz, das mich zum Lachen brachte. Ich wollte, dass sie auch lachte, also legte ich es ihr vor die Tür. Meine Liebe zu ihr ließ mich Dinge sehen, die ich vorher nicht gesehen hatte und diese Dinge wollte ich ihr zeigen. Es hat den Anschein, als hätte ich mit meinen Geschenken richtig gelegen, denn Soniye hat sie alle bis heute aufgehoben. Und ich weiß ganz genau, dass sie sie manchmal hervorholt und sich anschaut."
„Meinst du, ich könnte das auch einmal bei Mahi ausprobieren?"
Billî schmunzelte vergnügt.
„Ich weiß es nicht. Aber ich kann dir mit Sicherheit sagen, dass deine Mahi meiner Soniye sehr ähnlich ist."
„Sie ist nicht meine Mahi", seufzte Nath.
„Noch nicht, Kleiner", versuchte Billî ihn zu trösten.

***

Etwa zur gleichen Zeit begann Parian, sich Sorgen um das Schicksal von Atlantis zu machen. Es war nun schon mehrere Wochen her, dass er einen Gegenstand gefunden hatte, von dem er glaubte, dass es sich um ein Artefakt handeln könnte. Die Nachrichten, die Bhoot und Billî aus dem Kristallpalast mit ins Dorf brachten schwankten zwischen gedämpftem Optimismus und absoluter Hoffnungslosigkeit. Im Moment herrschte der Optimismus vor, doch Parian glaubte zu wissen, dass sich das in jeder Sekunde wieder ändern konnte. Wenn er sich nicht in Shah Rukhs Nähe aufhielt, fand man ihn im Wald. Er hoffte dort auf ein ganz bestimmtes Eichhörnchen zu treffen. Er musste dringend mit Gismeau reden, brauchte die Gewissheit, dass dieser alles tat, was getan werden musste. Endlich hatte er Glück. Er begrüßte das auffallend rote Eichhörnchen mit einem knappen Kopfnicken und kam sofort auf sein Problem zu sprechen.
„Mach, dass ich einschlafe. Wir müssen dringend reden!"
Er war sich nicht sicher, ob er die letzten Worte tatsächlich noch ausgesprochen hatte, so schnell landete er in Gismeaus Traumwelt.
„Ich habe deine wachsende Sorge gespürt", hielt sich auch Gismeau nicht lange mit unnötigen Floskeln auf. „Was ist los mein Freund?"
„Ich mache mir Sorgen, weil ich schon so lange keine Artefakte mehr gefunden habe. Nemo geht es schlecht und die Insel geht langsam vor die Hunde."
„Ich weiß zwar nicht, welche Hunde du meinst, aber ich kann dich beruhigen. Im Moment stehen die Dinge gar nicht so schlecht für uns."
„Nicht schlecht? Aber Nemo!"
„Nemo wird wieder gesund werden, wenn du und Ebô'ney eure Aufgabe gelöst habt. Atlantis hat seit jeher einen Beschützer gebraucht, von dessen Energie es lebte. Vor undenklich langen Zeiten war Gill diese Energiequelle, dann kam Roog und jetzt ist es Nemo. Beide sind voneinander abhängig."

„Gill und Roog?“, hakte Parian verwirrt nach.
„Gill ist unser Freund und Roog ist der andere.“
Parian hoffte auf weitere Erklärungen, bekam jedoch keine.
„Warum finde ich keine Artefakte mehr? Nemo ist weit mehr als ein Freund für mich. Ich will weder ihn verlieren, noch den Untergang von Atlantis sehen.“
„Bitte mach dir darüber keine Sorgen. Es gibt leider keine Möglichkeit, das Erscheinen der Artefakte zu beeinflussen. Du musst wissen, dass die Artefakte Teil einer speziellen Art von Magie sind, wie es sie heute auf Atlantis nicht mehr gibt. Diese Magie ist es, die Gill zu einer Zeit ins Leben rief, als die Elfen wie Kinder und die Katzen kaum mehr als Haustiere waren. Du kannst dir nicht vorstellen, wie lange das schon her ist. Ebô’ney und du, ihr seid die ersten seit jener Zeit, die einen Funken dieser alten Magie besitzen. Deswegen bist du überhaupt erst in der Lage die Artefakte aufzuspüren.“
„Und warum spüre ich dann keine mehr auf?“
„Die Magie, von der wir hier reden, geht ihre eigenen Wege. Du kannst leider nichts weiter tun, als abzuwarten und zu hoffen, dass ein neues Artefakt aktiv wird und dich zu sich ruft. Du hast diesen Ruf bereits zweimal vernommen, nicht wahr?“
„Ich glaube, ich weiß, was du meinst. Aber was wird geschehen, wenn die Artefakte zu lange brauchen, um sich zu aktivieren?“
„Dann gäbe es nichts, was wir tun könnten. Allerdings sind Láylà und ich sehr zuversichtlich, dass dies nicht geschehen wird. Der Umstand, dass Roog sich auf unbekannte Zeit zurückgezogen hat, spricht dafür. Wahrscheinlich glaubt er, Gill sei so schwach, dass er sich diesen Rückzug leisten kann. Selbstverständlich wird Gill die Gelegenheit nutzen und versuchen die Waage zu unseren Gunsten zu beeinflussen.“
„Und wenn Roog stärker denn je erwacht und einen Weg findet selbst Artefakte zu finden?“
„Das wird schon nicht passieren“, versuchte Gismeau Parian zu beruhigen, klang jedoch alles andere als sicher. „Wichtig ist nur, dass du alles tust, um Artefakte zu finden. Ich weiß, das ist leicht gesagt, weil es nichts gibt, wie du diese Suche beeinflussen könntest. Uns bleibt nur, an die alte Prophezeiung zu glauben, die besagt, dass wenn dereinst der Kampf der beiden Wächter stattfinden wird, die richtige Seite gewinnt. Sollte Roog tatsächlich als Sieger aus dieser Schlacht hervorgehen, dann müssen wir uns eingestehen, dass wir auf der falschen Seite gestanden haben. Umgekehrt liegt natürlich der Schluss nahe, dass wir einfach siegen müssen, wenn wir auf der richtigen Seite stehen.“
Parian überzeugte diese seltsame Logik nicht, aber ihm blieb keine Chance sich weiter dazu zu äußern. Ohne Vorwarnung begann seine Umgebung zu verwischen und er wachte langsam auf. Verwirrt sah er sich um. Von dem Eichhörnchen war nicht die geringste Spur zu finden. Fast glaubte er schon, er habe das alles nur geträumt, da traf ihn etwas Hartes am Kopf. Ohne nachzudenken wandte er sich in die Richtung, aus der das Geschoss gekommen sein musste und fing eine Nuss, die von einem Baum herabfiel.
„Lass den Blödsinn, Gismeau“, rief Parian, obwohl er sich nicht sicher war, dass tatsächlich der Avatar hinter dem Angriff steckte. War das tatsächlich das Zetern eines Eichhörnchens, das er da zu hören glaubte?

***

Es stimmte, was Billî sagte. Wenn er nur mit offenen Augen und Liebe im Herzen durch die Welt ging, fand er tausend Dinge, die ihn an Mahi erinnerten. Da war dieser Stein, der beinahe wie ein

Herz geformt war, ein Symbol, das auch bei den Katzen für die Liebe stand. Und duftete jene Blume nicht genauso süß wie seine Angebetete? Als er bei einer abendlichen Begegnung sah, dass ihr ein Knopf fehlte, rannte er sofort zu Parian und bat ihn um den schönsten Knopf, den er knopfen konnte. Längst hatte sich Shah Rukhs Wortneuschöpfung in den Sprachgebrauch der Katzen eingeschlichen, beschrieb doch kein anderes Wort Parians Fähigkeiten so gut wie knopfen.
Der Halbelf fragte ihn nicht, wofür Nath den Knopf brauchte, schien es jedoch genau zu wissen. Denn der Knopf hatte die gleiche wundervolle rotgoldene Färbung wie Mahis Fell. Nath bedankte sich und bot seine Hilfe an, wann immer Parian sie brauchen würde. Der Halbelf sah dem jungen Kater lächelnd hinterher, wurde jedoch gleich darauf von einer seltsamen Wehmut gepackt. Warum konnte seine Liebe nicht genauso einfach sein wie die von Mahi und Nath? Schließlich war allen, außer den beiden selbst, klar, wie sehr sie sich lieben mussten. Ihre Liebe würde sich über kurz oder lang erfüllen, dessen war er sich sicher. Bei ihm und Ebô'ney sah das leider anders aus. Parian ahnte nicht, dass die Katzen es längst nicht so leicht hatten, wie er glaubte.
Am Tag nach dem Knopf entschied Nath sich für ein ganz besonderes Geschenk. Esme wunderte sich sehr, dass sie ihn mitten in der Nacht in der Küche stehen sah, sagte jedoch nichts. Immerhin bot er ihr einen Fisch an, der zwar nicht perfekt, aber dennoch sehr lecker war. Sie schmunzelte, als sie die Anzahl der misslungenen Versuche sah. Kochen war eben doch nicht ganz so einfach, wie es aussah.
„Sie wird deinen Einsatz zu schätzen wissen, kleiner Kater", flüsterte sie ihm zum Abschied ins Ohr, war sich jedoch nicht sicher, dass er sie wahrgenommen hatte.
Das Unglück ereilte ihn am folgenden Abend.
Nath kehrte gerade von einem Spaziergang im Wald zurück. Er hatte lange suchen müssen, bis er endlich einen Bernstein gefunden hatte. Auf Atlantis bildete sich nur sehr selten ein Bernstein und anders als in der realen Welt hatte es hier immer etwas mit Magie zu tun. Unzählige Legenden rankten sich um diese seltenen Kostbarkeiten. Ein Bernstein war wie geschaffen um Mahi seine Liebe zu zeigen. Er musste sich nur noch überlegen, wie er ihr den Schatz präsentieren sollte. In Gedanken versunken achtete er nicht auf den Weg.
„Ey! Kannssst du nissst bessser aufffpassssen?"
Nath rappelte sich auf und sah den Kater, in den er hineingerannt war, verblüfft an. Seit wann war Marduk wieder im Dorf?
„Es tut mir leid. Ich habe wohl nicht auf den Weg geachtet. Entschuldigung." Nath klopfte prüfend sein Gewand ab. Der Schrecken weitete seine Augen, als er merkte, dass die Taschen leer waren. „Bei der heiligen Katze, wo ist denn nur..." Sein Blick zuckte hektisch hin und her. Endlich verfing sich ein verirrter Strahl der untergehenden Sonne in seinem Schatz und brachte ihn kurz zum Leuchten. „Der heiligen Katze sei Dank, da bist du ja." Erleichtert steckte er den Bernstein zurück in seine Tasche. Er musste Esme unbedingt bitten, ihm die Taschen etwas enger zu nähen. Er verlor ständig seine Sachen, weil alles viel zu leicht herausfiel. Nein, nicht Esme. Er durfte ihr nicht mehr Arbeit aufhalsen, als sie ohnehin schon hatte. Soniye konnte bestimmt auch nähen. Jede Katze sollte nähen können. Ach, wie schön wäre es, wenn er Mahi um diesen kleinen Gefallen bitten könnte. Er stellte sich vor, wie er ihr ein paar Gewänder reichte, sich zu ihren Pfoten auf ein Kissen setzte und sie mit kleinen unwichtigen Geschichten und dem neusten Klatsch unterhielt, während sie...
„Ey, du Idiot! Hörssst du mir überhaupt sssu?"
Nath bohrte sich mit einer Kralle im Ohr. Irgendwie begannen seine Ohren immer zu jucken,

wenn er Marduk zuhören musste, als würde seine zischende Aussprache ihn in den Ohren kitzeln.
„Es tut mir leid, was hast du gesagt?“
„Sssieh misss gefffällisssgt an, wenn isss mit dir rede!“ Marduk zog den Hut mit der breiten Krempe noch etwas tiefer in sein Frettchengesicht. Dabei verschwand die Sonne doch bereits hinter den Bergen. Es bestand also keine Gefahr mehr, dass sie ihm die rosa Albinonase verbrannte.
„Was willst du, ich habe es eilig. Soll ich mich etwa noch einmal entschuldigen?“
„Nein, isss will mit dir reden. Isss will, dasss du Mahi ab sssofffort in Ruhe lässst!“
„Warum sollte ich?“
„Weil mein Fffater hier der Bosss issst und isss esss dir sssage! Wie kann ssso ein dahergelaufffener Kater wie du nur glauben, eine Sssansse bei einer ssso tollen Katssse wie Mahi sssu haben?“
„Warum sollte ich keine Chance bei ihr haben?“
„Weil Mahi nach Esssme die bessste Heilerin aller Ssseiten issst und du nur ein blöder Arsssitekt!“
„Was heißt hier blöder Architekt? Immerhin habe ich ein Verfahren entwickelt, mit dem wir sicherer und schnellerer bauen können als zuvor. Ich will mich ja nicht selber loben, aber ich glaube sagen zu dürfen, dass das auch eine gewisse Leistung ist.“
„Arsssitektur issst eine Kunssst fffür Ssswässslinge! Warum sssollte Mahi disss lieben wollen?“
Nath sah Marduk entgeistert an. Er selbst hatte sich die Frage nach dem Warum noch nie gestellt. Seit er gehört hatte, wie Mahi ihn seinem großen Bruder gegenüber verteidigt und gelobt hatte, war er sich seiner Sache mehr oder weniger sicher gewesen. Und jetzt impfte dieser dämliche Albinokater mit dem lächerlichen Hut und dem ebenso lächerlichen Rosastich im Fell ihm Zweifel ein.
„Du bissst nur ein dummer Kater, der glaubt, er habe eine Sssanssse. Aber sssei doch mal ehrlisss. Wer bissst du denn ssson? Doch nissst mehr alsss dasss kleine Anhängssel fffon Bhoot und Billî. Niemand sssieht deine Erfffolge. Du bissst klein und wirssst immer klein bleiben!“
Es viel Nath schwer, die Worte zu verstehen, die Marduk ihm erbarmungslos um die Ohren knallte. Immer wieder wiederholte der Kater, wie klein und winzig Nath im Verhältnis zu seinen großen Brüdern doch war und dass Mahi mehr als nur eine Nummer zu groß für ihn sei. Und obwohl Nath sich dagegen wehrte, begann das Gift langsam zu wirken. Plötzlich war der kostbare Stein in seiner Tasche wertlos geworden. Warum war er ihn überhaupt erst suchen gegangen? Hätte er die Zeit nicht besser in seine Arbeit gesteckt? Eine Arbeit der Menschen und Elfen, wie Marduk es voller Verachtung ausdrückte. Hatte er denn nicht eigentlich Recht? Warum sollte eine so begabte hübsche Katze wie Mahi ihn, das kleine Anhängsel von Bhoot und Billî lieben, wenn sie dafür den Sohn des Dorfältesten haben konnte, der so viel mehr an Ansehen, Macht und Reichtum besaß? Schließlich war er doch für alle im Dorf nur der Kleine, ein dummer Kater ohne Charakter, der einen seiner großen Brüder brauchte, damit man ihn überhaupt wahrnahm. Was machten da schon die paar Jahrzehnte aus, die Marduk älter war als Mahi? Bhoot und Esme trennte beinahe ein Jahrtausend! Mit gesenktem Kopf und hängenden Ohren machte er sich auf den Weg nach Hause.
„Hey, Kleiner, du bist spät dran. Esme schläft schon, sie hat dir etwas zu essen hingestellt. Hey, ist alles in Ordnung mit dir? Du siehst so geknickt aus, Kleiner?“
„Nenn mich nicht immer Kleiner!“, schrie Nath seinen großen Bruder mit ungewohnter Heftigkeit an und schlug die Pfote weg, die Bhoot ihm beruhigend auf die Schulter legen wollte.

„Ich bin nicht klein! Nenn mich nie wieder Kleiner, wenn dir dein Leben lieb ist!“
Esme, die durch den Lärm wach geworden war, sah gerade noch, wie Nath Bhoot zur Seite stieß und in sein Zimmer lief. Hatte sie wirklich Tränen in seinen Augen glitzern sehen? Sie warf ihrem Kater einen fragenden Blick zu, als Nath wütend die Tür hinter sich ins Schloss warf. Doch der schwarze Kater war genauso ratlos über den Ausbruch seines Bruders wie sie.
Der folgende Tag ließ ihnen allen kaum Zeit zum Durchatmen. Dabei begann er zunächst ganz harmlos.
Während Bhoot versuchte Naths Geheimnis zu entschlüsseln, suchte Esme Mahi auf. Sie hegte zwar wenig Hoffnung, dass ihre Schülerin etwas mit Naths Explosion zu tun hatte, versuchte jedoch ihr Bestes. Sie schöpfte beinahe etwas Hoffnung, als sie merkte, dass Mahi ebenfalls verstimmt wirkte. Wenn es einen Zusammenhang gab würde ihre Mission einfach verlaufen. Ein Streit zwischen Liebenden ließ sich einfach schlichten.
„Nath ist so ein Dummkopf!“, begann Mahi dann auch gleich ihr Herz bei Esme auszuschütten. „Am Anfang fand ich seine Geschenke ja ganz nett. Steine, Blumen, einen Knopf als ich ihn dringend brauchte, eine hübsche Muschel und dann dieser Fisch!“ Mahi leckte sich gedankenverloren über die Schnauze. „Er war kalt gedämpft und ich muss dir wohl nicht sagen, wie schwer es ist, einen Fisch auf diese Weise zuzubereiten. Er war zwar nicht wirklich perfekt zubereitet, aber genau da lag die Besonderheit! Denn das heißt, dass er sich höchst persönlich die Mühe gemacht hat, diesen Fisch für mich zuzubereitet anstatt einfach eine andere Katze um Hilfe zu bitten. Und dann...“ Sie seufzte herzzerreißend. „Ich weiß wirklich nicht, was in ihn gefahren ist. Seine Geschenke kamen gestern und heute viel zu spät. Dabei weiß ich, dass er genauso früh aufsteht wie ich und dass er genügend Zeit gehabt hätte, an mich zu denken.“ Es bildete sich eine steile Falte auf Mahis Stirn, genau wie bei Soniye, wenn sie wütend wurde. „Kannst du dir vorstellen, dass er mir eine goldene Fibel geschenkt hat? Wie konnte er sie bezahlen? Was hat er getan, um solch ein kostbares Stück zu erwerben? War er etwa unehrlich? Und warum ausgerechnet eine *Fibel*? Ich meine, der Knopf, den er mir schenkte, hat mich glauben lassen, dass er mich und meine Gewohnheiten kennt. Eine unverheiratete Katze trägt Gewänder mit *Knöpfen*! Tuniken mit Fibeln sind Gewänder für verheiratet Katzen, so wie du eine bist, Esme. Sollte das etwa ein Heiratsantrag gewesen sein? Wenn ja, hätte er sich mir vorher gefälligst zu erkennen geben sollen anstatt mich vor vollendete Tatsachen zu stellen.“
Esme schwieg. Was sollte sie Mahi auch antworten? Insgeheim gab sie ihr recht. Die Fibel war ein denkbar schlechtes Geschenk gewesen. Sie hätte Nath mehr Katzenkenntnis zugetraut. Dieses Geschenk passte so wenig zu Nath, dass sie fast den Eindruck hatte, es handelte sich um das Geschenk eines anderen. Aber wer außer Nath sollte Mahi ein Geschenk machen? Das ganze Dorf wusste, dass er in Mahi verliebt war und es gab keinen Kater, der sich ihm in den Weg gestellt hätte, musste er sich doch vor Bhoots Zorn in acht nehmen. Denn auch wenn ihr stolzer schwarzer Kater Nath gegenüber manchmal zu weit ging, wenn er ihn neckte, so würde er doch niemals zulassen, dass jemand seinem kleinen Bruder weh tat.
„Aber das heutige Geschenk war der Gipfel“, fuhr Mahi fort. „Er schenkte mir einen Edelstein! Einen einfachen, lumpigen Edelstein! Bin ich ihm denn wirklich so wenig wert?“ Tränen liefen Mahi über die Wangen, verfingen sich in vor Wut und Enttäuschung zitternden Schnurrhaaren. „Vielleicht bin ich einfach viel zu romantisch, aber ich habe immer gedacht, wenn er mich wirklich liebt, dann würde er sich die Mühe machen und einen Bernstein für mich suchen...“
Esme nahm die Freundin in die Arme und versuchte sie zu trösten. Jede junge Katze träumte davon, dass sie eines Tages einen echten Bernstein geschenkt bekam. Edelsteine gab es wie Sand am Meer, wenn man nur genügend Dinge zum Tauschen hatte. Aber ein Bernstein war ein

Symbol der Liebe. Sie selbst hatte damals einen von Bhoot geschenkt bekommen und sicher besaß auch Soniye ein solches Kleinod.
Der Grund für diese Begehrlichkeiten war eine alte Legende. Sie besagte, dass nur derjenige einen Bernstein finden konnte, der wahrhaft liebte. Wenn ein junger Kater verliebt war, so zog er nicht selten tagelang durch den Wald in der Hoffnung, seine Liebe würde sich in einem geheimnisvoll funkelnden Bernstein manifestieren. Die Legende besagte weiter, dass der magische Stein ewige Liebe und Glück verhieß, schenkte man ihn der richtigen Katze.
Nun, Nath war etwas schusselig, etwas zu sehr in seine Arbeit verliebt und konnte einem manchmal mit seiner verschlossenen Art auf die Nerven gehen. Allerdings war er ganz anders, wenn es um Mahi ging. Esme glaubte sogar, dass in ihm ein ähnlicher Romantiker wie Billî steckte. Selbst Bhoot konnte romantisch sein. Warum sollte der kleine Kater also den Fehler begehen und einen simplen Edelstein verschenken?
„Weißt du, Mahi, vielleicht hat er einfach keinen Bernstein gefunden und wollte dich mit dem Edelstein vertrösten, bis seine Suche erfolgreich sein würde. Schau, Kater sind so komisch. Wenn ich da nur an Bhoot denke...“
„Was ist mit Bhoot?“, schniefte Mahi. Zum Glück hatte sie den Köder geschluckt. Neugier war nun einmal der größte Fehler aller Katzen und würde es wohl auch auf ewig bleiben.
„Bhoot war der größte Schürzenjäger hier im Dorf. Und ich war ein ähnlich unschuldiges Kätzchen wie du, als ich ihn traf. Jeder warnte mich davor, ihm auf Leim zu gehen. Und am Anfang dachte ich auch, sie alle hätten Recht. Er war ein widerlicher Angeber, zumindest glaubte ich das. Bis ich eines Tages sah, wie er ein Kätzchen gegen fünf Kater verteidigte. Sie hatten ihr die hübsche Schleife gestohlen, die sie um den Hals getragen hatte und verspotteten sie, weil es ihr nicht gelang das Band zurück zu erobern. Bhoot verscheuchte sie und gab dem Kätzchen die Schleife zurück. Leider war sie bei dem Gerangel arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Das Kätzchen weinte nur noch mehr und schließlich nahm Bhoot sie bei der Pfote und mit zu sich nach Hause. Ich folgte den beiden heimlich, weil ich wissen wollte, was er vorhatte. Er stellte die Kleine seiner Mutter vor und fragte sie, ob sie nicht zufällig ein Schleifenband für das Kätzchen hätte. Ich glaube, Ami besitzt dieses Band heute noch, obwohl sie es niemals zugeben würde.“ Esme schmunzelte leise. „Sie hatte bei der letzten großen Seuche ihre Eltern verloren und irgendwie schien Bhoot sich seit jenem Tag für sie verantwortlich zu fühlen. Er nahm bei ihr die gleiche Stelle ein, wie bei dir. Und Ami liebte ihren großen Onkel. Ich dachte mir, ein Kater, der so nett zu einem Waisenkätzchen sein konnte, der durfte einfach nicht so verdorben sein, wie alle von ihm behaupteten. Ich gestattete ihm, mit mir einen Spaziergang zu machen. Zunächst benahm er sich wie der größte Idiot von Atlantis, doch dann wurde er plötzlich ganz anders, entdeckte seine romantische Ader und machte mir ganz offiziell den Hof. Du kannst dir vorstellen, was ich mir von den anderen alles anhören musste. Nur Moira, meine große Schwester, hielt zu mir. Sie sagte, nur ich allein würde mein Herz kennen und nur ich alleine könnte eine Entscheidung treffen. Dann kam Billî ins Dorf zurück und verliebte sich ebenfalls in mich. Das war die schwerste Zeit. Einmal kam ich hinzu, wie Bhoot ihm Prügel androhte, wenn er mich nicht endlich in Ruhe lassen würde. Billî tat mir sehr leid aber was sollte ich tun? Mir blieb nur die Hoffnung, dass er eines Tages verstehen würde, dass aus uns nichts werden konnte. Du glaubst gar nicht, wie froh ich war, als er Soniye kennen lernte und wir uns endlich wieder normal begegnen konnten. Zumal Bhoot von uns allen wohl am meisten unter der ganzen Situation litt, weil er sich seit dem Tod ihrer Eltern für Billî verantwortlich fühlte. Also, mein Kätzchen, lass die Schnurrhaare nicht hängen! Was auch immer in Nath gefahren ist, ich bin sicher, es wird sich wieder einrenken. Immerhin wohne ich mit ihm im gleichen Haus und glaube

mir: Es ist *dein* Name, den er nachts im Traum flüstert. Gib ihm Zeit!“
Während Mahi versuchte in Esmes Worten den Trost zu finden, den sie so dringend brauchte, und Esme zu der Überzeugung kam, dass Naths Explosion am vergangenen Abend nichts mit Mahi zu tun hatte, geschah am anderen Ende des Dorfes das große Unglück.
Ein Stapel Baumstämme geriet ins Rutschen und begrub mehrere Kater unter sich. Zunächst hieß es, dass auch Menschen unter den Verletzten seien, die nur langsam unter den schweren, fest verkeilten Baumstämmen hervorgeholt werden konnten. Esme und Mahi atmeten erleichtert auf, als sich die Gerüchte nicht bestätigten und Ebô’ney, Parian und die drei Inder sich nicht unter den Verletzten sondern unter den Helfern wieder fanden. Die Katzen kämpften bis zur Erschöpfung und mussten sich dennoch geschlagen geben. Für vier Kater kam jede Hilfe zu spät, bei neun weiteren blieb ungewiss, ob sie den nächsten Tag erleben würden. Esme und Mahi kämpften in vorderster Front, Soniye und Ami immer dicht an ihrer Seite. Die Freundinnen kümmerten sich um die völlig erschöpfte werdende Mutter, während Mahi erklärte, dass sie lieber einen Spaziergang machen würde, um die Erregung in ihrem Herzen loszuwerden. In Gedanken versunken schlug sie einen Weg zum Waldrand ein. Nicht nur Shah Rukh empfand den Blick über das nächtliche Atlantis-Stadt als beruhigend.
Sie bemerkte die Anwesenheit des Anderen erst, als er schon neben ihr saß. Verwundert sah sie auf. Neben ihr saß ein weißer Kater. Er trug eine Tunika, deren goldene Fibel ihr unangenehm bekannt vorkam. Sein Name war ihr unbekannt, sie wusste jedoch, dass sie ihn bisher nie ohne einen Hut mit breiter Krempe gesehen hatte, den er jetzt in den Pfoten hielt. Dort, wo der Hut normal auf seinem Kopf saß, wurde sein Fell dünner, so dass sie ihm bis auf die rosige Haut sehen konnte. Seine Nähe war ihr unbehaglich. Mahi rutschte bis ans Ende des umgestürzten Baumstammes, auf dem sie saßen. Der Andere folgte ihrer Bewegung. Tatsächlich wurde der Abstand sogar noch geringer.
„Haben dir meine Gesssenke gefffallen, mein kleinesss Kätsssssen?“, wisperte der Kater in Mahis Ohren. Seine fehlerhafte Aussprache verursachte ihr Gänsehaut. „Isss liebe disss!“
Der Kater kam noch näher, legte einen Arm um ihre Schultern und seine Pfote berührte sie an Stellen, die noch nie ein Fremder zuvor berührt hatte.
„Nein!“, schrie Mahi entsetzt. Sie versuchte ihm auszuweichen und landete unsanft auf dem Boden. Der weiße Kater nutzte seine Chance und war sofort über ihr. Sein Atem stank nach Wein.
„Nein!“, schrie Mahi erneut und versuchte sich zu wehren. Ihre Krallen hinterließen tiefe Spuren in seinem Gesicht, bevor er sich mit beiden Pfoten auf ihre Arme stützte und sie auf dem Boden festnagelte.
„Na, na, na fffer fffird denn gleich, meine Liebe! Komm, gib mir einen Kussss, meine Liebe! Isss liebe Fffildkatsssen!“
„Lass mich los, du Idiot! Ich will das nicht! HILFE!!!“
Sie spürte seinen Atem, die Wärme seines Körpers und seine Kraft, gegen die sie sich nicht wehren konnte. Sein Gesicht kam ihrem immer näher. Ihren nächsten Hilferuf erstickte er mit einem Kuss, der ihr Übelkeit bereitete. Plötzlich wurde ihr ganz leicht zumute. Erst dachte sie, sie wäre vielleicht ohnmächtig geworden, dann merkte sie, dass der Fremde nicht mehr über ihr war. Nur langsam drang der Kampflärm in ihr Bewusstsein. Jemand hatte ihre Schreie gehört, war ihr zu Hilfe geeilt. Ein schwarzer Körper rang mit einem weißen. Onkel Bhoot, war ihr erster Gedanke und sie wusste, dass ihr nichts mehr geschehen konnte. Wenn Onkel Bhoot in ihrer Nähe war, dann war alles in Ordnung! Die Anstrengung des Tages forderte ihren Tribut. Mahi sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf, der einer Ohnmacht glich.

Sie erwachte, als der Mond beinahe schon wieder unterging. Sie lehnte an einer starken Brust, die sich regelmäßig hob und senkte. Eine weiße Pfote lag auf ihrer und Panik stieg in ihr auf. Wie hatte Onkel Bhoot verlieren können? Nahm dieser Alptraum denn gar kein Ende?
Sie versuchte sich aus der Umarmung zu lösen, doch der andere hielt sie erbarmungslos fest.
„Scht! Bitte hab keine Angst, du bist in Sicherheit. Ich habe Marduk gezeigt, was es heißt, sich an unschuldige Katzen heranzumachen!“
„Nathan!“ In Mahis Stimme schwang Unglauben und verhaltene Freude. Wie hatte sie sich so in ihm täuschen können? Ein Schluchzen machte sich in ihrer Brust breit, fand den Weg über ihre Lefzen und ehe der erschrockene Nath etwas dagegen tun konnte, weinte sie hemmungslos. Schüchtern nahm er sie in den Arm. Doch es dauerte nicht lange, da machte Mahi sich los von ihm. Immer noch weinend setzte sie sich auf den Baumstamm.
„Bitte, hör auf zu weinen“, bat Nath leise.
Sie schüttelte nur den Kopf. Der Kater begann hektisch in seinen Taschen zu kramen.
„Dann nimm bitte wenigstens mein Taschentuch. Es ist ein Zaubertaschentuch. Es kann dein Gesicht noch hübscher machen.“
Mahi nahm das Taschentuch. Das aufgestickte Gesicht einer grinsenden Katze ließ sie lächeln.
„Hab ich es dir nicht gesagt? Mein Taschentuch zaubert dir ein Lächeln ins Gesicht. Und wenn du lächelst bist du noch viel schöner, als du ohnehin schon bist.“
„Du findest mich schön?“, wollte Mahi wissen.
„Für mich bist du die schönste Katze von ganz Atlantis“, antwortete Nath ehrlich und plötzlich war alles ganz einfach.
Ihre Ohren röteten sich leicht. „Warum hast du mir dann so schreckliche Geschenke gemacht?“
Nath ließ den Kopf hängen.
„Dir haben der Stein, die Muschel, die Blume, der Knopf und der Fisch nicht gefallen?“
„Doch, die haben mir sogar sehr gefallen. Aber warum hast du mir die goldene Fibel und den Edelstein geschenkt?“
„Ich weiß nicht wovon du redest! So etwas würde ich dir niemals schenken! Ich weiß doch, dass man Fibeln nur einer verheirateten Katze schenkt. Und ein Heiratsantrag hätte dich bestimmt wütend gemacht. Eigentlich wollte ich dir den hier schenken.“ Schüchtern hielt er Mahi den Bernstein hin.
„Oh Nath!“ Entzückt hielt Mahi den Stein ins Mondlicht, betrachtete die Reflexe, die der im Stein eingeschlossene Tautropfen auf ihre Pfote zauberte. „Der ist wunderschön! Warum hast du ihn mir nicht geschenkt?“
„Weil...“
„Ja?“, ermunterte sie ihn, als er nicht weitersprach.
„Weil ich nicht gut genug für dich bin.“
Mit einem Satz war Mahi auf den Pfoten. „Wie kannst du so etwas Dummes nur glauben?“
„Wer bin ich denn schon? Der kleine Bruder von Bhoot und Billî? Das Anhängsel der beiden wichtigsten Kater von Atlantis? Wie könnte ich mit der wundervollsten Katze der Insel mithalten? Wie könnte der *Kleine* mit der Katze befreundet sein, in der jeder schon Esmes Nachfolgerin sieht?“
„Aber Nath! Wie kannst du nur solchen Unsinn reden? Für mich bist du der tollste Kater überhaupt. Es gab noch nie eine Katze, die Ahnung von Architektur hatte. Du bist einzigartig! Und selbst wenn es stimmen sollte, dass du einen so geringen Status hättest, wie du glaubst, wäre es mir vollkommen egal! Ich finde dich schon toll, seit ich denken kann. Warum glaubst du, wollte ich Soniye immer so oft besuchen? Wegen Billî? Wegen Bhoot? Nein, deinetwegen! Und

warum wollte wohl ich unbedingt in diesem Dorf das Handwerk des Heilens lernen?“
„Weil Esme die beste Heilerin von allen ist?“
„Auch. Aber hauptsächlich, weil ich so in deiner Nähe sein konnte! Ich war so glücklich, als ich deine Geschenke fand. Denn es bedeutete, dass dir auch etwas an mir liegt. Bitte, lass dir nicht einreden, dass du nicht gut genug für mich bist. Immerhin hast du mich zum Lachen gebracht! Und du hast mir einen Bernstein geschenkt. Du weißt, was das bedeutet?“
„Natürlich weiß ich das. Hätte ich ihn sonst gesucht?“

***

Mein Name ist Roog.
*Ich bin der Wächter einer Insel. **Meiner** Insel, wie ich gerne betone.*
Vor ewigen Zeiten gab man mir die Aufgabe, die seitdem mein Dasein bestimmt.
Leider erwiesen sich meine Schöpfer als Versager und Verräter, sodass ich gezwungen wurde, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen.
Ich schlief und erwachte von Zeit zu Zeit, um die Dinge zu korrigieren.
Als mein Gegner mit mir erwachte, zwang er mich zum Handeln.
Ich versuchte das Experiment wieder zum Laufen zu bringen, leider ohne Erfolg.
*Ich musste den Versuch stoppen, weil die Insel, **meine** Insel, wie ich gerne betone, in Gefahr geriet.*
Das zwang mich, mich zum Nachdenken zurückzuziehen.
Mein Gegner Gill mag dies als Chance sehen, seine Position zu stärken.
Doch er soll sich nicht zu sehr in Sicherheit wiegen.
Denn ich weiß genau, was ich tue!
Diesmal wird mein Plan absolut wasserdicht sein.
Diesmal werde ich triumphieren.
Denn ich bin Roog, der einzig wahre Wächter von Atlantis.
*Ich werde die Insel, **meine** Insel, wie ich gerne betone, ewig beschützen!*

Agadîr

Es versetzte Billî einen Stich ins Herz, als Nemo erneut schwer zu husten anfing. Der Kater setzte sich neben seinen Freund und legte eine Pfote auf dessen Rücken. Obwohl es Nemo seit ein paar Tagen wieder besser ging, sah man ihm die Krankheit sehr an. Er war stark abgemagert, die blasse, gräuliche Haut spannte über den Knochen, an einigen Stellen war sie so dünn und trocken, dass sie aufplatzte. Die Augen des Inders wirkten milchig trüb, von ihrem Glanz war nichts mehr zu sehen. Die Haare verloren immer mehr an Farbe und zeitweise fielen sie ihm sogar büschelweise aus. Nemo war kaum mehr in der Lage zu gehen, sein Körper zitterte bei allem was er tat und in unregelmäßigen Schüben verfiel er in ein starkes Husten. Das Einzige, das nicht von der Krankheit befallen war, war Nemos geistiger Zustand, seine Intelligenz und sein Verstand.
„Soll ich Esme oder Soniye holen? Sie könnten dir vielleicht helfen“, bot Billî an und wollte schon aufstehen, doch Nemo hielt ihn zurück.
„Nein ...nein ... es geht schon. Gestern war es schlimmer. Heute gibt es wichtigere Dinge zu erledigen als ...“, sagte er mit heiserer Stimme. Der Inder musste Luft holen und ein weiterer Hustenanfall unterbrach ihn, dann fuhr er fort: „...wichtigere Dinge als meine Krankheit. Ich habe Esme und Soniye schon lang genug von ihren Tätigkeiten abgehalten. Esme muss sich um ihre ungeborenen Kätzchen kümmern, sie braucht ihre ganze Energie dafür und sie sollte nicht das Leben ihres Nachwuchses gefährden, bloß um einen alten Mann zu retten.“
„Aber Mahi könnte dir doch helfen“, schlug Billî vor.
Nemo schüttelte den Kopf. Er stützte sich auf der Schulter des Katers ab und sagte: „Mahi ist eine wirklich begabte Katze und sie wird einmal eine beachtliche Heilerin werden. Ich bin darauf ziemlich stolz und werde sie auch fördern so gut es geht, aber ich könnte es mir nie verzeihen, dadurch ihre Jugend aufs Spiel gesetzt zu haben. Sie ist noch so jung und unschuldig. Sie sollte diese Zeit so sorgenfrei wie möglich verbringen. Es ist nicht gut, zu schnell erwachsen zu werden. Außerdem hat sie ja jetzt endlich ihren Nath erobert, diesem Liebesglück sollte nichts im Wege stehen.“
Billî verbarg das Gesicht in seinen Pfoten. So sehr er die Ansichten seines Freundes immer geschätzt hatte, so wütend war er in dem Moment über dessen Einstellung. Er fragte sich, ob Nemo wusste, was auf dem Spiel stand. Ob er wusste, dass die Insel ohne ihn nicht mehr länger ein Zuhause für alle sein würde, ob er wusste, in welch eine Trauer alle durch seinen Tod verfallen würden. Es hatte schon viele Herrscher über Atlantis gegeben, aber jede Katze, die alt genug war um zu wissen, wovon sie redet, beteuerte, dass es nie einen Herrscher gegeben hatte, der so weise und gütig wie Nemo gewesen war.
Billî versuchte verzweifelt, Nemo davon zu überzeugen.
„Atlantis wird ohne dich nicht mehr dasselbe sein. Es wird in einem Chaos versinken. Nemo, niemand will, dass du stirbst. Wir alle sind bereit dich zu retten, koste es was es wolle. Wieso sträubst du dich dagegen? Wieso nimmst du unsere Hilfe nicht an? Diese Insel braucht dich, sie braucht jemanden, der sie unter Kontrolle hat.“
Nemo stand ruckartig auf. Er machte zwei Schritte, dann schwankte er gefährlich und sackte wieder in sich zusammen, kurz nachdem Billî ihn stützen konnte. Erschöpft ließ sich Nemo von dem Kater wieder auf das Bett setzen.
„Natürlich braucht diese Insel einen Anführer, doch sie braucht nicht unbedingt mich in dieser Rolle. Bhoot wird an meine Stelle treten und er wird seine Sache genauso gut machen, wie ich es gemacht habe, wenn nicht sogar besser.“

Ein erneuter Hustenanfall ließ Nemos Körper erzittern. Als er sich wieder beruhigt hatte, sagte Billî: „Bhoot wird sich aber nicht so leicht von dir zum Anführer machen lassen. Lieber schenkt er dir sein Leben, als das er dich sterben sieht.“
„Dann wirst du eben mein Nachfolger.“
„Ich will diese Stelle genauso wenig wie mein Bruder.“
Nemo zwang sich zu einem Lächeln. „Nun ja, wenn ihr zwei nicht wollt, dann wird es eben Nathan treffen.“
„Nathan wird diese Aufgabe ebenfalls nicht übernehmen.“
„Zweifelst du an seinem Können? Denkst du nicht Billî, er könnte es ebenso gut machen wie du und Bhoot?“
Der Kater schüttelte den Kopf. „Ich weiß, dass mein Bruder sehr wohl dazu in der Lage wäre. Er ist sehr klug und talentiert. Ich habe ihn vielleicht in der Vergangenheit unterschätzt, aber nun weiß ich, was Nathan kann und ich bin sehr stolz auf ihn. Er hat sich weiterentwickelt, hat es geschafft aus den Schatten von Bhoot und mir zu treten. Aber wieso glaubst du, dass er diesbezüglich andere Ansichten hat als seine Brüder? Glaubst du, *er* würde dir seelenruhig beim Sterben zusehen und dann an deine Stelle treten? Nein, für Nathan ist es genauso schwer zu akzeptieren, dass es dir immer schlechter geht, wie für uns.“
„Gut, wenn es Nathan nicht wird, dann wird es eben Parian“, antwortete Nemo trotzig. Er verschränkte die Arme vor der Brust und schob die Unterlippe nach vorn, sodass er aussah wie ein schmollendes Kind, dass nicht geschafft hatte seinen Willen durchzusetzen.
„Wieso verstehst du es nicht Nemo?“, fragte Billî verzweifelt, „niemand wird dein Nachfolger werden, solange es noch eine Möglichkeit gibt dir zu helfen. Selbst wenn du tot bist, wird es niemanden von deinen Freunden geben, die freiwillig an deine Stelle treten möchten. Atlantis ohne dich ist unvorstellbar. Deine Freunde sind bereit ihr Leben für dich zu riskieren. Bitte, nimm unsere Hilfe an. Wir können dich retten.“
„NIEMAND kann mich retten.“, sagte Nemo mit krächzender Stimme so laut wie es möglich war. „Ich bin an diese Insel gebunden. Wenn, dann muss Atlantis gerettet werden. Dafür jedoch braucht es ein gesundes Volk, dass in Eintracht und Frieden lebt. Ihr müsst stark genug sein, um gegen dieses Elend zu bestehen und ihr braucht eine starke Persönlichkeit, die euch führt. Wenn meine Freunde lieber ihr Leben für einen alten, verlorenen Mann opfern wollen, dann wird wohl ein anderer den Rest leiten müssen. Ich habe mich soeben für einen neuen Nachfolger entschieden. In Zukunft wird Shah Rukh meinen Platz übernehmen, ich werde es ihm morgen sagen.“
Billî sprang auf und baute sich vor Nemo auf. In seinen Augen spiegelte sich Ungläubigkeit und Entsetzen.
„Nein Nemo, er ist hier nur ein Gast.“
„Er ist der Richtige ... stark, weise und intelligent genug, um für Ordnung zu sorgen.“
„Wenn du Shah Rukh zu deinem Nachfolger ernennst, dann bindest du ihn an Atlantis. Er kann die Insel dann nach den zwei Jahren nicht verlassen, er wird seine Familie nie wiedersehen. Du kannst ihm die Entscheidung für oder gegen die Insel nicht wegnehmen. Verdammt Nemo, Meer hätte das niemals zugelassen. Du solltest seinen Sohn auf die Insel holen, damit er seinen Bruder kennen lernt, nicht um ewig hier zu bleiben.“
„Vielleicht will er aber für immer auf Atlantis leben...“
„Vielleicht ... vielleicht aber auch nicht, dass können wir jetzt noch nicht wissen, und entscheiden können wir es schon gar nicht. Shah Rukh muss die Insel nach zwei Jahren wieder verlassen und das wird er auch.“

„Aber...“, begann Nemo, doch er verstummte und warf einen leeren Blick an die gegenüberliegende Wand des Raumes. Für einen kurzen Moment versank der Inder in Träumen. Die Lichtpunkte, die das Sonnenlicht durch die Kristalle auf die Wand projizierte, fingen vor seinen Augen an zu tanzen. Sie verwandelten sich in verschiedene Gestalten, mal waren es Tiere, dann formten sie sich wieder zu Gegenständen um. Nemo hatte das plötzliche Gefühl zu schweben, seine Glieder fingen an leichter zu werden, der Schmerz und die Sorgen verschwanden. Er wurde unsanft aus seinem Trancezustand gezogen, als Billî sich vor sein Blickfeld schob und ihn voller Sorge ansah.
„Nemo, alles in Ordnung?“ Die Stimme des Katers schien dumpf aus weiter Ferne zu kommen, nur allmählich wurde sie klarer.
„Nemo, jetzt sag doch etwas, was soll ich tun?“
Nemos Körper erzitterte kurz, dann war seine volle Aufmerksamkeit wieder zurückgekehrt. Mit wackligen Beinen hievte sich der Inder hoch, mit den Händen an der Wand abstützend ging er zu einer kleinen, hölzernen Kommode. Er öffnete das oberste Schubfach und zog ein zusammengerolltes Stück Pergament hervor.
„Dies habe ich heute in der Früh bekommen. Es stammt aus Agadîr. Die Stadt hat mit einem großen Problem zu kämpfen. Wie in so vielen anderen Gegenden auf der Insel ist in Agadîr auch eine Dürre ausgebrochen. Seit mehreren Wochen gab es dort keinen Regen mehr. Dadurch ist die Ernte der Bauern stark beeinträchtigt, viele der Felder mussten aufgegeben werden. Seit Jahrhunderten versorgen die Bauern sich und die höheren Bevölkerungsschichten der Stadt mit Nahrung. Es gab immer so viel, dass alle Menschen genug zum Leben hatten. Doch nun, wo die Ernte knapp ist und kaum mehr Nahrung hergestellt werden kann, um alle zu versorgen, ist ein Streit zwischen Bauern und dem Adel ausgebrochen. Der Adel verlangt trotz Dürre die gleiche Menge an Versorgung, doch dadurch würde den Bauern nichts mehr übrig bleiben. Seit Tagen herrscht bereits eine Hungersnot unter den niedrigeren Bevölkerungsschichten. Leider haben sie nicht genug Mittel, um sich Nahrung zu kaufen. Der Adel scheint die Situation nicht ernst zu nehmen. Sie weigern sich, die Forderungen zu verringern, oder den Bauern und Handwerkern unter die Arme zu greifen. Die Spannungen zwischen den beiden Schichten ist mittlerweile so groß, dass es jederzeit zu einem Krieg in der Stadt kommen könnte. Mir wurde bereits berichtet, dass es schon einige tätliche Angriffe auf den Straßen gegeben haben soll, aber zum Dank aller ist noch nichts Schlimmeres passiert. Mir liegt diese Stadt sehr am Herzen, ich habe viele schöne Erinnerungen an sie, Billî. Ich kann nicht ruhig schlafen, jetzt wo ich weiß, was dort vor geht und das die Situation jederzeit außer Kontrolle geraten kann. Es gibt bereits genug Tote auf der Insel, es sollen nicht noch mehr dazu kommen. Mit Sicherheit wird man eine Lösung für das Problem finden können, wenn möglich eine friedliche Lösung, Gewalt führt zu nichts. Ich würde gern selbst hinreisen und Agadîr helfen, doch leider lässt mein Gesundheitszustand dies nicht zu, wie du ja weißt. Eine so weite Reise würde ich nicht überstehen. Bhoot kann ich leider auch nicht schicken. Ich bin mir sicher, dass er es gern getan hätte, und ich bin mir sicher, dass er es schaffen würde, allerdings brauche ich ihn hier im Kristallpalast und ich denke, es wird auch in seinem Interesse sein, wenn er nicht so lang von Esme getrennt ist. Deshalb wirst du nach Agadîr reisen und dich der Sache annehmen. Bring sie dazu, sich zusammen zu setzen und gemeinsam nach einer Lösung zu suchen. Gib ihnen Ratschläge. Doch das Wichtigste ist, dass du einen Krieg in der Stadt verhinderst. Ich werde eine Taube schicken und dein Eintreffen ankündigen. Es eilt Billî, du darfst keine Zeit verlieren. Es wäre am Besten, wenn du dich von Parian teleportieren ließest. Lass keine Zeit und Chancen verstreichen, dass Schlimmste zu verhindern.“
Der Kater nickte. Er nahm Nemo das Pergament aus den Händen und steckte es sich in den

Umhang. Dann sah er seinen Freund mit durchdringenden Augen an, packte ihn an den Schultern und sagte deutlich: „Lass Mahi holen. Sie wird deinen Zustand verbessern und dir ein paar der Schmerzen nehmen können. Hör auf dich wie ein sturer, alter Mann zu benehmen. Du bist noch nicht so alt, als das du dich opfern könntest. Wir brauchen dich."
„Ihr braucht mich nicht und ..."
Billî drückte Nemo seine Pfote auf die Lippen und grinste.
„Ich will nichts mehr hören, dickköpfiger, alter Mann, sonst muss ich dich ans Bett fesseln und dich von Mahi bis zur völligen Erschöpfung retten lassen."
Nemo lachte, wenn auch das Lachen eher nach einem leichten Husten klang. Mit einem nachgiebigen Nicken legte er sich wieder auf das Bett und der Kater verließ den Raum.

***

„Meine Damen und Herren, ich heiße sie willkommen zum ersten Kricket-Spiel auf Atlantis. So etwas haben sie noch nicht gesehen, meine Damen und Herren. Heute haben sie die Möglichkeit, das Aufeinandertreffen der zwei besten Mannschaften der Insel mitzuverfolgen. Auf der einen Seite haben wir die Mannschaft der ‚Atlantis Water Riders', mit dem einzigartigen, unvergleichlichen King Khan. Er ist clever – er ist schnell – er lässt die Mädchenherzen höher schlagen. Ihm zur Unterstützung steht die wunderschöne Ebô'ney, die bekannt ist für ihre spitzen Worte und ihrem Talent, Gegenstände nach ihrem Willen tanzen zu lassen."
Karan saß auf einem Holzstapel und blickte über eine freie Fläche, die so groß war wie ein halbes Fußballfeld. Er hielt einen kleinen, dicken Ast in der Hand, auf den er ein Stück Wolle gesteckt hatte, sodass es aussah wie ein Mikrophon. Auf dem Feld standen sich Shah Rukh und Ebô'ney sowie Parian und Saif gegenüber. In der Mitte hatten sie ein großes Rechteck in den lockeren Boden gezeichnet, an dessen zwei Enden ebenfalls ein Rechteck aus drei kleinen Ästen aufgebaut war. Jeder von ihnen hielt ein großes, flach geschnitztes Stück Holz in der Hand, dass entfernt an einen Kricketschläger erinnerte. An der Seite des Spielfeldes lagen tennisballgroße, leicht gerundete Knöpfe auf einem Haufen. Sie leuchteten in zwei verschiedenen Farben, violett und orange. Während Shah Rukh den anderen die Regeln des Spiels erklärte, mimte Karan weiter den Spielkommentator: „Auf der gegenüberliegenden Seite steht die Mannschaft 'Nemos Monkeys' bereits in den Startlöchern. An der Spitze der berühmte Parian Lefay. Es wird schwer sein, an diesem Naturtalent vorbei zu kommen, denn er hat Augen wie ein Adler, Reflexe wie eine Gazelle, ist schnell wie ein Gepard und kann sich in wenigen Sekunden von Wicket zu Wicket teleportieren. An seiner Seite steht Ali Khan – Saif Ali Khan, der Mann mit dem messerscharfen Humor - so messerscharf, dass man damit sogar Tomaten zum Lachen bringt. In wenigen Sekunden beginnt das Spiel des Jahrhunderts. Welche Mannschaft daraus als Sieger hervorgehen wird steht noch in den Sternen. Eins ist jedoch schon klar, dem Sieger winkt ein hoher Preis und ..."
Karan musste sich ducken, als etwa ein Dutzend Knöpfe auf ihn zugeflogen kamen. Er blickte entrüstet zu seinen Freunden.
„Kannst du mal aufhören so zu übertreiben? Das ist nur ein kleines Spiel unter Freunden und nicht die IPL. Wir haben ja noch nicht mal Trikots", rief Saif zu ihm hinauf.
„Aber ich langweile mich doch sonst so", beschwerte sich Karan.
„Dann komm halt runter und spiel mit." Saif streckte sich und versuchte seinen Freund an der Hose hinunter zu ziehen.
„Niemals, ich kann kein Kricket spielen", sagte Karan schnell und versuchte Saif abzuschütteln.

„Wir haben es auch noch nie gespielt“, meldete Parian sich zu Wort.
„Ja, aber ihr seit nicht so unbegabt wie ich wenn es um Sport geht.“
„Angsthase“, murmelte Saif und stellte sich wieder zu Parian auf das Spielfeld.
„Also, habt ihr alle die Regeln verstanden? Die eine Mannschaft wirft die Knöpfe der schlagenden Mannschaft zu. Wenn die schlagende Mannschaft es schafft, den Knopf außerhalb des Feldes zu bringen, dann gibt das 6 Runs, trifft der Knopf in den äußeren Ring“, Shah Rukh zeigte mit der Hand auf eine kreisförmige Markierung, die ein paar Meter entfernt innerhalb der Feldgrenze gezogen wurde, „dann bekommt die Mannschaft 4 Runs. Kommt der Knopf innerhalb des inneren Rings auf, dann müssen die Schlagmänner die Seiten tauschen, um einen Run zu erzielen. Wird der Knopf gefangen, dann ist der Schlagmann raus, wird das Wicket, also einer der Holzbauten zerstört, bevor der Schlagmann die sichere Seite erreicht hat, dann ist er ebenfalls aus dem Spiel ausgeschieden. Da wir so wenig sind, werden wir, denke ich mal, das mit dem Ausscheiden sein lassen und uns auf Straf – Runs einigen müssen. Wir spielen 10 Overs, wer danach die meisten Runs hat gewinnt. Verstanden?“
Alle nickten, dann teilten sie sich auf.
Shah Rukh und Ebô’ney waren als erstes dran mit Schlagen. Um allen ein Beispiel zu sein, schlug Shah Rukh zuerst und Saif warf ihm die Knöpfe zu.
„Ali Khan zu King Khan, ein Run. Parian hat den Knopf gut aufgehalten, doch leider war er nicht schnell genug und King Khan hat das sichere Ende erreicht.
Wieder Ali Khan zu King Khan. SIX, der Knopf hat das Feld eindeutig verlassen. Selbst mit einem Sprung in die Luft war es Parian nicht gelungen diesen Knopf aufzuhalten.“
Das Spiel zog sich hin, nach dem 5. Over wechselten Shah Rukh und Ebô’ney die Position, nun war sie mit Schlagen an der Reihe. Auch Parian und Saif wechselten, sodass Parian nun die Aufgabe hatte zu werfen.
„Wirst du es schaffen die Knöpfe so zu werfen, dass sie nicht trifft? Oder wirst du sie gewinnen lassen Bruder?“, fragte Shah Rukh mit einem neckenden Unterton in der Stimme.
Parian warf ihm ein Grinsen zu, dann antwortete er: „Ich werde deine Mannschaft doch nicht gewinnen lassen, Bruder. Ich hab dir doch vorhin schon gesagt, dass du gegen einen Halbelfen keine Chance hast. Vor allen Dingen nicht, wenn du noch eine Frau als Spielpartnerin hast.“
„Hey, ich bin doch ganz gut“, beschwerte sich Ebô’ney.
„Klar bist du gut, aber nicht so gut wie Saif und ich. Außerdem soll sich mein Bruder mal ein bisschen warm anziehen und sehen, was ein Halbelf alles so drauf hat.“
Shah Rukh lachte und schüttelte den Kopf. „Ich besitze eine eigene Kricketmannschaft, habe in meiner Kindheit sehr viel Sport getrieben, mein sportliches Wissen ist enorm groß und ich bin mit meinen 48 Jahren eigentlich ganz gut in Form, wenn man mal von einem kaputten Rücken, einem schmerzenden Nacken, einem angeschlagenen Knie und einer sehr in Mitleidenschaft geratenen Schulter absieht. Ich glaube kaum, dass du das hier gewinnen wirst Bruder.“
Parian ging in Angriffsstellung über, bereit zum Werfen. „Das werden wir ja sehen Bruder. Du hast vorhin bereits so sehr geprahlt, dass du meinen Ehrgeiz geweckt hast. Ich werde dich schlagen und wenn es den ganzen Tag dauert. Was besseres haben wir ja eh nicht zu tun.“
Ebô’ney hob das Stück Holz über ihre Schulter. Sie fixierte Parian mit den Augen und wartete auf seinen Wurf. Der Halbelf spannte die Muskeln an, schabte demonstrativ einmal mit seinem Schuh über den Boden, sprintete los und warf Ebô’ney den Knopf entgegen. Durch die hohe Geschwindigkeit war der Gegenstand kaum zu sehen und Ebô’ney verfehlte ihn.
„Was für ein phänomenaler Wurf von Parian Lefay. Dieser Knopf war nicht zu halten gewesen. Wenn seine weiteren Würfe auch so werden, dann sehe ich schwarz für die ’Atlantis Water

Riders'. Das gibt einen Strafpunkt", kommentierte Karan munter.
Parian lachte triumphierend. „Siehst du Bruder? Damit fängt es an und damit wird es enden."
Der Halbelf warf Ebô'ney eine Kusshand zu und sie knirschte wütend mit den Zähnen. Saif konnte sich vor Lachen kaum mehr halten.
Parian war wieder bereit zum Werfen. Er holte Schwung, sprintete auf Ebô'ney zu und schleuderte ihr erneut den Knopf mit hoher Geschwindigkeit entgegen. Doch dieses mal lächelte sie wissend. Plötzlich blieb der Knopf scheinbar in der Luft schweben, er bewegte sich nur bei genauem Hinsehen weiter. Gemütlich, demonstrativ auf ihre Nägel schauend, wartete Ebô'ney, bis der Knopf bei ihr angekommen war. Dann holte sie aus und schlug ihn über die Feldgrenze.
„SIX, ausgezeichneter Schlag Ebô'ney", jubelte Karan. Sie schenkte ihm ein dankendes Lächeln, dann wandte sie sich Parian zu. „Wer ist jetzt hier besser Elf?"
„Du hast geschummelt!", rief Parian über das Feld hinweg und kam auf sie zu.
„Ach, und du hast mit deinen elfenhaften Würfen etwa nicht geschummelt?"
Sie standen sich nun beide gegenüber, nur wenige Zentimeter trennten sie noch.
„Was kann ich dafür, wenn du wie ein Mädchen spielst."
Ebô'ney stemmte die Hände in die Hüfte. „Hey, nenn mich nicht Mädchen."
„Stimmt, du bist ja gar kein richtiges Mädchen, du bist zur Hälfte eine Elfe."
„Das ist nicht wahr, ich bin nur zu einem Sechzehntel eine Elfe. Wenn ich eine Halbelfe wäre, dann würden wir ja gleich sein. Das wäre gruselig."
„Da hast du Recht, dann würde ich ja auch Haare wie ein Vogelnest haben."
„Haha, du machst Witze."
„Na und?"
„Ich mag keine Witze."
„Und ich mag dich nicht!"
„Ok, ok, das reicht jetzt aber. Auseinander ihr Zwei!" Shah Rukh drängte sich zwischen Parian und Ebô'ney, die sich mittlerweile so nahe gekommen waren, dass ihre Nasenspitzen sich leicht berührten.
„Wir haben noch ein Spiel zu spielen. Ab jetzt gibt es eine neue Regel – es wird keine Magie mehr angewandt, sondern auf menschliche Art und Weise gespielt."
Ebô'ney funkelte Parian an. „Sag das nicht mir, sondern deinem Bruder."
Shah Rukh schob Parian von ihr weg über das Feld.
„So willst du ihr Herz erobern? Du musst ein Gentlemen sein und nicht der Feind. Frauen mögen es sanft und nicht grob", flüsterte er ihm ins Ohr.
„Ich dachte, du hast keine Ahnung von Frauen", wunderte Parian sich.
„Hab ich auch nicht, aber auf den Kopf gefallen bin ich nicht. So grundlegende Sachen über Frauen weiß ich dank Gauri schon. Man sollte zum Beispiel vermeiden, in ihrem heißgeliebten Wohnzimmer auf der Couch Kricket zu spielen. Glaub mir, bei Gauris Gesichtsausdruck, als eine ihrer Vasen zu Bruch gegangen ist, habe ich wirklich Angst gehabt, sie würde mir im nächsten Moment den Kopf abreißen" Shah Rukh erschauderte gespielt.
„Shah Rukh, das ist Ebô'ney, eine Frau, die man auf gar keinen Fall mit Samthandschuhen anfassen sollte. Ich mein, es ist ja nicht so, dass ich es nicht schon auf die sanfte Tour versucht hätte, aber ich habe festgestellt, dass sie nicht möchte, dass man ihr die Welt zu Füßen legt. Sie will jemand, der ihr ebenbürtig und nicht unterwürfig ist."
„Na wenn du dich da mal nicht irrst."
„Keine Angst Bruder, ich bekomme das schon hin. Ich werde ihr zeigen, wie standfest ich bin."
Saif winkte ihnen vom anderen Ende des Feldes mit seinem improvisierten Schläger zu und

fragte laut, wann es denn endlich weitergehe.
„Nach dieser kurzen Unterbrechung meine Damen und Herren geht es nun mit Feuereifer weiter. Ich hoffe, sie haben die Werbeunterbrechung genutzt und sich eine Pepsi gegönnt, dass einzig wahre Getränk des King Khan...“, fuhr Karan mit seinem Kommentatorentext fort, wurde jedoch unterbrochen, als alle gleichzeitig und laut „KARAN“ riefen. Er warf ihnen ein entschuldigendes Lächeln zu und schwieg.
Die Freunde setzten das Spiel fort, insgesamt erzielten Ebô’ney und Shah Rukh 60 Runs. Als Parian und Saif mit Schlagen dran waren, verlief das Spiel zügiger. Es gab keine größeren Unterbrechungen mehr, nur einmal gab es einen Protest von Ebô’ney, als Parian wie sie schummelte und sich von Wicket zu Wicket teleportierte. Sie weigerte sich weiter zu spielen und konnte nur mit Müh und Not von Shah Rukh dazu überredet werden das Spiel zu beenden.
„Es steht 60 zu 60 Runs meine Damen und Herren. Wird der letzte Schlag von Saif Ali Khan das Spiel entscheiden oder wird es doch ein Super Over geben?“
Saif machte sich bereit zum Schlag. Alle seine Muskeln waren angespannt, sein Blick auf Shah Rukh geheftet. Er konzentrierte sich auf den Knopf, wollte ihn nicht mehr aus den Augen lassen. Sein Freund sprintete los, holte aus und schleuderte ihm den Knopf entgegen. Mit einem Siegesschrei schlug Saif mit dem Holzstück auf den Knopf und beförderte den Gegenstand über die Spielfeldgrenze.
„SIX ... SIX! Die ‚Nemos Monkey’ gewinnen mit 66 Runs. Was für ein spannendes Spiel, was für ein glorreicher Sieg!“, rief Karan.
Saif warf sich auf die Knie, zog sich sein Hemd über den Kopf und riss die Arme in die Luft. Parian jubelte und machte einen Ehrensprint um das Feld, während Shah Rukh ihm dabei zusah. Sein Gesichtsausdruck zeigte keine Enttäuschung, sondern Stolz und Freude für den Sieg des Bruders. Er musste grinsen, als Ebô’ney an ihm vorbei kam und leise „Wie kleine Kinder“, murmelte.
„*Wir haben gewonnen ...nananänäna ...wir haben gewonnen und ihr habt verloren. Wir sind viel besser als ihr. Wir haben euch vom Feld gekickt*“, sang Parian freudig und tänzelte um Shah Rukh herum. „Na, Bruder, hab ich dir nicht gesagt, dass ich besser bin als du? Gib es zu, du bist jetzt ganz deprimiert, weil dein kleiner Bruder dich geschlagen hat.“
„Keineswegs Parian, ich bin stolz auf dich“, sagte Shah Rukh ehrlich und zog seinen Bruder in eine herzliche und innige Umarmung. Eine Weile standen sie einfach nur da und genossen die brüderliche Nähe, dann entdeckte Parian Billî, der schnellen Schrittes und halb außer Atem auf sie zukam.
„Hey Katerchen! Wir haben gerade Kricket gespielt und Saif und ich haben gerade gegen Shah Rukh und Ebô’ney gewonnen“, begrüßte der Halbelf den Kater.
„Das ist wirklich toll“, sagte Billî mit ernster Miene.
Ebô’ney erkannte sofort, dass etwas nicht stimmte. Die sorgenvollen Augen des Katzenwesens sprachen Bände, der gehetzte und ernste Eindruck taten sein übriges.
„Was ist passiert?“, fragte sie.
„Bis jetzt noch nichts, aber es könnte jederzeit etwas passieren. Ich muss mich beeilen. Parian, du musst mich nach Agadîr bringen.“
Der Halbelf zog überrascht die Augenbrauen nach oben.
„Agadîr? Aber wieso gerade dort hin?“, fragte er erstaunt.
„Weil es dort vielleicht bald Krieg geben wird.“
In kurzen Sätzen erzählte Billî von der Nachricht, die Nemo erhalten hatte und von den aufgetretenen Problemen der dort lebenden Bürger.

„Ich war einige Mal in Agadîr gewesen, aber mir ist nie aufgefallen, dass es dort solche Unterschiede zwischen den Bürgern gibt. Es muss schlimm sein, wenn man Hunger leiden muss und nur wenige Meter entfernt die Menschen mehr als genug haben“, stellte Ebô’ney fest.
„Was hatte dich den nach Agadîr verschlagen?“, fragte Parian ungläubig.
„Bevor ich mich dauerhaft in der Nähe von Atlantis Stadt niedergelassen habe, bin ich viel auf Wanderschaft gegangen. Ich wollte die Insel erkunden und so viel wie möglich über sie wissen. Irgendwann bin ich dann auf Agadîr gestoßen. Aber denk nicht, dass ich mich dort wie all die Anderen amüsiert hätte. Nein, es war nur ein kurzer Zwischenstop, um meine Vorräte aufzustocken.“
„Mehr hätte mich auch sehr gewundert“, murmelte Parian hörbar.
„Ich kann mich durchaus auch amüsieren, aber damals war es in Agadîr noch nicht so sicher und kontrolliert wie heute und außerdem war ich allein unterwegs und deshalb immer sehr vorsichtig.“
Parian musste schmunzeln. Sie hatte sich nicht sehr verändert, stellte er fest.
„Was ist denn so besonderes an dieser Stadt?“, fragte Saif neugierig.
„Mann nennt Agadîr auch die Stadt des Ruhmes und der zuckersüßen Sünde“, begann Parian zu erklären, „es ist die einzige Stadt auf Atlantis, in der man sich so richtig amüsieren kann. Es gibt dort alles, von kleinen Kneipen bis hin zu regelrechten Spielhäusern, in denen man sein Hab und Gut verspielen kann. Nicht zu vergessen, die dunklen Gassen, in denen schöne Frauen ihre Liebe und ihren Körper zum Verkauf anbieten. Atlantis-Stadt ist im Vergleich zu Agadîr ein Ort, in dem sich Katze und Elf gute Nacht sagen. Vor einigen Jahrhunderten galt Agadîr als gefährlich, nur die übelsten Halunken haben sich dort getroffen. Man sagte sogar, alle Kriminalität auf Atlantis würde in dieser Stadt geboren werden. Im Laufe der Jahre, als Bauern und Handwerker dort ihre Heime aufbauten und einige der reicheren Bürger aus Atlantis Stadt nach Agadîr zogen, wurde das Leben dort gesitteter und angenehmer. Man schaffte es, den ‚Platz der Sünde’, wie man damals den zentralen Marktplatz bezeichnete, unter Kontrolle zu bringen und das Ganze ein bisschen zu verharmlosen. Heute ist die Stadt die erste Anlaufstelle, wenn man mal ein bisschen Spaß haben möchte.“
„Also ist es das Las Vegas von Atlantis“, sagte Saif zu Shah Rukh gewandt.
Parian runzelte verwirrt die Stirn. „Was ist ein Las Vegas?“, fragt er.
Die drei Inder grinsten und bedeuteten ihm, dass es nicht wichtig sei.
„Wir müssen los Parian. Es bleibt nicht viel Zeit“, drängte Billî.
Parian nickte, nahm die Pfote des Katers in seine Hände und konzentrierte sich. Er spürte, wie die Energie durch seinen Körper strömte, die Magie ließ es kribbeln.
„Nein, nein, nein ... nicht so schnell!“, rief Saif.
Das Kribbeln verschwand und Parian öffnete die Augen.
„Ihr könnt doch nicht einfach so ohne uns los. Wir wollen mitkommen!“ Saif berührte Parian an der Schulter und grinste voller Vorfreude.
„Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist ...“, begann Billî und wurde von Karan unterbrochen.
„Wieso nicht? Wir langweilen uns hier sonst noch ins Grab. So ein bisschen Abwechslung kann nicht schaden. Und außerdem ist es doch besser, wenn wir auch noch in der Stadt sind. Sollte etwas schief gehen, dann können wir dir helfen.“
Billî überlegte kurz, dann nickte er zustimmend. Alle fassten sich bei den Händen. Parian schloss erneut die Augen und konzentrierte sich. Das Kribbeln setzte wieder ein, die Energie floss. Er spürte, wie ihm etwas den Boden unter den Füßen wegzog, dann schwebte er, nur um weniger als

eine Sekunde später wieder auf festem Boden zu stehen. Er öffnete nicht sofort wieder die Augen, sondern wartete auf irgendeinen Schmerz oder auf Erschöpfung, doch nichts trat ein. Der Halbelf blinzelte, als Saif neben ihm leise „Bei Kapoor, so was habe ich noch nie gesehen“, sagte.
Parian öffnete die Augen, dann sah er, was seinen Freund so faszinierte.
Vor ihm ragte die Stadt Agadîr in ihrer vollen Schönheit und Größe empor.
Zu einer Seite der Stadt verlief flaches Weidenland, zur anderen Seite erstreckte sich ein gewaltiger, felsiger Gebirgskamm. Agadîr war ringförmig auf einem kleinen Berg angeordnet. Der erste Ring war geprägt von einer byzantinischen Architektur. Die Häuser waren aus roten oder sandbraunen Ziegelsteinen errichtet worden und trugen Dächer, die aus Mischungen von Stroh und Lehm erbaut waren. An einigen Stellen standen Säulen, die mit bunten Mosaiken aus Glas verziert waren und zum einen römische Einflüsse, aber auch Einflüsse aus orientalischen Gegenden erkennen ließen. Die Wege bestanden aus Sand und Karan musste oft niesen, als die durch die Gassen geschobenen Karren Staub durch die Luft wirbelten. An fast jeder Ecke standen Esel oder kleine Pferde, der Geruch nach Tier stach unangenehm in der Nase.
Der zweite Ring grenzte sich bereits deutlich von dem ersten Ring ab. Die Ziegel der Häuser waren weiß, und so platziert, dass sich waagerechte ornamentale Linien ergaben, die sich an Muster der kufischen Schrift anlehnten, einige Gebäude trugen kleine Kuppelbauten, die Mauern waren dick und stabil. Fensterrahmen waren teilweise aus Marmor und schaute man in die Häuser hinein, so erspähte man Wände, die mit Mosaiken und Fresken geschmückt waren.
Je höher die Freunde kamen, desto schöner wurde das Stadtbild.
Der dritte Ring war geprägt durch die Architektur der Romanik. Die Häuser besaßen Rundbögen, dicke, festungsartige Mauern mit kleinen Fenstern sowie Würfelkapitellen auf frei stehenden Säulen. An einigen Stellen standen große, figürliche Bildwerke aus Bronze oder Holz. Auch in der Art der Kleidung der Menschen schien sich der dritte Ring von den anderen beiden Ringen zu unterscheiden. Während die Bürger am Fuße der Stadt Kleidung aus Schafswolle, Leinen oder Atlantisbaumwolle trugen, die mit Naturstoffen aus Birke oder Gilbkraut gefärbt waren und durch Gürtel mit bronzenen oder hölzernen Schnallen zusammen gehalten wurden, sodass die Erscheinung teilweise an Zigeuner erinnerte, trugen die reicheren Bürger der Stadt aus dem oberen Ring mit Purpur gefärbte Gewänder aus Seide, dazu Schmuck aus Silber oder Gold. Ein weiterer, auffallender Unterschied war, dass die Leibesfülle der Bewohner mit jedem Ring merklich zunahm.
Als die Freunde auf dem zentralen Marktplatz im inneren des dritten Rings standen, erkannten sie auch den „Platz der Sünde“. Auf der riesigen Ebene herrschte hektisches Treiben. Auf den ersten Blick wirkte es wie ein ganz normaler Marktplatz, auf dem mit Waren verhandelt wurde, doch wenn man genauer hinschaute, erkannte man, dass die Ebene von zahlreichen Gebäuden gesäumt war, in denen sich Schankhäuser, Spielräume und andere Etablissements versteckten.
„In der Nacht sieht es hier nicht so aus“, sagte Billî. „Da kann man nur erahnen, dass man sich auf einem Marktplatz befindet.“
„Wirklich schöne Stadt. Gefällt mir“, stellte Saif fest.
„Dreh dich mal um, dann wird es dir gleich noch mehr gefallen“, schlug Ebô’ney vor.
Saif wandte sich in die entgegengesetzte Richtung und musste schlucken. Der obere Ring war nicht ganz geschlossen worden, sodass man auf die unteren Ringe und darüber hinaus über das Weidenland blicken konnte.
„Das ist wirklich einzigartig. Dieses Bild werde ich nie wieder vergessen“, sagte Shah Rukh.
Saif schlug in die Hände. „Also, was machen wir zuerst?“, fragte er voller Vorfreude.

Parian drehte sich zu Ebô’ney und blickte sie auffordernd an. „Da du diese Stadt schon einmal besucht hast, weißt du mit Sicherheit, wo man sich am Besten amüsiert.“
„Parian, ich war hier nur zur Durchreise. Aber gut, wenn du unbedingt wissen willst, was man hier so alles machen kann, dann komm doch einfach mit.“
Ebô’ney drehte sich auf dem Absatz um und lief über den Platz.
Parian wollte ihr folgen, doch Shah Rukh hielt ihn kurz zurück. „Sei bitte vorsichtig Bruder. Irgendetwas in dem Tonfall ihrer Stimme sagt mir, dass sie etwas vorhat.“
Parian zuckte mit den Schultern. „Was soll sie schon vorhaben. Ich habe keine Angst vor ihr.“ Mit diesen Worten folgte der Halbelf Ebô’ney.
Shah Rukh atmete einmal tief ein und wieder aus. Er musste leicht den Kopf schütteln und hoffte, dass die Beiden aufpassen würden. Dann wandte er sich Billî zu: „ Wenn du willst, dann würde ich dich gern begleiten. Ich denke, ich könnte dir ein bisschen unter die Arme greifen beim Lösen des Problems. Im Streit schlichten bin ich bis jetzt immer ganz gut gewesen.“
Der Kater nickte und bedeutete ihm, dass er nichts dagegen habe und sich sogar ein wenig darüber freute, die Aufgabe nicht allein bewältigen zu müssen. Beide gingen in die entgegengesetzte Richtung, in die Parian und Ebô’ney gelaufen waren.
„Hey, wo wollt ihr denn alle hin?“, rief Saif ihnen nach. „Ich dachte, wir machen etwas zusammen. Los Karan, wir müssen ihnen folgen.“
Saif holte gerade Schwung für den ersten Schritt, als Karan ihn zurückhielt.
„Nein, ich möchte ihnen nicht folgen ... schon gar nicht Parian und Ebô’ney. Dieser Platz hier ist mir ein wenig zu gruselig. Es ist gefährlich hier, das spüre ich.“
„Wovon redest du Karan? Es war mal vor hundert Jahren gefährlich, heute kann man hier Kätzchen streicheln! Und jetzt komm.“
Karan packte Saif am Hemd und zog ihn mit all seiner Kraft weg vom Marktplatz.
„Hey, was soll denn das? Lass mich los!“, protestierte Saif.
„Nein, das werde ich nicht. Wir zwei werden uns harmlos amüsieren.“

***

Saif kickte genervt einen Stein vor sich her, während Karan die Gasse, durch der sie liefen, genau studierte.
„Ich glaube, wir haben uns verlaufen“, murmelte Karan.
„Wir hätten uns nicht verlaufen, wenn wir oben auf dem Marktplatz geblieben wären“, maulte Saif.
Karan wehrte eine Fliege ab, die um sein Gesicht summte, dann antwortete er: „Hör auf zu schmollen Saif, du benimmst dich ja, wie deine eigenen Kinder. Tu mir einen Gefallen und hilf mir herauszufinden, wo wir hier sind sonst ...“
Saif hörte seinem Freund kaum zu. In Gedanken überlegte er, wie man Karan loswerden konnte, um dann nach Parian und Ebô’ney zu suchen und sich zu amüsieren. Nach und nach entwickelte er einen Plan. Als er bereit war ihn auszuführen, wurde er durch etwas abgelenkt. An einem der Häuser stand die Tür offen und ein Geräusch, als würde jemand mit ganzer Kraft auf einen Strohballen schlagen, drang nach draußen auf die Straße. Von seiner Neugier gepackt ging Saif auf das Gebäude zu, Karan folgte ihm mit einem fragenden Blick.
„Was ist los?“
„Nicht so laut Karan!“
„Entschuldige, ich wollte doch nur ...“

„Jetzt sei ruhig!“
Saif biss sich auf die Unterlippe, leise pirschte er an die Tür und warf vorsichtig einen Blick hinein. Was er dann sah, ließ ihm den Unterkiefer nach unten klappen. In dem Gebäude befand sich nur ein großer Raum. In der Mitte des Raumes waren mehrere Holzbretter zu einem großen Viereck übereinander gestapelt worden. Auf dem hölzernen Viereck hatte man an den Rändern Banden aus drei Seilen gespannt. Es sah aus wie ein provisorisch zusammen geflickter Boxring. Mitten im Ring stand ein voluminöser, muskelbepackter, dunkelhäutiger junger Mann mit kurzen, schwarzen Haaren, der in einem regelmäßigen Rhythmus auf einen Strohballen einschlug. Die dicken Lippen hatte er konzentriert zusammen gezogen, die stechenden Augen waren auf das Schlagziel gerichtet. Seine glatte Haut glitzerte in Form von vielen Schweißperlen, die von der durch die Lücken der Ziegelsteine dringenden Sonne angestrahlt wurden. Der Mann trug nichts außer einer kurzen Hose aus Leinen und ein paar Boxhandschuhe aus Leder an den Händen.
Während Saif schluckte und um Fassung rang, stand Karan noch außerhalb des Gebäudes und versuchte anhand der Umgebung auszumachen, wo sie Beide sich befanden.
„Hm ... ich bin verwirrt ....“, murmelte er.
„Ich bin auch verwirrt! Ist das Muhammad Ali?“, fragte Saif ungläubig.
„Es muss doch herauszufinden sein, wo wir hier sind.“
„Und er ist Muhammad Ali!“
„Saif, wir sind hier nicht auf dem Times Square, wir sind in der Höllenstadt gelandet.“
Saif betrat das Gebäude. Der boxende Mann im Ring hielt inne. Als er Saif entdeckte rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Wer bist du?“
Saif zeigte mit dem Finger auf ihn. „Du bist Muhammad Ali. Ich bin Saif und du bist Muhammad Ali!“
Der Mann verließ den Boxring und baute sich vor Saif auf. „Was willst du hier?“
„Du bist wirklich Muhammad Ali. Hi, ich bin Saif, Saif Ali Khan.“ Der Inder streckte die Hand aus, zog sie dann jedoch schnell wieder zurück als er merkte, dass sein Gegenüber nicht an einem Handschlag interessiert war.
Nun betrat auch Karan das Gebäude. Als er bemerkte, dass dort einer der bekanntesten Boxer vor seinem Freund stand, blieb er wie angewurzelt stehen.
„Du ... du ...b-b-bist ... Muhammad Ali.“, stammelte er.
Der Mann verdrehte die Augen. „Ja, ich bin Muhammad Ali.“, seufzte er.
„Das ist wirklich ...traurig.“, fügte Karan hinzu.
„Traurig?“, fragte der Muhammad Ali verdutzt.
„Karan, was redest du denn da?“, fragte Saif.
„Na, wenn er auf der Insel ist, dann muss er tot sein.“
Saif erschrak und blickte Muhammad mitleidig an.
„Ich bin nicht tot“, stellte dieser klar, „ich bin Gast auf dieser Insel.“
Karan kratze sich nachdenklich an der Stirn. „Aber wenn du ein Gast bist, warum bist du dann noch so jung?“, fragte er mehr zu sich selbst.
„Weil Nemo mich in meinen Blütejahren auf der Insel haben wollte und nicht als alter Mann. Das hat er mir jedenfalls so gesagt.“
Er drehte sich um und stieg wieder in den Boxring. Erst schlug er ein paar Mal auf den Strohballen ein, dann wandte er sich wieder an die zwei Inder.
„Wer immer ihr Zwei auch seid, es interessiert mich nicht. Geht wieder und lasst mich weiter trainieren.“

Auf Saifs Gesicht breitete sich ein Stahlen aus. Karan wusste sofort, was der Freund vorhatte.
„Nein Saif, dass ist viel zu gefährlich, du bist kein Profiboxer so wie er.“
„Na und? Ich kann doch trotzdem mal in einer kleine Runde gegen ihn antreten“, sagte Saif.
„Du wirst ihn sowieso nicht schlagen können.“
Muhammad Ali sprang aus dem Boxring und stellte sich wieder zu ihnen hin.
„Wer nur davon träumt, mich zu schlagen, sollte aufwachen und sich dafür entschuldigen“, sagte er überzeugt.
„Na ja, vielleicht habe ich ja eine Chance“, überlegte Saif.
„Ich weiß nicht immer, wovon ich rede. Aber ich weiß, dass ich Recht habe. Mich kann man nicht schlagen.“
„Mit einer geschickten Links – Rechts Kombination könnte es vielleicht klappen. Ich wollte schon immer mal jemanden verhauen“, phantasierte Saif weiter.
Muhammad Ali fing an zu lachen. „Ehrlich, es gibt amüsantere Dinge, als Leute zu verhauen.“
Nun meldete sich Karan zu Wort. „Vielleicht könntest du ihn mit einem Phantomschlag besiegen.“
Erneut musste der Boxer lachen. Er schlug den beiden Männern auf die Schulter, so fest, dass die Inder beinahe unter dem Druck zusammen geknickt wären.
„Ihr seid gar nicht so dumm, wie ihr ausseht. Ich habe Georg Foreman Schattenboxen gesehen und der Schatten hat gewonnen. Ich wette, ihr könnt es besser, als dieser Verlierer. Saif, ich fordere dich zu einem Kampf heraus. Natürlich gebe ich dir ein paar Tipps, damit es einigermaßen gleich gerecht ist“, entschied Muhammad.
Karan hielt das für keine gute Idee. Er wollte seinen Freund noch davon abhalten, doch Saif freute sich so sehr darüber einmal gegen einen der weltbekanntesten Boxer antreten zu dürfen, dass er Karan einfach ignorierte und fröhlich in den Ring stieg.
„Keine Sorge, deinem Freund wird nichts passieren, außer ein paar Veilchen unter den Augen und einer geplatzten Lippe“, scherzte Muhammad, als er Karans ängstlichen Gesichtsausdruck bemerkte. Mit den Worten „Wenn ihr zum Kampf kommt, blockiert nicht den Flur, blockiert nicht die Tür, weil ihr alle nach Hause dürft nach Runde vier“, stieg auch Muhammad Ali in den Boxring, indem Saif bereits wie ein Flummi hin und hersprang.
„Regel Nummer eins mein Freund, immer die Deckung bewahren. Schön die Fäuste vor’s Gesicht“, erklärte er.
Saif tat wie ihm gesagt wurde und hob die Fäuste schützend vor den Kopf.
„Pass auf, dass du trotzdem noch etwas siehst. Ein blinder Boxer schlägt auch blind. Und nun merke dir - es ist nicht der Berg der dir zum klettern so hoch erscheint, es ist der Kiesel in deinem Schuh. Konzentrier dich auf das Wesentliche, sei aufmerksam und das Wichtigste ist - schweb’ wie ein Schmetterling, Stich wie eine Biene!“
Der Kampf begann. Saif und Muhammad tänzelten um einander herum. Hier und da holte Saif zum Schlag aus, doch er verfehlte sein Ziel immer. Muhammad schaffte es jedes Mal, dem Schlag auszuweichen.
„Ich bin so schnell, dass ich, als ich gestern Nacht im Zimmer die Kerze auspustete, im Bett lag bevor das Licht aus war. Mach mal ein bisschen mehr Tempo du Schnecke“, provozierte er Saif.
Angestachelt dadurch schlug Saif nun schneller und öfters zu, doch er konnte Muhammad nicht viel anhaben. Langsam ging dem Inder die Puste aus. Sein Atem wurde immer schneller und kam nur noch stoßweise. Jetzt zeigte Muhammad sein ganzes Geschick. Er nutze Saifs nachlassende Konzentration und Kraft aus und versetzte ihm ein paar ordentliche Hiebe durch strategisch angewandte Rechts - Links Kombinationen. Saif taumelte zurück und stieß gegen die Seile der

Bande, die aufgrund ihrer festen Beschaffenheit nicht nachgaben. Saif stöhnte auf und Karan entfuhr ein lautes, hohes Wimmern. Das lenkte Muhammad von dem Kampf ab. Er blickte verwundert zu Karan und fragte sich, wie aus diesem Mann nur so ein mädchenhafter Schrei kommen konnte. Diese Situation nutzte Saif aus. Er stieß sich von der Bande ab, holte aus zum Schlag und traf Muhammad seitlich am Gesicht. Der Boxer schwankte, dann trat er an die Seite und stütze sich an der Bande ab, während er mit dem Boxhandschuh über die Schläfe strich.
„Alle Achtung, du hast mich schwer getroffen. Ich würde sagen, dass es schwer ist, mich dort überhaupt zu erreichen. Nun gut, damit sehe ich den Kampf als beendet an. Du hast gewonnen mein Freund."
Muhammad reichte Saif die Hand.
„Ich habe wirklich gewonnen?" Saif blickte ungläubig zu Karan, dieser nickte mit einem erleichterten Grinsen auf dem Gesicht.
„Ich habe gewonnen!", rief Saif und sprang in die Lüfte. „Ich habe wirklich gegen Muhammad Ali gewonnen!"
Muhammad packte Saif am Kragen seines Hemdes und sagte leise: „Lass es dir ja nicht zu Kopf steigen."
Dann lachte Muhammad wieder, ging zu einer Ecke des Zimmers und kramte einen Gegenstand aus einer alten Truhe.
Er kam mit einem Gürtel aus Leder, dessen Muster aussah wie Armreifen, die sich um den Gürtel schlangen, wieder.
Er reichte ihn Saif.
„Hier, den möchte ich dir als Preis übergeben. Er soll dich an unseren Kampf erinnern."
Saif bedankte sich überschwänglich. Er war der Meinung, dass das der glücklichste Tag in seinem Leben sei.

***

„Was soll das heißen? Warum sollten wir unsere Gewohnheiten ändern, wo doch noch genug für uns da ist?", schrie ein Mann aus einer Ecke des Versammlungssaales.
„Weil wir verhungern wie elende Tiere. Wir haben nichts zum Essen und ihr habt mehr als genug", kam es laut aus der anderen Ecke.
„Was können wir dafür, wenn so plötzlich eine Dürre ausbricht!"
„Ach, und wir haben die Hitze beim Sonnengott bestellt oder was!?"
„Kauft euch doch Nahrung!"
„Von was denn? Von dem Gold, dass wir nicht haben? Oder von der Nahrung, die wir auch nicht haben? Sollen wir uns selber verkaufen?"
„Ja warum denn nicht? Die Beste Anlaufstelle ist doch gleich hier in der Stadt!"
Die Personen der einen Seite lachten, die Personen der anderen Seite protestierten geschockt.
„Ihr seid Schmarotzer. Lasst uns unser hart verdientes Gut und beendet die dummen Forderungen nach Versorgung durch uns."
„Aber so ist das Leben. Die Ärmeren kümmern sich um die Reicheren!"
„Ihr seid gewissenlose Menschen. Ihr Hunde!"
Billî seufzte. Seit Stunden saßen sie nun schon in dem großen Saal und es war noch zu keiner Einigung gekommen. Beide Seiten hatten nichts besseres zu tun, als sich gegenseitig zu beschuldigen und zu bekriegen. Der Kater hatte es noch nicht geschafft, ein ordentliches Gespräch zwischen den Streithähnen zu vermitteln und langsam verlor er den Mut. Er wünschte

sich seinen Bruder an die Seite. Bhoot hätte es sicher regeln können, da war er sich sicher. Die Situation der Bewohner schien aussichtslos, der Kater wusste nicht, was er noch tun sollte.
„Billî, du musst eingreifen und sie zur Ruhe zwingen, dass ist der einzige Weg“, flüsterte Shah Rukh in sein Ohr.
„Und wie soll ich das machen? Es hört mir doch eh keiner zu“, wisperte der Kater mutlos zurück.
„Ja, weil du dir nicht den nötigen Respekt verschaffst. Du musst durchgreifen Billî. Du musst deine Autorität spielen lassen. Zeig ihnen, wer du bist. Ich bin für dich da, wenn du mich brauchst.“
„Halt die Klappe du Bauer. Du hast hier nichts zu sagen!“
„Meine Familie stirbt den Hungertod, wenn hier jemand etwas zu sagen hat, dann bin ich es!“
„Immer dieses Kleinvolk und deren Proteste!“
„Wir sind zahlreicher als ihr. Wir hatten nur leider das Pech, näher an den Feldern zu leben.“
„Diese Versammlung führt doch zu nichts, lasst uns zu der normalen Tagesordnung zurück gehen und etwas essen.“
Die Bauern erhoben sich, wüste Beschimpfungen wurden umhergeschleudert, mit Fäusten wurde gedroht. Die Lautstärke war so groß, dass Billî sich am liebsten die Ohren zugehalten hätte. Er wandte seinen Blick zu Shah Rukh, der ihm aufmunternd zuzwinkerte, dann erhob das Katzenwesen sich, holte tief Luft, sodass die Brust anschwoll, und rief so laut es nur konnte:
„RUHE!“
Sofort verstummten alle im Raum und blickten Billî überrascht an. Die Bauern setzten sich wieder, alle hörten dem Kater aufmerksam zu.
„Ich weiß, ein Teil von euch ist in Not und verzweifelt, wütend über die Umstände. Ein anderer Teil von euch fühlt sich um sein Hab und Gut, um seine Existenz bedroht. Aber ihr seid eine Stadt, ihr seid Menschen und ihr habt ein großes Herz. Wir stehen hier vor einem Problem, dass nur gemeinsam gelöst werden kann. Wir müssen für die Probleme einen Ausweg finden. Wie ich vorhin schon sagte, kann dadurch Schlimmeres verhindert werden. Ich bin nicht von Nemo hierher geschickt worden, nur um euch beim Streiten zuzusehen. Wir werden hier so lang sitzen, bis diese Sache geklärt ist. Und jeder, der nun erneut einen Streit anfängt, wird aus dieser Versammlung entlassen und kann nicht mehr für seine Seite entscheiden.“
Einen kurzen Moment lang sagte niemand etwas. Die Vertreter waren zu überrascht und mussten die Situation kurz verarbeiten. Dann trat zustimmendes Gemurmel ein und eine sachliche Diskussion über mögliche Auswege begann.
Billî atmete zufrieden aus und warf Shah Rukh einen dankbaren Blick zu. Ohne ihn hätte er es nicht geschafft.

***

Mit einem dumpfen Geräusch stellte Ebô’ney ein großes Glas mit einer rötlich schimmernden Flüssigkeit vor Parian auf den Schanktisch.
„Das ist Agadîrs bestes Getränk!“, sagte sie.
„Was ist da drin?“
„Das verrate ich dir nicht. Trink es und du wirst sehen.“
Parian und Ebô’ney saßen in einem kleinen, heruntergekommen Wirtshaus. Die Wände waren schwarz verrußt, die Fensterscheiben gelb vergilbt und das Licht der wenigen Kerzen erzeugte riesige Schatten in den Ecken. Spinnenweben klebten unter den dunkel mahagonifarbenen

Tischen und Stühlen, in den Lichtbalken der durch Lücken im Dach und den Wänden des Gebäudes einfallenden Sonnenstrahlen schwebten riesige Staubflocken in der stickigen Luft. Es roch muffig. Das Wirtshaus war kaum gefüllt, außer ein paar Handwerkern, die an einem Tisch um ihre Kleider spielten, saß nur ein Mann mit einem großen Hut in einer Ecke und genehmigte sich einen Drink. Parian und Ebô'ney wurden nicht beachtet und das war auch gut so.
Misstrauisch roch Parian an der Flüssigkeit in dem Glas. Ein süßlicher Geruch stieg ihm in die Nase. Er nippte vorsichtig daran.
„Jetzt komm schon, es ist nicht vergiftet. Trink! Du wolltest doch deinen Spaß", drängte Ebô'ney.
Parian hob das Glas an seine Lippen, dann trank er es in einem Zug leer. Ebô'ney lächelte zufrieden. Sie wusste, welche Wirkung das Getränk hatte. Nach zwei Gläsern würde Parian höllische Kopfschmerzen bekommen. Nicht umsonst war das Gebräu bei allen nur bekannt als „Der Höllenritt". Sie selbst hatte damit schon einmal Bekanntschaft gemacht und wusste, wie man sich danach fühlte. Parian wollte Spaß haben? Den sollte er in dieser Form bekommen. Eine kleine Rache für das verlorene Kricketspiel und die Beleidigung mit dem Haar.
„Das ist richtig lecker. Ich will noch ein Glas", forderte Parian.
Nur zu gern kam Ebô'ney dieser Bitte nach. Sie hob die Hand und der Wirt schob ein zweites Glas über den Schanktisch. Parian leerte es erneut in einem Zug.
Ebô'ney wandte sich an den Wirt und sagte ihm, er solle Parian so viel von dem Getränk geben wie er möchte. Dann ließ sie den Halbelfen allein, um sich in der Toilette des Wirtshauses ein wenig zurecht zu machen. Sie stand, ohne auch nur eine Stelle der dreckigen Gegenstände und Wände um sie herum zu berühren, vor einem kleinen, halb zerbrochenen Spiegel und versuchte sich die Haare zu bändigen. Als sie den Raum wieder verlassen wollte, fielen ihr an den Wänden kleine Schriftzüge auf, die einmal vor Jahren dort hinterlassen worden waren. Interessiert las sie sich jeden Einzelnen davon durch, dann machte sie sich wieder auf den Weg zu Parian. Als sie den Schanktisch erreicht hatte, bemerkte sie, dass die Kneipe sich ein wenig gefüllt hatte. Neben den spielenden Handwerkern saßen nun ein paar Frauen in aufreizenden Posen und knappen Kleidern. Ebô'ney konnte sich denken, wozu sie in dem Wirtshaus waren.
„Isch **hick** ...isch ätte gern noch einss."
Parians lallende Aussprache zog Ebô'neys Aufmerksamkeit auf sich. Sie stütze sich auf dem Schanktisch ab und versuchte Parian in die Augen zu sehen, was sich als nicht allzu einfach herausstellte, denn der Halbelf schwankte unaufhörlich hin und her und konnte nicht still sitzen bleiben.
„Was ist mit ihm passiert? Sie sollten ihm doch nur von dem einen Getränk geben", sagte sie an den Wirt gewandt.
„Das habe ich auch, er hat jetzt schon sechs davon getrunken."
„WAS?" Ebô'neys Stimme rutschte einige Oktaven nach oben. „Er sollte jetzt höllische Kopfschmerzen haben."
„Wie sie sehen, ist er betrunken", stellte der Wirt mit einem schmierigen Grinsen fest.
„Wie ist das nur möglich?", fragte sie verzweifelt zu sich selbst.
„Na ja, so wie es aussieht scheint ihr kleiner Freund ein Elf zu sein. Elfen bekommen von dem Getränk keine Kopfschmerzen, sie werden betrunken."
Ebô'ney stöhnte auf. Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Ein betrunkener Halbelf. So hatte sie sich ihre Rache nicht vorgestellt.
„Was glauben sie, wie lange das anhält?"
Der Wirt schob ein weiteres Glas zu Parian, dieser leerte es sofort. Er zuckte mit den Schultern

und antwortete: „Ein paar Stunden vielleicht. Sie sollten so lange hier bleiben. Ich glaube kaum, dass ihr kleiner Freund noch laufen kann.“
„Isch w-will noch eeinss“, lallte Parian. Der Wirt wollte ihm ein weiteres Glas zuschieben, ließ es jedoch sein, als Ebô’ney ihm einen *wage es ja nicht ihm noch etwas zu geben oder du bist dran* Blick zuwarf. Die Zeit verstrich, doch Parians Zustand wurde nicht besser. Als ihm langweilig wurde und er keinen Nachschub mehr bekam, fing er an Witze über Elfen zu reißen.
„Passssen ssie a-auf....“, lallte er an den Wirt gewandt, „Wass ischt der Untersschied zwischen e-einem Baum un einem Elfen? W-wenn du einem Baaum einen Tritt verpassssst labert er dich... nich eine Stunde laaang voll.“
Der Wirt lachte ein kehliges Lachen und musste sich sogar den Bauch halten, Parian stimmte mit ein, nur Ebô’ney verdrehte die Augen genervt. Sie wünschte sich, dass Parian endlich wieder nüchtern wurde. Nichts war schlimmer als ein betrunkener Halbelf, der Elfenwitze machte.
„Isch ab noch eeinen... *_hick_* ... wass ischt dümmer als eein Elf? - swei Elfen! Wass sitst auf dem Baum und leeuchtet Rod? - Ein Elf beim Waldbraand! Wass sitst .... auf dem Baum und ischt schwarz? - Ein Elf ... *_hicks_* nach dem Waldbrand!“
Parian schlug übertrieben lachend mit der flachen Hand auf den Schanktisch. Dann hob er den Finger und fixierte damit den Wirt.
„Uuund … kennsst du sschon *_hicks_* den bessten Wits? Kommen ein Elf ... eine Katse ... und ein Menssch in eine ... Kneipe ...“
Ebô’ney seufzte als sie feststellte, dass sie nun Kopfschmerzen bekam. Sie hörte Parians Witzen nicht mehr zu, verschränkte die Hände auf dem Schanktisch und legte den Kopf hinein. Eine Weile lag sie so da, dann hob sie den Kopf und runzelte die Stirn. Sie drehte sich unauffällig ein wenig zur Seite und musterte kurz die anwesenden Menschen in der Kneipe. Niemand schien sie zu beachten, jeder ging seinen eigenen Tätigkeiten nach. Ebô’ney drehte sich wieder in Richtung des Wirts. Erneut runzelte sie die Stirn. Sie spürte es. Sie spürte eindeutig, dass sie beobachtet wurde. Die Augen eines Fremden ruhten auf ihr, verweilten in ihrem Nacken, wanderten an ihrem Rücken entlang. Ein Schauer lief ihr den Rücken hinab, ließ sie erstarren. Sie konzentrierte sich, versuchte ihre Sinne zu schärfen. Alles um sie herum verschwamm, sie konzentrierte sich nur auf das Gefühl. Ihre Hände fingen an feucht zu werden, sie rieb sie an den Ärmeln ihres Oberteils. Sie spürte, wie ihr Herz schneller pochte, wie ihr Atem zu rasen anfing. Langsam drehte sie sich auf ihrem Stuhl, sodass sie den Raum hinter sich in den Augenwinkeln sehen konnte. An dem Tisch saßen immer noch die Handwerker und spielten ihre Spiele, die Frauen waren nicht mehr da. Sie schienen sich nicht für sie und Parian zu interessieren. Ebô’ney ließ ihren Blick weiter durch den Raum schweifen, bis sie den Mann mit dem Hut in der Ecke sah. Der Fremde war ganz in schwarz gekleidet, sowohl die körperbetonte Hose, wie auch der Gürtel waren aus weichem Leder, das schwarze Hemd, halb aufgeknöpft, war aus Leinen hergestellt worden. Darüber trug der Mann einen Umhang, der durch den Staub der Kneipe an einigen Stellen silbern schimmerte. Den großen Hut, der sehr an einen Cowboyhut erinnerte, aber einen etwas eigensinnigen Schnitt besaß, hatte er halb über das Gesicht gezogen, so dass das Kleidungsstück Schatten warf und markante Gesichtszüge versteckte. Ebô’ney erkannte jedoch einen gepflegten Dreitagebart und schulterlanges, leicht gewelltes, dunkles Haar darunter. Sie drehte sich noch ein Stück weiter in die Richtung des Mannes. Plötzlich blitzen zwei grüne Augen auf und ihre Blicke trafen sich. Erschrocken fuhr Ebô’ney herum. Schwer atmend krallte sie sich an dem Schanktisch fest.
„Ladiies and Gentlemen, willkommen im Lalaaland... Parian lieebt ...*_hick_* Ebô’ney ... aber Ebô’ney lieebt Parian nicht. Ebô’ney liebt Naaath ... aber der lieebt ... Maaahhi ... *hick* und ...

und Ssah Rrukh sssagt Parian ... er ssoll Ebô’ney nich ...gehen lasssen ...wass so viel heist wie ... alle sin verrückt!“, drangen Parians Worte an ihr Ohr.
Sie sprang auf und griff dem Halbelfen unter die Arme.
„Wir müssen weg hier Parian ... komm steh auf, nun mach schon.“
Parian schwankte in ihren Armen, seine Beine gaben unter ihm immer wieder nach.
„Ey ... nich sso snell ... süsse Ebô!“, säuselte er.
„Verdammt, es ist hier zu gefährlich. Bitte Parian, lauf. Wir müssen hier schnell weg“
Sie zog den Halbelfen zu Hintertür des Wirtshauses, doch vorher warf sie noch einen letzten Blick in den Schankraum. Der Fremde war verschwunden. In Panik zog sie Parian die Hintertür hinaus in eine dunkle Gasse. Dort versuchte sie mit kleinen Ohrfeigen Parians Entnüchterung zu beschleunigen.
Plötzlich hörte sie ein lautes Knacken. Sie blickte von Parian auf und sah den Fremden aus dem Wirtshaus vor sich stehen. Ängstlich wich sie vor ihm zurück, während er schweigend auf sie zukam. Sie wusste, dass Parian ihr nicht helfen konnte. Sie war allein. Panik stieg in ihr hoch. Sie wollte schon schreien, als der Fremde das Wort an sie richtete.
„Ich dachte, du wolltest Agadîr nie wieder betreten“ sagte der Mann mit einer tiefen, rauchigen Stimme, die Ebô’ney bekannt vorkam. „Wir haben uns lang nicht mehr gesehen Ebô’ney. Hast du die Wanderschaft hinter dir gelassen? Ich hatte gehofft, dir noch einmal auf einer meiner Wanderungen zu begegnen, aber da hätte ich wohl ewig hoffen können. Und nun mache ich hier ganz unschuldig einen kleinen Zwischenstop und wen sehe ich da in diesem heruntergekommenen Wirtshaus? Das gleiche Mädchen, dass ich damals auch hier traf ... nur das es dieses Mal etwas größer und mutiger geworden ist.“ Der Mann lachte leise, dann trat er ins Licht einer Laterne und nahm den Hut ab. Ebô’ney konnte nun endlich die markanten Züge seines Gesichts und die vertrauten hellgrünen Augen, die je nach Blickwinkel goldgelb zu schimmern schienen, sehen. Sie blickte ihren Gegenüber überrascht an, sie hatte nur eine einzige Frage auf den Lippen.
„Bist du es wirklich, Rah’ɥn?“

Ein kleiner, blauer Begleiter

Der Mann lachte leise und blickte sie amüsiert an. „Sag, Ebô’ney, habe ich mich seit unserer letzten Begegnung so sehr verändert, dass du einen alten Weggefährten wie mich nicht mehr erkennst?“
Sie schüttelte den Kopf.
„Darf ich dich dann darum bitten mir zu sagen, warum du gerade eben noch vor mir weglaufen wolltest?“
Ebô’ney, die ihren Gegenüber überrascht angestarrt und nur allmählich richtig registriert hatte, wer vor ihr stand, machte einen Schritt auf den Mann zu um ihn näher zu betrachten.
„Entschuldige, ich habe dich für einen Fremden gehalten und nicht gleich erkannt. Du hast mich beobachtet und das hat mir Angst gemacht. Diese Stadt ist vielleicht sicherer als noch vor einigen Jahren, aber dennoch sollte man hier vorsichtig sein. Ein Fremder, der dich beobachtet ist kein gutes Zeichen“, antwortete sie.
Rah’ųn verzog die Lippen zu einem schiefen Grinsen und blickte an sich hinab.
„Nun gut, du hast recht. Ich sehe wirklich ein bisschen furchteinflößend aus, so ganz in schwarz gekleidet mit Umhang und Hut. Aber was soll ich sagen, diese Art der Kleidung ist sehr praktisch im Unterholz und außerdem verleiht es mir einen gewissen Charme.“
Ebô’ney musste lachen. Rah’ųns Anwesenheit hatte etwas Beruhigendes. Sie fühlte sich sofort wohl an seiner Seite, genoss seine Gegenwart.
„Du und Charme?“, gluckste sie, „Seit wann machst du dir Gedanken über dein Aussehen? Warst du nicht immer derjenige von uns Beiden, der tagelang mit Schlamm durchtränkten Kleidern herumlaufen konnte, sich nie die Haare kämmte und nur einen Krug Wasser zum Waschen benötigte?“, fragte sie ihn.
Er blickte gespielt in Erinnerungen schwelgend in den Himmel und antworte: „Ja, dass war eine schöne Zeit. Aber wie so vieles im Leben hat sich diesbezüglich einiges verändert. Ich fühle mich wohl in meinem neuen Äußeren. Und außerdem wird man so von den Frauen mehr beachtet. Sag, sehe ich denn nicht gut aus? Ein echter Frauenheld wie damals zur Zeit des Krieges?“
Ebô’ney schüttelte den Kopf. „Ach darum geht es dir. Du willst Frauen um den Finger wickeln. Der große Einzelgänger möchte eine Partnerin an seiner Seite. Ich glaube, dass du da sehr gute Chancen haben wirst. Du siehst wirklich gut aus. Geheimnisvoll.“
Rah’ųn setzte seinen Hut wieder auf und nickte dankend.
„Weißt du, ich habe so lange allein gelebt, dass ich es langsam sehr beengend und langweilig finde. Ich kann zwar in der größtmöglichen Freiheit leben, doch die Einsamkeit ist unerträglich. Früher bin ich gern allein durch die Wälder gezogen, das hat mir nicht viel ausgemacht und es war sehr angenehm. Doch seit ich dich kenne und wir zusammen eine Zeit lang gereist sind, habe ich gemerkt, was mir im Leben fehlt. Ich brauche jemanden an meiner Seite. Nachdem du weg warst, war da so eine Leere, die mich wahnsinnig gemacht hat. Ich hatte gehofft, dir noch einmal zu begegnen, um dich zu bitten, wieder mit mir zu kommen. Du bist ein angenehmer Weggefährte gewesen. Aber in all den Jahren sind wir uns nicht mehr begegnet und ich habe irgendwann die Hoffnung auf ein Wiedersehen aufgegeben. Außerdem suche ich mittlerweile eine Frau für die Liebe. Du wirst immer nur eine gute Freundin bleiben und das ist auch gut so. So wie es scheint hast du deine Meinungen auch geändert“, sagte er und zeigte an ihr vorbei auf Parian, der mitten auf dem Weg lag, mit glasigen Augen die Sterne zählte und leise vor sich hin summte.

„Wie meinst du das?“, fragte Ebô’ney.
„Es ist doch offensichtlich. Du bist in Agadîr mit diesem Elf dort. Ihr scheint Freunde zu sein, obwohl du die Elfen hasst.“
Sie blickte unsicher zu Boden. Zögernd antwortete sie: „Er ... er ist kein richtiger Elf.“
„Ich weiß!“
„Du weißt es? Aber woher?“, fragte sie überrascht.
„Wäre er ein Elf reinen Blutes, hätte er sofort gemerkt was du mit ihm vorhast. Ein Elf würde sich nie dazu herablassen, von einem Menschen betrunken gemacht zu werden. Dein Freund sieht zwar aus wie ein Elf, aber die Tatsache, dass du ihn so hast betrunken machen können, dass er nicht mehr laufen kann, spricht dafür, dass er nicht reinen Blutes ist. Ich vermute daher, dein Freund trägt menschliches Blut in sich. Ein Halbelf. Vermutlich war seine Mutter eine Elfe und sein Vater ein Mensch. Er hat definitiv mehr von seinem Vater geerbt als von seiner Mutter.“
Ebô’ney blickte zwischen Parian und Rah’ųn hin und her.
„Du hast bemerkt, dass er ein Halbelf ist obwohl du ihn erst vor kurzer Zeit gesehen hast?“, fragte sie ungläubig.
Rah’ųn lachte leise und verzog seine Lippen wieder zu einem schiefen Grinsen.
„Ja und nein“, antwortete er, „Ich war viel auf Reisen und habe viele Geschichten und Legenden gehört. Nachrichten verbreiten sich schnell auf Atlantis. Ich kannte die berühmte Elfe nicht, aber ich habe viel über sie gehört. Eine engelsgleiche Gestalt soll sie gewesen sein und eine große Macht besessen haben. Nur ein einziges mal konnte ich einen Blick auf sie erhaschen und ihre Erscheinung habe ich nie vergessen. Fyana Lefay, ein schöner Name für eine schöne Elfe. Auch wenn dein Freund seinem menschlichen Vater sehr ähnlich zu sehen scheint, erkenne ich dennoch die Züge von Fyana in seinem Gesicht. Wie ich bereits erwähnte, habe ich viele Geschichten gehört. Und die Geschichte des kleinen Halbelfen von Fyana Lefey war eine der Besten, wenn sie denn wahr sein sollte. Hast du denn nicht bemerkt wer er oder was er ist?“
Ebô’ney blickte beschämt zu Boden. „Nein, habe ich nicht“, flüsterte sie.
„Lass mich raten“, fuhr Rah’ųn fort, „du hast ihn sofort gehasst, weil du ihn für einen Elfen gehalten hast. Nun, ich frage mich, warum es für dich nun einen Unterschied gibt zwischen Elf und Halbelf. Hattest du mir nicht immer gesagt, dass du alle Elfen hasst und auch die, die nur zur Hälfte elfisches Blut in sich tragen?“
„Er ist in Ordnung. Er ist mehr ein Mensch als ein Elf und ... er hat mir das Leben gerettet. Er hat sein Leben riskiert für mich und das nicht nur einmal, sondern mehrmals, obwohl ich ihn schlecht behandelt habe. Ich stehe in seiner Schuld, ob ich es will oder nicht. Außerdem ist er anders als die Elfen ... er hat ein schlimmes Schicksal hinter sich, die Eltern sind freiwillig gestorben, um ihn zu retten und dann hat man ihn nach jahrelanger und mieser Behandlung aus dem Dorf verbannt. Er tut mir so leid und ich fühle mich schuldig, ihm ebenfalls so viel Leid zugefügt zu haben. Parian ist so talentiert und ... er ist immer nett zu mir gewesen und ... er hatte es nicht verdient, dass ich ihn so behandle ...“
Rah’ųn, der fast einen Kopf größer war als Ebô’ney, legte ihr eine Hand auf die Schulter und beugte sich zu ihr hinunter, damit er ihr in die Augen sehen konnte.
„Magst du ihn? Hast du deshalb deine Meinung geändert?“, fragte er einfühlsam.
Sie wusste nicht, was sie auf diese Frage antworten sollte. Sie überlegte angestrengt, versuchte sich über ihre Gefühle klar zu werden, doch es wollte ihr nicht gelingen. Seine Frage einfach zu ignorieren schien ihr die einfachste Lösung zu sein, doch als ihre Augen sich trafen und sie in das goldene Schimmern seiner grünen Augen blickte, kamen ihr die Worte fast wie von selbst stammelnd über die Lippen. „Ich ...ich ...ich weiß es nicht. Er ist ein ...guter Mensch ... aber er ist

auch ein Elf ... und ... und das hat er oft genug bewiesen ...ich weiß nicht, ob er ... ob er ein Freund ist ... es ist so schwer zu akzeptieren, dass ...“
Rah’ụn unterbrach sie. „Das hat nichts mit Akzeptanz zu tun Ebô’ney. Man kann alles akzeptieren, wenn man es nur will. Es ist einfach nur schwer über seinen Schatten zu springen. Ich kann verstehen, warum du mit ihm hier bist. Nun weiß ich, wie ich mit ihm umgehen kann. Du musst nicht weiter erklären wie du zu ihm stehst. Auch wenn du dir nicht sicher bist, habe ich das Gefühl, dass euch eine gewisse Freundschaft verbindet, denn sonst hättest du ihn nicht mit dir aus dem Wirtshaus gezogen.“
Er blickte in den Himmel, dann ging er zu Parian, hob ihn sich über die Schulter und sagte zu Ebô’ney gewandt: „Es ist schon spät, wir sollten gehen und die Nacht irgendwo in einer alten Scheune verbringen. Hier ist es nicht sicher genug. Ich werde dir helfen, deinen Freund wieder nüchtern zu machen. Es wird nicht einfach werden, aber ich habe da schon eine Idee. Du kannst mir auf dem Weg zu unserer Bleibe erzählen, was in den letzten Jahren bei dir so alles passiert ist.“
Sie nickte. Noch ein letztes Mal blickte sie in seine im Mondlicht glänzenden Augen, dann folgte sie ihm leise und unauffällig.

***

Parian prustete, als ein erneuter Schwall kaltes Wasser sein Gesicht traf. Er spürte die nasse Kleidung auf seiner Haut, wie sie klebte und schwer an seinem Körper hing. Eisige Kälte zog durch seine Knochen und ließ ihn erzittern. Eine erneute Welle Wasser traf ihn. Er verschluckte die Hälfte und musste husten. Langsam verschwand der leichte Nebelschleier, der im Laufe des Abends vor seine Augen gezogen war und er konnte wieder klare Gedanken fassen. Nach einem dritten Schwall Wasser nahm er seine Umgebung deutlicher war und nachdem er ein viertes Mal mit Wasser übergossen wurde, hatten sich seine Reflexe wieder normalisiert.
Parian musterte seine Umgebung genau. Er konnte einen großen Raum erkennen, dessen Wände aus groben, aneinandergenagelten Holzbrettern bestand. Überall standen riesige gelbe Strohballen und es roch nach frischem Stroh und Heu. An den Dachbalken hingen Feldwerkzeuge und an einem Ende des Raumes stand ein großer Handwagen. Die Umgebung machte einen ruhigen und friedlichen Eindruck, dennoch schien irgendetwas nicht zu stimmen. Parian wusste sofort, was es war. Alles stand auf dem Kopf. Zuerst verwunderte ihn das etwas, doch als er an sich nach oben blickte, wusste er sofort Bescheid. Jemand hatte ihn mit einem Seil an den Füßen kopfüber an einen Balken gebunden. Er wollte sich darüber gerade beschweren, als ein Eimer sich in sein Blickfeld schob und ihn mit Wasser übergoss.
„Hey, was soll denn das?“, fragte er entrüstet. „Lasst mich runter.“
„Wir lassen dich erst herunter, wenn du wieder nüchtern bist“, hörte Parian eine fremde, tiefe Stimme sagen.
„Aber ich bin nüchtern.“
„Bist du dir da sicher?“ Diese Stimme gehörte zu Ebô’ney, dass erkannte er sofort.
„Es geht mir gut, Ebô’ney. Sag dem Bastard da, dass er mich runterlassen kann“, forderte er sie auf. Sie nickte dem Fremden zu und dieser holte eines der Feldwerkzeuge von den Balken. Mit einer geschickten Bewegung aus dem Handgelenk heraus durchschnitt der Mann das Seil und Parian fiel unsanft zu Boden.
„Dankeschön“, murmelte der Halbelf mit zusammen gebissenen Zähnen, rappelte sich auf und sammelte einzelne Strohhalme von seinen nassen Kleidern. Plötzlich streckte sich ihm eine Hand

entgegen und er blickte überrascht auf.
„Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Rah’ụn. Es freut mich, dir begegnen zu dürfen Parian.“
Zuerst blickte Parian seinen Gegenüber skeptisch an, dann ergriff er zögernd die Hand des Mannes.
„Ich bin Parian.“
Rah’ụn lächelte. „Ich weiß, Ebô’ney hat mir schon einiges über dich und deine Freunde erzählt. Komm, setz dich mit uns ans Feuer und wärme dich auf. Es tut mir leid für die etwas raue Behandlung, aber nur so haben wir dich wieder zu klarem Verstand bringen können. Ich hoffe du verzeihst uns. Glaube mir, es war nicht ihre Idee sondern meine und ich musste viel von meiner Überredungskunst anwenden bis sie mir zähneknirschend erlaubt hat dich kopfüber aufzuhängen.“
Er führte Parian zu dem kleinen Feuer am anderen Ende der Scheune, wo sich Ebô’ney bereits nieder gelassen hatte. Dann überreichte Rah’ụn dem Halbelfen einen kleinen Krug mit einer dampfenden Flüssigkeit.
„Trink das, es ist ein altes Rezept von Rah’ụn, dass er uns früher auf unseren Wanderungen gemacht hat. Es schmeckt sehr gut und weckt die Lebensgeister“, sagte Ebô’ney.
Parian umfasste den Krug ein wenig fester mit den Händen, um die ganze ausgestrahlte Wärme aufzufangen. Dann sog er den Dampf genüsslich mit der Nase ein, trank einen kleinen Schluck und stellte fest, dass sie ihm nicht zu viel versprochen hatte.
„Woher kennt ihr zwei euch?“, fragte Parian nach einer Weile des Schweigens.
Rah’ụn warf ein aufforderndes Zwinkern zu Ebô’ney und bedeutete ihr , Parian alles zu erzählen.
„Wir haben uns hier in der Stadt kennen gelernt“, begann sie. „Ich wollte damals, als ich noch ein junges Ding war, die Insel erkunden und habe mich auf Wanderschaft begeben. Irgendwann habe ich hier einen Zwischenstopp gemacht, um meine Vorräte aufzubessern. Ich ging auf den Markt und wollte mir ein paar Äpfel holen, doch die Frau am Stand gab mir keine, weil sie der Meinung war, ich würde zu einem der unteren Bevölkerungsschichten gehören und es würde mir damit nicht zustehen, bei ihr ein paar Äpfel zu kaufen. Wahrscheinlich lag es an meinem Aussehen, meinen zerrissenen und von der Wanderung schmutzigen Kleidern. Obwohl ich mit ihr sehr lange diskutierte, gab sie mir keine Äpfel. Ich konnte sie einfach nicht überzeugen. Ich war damals noch ziemlich unerfahren und hatte mich nicht durchsetzen können. Kurz bevor ich wieder abreisen wollte, kam plötzlich dieser Mann auf mich zu und schenkte mir einfach so einen Korb roter Äpfel. Mir fielen sofort seine grünen, goldschimmernden Augen auf. Ich fragte ihn, wer er sei und warum er mir diese Äpfel gab, doch er antwortete mir nicht sondern ging einfach wieder ohne ein Wort zu sagen. Erst als ich die Stadt bereits verlassen und um einige Kilometer hinter mir gelassen hatte, begegnete Rah’ụn mir auf einer kleinen Waldlichtung wieder. Dort haben wir uns angefreundet und beschlossen, eine Zeit lang zusammen zu wandern und durch die Wälder zu streifen. Irgendwann hatte ich jedoch das Bedürfnis, mich niederzulassen und unsere Wege trennten sich wieder. Bis heute jedenfalls. Ich bin froh ihm wieder begegnet zu sein. Er ist ein großartiger Freund für mich geworden.“
Sie lächelte Rah’ụn an und er lächelte zurück.
„Leider hat er mir nie verraten, warum er mir damals den Korb Äpfel anbot oder warum er als ewiger Einzelgänger entschied mit mir zu reisen“, fügte sie hinzu.
Rah’ụn nahm einen Schluck aus seinem Krug, grinste sie an und wandte sich dann an Parian.
„Es war mir damals merkwürdig vorgekommen, eine so junge und hübsche Frau in zerschlissenen Kleidern und in einer gefährlichen Stadt wie Agadîr zu sehen. Es interessierte mich, was sie dort zu Suchen hatte. Außerdem tat sie mir leid. Die Frau hinter dem Stand hatte

sie gnadenlos fertig gemacht.“
Er lachte und Ebô’ney knuffte ihm gespielt entrüstet in die Schulter.
Parian musste weg sehen. Es versetzte ihm einen Stich im Herzen, als er sah wie ungezwungen sich Ebô’ney gegenüber Rah’ųn verhielt. Er spürte sofort, dass es eine bestimmte Verbindung zwischen den Beiden gab und das machte ihm zu schaffen. Der Halbelf beobachtete, wie sie mit ihrem alten Freund lachte, wie locker und losgelöst sie war, wie sie ihn sanft am Arm oder an der Schulter berührte. Es war Parian egal ob sie Rah’ųn nur für einen Freund hielt oder nicht. Während er die beiden beobachtete wusste er, dass sie sich ihm gegenüber nie so benehmen würde. Auch wenn er ihr Freund war oder wäre, würde sie nie so mit ihm gemeinsam lachen, ihre Sorgen vergessen. Er war ein Halbelf. Sie würde nie über ihren Schatten springen können. Sie würde nie vergessen, dass er elfisches Blut in sich trug. Solange sie es nicht zuließ, würden sie keine richtigen Freunde werden. Verlieben würde sie sich schon gar nicht in ihn. Parian musterte Rah’ųn genau. Dieser Mann war genau das, was er sein wollte. Er war ein normaler Mensch, gutaussehend, ohne irgendwelche Fähigkeiten. Er war das, was Ebô’ney wollte und müsste sie sich zwischen Rah’ųn oder ihm als Halbelfen entscheiden, würde ihre Wahl auf Rah’ųn fallen. Dessen war Parian sich ziemlich sicher. Er wusste, dass er sie ewig lieben würde, doch er wusste auch, dass sie ihn nie lieben könnte. Er musste sie loslassen. Sie sollte mit dem glücklich werden, das sie wollte und dafür würde er sorgen. Parian fiel ein Satz ein, den sein Bruder einmal erwähnt hatte, als er über seine Frau gesprochen hatte. Es war eines der vielen Gespräche gewesen, die sie Nachts in ihren Betten liegend geführt hatten. Er konnte sich kaum noch an bestimmte Themen erinnern, doch dieser Satz war ihm im Gedächtnis geblieben.
„Wir sind Reisende der Liebe, auf Reisen werden wir uns wiedersehen.“
Parian nahm sich eine Decke, rollte sich darin ein und versuchte das Lachen und die Gespräche von Ebô’ney und Rah’ųn auszublenden.
„Wir sind reisende der Liebe, auf Reisen werden wir uns wiedersehen.“
Shah Rukhs Stimme hallte durch seine Gedanken. Er wünschte, sein Bruder wäre jetzt bei ihm und könnte ihm einen Rat geben, wie er mit der neuen Situation umgehen sollte. Doch insgeheim wusste er selbst, was er zu tun hatte. Irgendwann würden sich Ebô’ney und Rah’ųn ineinander verlieben. Vielleicht waren sie es bereits und wussten nur noch nichts davon. Bevor Parian einschlief, schwor er sich, dass er sich den Beiden nicht in den Weg stellen würde. Er würde sich dazu zwingen ihre Liebe zu akzeptieren, auch wenn es für ihn unendlich viel Leid bedeutete.

***

Am nächsten Tag trafen sich die Freunde wieder auf dem Marktplatz. Der Stadtälteste wollte eine große Rede halten und die Bevölkerung darüber informieren, wie man sich über das Problem der untersten Schichten geeinigt hatte. Während Saif, Karan, Parian, Ebô’ney und Rah’ųn in der Menschenmenge standen, saßen Billî und Shah Rukh auf der Bühne. Es herrschte aufgeregtes Stimmengewirr, dass erst verstummte als der Älteste die Bühne betrat. Es war ein kleiner Mann in gebückter Haltung mit kurzem grauen Haar, der einen sandfarbenen Umhang trug und aus dessen Blick man Erleichterung lesen konnte.
Er räusperte sich kurz, dann fing er zu Reden an: „Meine Bürger und Bürgerinnen, meine geschätzten Freunde, meine geliebten Brüder. Ich freue mich, euch alle hier gesund vor mir stehen zu sehen. Ja, ihr seht gesund aus, aber seid es nicht. Dieses Jahr bringt uns nur Unglück und Kummer. Durch die Dürre haben wir unsere Ernten verloren, es herrscht Hunger und Not. Am schlimmsten hat es die Menschen am Fuße von Agadîr getroffen. Aber daran ist nicht die

Dürre schuld, daran sind wir selbst schuld. Wir oberen Schichten. Wir haben das Leid der Bauern ignoriert. Wir haben grausamerweise weiterhin unsere Rationen in voller Höhe eingefordert, obwohl wir dadurch den Menschen ihre Lebensgrundlage entzogen haben. Und dann haben wir uns gewundert, warum sie sich plötzlich gegen uns gestellt haben. Auch wenn ihr es mir nicht glauben werdet, meine Brüder, aber wir standen kurz vor einem Krieg. Ich bin froh, dass es nicht dazu gekommen ist. Ich hätte nicht mit der Schuld leben können, dass wegen unseres Egoismus eine ganze Stadt zerstört werden und tausende Menschen tot sein würden. Ich muss eingestehen, dass wir einen großen Fehler gemacht haben. Einen Fehler, den es jetzt zu bereinigen gilt. Ich bin dankbar, dass Nemo uns eine große Hilfe und Unterstützung geschickt hat. Hiermit bedanke ich mich im Namen aller Bürger bei Billî. Ohne ihn wären wir wahrscheinlich nie zu einer Lösung des Problems gekommen."
Der Dorfälteste wartete einen Moment, bis die Bevölkerung wieder aufgehört hatte zu klatschen, dann fuhr er fort: „Veränderung ist die Lösung unserer Probleme. Hilfe, gegenseitige Rücksichtnahme und Unterstützung ist das, was jetzt zählt. In einer sehr langen Nacht mit vielen Diskussionen und Gesprächen haben die Vorsitzenden einstimmig beschlossen, dass ab heute die von den Bauern zu leistenden Abgaben um die Hälfte verringert werden. Ebenfalls werden Abgaben in Form von Tauschware der obersten Bevölkerungsschichten an die unteren Bevölkerungsschichten geleistet. Ab heute werden sich die Schichten gegenseitig unterstützen und stärker zusammenarbeiten. Wir hoffen, dass dadurch das Leid bald überwunden sein wird und in dieser Stadt jeder wieder friedlich und ruhig leben kann. Ich glaube an euch meine Freunde und bin mir sicher, dass wir es gemeinsam schaffen können. Danke."
Als der alte Mann seine Rede beendet hatte, fingen alle an laut zu applaudieren, zu jubeln und zu feiern. Viele Menschen umarmten sich glücklich und verließen den Marktplatz, um gemütlich und erleichtert den Rest des Tages in ihren Heimen zu verbringen. Es dauerte nicht lange, bis der Marktplatz fast leer war. Nun entdeckten sich die Freunde endlich und kamen aufeinander zu.
„Das habt ihr wirklich gut geregelt!", lobte Karan und schenkte Billî und Shah Rukh ein Lächeln.
„Das war ganz allein sein Verdienst", der Kater zeigte auf Shah Rukh, „wenn er nicht gewesen wäre, dann hätte ich es nicht geschafft, mich durchzusetzen und die Menschen würden sich immer noch streiten."
Shah Rukh grinste verlegen. Er entdeckte den großen Gürtel, den Saif um die Hüfte trug und blickte seinen Freund fragend an.
Saif machte den Gürtel ab und schob ihn den anderen stolz unter die Nasen.
„Das habe ich von Muhammad Ali bekommen. Wir haben gegeneinander gekämpft und ich habe gewonnen."
Geschockt warf Shah Rukh einen Blick zu Karan.
„Du hast ihn gegen einen Profiboxer antreten lassen?"
Karan zuckte entschuldigend mit den Schultern. „Was hätte ich denn machen sollen? Mich zwischen sie werfen? Du weißt doch, dass Saif so auf den Typ abfährt."
„Euch kann man aber auch nicht alleine lassen", murmelte Shah Rukh leise.
„Sag mal, wundert es dich denn gar nicht, dass ich dieser Persönlichkeit begegnet bin?", fragte Saif ihn ungläubig.
„Nein wieso? Ich bin auf Atlantis schon Einstein, Freud, Michelangelo, Shakespeare, Agatha Christie und Kleopatra begegnet. Wieso sollte ich mich da noch über Muhammad Ali wundern? Und außerdem weißt du doch auch, dass man hier auf der Insel Persönlichkeiten trifft. Du warst doch bei der Sache mit Kleopatra dabei", antwortete er.

Saif grübelte kurz. „Stimmt, das hatte ich ganz vergessen“, stellte er fest.
Karan entdeckte, während Saif noch darüber nachdachte, Rah’ųn.
„Und was habt ihr gemacht Parian? Und wer ist dieser Mann?“, fragte er.
Bevor der Halbelf oder Ebô’ney etwas sagen konnten, hatte Rah’ųn seinen Hut abgenommen und sich leicht verbeugt.
„Ich darf mich vorstellen. Mein Name ist Rah’ųn. Es freut mich, euch begegnen zu dürfen. Man hat mir schon viel über euch erzählt. Ebô’ney hat mir angeboten, sie zu begleiten und für eine Weile ihr Gast zu sein. Ich möchte diese Einladung sehr gern annehmen. Jedoch weiß ich, dass sie bei euch auch nur ein Gast ist und es wäre keine freundliche Art, euch nicht ebenfalls um Gastfreundschaft zu bitten.“
Sofort war Billî an Rah’ųns Seite und schüttelte ihm die Hand.
„Es wäre auch mir eine Freude, wenn Sie uns begleiten würden“, sagte der Kater.
Auch alle anderen schienen angetan zu sein von dem Fremden. Er war ihnen sofort sympathisch. Saif machte ein paar lustige Bemerkungen, worüber Rah’ųn herzhaft lachte, Shah Rukh konnte sich mit ihm gut unterhalten. Es kam allen vor, als würden sie Rah’ųn schon seit einer Ewigkeit kennen. Nur Parian machte sich ein wenig Sorgen darüber, dass er so schnell bei allen Anschluss fand. Der Halbelf hielt sich jedoch zurück und sagte nichts.
Eine Weile standen sie noch auf dem Platz, Rah’ųn berichtete, wie er und Ebô’ney sich kennen gelernt hatten, wie sie sich nun wiederfanden und Saif spielte den Boxkampf mit Muhammad Ali nach, dann teleportierte Parian seine Freunde wieder zurück ins Dorf der Katzen.
Billî machte sich sofort auf den Weg zum Kristallpalast, um Nemo Bericht zu erstatten. Er vergewisserte sich noch kurz, dass es Esme gut ging, war erleichtert, dass Nemo seinen Rat beherzigt und Mahi zu sich geholt hatte, und wunderte sich über einen über führsorglichen Bhoot und einen vor sich hin summenden, bis über beide Katzenohren verliebten Nath.
Shah Rukh und Karan besuchten Yash und Ebô’ney und Rah’ųn setzen sich zusammen und ließen alte Erlebnisse Revue passieren.

***

Drei Tage vergingen in denen nichts besonderes geschah.
Ebô’ney bot Rah’ųn einen Platz bei sich und Amy zum Übernachten an, doch er lehnte dankend ab. Der Mann verschwand jeden Abend zur gleichen Zeit nach Sonnenuntergang im Wald und tauchte erst nach Sonnenaufgang wieder im Dorf auf. Niemand wusste, was er die ganze Nacht machte und es wollte auch keiner danach fragen. Nur Ebô’ney und Parian störte es, doch sie wusste um seine Einzelgängerei und verdrängte es, und er machte sich zwar Sorgen, blieb aber ihretwegen, und dem was er sich geschworen hatte, ruhig. Niemand schien zu merken, wie schwer es Parian fiel, Ebô’ney und Rah’ųn gemeinsam zu sehen.
Am vierten Tag nach den Erlebnissen in der Stadt wollte Saif mit dem Halbelfen ein wenig Knopfkricket zu zweit spielen, doch er bemerkte schnell, dass sein Freund nicht ganz bei der Sache war.
In einer Pause setzte er sich zu Parian und fragte, was ihm fehlte.
„Es ist wegen Ebô’ney“, sagte Parian und blickte deprimiert zu Boden.
„Nur ihretwegen? Oder spielt Rah’ųn auch eine Rolle dabei?“ fragte Saif nach.
Parian seufzte.
„Sie wird sich in ihn verlieben. Daran führt doch kein Weg dran vorbei, oder? Was habe ich mir eigentlich eingebildet? Wie konnte ich glauben, dass sie sich in mich verlieben könnte? Er ist

tausendmal besser als ich. Er ist das, was sie will und ich bin es nicht. Ich bin zur Hälfte ein Elf. Etwas, das sie hasst.“
„Jetzt erzähl doch nicht so was. Du bist ein toller Mann Parian. Du siehst gut aus, du hast Talent und du bist schlau. Sie muss blind sein.“
Parian lächelte.
„Ich hab es aufgegeben Saif. Ich will nur noch, dass sie glücklich wird, egal mit wem. Ich werde ihr nicht im Weg stehen“, sagte er.
Saif nickte.
„Aber dennoch mache ich mir Sorgen, Saif. Rah’ụn ist sehr merkwürdig. Hast du gemerkt, wie ihn alle gleich mochten? Wie alle ihn gleich ins Herz geschlossen haben, als würden sie ihn schon ewig kennen?“, fuhr Parian fort.
„Ich verstehe nicht, was du meinst.“
„Na, hast du nicht gesehen, wie Billî sofort seine Hand geschüttelt und ihn aufgenommen hat? Der Kater war überhaupt nicht skeptisch oder hat gezögert. Wir wissen doch gar nicht, wer dieser Rah’ụn eigentlich wirklich ist...“
Saif schüttelte nur den Kopf. „Er ist Ebô’neys Freund, was müssen wir mehr wissen? Sie mag ihn, also mögen wir ihn auch. So einfach ist das.“
Parian wollte etwas erwidern, spürte aber, dass es keinen Zweck gehabt hätte. Er nahm sich vor, Rah’ụn imAuge zu behalten.

***

Parian durchlebte seine private Hölle. Eiskalte Einsamkeit schlich sich in sein Herz. Er hatte sich schon einmal so gefühlt, damals als seine Eltern plötzlich verschwunden waren und ihn allein unter den Elfen zurückgelassen hatten. Damals hatte er sich an dieses Gefühl gewöhnt. Ein Fremder im eigenen Volk, dem erst nach und nach bewusst wurde, dass er anders war. Das Zusammentreffen mit Shah Rukh hatte dieser Einsamkeit ein Ende bereitet. Mit unendlich viel Geduld hatte ihm der vermeintlich Fremde gezeigt, was wahre Freundschaft ist. Es verwunderte Parian, dass Shah Rukh noch immer sein Freund war. Wie leicht hätte der Elf in ihm das Band der Freundschaft zwischen ihnen zerstören können. Ohne Saif wäre Parian vielleicht nie zu der Einsicht gekommen, wie falsch er gehandelt hatte und ohne Shah Rukhs Großmut und Verständnis hätte er es vermutlich nie geschafft seine Fehler einzugestehen. Und dann hätte er nie erfahren, warum seine Eltern ihn verlassen mussten und dass er einen Bruder hatte. ’Und eine Schwester, die er aber wohl nie kennen lernen würde.
Für einen kurzen Moment hatte Parian das größte Glück von Atlantis erlebt. Endlich hatte er wieder eine Familie, jemanden, mit dem er die Erinnerungen an seinen Vater teilen und der ihm Details über seinen Vater nennen konnte, die er noch nicht kannte. Es tat gut, von seiner Mutter zu reden und zu wissen, dass sein Gegenüber ehrlich interessiert war. Sie hatten festgestellt, dass Fatima und Fyana Lefay, die Elfe mit den goldenen Augen, viele Gemeinsamkeiten gehabt hatten. Es war wohl kein Zufall, dass Meer sich ausgerechnet in sie verliebt hatte.
Verdammt, alles war perfekt gewesen! Vielleicht etwas zu perfekt. Eine neue Familie, neue Freunde, Glück, wohin man nur sah... War es denn nicht immer so, dass, wenn man besonders glücklich war, das Unglück bereits irgendwo lauerte?
In seinem Fall hörte das Unglück auf den Namen Rah’ụn, sah besser aus als er selbst, hatte interessantere Augen als er und bessere Geschichten zu erzählen als Parian. War das der Grund, warum sich alle zu Rah’ụn hingezogen fühlten? Warum alle seine ehemaligen Freunde ihn nur

komisch ansahen, wenn er sie fragte, warum niemand merkte, wie ungewöhnlich es war, dass jeder den Fremden mochte? Oder war er einfach nur wesentlich interessanter als Parian? War er vielleciht sogar einfach nur eifersüchtig?
Es wäre ihm ja egal gewesen, wenn man den Jäger mit offeneren Armen empfangen hätte als einen Halbelfen. Schließlich war der Krieg zwischen Elfen und Katzen auch nach über zweitausend Jahren immer noch ein Thema und die Feindschaft, die so alt war wie die Insel selbst, würde wohl niemand je wirklich vergessen können. Aber warum fühlte er sich dann so einsam? Alles schien sich zu überschlagen, wenn Rah'ųn einen Wunsch äußerte. Sein Wort war Gesetz und Parian hörte niemand mehr zu. Er fühlte sich wie das dritte Rad an einem Ochsenkarren. Ob absichtlich oder nicht, man gab ihm das Gefühl absolut überflüssig zu sein. So auch an jenem Abend.
Unter normalen Umständen hätte es ein perfekter Abend sein können. Sie hatten das Tagwerk geschafft und das gesetzte Ziel sogar deutlich überschritten. Parian spürte jeden Muskel im Körper, denn er hatte sich mal wieder von seinen Problemen mitreißen lassen und stärker gearbeitet als gut für ihn war. Früher war stets ein Freund in seiner Nähe gewesen und hatte ihn daran erinnert, dass auch der Körper eines Halbelfen gewisse Grenzen besaß. Dennoch war Parian auf gewisse Weise glücklich. Er hatte eine kleine Hütte ganz alleine gebaut, sah man einmal von den Anweisungen ab, die Nath ihm gegeben hatte. Er war auch der einzige gewesen, der Parian für seine Arbeit gelobt hatte. Seit er Mahi kannte wurde selbst der wortkarge Nath gesprächig. Leider hatte er noch im selben Atemzug darauf hingewiesen, welch großartige Arbeit Rah'ųn geleistet hatte. Doch Parian wollte sich nicht ärgern. Er wusste, dass seine Arbeit gut gewesen war. Und es war ihm auch egal, dass man heute Abend Rah'ųns Leistungen feierte und nicht seine eigenen. Wenn er es schaffte, seine Probleme mit Ebô'ney zu vergessen, dann konnte er dieses Kunststück mit Rah'ųn vielleicht wiederholen.
Parian griff nach einem Stück Obst, das nur auf Atlantis vor kam, wie Shah Rukh ihm einmal versichert hatte. Plötzlich kam ihm ein kleiner Dieb in den Sinn. Papu liebte dieses Obst. Parian lachte leise in sich hinein. Er sah den kleinen Kerl vor sich, wie er neulich kopfüber an seinem Schwanz im Baum gehangen und die letzte Frucht gepflückt hatte. Ebô'ney, die jene Früchte ebenfalls sehr gerne aß, sah sich um ihr Vergnügen betrogen und schimpfte den blauen Affen gehörig aus. Papu zeterte selbstverständlich in gleicher Lautstärke zurück, kopierte ihre Gesten und zog sie ins Lächerliche. Ebô'ney wurde immer wütender und schließlich warf sie einen Stein auf den Affen, der daraufhin in den Wald flüchtete und seitdem nicht mehr gesehen wurde.
Parian vermisste den kleinen Kerl. Im Gegensatz zu Ebô'ney mochte er den blauen Affen, ohne den sie den Weg durch die Berge nie geschafft hätten. Ob Ebô'ney wusste, dass sie ihm und seiner Diebeskunst auf gewisse Weise ihr Leben verdankte?
Ein entsetztes Kreischen ließ Parian aufschrecken. Mit einem Satz sprang er auf die Füße und stieß dabei aus Versehen den Tisch um. Die Reste des Abendessens verteilten sich über Ebô'ney, die verzweifelt gegen ein blaues Etwas auf ihrer Schulter kämpfte, dass ihr völlig ungeniert und mit großer Freude eine Haarnadel nach der anderen aus der bereits nicht mehr vorhandenen Frisur zog.
Parian hatte mit der unmenschlichen Schnelligkeit eines Elfen reagiert und dennoch war Rah'ųn schneller als er. Noch bevor Parian ganz begriff, was geschehen war, hatte Rah'ųn den Übeltäter bereits gepackt. Mit beiden Händen umfasste er den Hals des wehrlosen Affen und drückte unbarmherzig zu. Es dauerte nur wenige Sekunden, bis Papu sich nicht mehr wehrte und seine Bewegungen erschlafften. Noch schlimmer waren seine Augen, die im Todeskampf aus dem Kopf zu treten schienen und das kleine Maul mit den spitzen Zähne, das ebenso verzweifelt wie

vergebens nach Luft schnappte.
PAPU!, schrie Parian in Gedanken. Er schloss die Augen, konzentrierte sich auf den kleinen Freund, dachte an einen ruhigen Ort und teleportierte. Als er die Augen wieder öffnete, lag Papu neben ihm auf der Erde. Da er nicht mehr atmete blies Parian ihm vorsichtig Luft in die Nase, bis sich die blaue Brust endlich wieder von alleine hob und senkte. Nach einer Weile schlug Papu die Augen auf. Ängstlich sah er Parian an.
„Hab keine Angst, mein Kleiner“, versuchte Parian den zitternden Affen zu beruhigen. „Der böse Mann wird dir nichts mehr tun, dafür werde ich sorgen. Bevor er dich noch einmal anfasst, muss er mich umbringen.“
Zärtlich hob Parian Papu auf seinen Schoß und ordnete das zerzauste Fell, während er seinen Blick nachdenklich über die nächtliche Stadt von Atlantis schweifen ließ. Noch war die Nacht nicht sehr weit fortgeschritten. Vereinzelt sah man das Licht einer Fackel durch die engen Gassen ziehen. Seufzend wandte er sich wieder an den Affen.
„Sieht so aus, als hätte ich endlich jemanden gefunden, der Rah’ųn genauso verdächtig findet wie ich.“ Der Affe gab einen zustimmenden Laut von sich. „Ich verstehe nicht, warum die anderen so blind sind. Ich muss natürlich zugeben, dass ich Ebô’ney immer noch liebe, und dass ich es alles andere als toll finde, wenn sie sich diesem Kerl so an den Hals wirft. Aber so ist das nun einmal, wir sind alle nur Reisende auf dem Pfad der Liebe und eines Tages werden wir uns auf diesen Reisen wieder sehen. Rah’ųn hat seine Ebô’ney wieder getroffen, da kann ich nun einmal nichts dran ändern. Aber mir deswegen vorzuwerfen, ich würde ihn nur deshalb nicht mögen, weil ich eifersüchtig auf ihn bin, das ist doch lächerlich. Weißt du, mein kleiner Papu, der Vorwurf an sich macht mir ja nichts aus. Vielleicht liegt ja auch ein bisschen Wahrheit darin verborgen. Aber dass es ausgerechnet Shah Rukh war, der mir das vorwarf, hat mich schon verletzt. Stell dir vor, ich musste mir von ihm sogar sagen lassen, wie toll Rah’ųn doch ist! Es wäre gelogen zu behaupten, dass mein Bruder und ich immer einer Meinung gewesen wären, aber...“
Parian barg sein Gesicht in dem weichen Fell des Affen. Es roch angenehm nach Tier und Wald und weckte in Parian den Wunsch einfach fortzulaufen. Wer hinderte ihn schon daran? Seine Freunde würden ihn bestimmt nicht vermissen, sie hatten doch jetzt den tollen Rah’ųn. Vielleicht sollte Parian auch auf Wanderschaft gehen. Er vermochte sich lautlos im Wald zu bewegen, zumindest überwiegend, war ein recht passabler Spurenleser, was sich mit ein bisschen Übung sicherlich noch verbessern ließ, und hatte einen Freund an seiner Seite, der einen Baumstamm schneller empor kletterte als man das Wort „Baumstamm“ überhaupt aussprechen konnte. Mit Papu könnte Parian an jedem Ort von Atlantis überleben, besaß der kleine Affe doch auch die geschickten Finger eines ausgezeichneten Diebes. Aber wollte er das wirklich?
„Wusste ich doch, dass ich dich hier finde.“
Erschrocken fuhr Parian zusammen. Er war so in Gedanken versunken gewesen, dass ihm gar nicht aufgefallen war, dass Saif sich neben ihn gesetzt hatte.
„Wie geht es Papu?“
„Er wird es überleben“, antwortete Parian leicht gereizt.
„Es war nicht richtig von Rah’ųn, dass er Papu umbringen wollte, nur weil er Ebô’ney erschreckt hat.“
Parian sah den Freund verwundert an. Es war das erste Mal, seit Rah’ųns Auftauchen, dass jemand etwas Negatives über ihn sagte.
„Schließlich wollte Papu sie nur ärgern.“
Saif reichte Papu die Hand. Mit einer leichten Verbeugung erwiderte dieser die Begrüßung. Ein

rascher Griff und er spielte vergnügt mit Saifs Sonnenbrille, die er wie üblich immer bei sich trug. Saif lachte laut, als Papu sie aufsetzte und beinahe von Parians Schoß gefallen wäre, weil er durch die dunklen Gläser nichts mehr sehen konnte. Sanft nahm Saif ihm die Brille wieder ab und hing sie zurück in den Ausschnitt seines Hemdes.
„Ich frage mich, wie du es geschafft hast Papu mit dir wegzuteleportieren. Das war bestimmt nicht einfach. Es scheint, als würden deine Kräfte immer stärker werden."
Es tat so gut, endlich wieder ein freundliches Wort über sich selbst zu hören!
„Keine Ahnung, wie ich das geschafft habe. Wahrscheinlich haben meine Kräfte eine Art Panikknopf. Immer wenn ich sie besonders dringend brauche oder ein Artefakt mich ruft, funktionieren sie nahezu perfekt. Nur an der Pause nach dem sechsten Sprung scheine ich nichts ändern zu können."
„Wer weiß, wofür es gut ist" sagte Saif. „Komm, lass uns zu den anderen zurück gehen. Sie machen sich bestimmt schon Sorgen. Außerdem hat Rah'ųn eine besonders spannende Geschichte versprochen, die möchte ich nicht verpassen."
Der letzte Satz versetzte Parian einen Stich. Schon wieder Rah'ųn! Konnte er dem Kerl denn niemals entkommen? Ernüchtert folgte er Saif. Sein bester Freund war also doch nicht wieder normal geworden...
„Hey! Wo seid ihr denn gewesen?", rief Karan ihnen schon von Weitem zu. „Ihr habt die beste Geschichte eures Lebens verpasst!"
„Verdammt", fluchte Saif und warf Parian einen merkwürdigen Blick zu, als wolle er sagen, das es allein die Schuld des Halbelfens sei, dass er diese tolle Geschichte verpasst hatte.
„Mach dir nichts daraus, Saifu! Ich werde sie dir morgen noch einmal erzählen."
Wer hatte Rah'ųn erlaubt Saif bei seinem Spitznamen zu nennen?
„Dürfen wir dann auch nochmal zuhören?", bettelten die anderen sofort.
„Nein, denn dann hättet ihr sie ja einmal öfter gehört als Saif. Aber wenn er sie auch kennt, dann erzähle ich sie euch allen zusammen vielleicht ein zweites mal."
Parian setzte sich ein wenig abseits hin und kraulte Papu beruhigend den Rücken. Niemand schien sich um ihn zu kümmern, bis Ebô'ney plötzlich den Affen bemerkte, der friedlich in Parians Armen schlief. Sie gab einen spitzen Schrei von sich und klammerte sich hilfesuchend an Rah'ųn.
„Wie kannst du es wagen, dieses dreckige Flohkissen noch einmal in Ebô'neys Nähe zu bringen? Merkst du denn gar nicht, dass sie Angst vor ihm hat?"
„Du wagst es, Papu ein dreckiges Flohkissen zu nennen? Du kennst ihn doch gar nicht! Papu will doch nur mit ihr spielen. Er würde Ebô'ney niemals etwas zu Leide tun. Im Gegenteil! Hast du etwa schon vergessen, dass du ihm dein Leben verdankst?" Wütend funkelte Parian erst Rah'ųn, dann Ebô'ney an.
„Ich denke, es wäre besser, wenn du dieses dreckige Flohkissen entfernst", versuchte Saif die Harmonie wieder herzustellen. Parian war entsetzt, dass der Freund Rah'ųns Wortwahl aufgriff. Der kalte Tonfall wies darauf hin, dass er es ernst meinte. Wo war das Verständnis für Papu geblieben, dass Saif noch auf dem Aussichtsplatz gezeigt hatte? Erinnerte Saif sich nicht mehr an den Spaß, den er mit Papu im Dorf der Sea'ams gehabt hatte? Oder daran, wie sehr ihnen der kleine, blaue Affe in den Bergen geholfen hatte? Welchen Bann übte Rah'ųn über seine Freunde aus?
Traurig nahm Parian einen Teller Obst an sich und kehrte den Freunden den Rücken zu. Niemand hielt ihn auf, niemand rief ihn zurück, niemand hatte ein Wort des Abschieds für ihn. Parian fühlte sich einsamer denn je, als er mit Papu in die Nacht hinaus ging.

***

„Darf ich dich etwas fragen?“
Nemo schlug den weißen Läufer mit seiner schwarzen Dame.
„Schach“, verkündete er. „Was möchtest du denn wissen?“
Billî warf einen betrübten Blick auf das Schachbrett. Die Lage seines Königs wirkte ähnlich aussichtslos wie die der Insel.
„Mir ist aufgefallen, dass wir eine ungewöhnlich hohe Anzahl Gäste auf der Insel haben. Shah Rukh, Saif und Karan erklären sich ja von selbst. Aber was ist zum Beispiel mit diesem Boxer? Er war übrigens nicht der einzige, der mir in Agadîr aufgefallen ist. Ich kenne dich lange genug um zu wissen, dass dieses Verhalten nicht deinen Gewohnheiten entspricht.“
Billî schob einen Turm zwischen seinen König und Nemos Dame. Damit war seinem König zwar nur bedingt geholfen, denn wenn Nemo den Turm schlug, stand seine Dame dem weißen König diagonal gegenüber, aber Billî hoffte, dass Nemo das Pferd übersehen würde.
„Es sind über zwanzig Gäste plus Shah Rukh und seine Freunde. Du musst wissen, dass ich schon eine ganze Weile spüre, dass es mit Atlantis bergab geht. Ich hatte gehofft, dass die Gäste Atlantis mehr Kraft geben würden. Doch das war wohl leider ein Trugschluss. Schach.“
Billî jubelte innerlich, als Nemo tatsächlich seinen Turm schlug. Ohne zu überlegen zog er mit dem Springer, nur um ihn kurz darauf an einen Bauern zu verlieren.
„Schach“, verkündete Nemo erneut.
Jetzt kam Billî ins Schwitzen. Vier Züge später war er schachmatt.
„Du hast gut gekämpft, mein Kater. Es dauert bestimmt nicht mehr lange, und du wirst mich schlagen können. Und jetzt erzähle mir, wie es Rah’ųn geht.“
„Gut. Er macht sich so nützlich, dass Soniye kürzlich fragte, was wir so lange ohne ihn gemacht haben.“
„Es ist bestimmt nicht leicht für Parian, Ebô’ney mit ihm teilen zu müssen.“
„Das kannst du laut sagen. Parian fragt einen nach dem anderen, warum wir Rah’ųn so gern haben. Manchmal frage ich mich, ob er eifersüchtig ist.“
„Um ehrlich zu sein, habe ich mir bereits die gleiche Frage wie Parian gestellt. Ich meine, was wissen wir schon über Rah’ųn? Niemand kennt seine Eltern, weiß, woher er kommt. Vor tausend Jahren war er einfach da. Ein Bengel aus den Tiefen des Waldes, mit einer ausgesprochen stark ausgeprägten Begabung im Spurenlesen und Jagen. Auch ich habe mich sofort zu ihm hingezogen gefühlt, ohne genau sagen zu können, warum. Seltsamerweise kamen mir die Zweifel erst, als er schon lange wieder im Wald verschwunden war.“
„Du fängst schon genauso an wie Parian“, beschwerte sich Billî. „Rah’ųn ist einfach ein netter Kerl, der wahnsinnig gute Geschichten erzählen kann. Warum sollten wir ihn also nicht mögen?“

Billî stellte die Schachfiguren wieder auf und hoffte, dass das Thema damit beendet war. Er mochte es ganz und gar nicht, sich für seine Zuneigung zu Rah’ųn rechtfertigen zu müssen. Es war schon lästig genug, wenn Parian ständig danach fragte und jetzt fing Nemo auch noch damit an! Er bemerkte nicht, dass Nemo immer schweigsamer und nachdenklicher wurde und im Spiel einen Fehler nach dem anderen machte. Endlich gelang es Billî, den Herrscher der Insel schachmatt zu setzen.

***

Papu wurde Parians ständiger Begleiter und der einzige Freund, den Parian noch zu haben schien. Eines Abends, nicht lange nach dem Vorfall im Pavillon, saßen Parian und Papu unter einem Baum im Wald. Es war ein Baum, wie es viele auf Atlantis gab. Warf man seine Nüsse ins Feuer erhielt man eine sehr schmackhafte Delikatesse, die um so beliebter war, weil es sehr schwer war die Nüsse zu pflücken. Wartete man, bis sie auf den Boden fielen, hatten sie bereits viel von ihrem Aroma verloren. Papu hatte einen großen Sack dieser Nüsse für Parian gepflückt. Jetzt ruhte er sich ein wenig aus, bevor sie sich auf den Weg zurück ins Dorf machen wollten. Etwas zog Parian an den Haaren und lag schwer auf seinem Mund. Erschrocken öffnete er die Augen. Die Nacht war bereits hereingebrochen. Offensichtlich war seine Pause doch etwas länger geworden als ursprünglich geplant. Das Etwas in seinem Gesicht stellte sich als Papus Pfote heraus. Parian wollte fragen, warum der Affe ihm den Mund zugehalten hatte, da bemerkte er es auch. Jemand kam näher. Er bewegte sich so leise durch den Wald, dass Parian ihn zunächst für einen Elfen hielt. Doch dann erkannte er die Waffe, die der Fremde über der Schulter trug. Auf den ersten Blick wirkte sie wie ein normaler Bogen. Doch auf den zweiten Blick sah man, dass die Enden des Bogens seltsam aussahen. Parian wusste, dass sich gefährlich scharfe Messer darin befanden, die Rah'ųn mit einer einzigen Bewegung aktivieren konnte.
„Was soll das, lass mich los!", flüsterte Parian leise. „Hör auf so an mir herumzuzerren, Papu. Ich werde ihm nicht folgen!"
Der Affe gestikulierte wild.
„Nein Papu! Wenn wir dabei erwischt werden, dann verliere ich noch den letzten Respekt, den meine Freunde für mich haben. Sie werden mich zurechtweisen... Natürlich will ich wissen, was der Kerl jede Nacht im Wald macht. Aber ich kann ihm nicht folgen. Er ist der beste Spurenleser, den es gibt. Er könnte selbst meinen ehemaligen Clan aufspüren, wenn er wollte. Und ich bin längst nicht so gut im Anschleichen wie meine Verwandten."
Papu gestikulierte immer heftiger und schließlich gingen Parian die Argumente aus. Seufzend folgte er Rah'ųn, den er so gerade eben noch in der Dunkelheit ausmachen konnte. Insgeheim hoffte er natürlich im Wald etwas zu entdecken, dass Rah'ųn vor all seinen Freunden diskreditieren würde. Ihm war bewusst, dass er sich nicht dabei erwischen lassen durfte. Denn wenn dort im Wald nur etwas Harmloses lauern sollte, dann stand Parian reichlich dumm da.
Ein Ast knackte leise unter seinen Füßen und Parian erstarrte. Geistesgegenwärtig teleportierte er sich ein paar Meter weiter auf eine Lichtung. Mit klopfendem Herzen sah er zu, wie Rah'ųn den Weg zurücklief und sich suchend umsah. Verdammt, warum war er nicht so gut wie die anderen in seinem ehemaligen Clan? Rah'ųn suchte mehrere Minuten lang nach einer verdächtigen Spur. Es war wohl Parians Glück, dass es wenig später nicht weit von Rah'ųn entfernt noch einmal knackte. Rah'ųn, der dem Versteck bereits gefährlich nahe gekommen war, wandte sich ab und entdeckte einen Dachs.
„Alter, du beginnst Gespenster zu sehen", murmelte Rah'ųn erleichtert. „Trotzdem werde ich das Gefühl nicht los, dass mich jemand verfolgt. Sehr merkwürdige Sache, wirklich, sehr merkwürdig."
Jetzt war Parian natürlich noch vorsichtiger. Anstatt Rah'ųn offen zu folgen schlich er von Baum zu Baum und achtete darauf, nicht zu viele Spuren zu hinterlassen. Denn Rah'ųn würde am nächsten Morgen garantiert den Weg absuchen. Jedes mal wenn sich der andere umdrehte, glaubte Parian zu sterben, so stark klopfte sein Herz. Hätte Rah'ųn so scharfe Sinne gehabt wie ein Elf, er hätte Parians Herzklopfen mit Sicherheit deutlich gehört.
Endlich erreichten sie ihr Ziel. Doch was Parian da sah, enttäuschte ihn zutiefst. Vor Papu und

ihm lag nichts weiter als eine schäbige Laubhütte, wie sie selbst ein so ungeschicktes Kind wie Parian einst gewesen war, viel besser hätte bauen können. Auf dem Boden lag ein undefinierbarer Haufen. Parian vermutete, dass es irgendwelche Felle waren. Der Geruch, der davon ausging beleidigte seine Nase. Entsetzt sah er zu, wie Rah'ụn sich darauf zur Ruhe legte. Sie warteten noch, bis er leise schnarchte, dann teleportierte Parian an seinen Lieblingsplatz.
„Siehst du Papu, jetzt wissen wir, wohin Rah'ụn jede Nacht verschwindet. Zum Glück weiß niemand, dass wir dort gewesen sind. Stell dir mal vor, wie peinlich das für uns gewesen wäre!"

***

Nemo hörte den Bittstellern geduldig zu. Es handelte sich um die übliche Streitigkeiten, wie sie jeden Tag auf Atlantis vorkamen. Ein Bauer, der dem Nachbarn vorwarf den Grenzstein zu seinen Gunsten verschoben zu haben. Selbstverständlich behauptete der Nachbar das gleiche vom Bauern. Die Magd, die klagte, ihre Herrin habe ihr das Kind geraubt, weil sie selbst keine Kinder haben könne, war da schon etwas anderes. Der Fall war zum Glück eindeutig. Nemo wusste, dass blonde, hellhäutige Eltern niemals ein schwarzhaariges Baby mit brauner Haut haben konnten. Wenn die Herrin also nicht fremdgegangen war, dann musste das Kind der schwarzhaarigen Magd gehören. Damit es nicht zu weiteren Streitigkeiten kam, befahl Nemo der Herrin, ohne die Magd und das Kind nach Hause zurückzukehren. Die Magd würde in seinem Palast schon eine passende Arbeit finden.
Nemo atmete auf, als der letzte Bittsteller endlich gegangen war. Denn obwohl er sich im Moment deutlich besser fühlte, war er dennoch viel zu schwach, um lange auf den Beinen zu bleiben. Er freute sich bereits auf sein Bett, als ein Mann in den Saal gestürmt kam. Nemo erkannte in ihm einen Bauern, der mit Meer befreundet gewesen war und in der Nähe der Stadt seinen Hof hatte. Wenn Nemo sich recht entsann, dann hatte Parian jenen Wanderer, der ihm und Shah Rukh erstmals von den seltsamen Vorfällen auf Atlantis berichtet hatte, zu seinem Hof geschickt.
„Herr", rief der Mann atemlos, „das Böse hat auf Atlantis Einzug gehalten! Etwas hat mein Vieh grausam zugerichtet. Nicht eine einzige Kuh hat überlebt."
„War dein Vieh wohlgenährt und kräftig? Ich weiß, dass in deiner Gegend das Land von der magischen Dürre befallen ist. Vielleicht haben Wölfe oder wilde Hunde..."
„Verzeiht Herr, aber das waren keine Wölfe. Ich habe meinen Hof oft genug gegen Wölfe verteidigt. Auch wilde Hunde sind mir nicht neu. Das, was mit meinem Vieh geschehen ist, habe ich noch nie gesehen. Selbst wenn ein ganzes Rudel Wölfe von der Tollwut befallen wäre, würden sie nicht eine ganze Herde sinnlos morden"
„Hast du denn nichts gehört oder gesehen? Gab es Spuren?"
„Es geschah auf meiner entlegensten Weide, Herr. Ich musste mein Vieh weit in die Berge treiben, um eine Weide zu finden, die saftig genug ist, um es bei Kräften zu halten. Deswegen habe ich nichts gehört. Spuren gab es leider auch keine. Das Vieh muss in Panik geraten sein. Der Boden ist wie umgepflügt."
„Im Dorf der Katzen befindet sich zur Zeit ein sehr guter Spurenleser. Er ist vielleicht der beste von Atlantis. Ich werde ihn rufen lassen. Wenn jemand eine Spur finden kann, dann er."
„Danke, Herr."

***

Rah’ụn verließ das Dorf der Katzen im Auftrag Nemos. Und plötzlich normalisierte sich auch das Verhalten der Freunde wieder ein wenig. Je länger Rah’ụn fort war, desto weniger sprach man von ihm. Das bestärkte Parian in der Annahme, dass etwas mit dem Kerl nicht stimmte, aber er hütete sich, den unerwarteten Frieden zu stören. Er würde noch genug zu leiden haben, wenn Rah’ụn wieder ins Dorf zurückkehrte. Einzig Ebô’ney hatte nicht vergessen, wie schlecht Parian sich mit Rah’ụn verstand und verhielt sich weiter abweisend und schroff. Parian versuchte sich einzureden, dass ihm das egal sei. Vielleicht lag es ja auch nur daran, dass Papu ihm weiterhin nicht von der Seite wich.
Gerade hatte er wieder einen Streit mit Ebô’ney gehabt. Selbstverständlich war es um Papu gegangen, der sich vor den lauten Stimmen in den Wald geflüchtet hatte. Aus Angst, der kleine Affe könne sich erneut aus dem Staub machen und Parian das letzte Wesen verlieren, dass vorbehaltlos zu ihm hielt, machte er sich auf die Suche, kaum dass er die keifende Ebô’ney endlich losgeworden war. Papus Namen rufend, rannte der Halbelf durch den Wald, als plötzlich alle Gedanken aus seinem Kopf wichen. Er spürte, wie etwas an ihm zog und das nächste, was er wahrnahm war ein Baum, der seinem Kopf im Weg stand. Die Wucht, mit der er gegen den Baum gerannt war, warf Parian zu Boden. Etwas Warmes lief ihm über Stirn und Nase.
„Das hätte ich mir ja denken können, dass mal wieder alles deine Schuld ist!“
Auch das noch! Wo kam denn Ebô’ney jetzt her? War sie nicht in die entgegengesetzte Richtung gerannt?
„Warum hast du mich hierher gebracht? Und hättest du mich nicht vorwarnen können? Deinetwegen bin ich hingefallen und habe mir weh getan. Und sieh doch nur, wie ich aussehe!“
Vorsichtig hob Parian den Kopf. Er wartete, bis sich sein Blick auf Ebô’ney fokussierte und die Welt endlich aufhörte sich zu drehen. Ein großer Schlammfleck bedeckte das ehemals weiße Kleid. Der Halbelf stammelte eine kurze Entschuldigung.
„Mehr hast du dazu nicht zu sagen?“
Parian hob abwehrend die Hände und legte einen Finger auf die Lippen.
„Bitte nicht so laut“, wisperte er.
Erst jetzt bemerkte Ebô’ney seine Verletzung und das Blut am Baumstamm.
„Lass mal sehen“, sagte sie bedeutend leiser. „Das haben wir gleich.“
Sie entfernte sich und Parian atmete erleichtert auf. Endlich Ruhe! Doch da kam Ebô’ney schon wieder zurück.
„Dieses Moos wird helfen die Blutung zu stillen. Und wenn du diese Rinde kaust, werden sich auch deine Kopfschmerzen bessern. Du hast das nicht absichtlich gemacht, oder?“
Das Moos auf seiner Stirn fühlte sich angenehm kühl an. Ihre Stimme war so unglaublich sanft! Er hätte ewig so sitzen und sich von ihr verarzten lassen können.
„Was soll ich gemacht haben?“, nahm er das Gespräch wieder auf, bevor sein Schweigen peinlich wurde.
„Die Teleportation.“
„Ich bin teleportiert?“
„Nicht du, *wir*“, korrigierte sie ihm. „Du hast es nicht einmal bemerkt?“
„Ich weiß nur, dass mein Kopf plötzlich wie leer gefegt war und im nächsten Augenblick gegen diesen Baum knallte. Heiliges Atlantis!“
„Was?“
„Warum ist mir das nicht gleich aufgefallen?“
„Was?“, wiederholte Ebô’ney gereizt.
„Na, diese Leere in meinem Kopf, das Ziehen in eine bestimmte Richtung, das Gefühl als würde

jemand nach mir rufen. Wir müssen uns in der unmittelbaren Nähe eines Artefaktes befinden!“
Parian sprang auf die Füße und geriet ins Taumeln. Diesmal war er sehr dankbar für den Baum in seiner Nähe.
„Ich vermute, dass du eine Gehirnerschütterung hast. Du solltest dich auf jeden Fall so schnell wie möglich bei den Katzen blicken lassen. Du hast doch noch eine Teleportation für den Weg nach Hause übrig, oder?“
Parian überlegte kurz. „Ja, zwei habe ich noch. Aber erst müssen wir das Artefakt finden!“
„Und wie?“
„Es muss hier ganz in der Nähe sein.“
Parian schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Artefakt. Zu seiner Überraschung konnte er auch tatsächlich etwas spüren. Etwas rief ihn. Je nachdem, in welche Richtung er sich wandte, vernahm er den Ruf leiser oder lauter. Vorsichtig und mit geschlossenen Augen bewegte er sich zwischen den Bäumen. Am Ende war er sich ganz sicher.
„Das Artefakt ist genau hier!“, rief er und zeigte auf einen mächtigen Baum. „Und zwar ungefähr auf Höhe des gegabelten Astes dort oben.“
„Ich sehe aber nichts.“
„Kannst du auch nicht. Ich glaube, das Artefakt befindet sich im Baum. Wir brauchen eine Axt. Was ist denn daran bitte schön so lustig?“
„Du willst *diesen* Baum fällen?“, hakte Ebô’ney nach.
„Ja.“
„Das kannst du nicht.“
„Willst du etwa das Wohl des Baumes über das Wohl von Atlantis stellen? Wenn du willst können wir das Holz ja mitnehmen. Es macht sich bestimmt gut beim Bau der neuen Hütten. Dann ist der arme Baum wenigstens nicht umsonst gestorben.“
„Ach was, darum geht es doch gar nicht. Ich weiß selbstverständlich, dass das Wohl von Atlantis viel wichtiger ist, als das Wohl eines einzelnen Baumes.“
„Dürfte ich dann bitte sehr den Grund deiner Heiterkeit erfahren?“ Parian klang gereizt.
„Man merkt, dass du keine Ahnung von Bäumen und dein Dorf selten verlassen hast. Der Baum, den du mal eben fällen möchtest, ist eine Diamanteiche. Drei mal darfst du raten, warum sie den Namen des härtesten Edelsteins von ganz Atlantis trägt.“
„Das heißt, wir können sie nicht fällen?“
„Wenn du dir hundert Jahre Zeit nimmst, genügend gute Äxte hast und diese nach jedem einzelnen Schlag nach schärfst, dann hast du vielleicht eine Chance, aber auch nur, wenn du ununterbrochen auf den Stamm schlägst.“
„Aber das Artefakt ist in diesem Baum versteckt und wir müssen es irgendwie daraus bekommen.“
„Kannst du nicht deine besondere Gabe nutzen?“
„Danke, so schlau war ich auch schon. Ich bekomme das Artefakt nicht zu fassen. Ich weiß nicht wie es aussieht oder wo genau im Baum es sich befindet.“
„Du wusstest auch nicht, wo ich mich befand, als du mich mit hierherteleportiert hast“, gab Ebô’ney zurück.
„Das war ja auch etwas anderes. Es hat funktioniert, weil...“
„Ja?“
Parian schwieg. Er hatte sagen wollen, dass er den Erfolg in ihrer besonderen persönlichen Beziehung vermutete. Da er jedoch ahnte, dass er Ebô’ney damit verärgern würde, schwieg er lieber.

„Du bist bereits ein paar mal mit mir teleportiert“, sagte er stattdessen. „Außerdem wurde diese Teleportation vom Artefakt initiiert. Es muss also einen ganz besonderen Grund haben, dass du jetzt hier bist.“ Parian stöhnte leise und Ebô’ney reichte ihm noch mehr von der Baumrinde.
„Danke“, murmelte er. Kauend dachte er darüber nach, wie Ebô’ney ihm helfen konnte das Artefakt zu bergen.
„Hast du schon einmal einen Gegenstand bewegt, den du nicht sehen konntest?“
„Das ist eine meiner leichtesten Übungen!“ Zack! Da war sie wieder. Diese verfluchte Überheblichkeit. Sie war der einzige Wesenszug, den Parian an Ebô’ney nicht ausstehen konnte.
„Wenn du das Artefakt im Baum ausmachen könntest, dann hätten wir vielleicht eine Chance. Du musst es mir so genau wie möglich beschreiben. Ich muss wissen, wie es aussieht und wo es sich genau befindet. Wenn wir dann unsere Kräfte verbinden, haben wir eventuell eine Chance.“
Ebô’ney nickte. Jetzt war es an ihr sich zu konzentrieren.
„Ich kann es sehen!“, verkündete sie nach bangen Minuten erleichtert. „Es handelt sich um einen silbernen Armreifen. Es ist der Armreifen einer Frau, etwa so groß.“ Sie deutete die Größe mit ihren Fingern an ohne die Augen zu öffnen. „Es ist ein relativ schwerer Armreifen, zwei Finger breit und einen halben Finger dick. Es ist ein Muster in ihn eingraviert, es erinnert an Sanduhren. Sie liegen nebeneinander auf dem Armreifen, der Sand ist abwechselnd entweder oben oder unten. Er liegt genau in der Mitte des Stammes, da, wo der gegabelte Ast in den Baum übergeht.“

Sie griff nach seiner Hand. Und plötzlich konnte auch er den Armreifen sehen. Er sah genauso aus, wie sie ihn beschrieben hatte. Es gelang ihm, mit ihrer Hilfe, das Schmuckstück aus dem Baumstamm zu teleportieren. Erschöpft aber glücklich fing Parian das Artefakt mit der Hand auf und brachte sie zurück ins Dorf der Katzen.
Auf Ebô’neys Drängen suchte er das Krankenhaus auf, wo Mahi nicht nur seine Platzwunde auf der Stirn sondern auch die Gehirnerschütterung heilte. Nur zu gerne befolgte er ihren Befehl, sich in eines der Betten zu legen und die Nacht über im Krankenhaus zu bleiben. Kaum berührte sein Kopf das Kissen war er auch schon eingeschlafen.

Tödliche Schönheit

Mit einer Tasse heißem Tee und einem dicken Buch, dass den Titel *Abelard und Heloise – ein Briefroman von Johann Paul Friedrich Richter* trug, machte er es sich in dem breiten Sessel bequem. Das Feuer prasselte neben ihm im Kamin und spendete wohlige Wärme, die sich schnell im Zimmer ausbreitete, um dann durch den schmalen Spalt des geöffneten Fensters aus dem Haus zu strömen. Er hörte den ihm vertrauten Gesang der Grillen, das metallene Geräusch der durch den Wind aneinanderschlagenden Werkzeuge im Stall und das rhythmische Schlagen der Hufe von Schafen auf dem trockenen Sandboden.
Mit einer geschickten Handbewegung hatte er eine kleine Lesebrille aus seiner Hosentasche gezogen und auf die große, breite Nase gesetzt. Er musste sich die letzten grauen Haarsträhnen, die er noch besaß, aus dem Gesicht streichen und die von der harten Arbeit am Tag schmutzig gewordenen Hände an einem dünnen Tuch abwischen, bevor er das Buch öffnen konnte. Das leise Seufzen seiner schlafenden Frau drang aus einem Nebenzimmer und er musste kurz schmunzeln. Ein alter Mann war er geworden, mit schütterem Haar, Falten im Gesicht und einer Lebenseinstellung, die eher der eines Faultieres entsprach als der eines Raubtieres. Seine Jugend hatte er lange hinter sich gelassen, genauso wie die vielen Abenteuer auf den langen Viehtrieben durch die Wälder und Felder von Atlantis. Nur seine Frau war in seinen Augen diejenige geblieben, die er einmal kennen und lieben gelernt hatte. Sie und die kleine Schafsherde draußen auf der Weide vor dem Farmhaus waren alles, was ihm von seinen jungen Tagen geblieben war. Er beklagte sich nicht, sein neues Leben war gemütlich und er genoss die ruhigen Abende vor dem Kamin, in denen er sich in zahlreiche, von großartigen Menschen geschrieben Geschichten, vertiefen konnte. Der Duft nach frischem Tee ließ seine Muskeln entkrampfen, ließ ihn zur Ruhe kommen nach einem harten Arbeitstag auf dem Feld.
Er zündete den Docht in der Öllampe neben sich an, rückte die Brille auf dem Nasenrücken zurecht und schlug die erste Seite des Buches in seiner Hand auf.
Während er las, hörte er auf das beruhigende Schlagen der Hufen seiner Schafe. Der Rhythmus sagte ihm zu jeder Zeit, wo und in welchem Zustand sich die Tiere befanden. In den Jahren, seit er sich der Landwirtschaft verschrieben hatte, hatte er gelernt, instinktiv seine Schützlinge einschätzen zu können, eine Fähigkeit, die er oft bei Viehtrieben benötigt und die sowohl das Leben der Tiere, als auch sein eigenes Leben mehr als einmal bewahrt hatte. Manchmal, wenn er Nachts im Bett lag, dann benötigte er die Geräusche der Tiere, um einschlafen zu können. Vor seinen Augen konnte er das Feld sehen und die Schafe, wie sie gemächlich grasten oder miteinander spielten, Rangordnungen verteidigten oder am Rand der Weide am großen Zaun entlang liefen und nach einem Weg in die Freiheit suchten. Er kannte sowohl die Verhaltensweisen der Tiere am Tag, als auch in der Nacht und bei Gefahr.
Als er die fünfte Seite seines Buches erreicht hatte, blickte er plötzlich auf.
Den Atem anhaltend, hörte er auf die Geräusche außerhalb des Hauses. Der Hufschlag der Schafe hatte sich verändert. Es hörte sich nicht mehr rhythmisch an. Er schloss die Augen, malte das Feld in seinen Gedanken und ordnete die Geräusche den Tieren zu. Was er sah machte ihn nervös. Die Schafe schienen sich in der Mitte des Feldes zu einer großen Masse zusammen zu drängen. Er hörte das Aneinanderreiben der Wolle, das Schaben der Hufe auf dem Boden, wenn die Tiere sich noch enger aneinander drückten, die leisen, wimmernden Laute aus ihren Kehlen. Als er sich noch fragte, was vor seinem Haus passierte, wurden die Geräusche seiner Schützlinge plötzlich lauter. Als hätte es ein stummes Kommando gegeben, gab es ein ohrenbetäubendes, wehklagendes Stöhnen, dass wie ein Todesschrei klang und ihn zusammenzucken ließ, dann war

es mit einem mal still.
Keine Hufe waren zu hören, keine Grillen zirpten, nur der Wind ließ weiterhin die Werkzeuge im Stall gegeneinander schlagen.
Ohne zu zögern sprang er auf. Dabei warf er die Tasse mit dem Tee zu Boden, wo sie in Tausende Scherben zersprang. Die Tür des Nebenzimmers öffnete sich und seine Frau erschien verschlafen ihm Türrahmen. Sie beschwerte sich über den Lärm, doch er ignorierte sie, griff sich seine Jacke und befahl ihr in harschem Tonfall, aus dem man seine Panik heraus hören konnte, zurück in ihr Zimmer zu gehen und sich wieder schlafen zu legen. Dann nahm er eine Laterne und trat auf die Veranda des alten Farmhauses in die kühle Nacht hinaus. Als die Dielen unter seinen Füßen laut knarrten, blieb er wie angewurzelt stehen. Noch einmal hielt er den Atem an und lauschte in die Nacht hinein, suchend nach irgendeinem vertrauten Geräusch. Doch da war nichts außer dem Pochen seines Herzens und dem Blut, dass geräuschvoll durch seine Adern strömte. Schweißperlen bildeten sich auf seiner Stirn, als Angst durch seine Adern kroch. Er hob die Laterne über seine Augen, damit der Lichtkegel den schmalen Pfad zur Weide vor dem Haus erleuchtete. Das metallene Klappern des Gegenstandes, durch das Zittern seiner Hand hervorgerufen, machte ihn nervös, sodass er die Laterne wieder sinken ließ. Er versuchte in der Dunkelheit die Umrisse seiner Tiere ausfindig zu machen, doch vor ihm erstreckte sich nichts weiter als ein tiefschwarzes Meer.
Mit vorsichtigen Schritten und zitternden Knien verließ er die Veranda und trat den Weg zur Weide an. Sein Blick flog schnell durch die Dunkelheit, doch er konnte kaum etwas erkennen, bis auf die Umrisse ein paar einzeln stehender Bäume. Der Himmel war sternenlos, selbst der Mond war nicht zu sehen, die Schwärze der Nacht schien ihn zu umschleichen. Mit jedem Schritt und jedem Ast, der unter seinen Füßen zerbrach und jedem Rascheln des Grases, dass er verursachte, erstarrte er von neuem. Er hatte eine Vermutung, was geschehen war, doch er versuchte es zu verdrängen. Es lag Gefahr in der Luft und alles in ihm schrie danach sofort umzudrehen und erst am Morgen nach den Tieren zu sehen. Doch er konnte nicht. Sein Instinkt sagte ihm, dass etwas nicht stimmte und dem musste er auf den Grund gehen. Seine Frau konnte in Gefahr sein und er auch, solange er nicht wusste, mit was er es an diesem Abend zu tun hatte. Wie es um seine Tiere stand war ihm noch unklar, doch er ahnte, dass etwas Schlimmes mit ihnen passiert war. Eine ganze Herde Schafe schlief nicht, es gab immer Bewegung in der Herde, doch nun war es totenstill. Als ein Windhauch in seine Richtung wehte, drang ihm der Geruch von frischem Blut in die Nase. Obwohl ihn die Angst lähmte, sein Herz zu explodieren und die Panik ihn zu verschlucken schien, beschleunigte er seine Schritte. Er stolperte über einen großen Stein, dabei zeriss er sich sein Hemd und seine Hose, er spürte, wie eine heiße Flüssigkeit sein Bein entlang floss. Dennoch rappelte er sich hoch und rannte bis zum Holztor der Weide. Er brauchte nicht lang um es zu öffnen, stolperte auf die Mitte der Weide zu.
Ein erstickter Schrei entwich ihm. Er musste sich die Hand auf den Mund pressen, um den Würgereiz zu unterdrücken. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Was sich vor ihm erstreckte war so unvorstellbar grauenvoll, dass er sich davon wegdrehen musste. Sein Atmen war nur noch ein Keuchen, seine Brust fing an zu schmerzen und er hatte das Gefühl, etwas zöge ihn nach unten, drückte ihm auf die Lungen und schnürte ihm die Kehle zu. Er zwang sich dazu, sich wieder umzudrehen. Ein erneuter Blick auf das Grauen vor ihm ließ ihn auf die Knie sinken. Noch nie hatte er so etwas gesehen. Er konnte sich nicht einmal im Traum ausmalen, wie das passiert war oder wer es gewesen war. Es brach ihm das Herz seine Tiere, seine Schützlinge, zu sehen – oder besser gesagt das, was noch von ihnen übrig war. Sein ganzer Körper zitterte, er musste die Laterne auf den Boden abstellen, so laut wurde das Geräusch des Metalls. Ein

erneuter Würgereiz überkam ihn, als er die Überreste der Schafe sah. Er erbrach sich bei ihrer Ansicht. Er war sich sicher, dass er nie den Anblick ihrer ausgeweideten Körper, der aufgeschlitzten Kehlen, der vor Angst weit aufgerissenen, toten Augen und die schlaff aus dem Maul hängenden Zungen vergessen würde. Überall sah er nur Blut, verdrehte oder ausgerissene Körperteile.
Ohne es zu wollen sank er in sich zusammen. Sein Wimmern wurde immer lauter, ungehört in der Stille der Nacht.
Als es hinter ihm raschelte, fuhr er erschrocken hoch. Was immer auch seine Schafe getötet hatte ... es war noch in der Nähe.

***

Schnellen Schrittes eilte Bhoot durch die Gänge des Kristallpalastes. Sein Fell war zerzaust und er sah verschlafen aus, doch sein Blick war hochkonzentriert. Die Tatsache, dass Nemo ihn mitten in der Nacht zu sich bat, war mehr als beunruhigend. Seit Esme trächtig war, hatte Nemo ihn nicht mehr für irgendwelche Angelegenheiten eingespannt. Der Inder hatte ihn sich um Esme kümmern lassen und sich an seinen Bruder Billî gewendet, wenn es Probleme gegeben hatte. Das Nemo ihn nun zu solch einer Zeit brauchte, machte Bhoot nervös. Irgendetwas war vorgefallen, etwas Schlimmes, was den Inder veranlasst hatte, sich speziell an ihn zu wenden. Was immer es auch war, es war bedeutend für Atlantis.
Bhoot zwang sich dazu seine Schritte noch weiter zu beschleunigen. Seine Gedanken rasten, malten sich Szenarien aus, die er in seinen schlimmsten Alpträumen nicht hätte erleben wollen. Es war ein beklemmendes Gefühl nicht zu wissen, was vorgefallen war, aber im gleichen Atemzug den Drang zur Unwissenheit zu haben. Der Kater wollte zurück in seine heile Welt, in der seine Brüder, seine Frau und seine ungeborenen Kätzchen in Sicherheit aufwuchsen, in der es keine Gefahren gab, alle sich verstanden und die Insel und besonders Nemo nicht dem Untergang geweiht waren. Doch so sah die Realität nicht aus. Am liebsten hätte er geschrien, um sich geschlagen und die Welt verflucht für alles Schlechte, doch ihm war bewusst, dass das keinen Sinn machen würde. Es gibt für alles eine Lösung, für alles einen Ausweg, sagte Bhoot in Gedanken ununterbrochen zu sich selbst. Eine kleine Geste, die ihn nicht verzweifeln lassen sollte, obwohl er schon seit langem nicht mehr daran glaubte.
Was war passiert, dass Nemo ihn brauchte? Welche schlimmen Dinge konnte es geben, dass sein Bruder nicht dazu in der Lage sein würde sie zu lösen, sie zu überstehen? Konnte *er* rüberhaupt solche Sachen verarbeiten? War er bereit dazu? War er so ein starker Kater, dass er alles sehen und erleben konnte, ohne auch nur einen seelischen Kratzer davon zu tragen? Bhoot wusste die Antwort und sie gefiel ihm nicht. Genauso wusste er, dass er als Nemos Nachfolger versagen würde. Die Insel würde untergehen – und sie alle mit ihr.
In nur wenigen Minuten hatte der Kater das Krankenzimmer des Palastes erreicht. Er wollte gerade eintreten, als Nemo das Zimmer verließ und ihn auf den Gang drückte. Im matten Schein des Lichtes konnte Bhoot den Inder nicht richtig erkennen, doch anhand seiner leicht gebückten Haltung und der Schwerfälligkeit seiner rauen Stimme erkannte er, dass es Nemo nicht besonders gut ging.
„Bhoot, es tut mir leid, dass ich dich zu so später Stunde zu mir bitten muss, aber es ist ernst.“ Der Kater legte seine Pfoten auf Nemos Schultern und blickte ihm in die glanzlosen Augen.
„Was ist passiert? Geht es dir gut?“, fragte der Kater besorgt.
„Es geht nicht um mich. Auch wenn ich krank bin und meine Zeit bald abgelaufen sein wird, gibt

es wichtigere Dinge. Etwas Schreckliches ist geschehen. So schrecklich, dass ich selbst nicht weiß, wie ich damit umgehen soll.“
Bhoot warf einen Blick auf die geschlossene Tür des Krankenzimmers.
„Was ist los? Wer ist da drin?“
„Atlantis ist gefährlich geworden Bhoot. Etwas treibt sein Unwesen und mordet. So etwas hat es noch nie gegeben.“
„Nemo, wer ist da drin?“, fragte Bhoot mit Nachdruck, „welches Unwesen?“
Der Inder hustete. Er kramte ein Tuch aus seinem Umhang und wischte sich damit den Schweiß von der Stirn.
Dann sagte er mit zittriger Stimme und leerem Blick: „Ich habe Angst Bhoot. Ich habe Angst um die Bewohner von Atlantis. Es passiert alles so schnell. Ich kann nichts dagegen tun. Mein Körper zerfällt von Minute zu Minute, genau wie die Insel. Ich bin zu schwach, um etwas gegen das Unheil auszurichten.“
Bhoot schüttelte den Inder an der Schulter.
„Sag mir endlich was los ist! Wer ist in dem Raum?“
Nemo blickte den Kater an. Tränen quollen aus seinen Augen, liefen die glatten, fahlen Wangen hinunter.
„Geh rein und sieh es dir selbst an.“
Bhoot ließ Nemo los. Sein Blick fiel wieder zur Tür und er musste Schlucken, als es ihm die Kehle zuzuschnüren drohte. Wie in Zeitlupe griff er an den Knauf und öffnete die Tür. Sein Blick durchflog den Raum, dann drehte er sich um, machte so schnell er konnte die Tür wieder zu und stand wie erstarrt vor Nemo auf dem Gang.
Ein erstickes „Oh mein Gott“, entrann ihm.
„Es ist grauenvoll, nicht wahr!?“, stellte Nemo fest, seine Stimme hörte sich an, als hätte man ihn in einen Trancezustand versetzt, seine Augen waren leer auf einen Punkt an der Wand gerichtet.
„Wer ist das dort drin auf dem Bett? Und was ist mit ihm passiert? Wer hat ihm das angetan?“, brachte Bhoot mühsam hervor.
„Das ist Farmer Edvin“, begann Nemo, „er hat eine Farm im Westen der Insel. Dort hütet er schon seit zehn Jahren eine kleine Schafsherde. Er lebt mit seiner Frau ganz abgeschieden. Ich weiß nicht, was an diesem Abend geschehen ist. Er redet nicht.“
„Was soll das heißen er redet nicht? Er ist doch nicht etwa bei Bewusstsein?“, unterbrach Bhoot ihn entsetzt.
Nemo nickte mit dem Kopf.
„Ja, ist er. Mahi versucht alles, um es ihm zu erleichtern, doch irgendetwas hindert sie daran. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn bei vollem Bewusstsein zu behandeln. Er muss unglaubliche Schmerzen haben.“
Bhoot unterdrückte einen Welle von Tränen. Was er hörte, machte ihn wütend und traurig zugleich. Es war schrecklich zu wissen, dass ein Mensch litt und niemand etwas dagegen unternehmen konnte.
Nemo fuhr mit seinem Bericht in einem trockenen Tonfall fort.
„Seine Frau hat ihn hierher gebracht. Sie sagt, dass er jeden Abend vor dem Kamin sitzt und ein Buch liest. Sie hatte geschlafen. Erst als er Lärm verursacht hatte, sei sie aufgewacht. Er soll in Panik das Haus verlassen haben. Sie sei, so wie er es ihr angewiesen hatte, wieder in ihrem Zimmer verschwunden. Erst, als sie ihn hatte schreien hören, war sie nach draußen gerannt. Sie hat die Schafsherde tot aufgefunden, er war grauenvoll zugerichtet gewesen, schlimmer als das, was du jetzt gesehen hast. Sie hat sofort das nächstliegende Dorf benachrichtigt, dann ist sie mit

ihm zum Kristallpalast gefahren. Mahi versucht alles um seine Wunden zu heilen, doch es geht sehr langsam voran. Sie kann sich nicht erklären warum.“
Bhoot unterdrückte ein Wimmern. Er versuchte sich zusammen zu reißen und einen klaren Kopf zu bewahren.
„Weißt du, was es war ... oder wer es war?“, fragte er.
Nemo schüttelte den Kopf.
„Ich werde versuchen mit ihm zu reden.“
Nemo nickte, dann machte er eine Handbewegung in Richtung Tür.
Bhoot betrat das Zimmer so leise wie er nur konnte. Er bedeutete Mahi stumm, dass sie mit der Frau des Farmers das Zimmer verlassen sollte. Sie tat sofort, was er verlangte.
Als die zwei Frauen den Raum verlassen und die Tür hinter sich geschlossen hatten, warf Bhoot einen erneuten Blick auf den alten Farmer. Er war abscheulich zugerichtet. Der Kater war zwar nie in die Geheimnisse des Heilens eingewiesen worden, die über die natürliche Begabung der Katzenwesen hinausging, doch auch er konnte mit bloßem Auge erkennen, was man dem Mann angetan hatte. Beide Beine waren gebrochen und stark verdreht worden, als hätte man ihn über den Boden geschleift. Die Rippenknochen ragten aus dem Körper, die Arme waren schmutzverkrustet und überseht von riesigen, blauen Flecken. Überall an dem Mann klebte Blut, teilweise frisch, teilweise bereits getrocknet. Das Schlimmste jedoch waren die Bisswunden an fast jeder Stelle seines Körpers. Sie waren entweder flach und schauten aus wie Kratzer, oder so tief, dass man bis auf den Knochen sehen konnte. An einigen Stellen waren ganze Teile herausgerissen worden.
Als Bhoots Blick zum Gesicht des Mannes wanderte, musste er sich die Pfote auf das Maul drücken, damit er nicht vor Entsetzen schrie. Ein riesiger Kratzer zog sich tief von links oben nach rechts unten über das Gesicht des Farmers. Es blutete ohne Unterlass und die Augen waren bereits blutverkrustet. Die Lippen des Mannes wurden von dem Kratzer einmal gespalten. Es fehlte ihm ein Ohr und ein Großteil der Kopfhaut hing ihm an der Schläfe hinunter. Die Tatsache, dass seine Kehle zu einem bestimmten Grad aufgeschlitzt war, ließ erahnen wie knapp der Mann dem Tode entkommen war. Bhoot konnte die Halsschlagader pulsieren sehen.
Es brauchte einige Sekunden, bis sich der Kater von dem Anblick loslösen konnte. Vorsichtig setzte er sich an die Seite des Bettes.
Das Stöhnen des Mannes erfüllte den Raum. Er öffnete die Augen und drehte den Kopf leicht zur Seite, um Bhoot in die Augen sehen zu können.
„Sie haben Schmerzen, oder!?“, sagte Bhoot mit sanfter, beruhigender Stimme.
Der Mann nickte, musst vor Schmerz die Augen zusammen kneifen.
„Es tut mir so leid, dass wir ihnen nicht besser helfen können.“
Farmer Edvin öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, doch er brachte nur ein Gurgeln heraus.
Bhoot legte ihm eine Pfote auf die Schulter.
Der Mann hob erneut an, diesmal schaffte er es, ein paar Wörter zu sagen. Bhoot musste sich anstrengen, das Flüstern zu verstehen.
„Es ...es w-war eine Bestie. Schwarz ...wie ... die N-Nacht.“
Der Farmer machte eine Pause, um Luft zu holen. Sein Brustkorb hob sich nur leicht unter den Schmerzen, das Einatmen klang wie die Rassel am Schwanzende einer Klapperschlange. Mit rauer und brüchiger Stimme fuhr er fort: „Alle ...meine Schafe sind ...tot. B-bei lebendigem Leib ausgeweidet ... . Ich kann ...ihre Augen sehen ... so voller Panik ... und Angst. Da ...da ...da war ü-überall Blut.“ Mit jedem Wort fiel es dem Mann schwerer zu sprechen.

„Was war das für eine Bestie?“ hakte Bhoot nach.
Der Mann riss die Augen weit auf. Die Panik darin war klar zu erkennen. Sofort ging sein Atem schneller und er presste die Wörter mühselig hervor.
„Es ...war eine Bestie. Ein ...ein ... Ungeheuer. Stärker als jedes Tier ...das ich kenne. Ich habe ...ich habe ...ich habe noch nicht ... einmal gesehen, wie es ... mich angegriffen hat. Es war ...so schnell ...und groß. Ich ... weiß nicht ... was es war. Es hat mich ...von hinten angegriffen ... mich zu Boden gezogen. Ich schlug ... schwer mit dem Kopf ... auf ...habe nichts mehr ... gesehen. Es ...hat mich ... hat mich über den Boden ... gezogen ... hat mich ... gebissen und dann ist es ... an meine Kehle gegangen. Alles wurde schwarz ... und meine Schafe ... alle sind tot. Und meine Frau ... „
Der Mann verstummte. Ein kurzes Gurgeln drang aus seiner Kehle, dann riss er erneut die Augen auf.
„...meine Frau ... sie ist in Gefahr. Bitte ... sie müssen sie beschützen ... wenn ich sterbe ... dann müssen sie auf sie aufpassen...die Bestie ... sie wird noch mehr angreifen ... sie macht keinen ...Halt vor Menschen...BITTE!!“
Farmer Edvin wollte Bhoot packen, doch der Kater verhinderte dies. Er beruhigte den Mann.
„Seien sie unbesorgt. Ihrer Frau wird nichts passieren. Sie wird im Palast bleiben, bis Sie wieder ganz gesund sind. Ich garantiere persönlich für ihre Sicherheit. Schlafen sie jetzt.“
Bhoot erhob sich, als der alte Mann die Augen schloss. Leise verließ er das Zimmer. Auf dem Gang wartete Nemo bereits auf ihn.
„Wird er wieder gesund oder wird er sterben?“, fragte der Kater sofort.
„Mahi sagt, dass sie es wieder hinbekommen wird. Es dauert nur etwas länger. Was hat er gesagt?“, antwortete Nemo.
Bhoot seufzte und blickte seinen Gegenüber sorgenvoll an.
„Es ist vielleicht schlimmer und gefährlicher, als wir denken. Farmer Edvin ist von einem Tier angegriffen worden. Aber anscheinend von keinem gewöhnlichen Tier. Er sagt, es sei eine Bestie, ein Ungeheuer. Schwarz, groß, schneller und stärker als alle Tiere, die er je gesehen hat. Was auch immer dort draußen sein Unwesen treibt, ist wahrscheinlich ursprünglich nicht von dieser Insel. Raubtiere, die eine ganze Schafsherde ohne Grund nieder schlachten und sogar Menschen angreifen, gibt es nicht auf Atlantis. Wir müssen sofort etwas unternehmen. Je länger wir warten, umso höher ist das Risiko, dass noch mehr Menschen diesem Etwas zum Opfer fallen und dass es vielleicht sogar Tote geben wird.“
„Bhoot, irgendjemand muss nach diesem Etwas suchen. Jemand muss es finden und identifizieren, wenn möglich sogar gleich erlegen.“, sagte Nemo.
Der Kater schüttelte den Kopf.
„Das ist viel zu gefährlich. Und wer sollte so eine Aufgabe überhaupt übernehmen?“
Nemo überlegte kurz, dann antwortete er: „Rah’ųn ... er ist der Richtige für diese Aufgabe. Wenn es stimmt, was ich über ihn weiß, dann ist er ein ausgezeichneter Spurenleser. Er kann sich leise und fast unsichtbar im Wald bewegen und kennt die Insel wie seine Westentasche. Er wird der Richtige sein. Ich habe ihn schon einmal losgeschickt, um nach dem Unwesen zu suchen, doch gefunden hat er nichts. Vielleicht jetzt, wo die Spur noch frisch ist, hat er mehr Glück. Geh zu ihm und trage ihm diese Aufgabe auf. Und beeile dich! In jeder Minute, die wir verstreichen lassen, sucht sich dieses Wesen vielleicht schon sein nächstes Opfer aus.“
Bhoot nickte, drehte sich von Nemo weg und eilte den Gang entlang.
Als Nemo ihm nachrief, blieb er ohne zu zögern stehen und drehte sich wieder um.
„Bhoot ... solltest du Parian oder Shah Rukh begegnen und sie erfahren von Rah’ųns Aufgabe,

lass sie nicht mit ihm gehen. Ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn ihnen etwas zustoßen würde. Ich bin zu schwach sie zu beschützen, doch bin ich es Meer schuldig, alles in meiner Macht stehende zu tun, um sie vor Gefahren zu bewahren“, rief der Inder.
„Ich werde sie nicht mitgehen lassen! Ich verspreche es dir“, antwortete Bhoot.
So schnell der Kater konnte, verließ er den Kristallpalast und eilte zurück zum Dorf. Die Angst vor der unbekannten Gefahr verlieh im Flügel, ließ ihn den Schmerz in den Beinen vergessen. Er kam gerade an seiner Hütte vorbei, als Esme in die kühle Nachtluft nach Draußen trat.
„Bhoot, was ist los? Was ist passiert?“, fragte sie gähnend.
Erschrocken blieb der Kater stehen. Eine Welle der Panik überströmte ihn. In seinem Kopf formten sich die Bilder des verletzten Farmers, doch lag nicht der alte Mann auf dem Bett, sondern Esme. Ohne mit der Wimper zu zucken und gelenkt von der Angst, seiner Frau und seinen Kätzchen könnte etwas passieren, er könnte sie verlieren, packte Bhoot sie an der Schulter und schob sie ins Haus zurück.
„Ich erkläre dir alles später. Du musst mir versprechen, dass du das Haus nicht verlässt. Um deiner und um der Kätzchen Lebens willen. Es ist zu gefährlich da draußen, besonders in der Nacht“, sagte er hektisch.
„Was ist da draußen?“, fragte Esme. Sie umklammerte sofort beschützend ihren Bauch, der schon eine eindeutige Rundung zeigte.
„Irgendetwas treibt sein Unwesen. Wir wissen noch nicht was. Aber es ist gefährlich, reißt Tiere und greift sogar Menschen an. Bitte, du musst mir versprechen im Haus zu bleiben und nicht nach draußen zu gehen.“
„Ich verspreche es dir!“, antwortete Esme keuchend.
Bhoot zwang sich zu einem dankenden Lächeln. Er küsste kurz den Bauch seiner Frau, dann verließ er so schnell er konnte die Hütte und ließ Esme schweren Herzens zurück. In diesem Moment hätte er alles dafür gegeben, bei ihr bleiben zu können, sie nicht eine Sekunde aus den Augen zu lassen. Doch die Pflicht sich um die Sicherheit aller Bewohner der Insel zu kümmern war ebenso wichtig. Er konnte seine Familie nur beschützen, wenn er den Ort, an dem sie lebten, so sicher wie nur möglich machte. Als der den Pavillon erreichte, machte sich der Kater nicht die Mühe leise zu sein. Er stürmte hinein und weckte Parian und Shah Rukh unsanft aus ihrem Schlaf.
„Was is’n los?“, murmelte der Halbelf verschlafen. Er gähnte laut und rieb sich die Augen.
„Ich muss zu Rah’ụn, dringend“, antwortete Bhoot.
„Wieso?“, fragte Shah Rukh, ebenso noch im Halbschlaf wie sein Bruder, bloß mit zerzausterem Haar und dunklen Augenringen im Gesicht.
„Es ist wichtig. Die Bewohner von Atlantis sind in Gefahr. Irgend ein Wesen mordet auf der Insel. Rah’ụn soll es ausfindig machen und wenn möglich gleich vernichten.“
Als Parian und Shah Rukh das hörten, sprangen sie sofort auf. Sie wechselten sorgenvolle Blicke miteinander, sofort waren sie sich dem Ernst der Lage bewusst, ohne das der Kater noch weitere Einzelheiten erwähnen musste.
„Rah’ụn verbringt die Nächte im Wald, etwa zwei Meilen vom Dorf entfernt in westlicher Richtung“, antwortete Parian.
„Danke, ich werde mich sofort auf den Weg zu ihm machen“, sagte Bhoot erleichtert.
Er wollte sich gerade umdrehen und gehen, als der Halbelf ihn zurückhielt.
„Warte, wir kommen mit dir. Es ist viel zu gefährlich, wenn du allein gehst. Außerdem bin ich ebenfalls erfahren im Spurenlesen und werde für Rah’ụn eine gute Hilfe sein.“ Parian zog sich eine Hose an und warf seinem Bruder entschlossen ein Hemd zu.

Bhoot hob die Pfote und brachte Parian zum Schweigen. Mit einem autoritären Tonfall sagte der Kater: „Nein, dass werdet ihr nicht tun. Nemo lässt nicht zu, dass ihr mit ihm mitgeht. Es ist viel zu gefährlich. Ihr versprecht mir, dass ihr hier bleibt und euch nicht vom Fleck bewegt. Ich brauche jemanden hier, der auf Esme und Soniye aufpasst.“
„Aber ...“, wollte Parian protestieren, doch Bhoot funkelte ihn böse an.
„Nemo hat verboten, dass ihr euch dieser Gefahr aussetzt und ich werde es auch nicht zulassen. Ihr seid es eurem Vater schuldig, dass ihr am Leben bleibt. Besonders du Parian, wo er doch sein Leben für Deines gegeben hat. Versprecht mir bitte, dass ihr im Dorf bleibt ...bitte“, setzte er sanfter hinzu.
Parian und Shah Rukh nickten. Auch wenn sie der Meinung waren, dass man ihre Hilfe ebenso benötigte wie Rah’ųns, konnten sie dem Kater nicht widersprechen.
Sie blickten Bhoot dennoch mit einem unguten Gefühl hinterher, als er sich auf den Weg in den Wald machte.

***

Der klangvolle, schrille Gesang eines Pirol drang durch den Wald. Der Geruch von Moos und Holz lag in der Luft. Auf einer kleinen, einsamen Lichtung, die umgeben war von riesigen, sich weit erstreckenden Baumreihen, stießen Sonnenstrahlen durch das dichte Blätterwerk der Bäume, sprenkelte viele kleine Lichttupfer auf den sandigen Boden. Es raschelte in jeder Ecke, der Wind spielte sein fröhliches Spiel und ließ Äste und Gräser im Wind tanzen. Auf einem großen Stein ruhte sich eine Eidechse aus, sog die Wärme des wenigen Sonnenlichts auf und genoss die Stille, die nur durch das Summen von vorbei fliegenden Insekten unterbrochen wurde. Es war ein Ort des Friedens und der Ruhe. Die Natur verhielt sich wie ein Uhrwerk, jeder Bewohner, ob klein oder groß, ob Ameise oder Käfer, ging seiner natürlichen Bestimmung nach.
Ein Eichhörnchen lief mit schnellen, kurzen Schritten in die Mitte der Lichtung. Sein Fell war von einem markanten Orange und es glänzte an den Stellen, an denen die wenigen Sonnenstrahlen es trafen. Die schwarzen Knopfaugen des Tieres begutachteten die Umgebung, suchten den Boden nach Nahrung ab. Immer wieder zuckte der buschige Schwanz auf und ab, wenn es etwas fand. Wie, als würde es einer festgelegten Choreographie folgen, lief das Eichhörnchen kreuz und quer über die Lichtung, kletterte geschwind auf einen Baum, nur um dann wieder auf den Waldboden in das hohe Gras zu springen. Niemand schien das Tier zu bemerken, als wäre es unsichtbar für alle Lebewesen auf der Lichtung.
Ein violetter Schmetterling kam zu ihm geflogen. Er drehte eine Runde um den Kopf des Eichhörnchens, dann stupste er es an der Nase an. Das Eichhörnchen zeterte laut, dann lief es vor dem Schmetterling davon. Das Tier konnte seinen stummen Freund jedoch nicht abhängen. Immer wieder holte der Schmetterling das Eichhörnchen ein, umflatterte es und stupste es an der Nase an, als wolle er ihm etwas sagen. Es sah aus wie ein fröhliches Spiel, in dem der Schmetterling gewinnen würde, doch das Eichhörnchen war sehr schlau. Es kletterte auf einen Baum, sprang auf den Schmetterling zu und begrub ihn unter sich. Eine Weile blieb es auf dem Bauch liegen, dann guckte es vorsichtig nach, ob sein stummer Freund überlebt hatte. Der Schmetterling versuchte zu fliegen, doch ein eingeknickter Flügel verhinderte es. Das Tier schien fast beleidigt, als es von dem Eichhörnchen wegkroch, ein Protestieren des Freundes brachte es nicht zum Umdrehen.
Ein erneutes Zetern durchbrach die Stille, dann gab das Eichhörnchen auf, legte sich in die Sonne und schloss langsam die Augen.

Das Tier schreckte hoch. Es drehte sich einmal schnell im Kreis, um seine Umgebung im Blick zu haben. Die Ohren waren wachsam aufgerichtet und bereit das beunruhigende Geräusch, dass sie soeben noch gehört hatten, erneut aufzunehmen. Das Eichhörnchen blähte die Nasenflügel, doch es konnte nichts weiter riechen als den Duft des Waldes. Noch einmal blickte es sich um, die Muskeln angespannt und jederzeit bereit zur Flucht. Als jedoch nichts passierte, beruhigte es sich wieder, rollte sich auf dem Boden zusammen und schloss erneut die Augen.
Plötzlich brach aus dem Unterholz, mit einem lauten Gebrüll, ein pechschwarzer Panther hervor. Die große, muskulöse Raubkatze machte einen Satz auf das Eichhörnchen zu, das gerade noch im letzten Moment vor den scharfen, langen Krallen davonspringen konnte. Ohne zu zögern trat das Tier die Flucht an, genauso wie der Schmetterling. Hinter ihnen hörten sie, wie die riesigen Pfoten der Raubkatze laut auf dem Boden aufschlugen. Der Feind war ihnen dicht auf den Fersen. Mit einem Sprung hatte es den Abstand zwischen ihnen überwunden. Der Panther schnappte nach dem Schmetterling. Dieser spürte die messerscharfen, tödlichen Zähne hinter sich und als er bemerkte, dass er für das Raubtier eine leichte Beute war, fing er an zu leuchten. Die Flügel teilten sich und wandelten sich binnen Sekunden zu Beinen um, die Fühler des Schmetterlings wurden zu Ohren. Der Körper vergrößerte sich und ein buschiger Schwanz bildete sich aus. Aus dem Schmetterling wurde ein weißes Eichhörnchen, dass zu Boden sprang und nun neben dem anderen Eichhörnchen durch den Wald sprintete, dich gefolgt von dem schnellen Panther. Der Wind peitschte ihnen entgegen, die Angst trieb sie an. Ihre kleinen Körper schmerzten vor Anstrengung, doch sie ignorierten es. Der Instinkt zu überleben war größer. Mit jeder Sekunde holte das Raubtier hinter ihnen auf. Sie wagten nicht, sich umzublicken, ihre Augen waren auf den Weg vor ihnen gerichtet, darauf bedacht Bäumen auszuweichen und schnell einen Zufluchtsort zu finden, an den der Feind ihnen nicht folgen konnte.
Wieder holte der Panther durch einen Sprung auf. Er bekam das orange Eichhörnchen am Schwanz gepackt und schleuderte es gegen einen Baum. Schlaff und bewusstlos fiel es auf den harten Boden. Das weiße Eichhörnchen versuchte verzweifelt, seinen Freund wach zu bekommen, während der Panther bedrohlich, mit gefletschten Zähnen und einem markerschütternden Knurren auf sie zugeschlichen kam. Langsam erwachte das bewusstlose Eichhörnchen. Als es bemerkte, in welcher Gefahr sie sich befanden, gab es einen lauten, quiekenden Schrei von sich. Die Jagd ging weiter. So schnell sie konnten liefen die Tiere durch den Wald, ließen dabei Verwüstung zurück. Wie, als hätte es ein stummes Kommando gegeben, umgab die Eichhörnchen ein helles Leuchten. Sie schossen in die Höhe, lange dünne Beine bildeten sich aus, die Fellfarbe veränderte sich und mit einem mal flüchteten sie als Rehe vor dem schwarzen Panther. Sie schafften es, einen kleinen Vorsprung vor dem Raubtier zu erlangen, doch der Panther ließ sich nicht abschütteln. Ein erneutes Leuchten. Aus den Rehen wurden kleine Vögel. Mitten im Lauf schossen sie nach oben, brachen durch das Blätterwerk der Bäume und flogen in den blauen Himmel von Atlantis. Der Panther hielt in seinem Lauf inne. Die Krallen gruben sich in die Erde, als er abbremste. Ein schwarzer Nebel kroch um seine Pfoten, strömte seine Beine entlang und umschloss den ganzen Körper. Eine kurze Zeit lang war von dem Tier nichts weiter zu sehen als eine wabernde, dicke, schwarze Wolke. Plötzlich brach daraus ein riesiger Adler hervor. Er breitete seine gigantischen Flügel aus und folgte den beiden kleinen Vögeln.
Es dauerte nicht lang, bis er sie wieder eingeholt hatte. Er war schneller als sie. Als er seine Beute fast erreicht hatte, gab er einen krächzenden, schrillen Schrei von sich. Im Sturzflug stürzte er sich auf die zwei kleinen Vögel. Sie hatten keine Chance gegen ihn, doch bevor er sie mit seinen langen Krallen packen konnte, änderten sie die Flugrichtung. Ohne Vorwarnung

schnellten sie zurück in den Wald und verschwanden unter dem Adler im Blätterwerk. Er folgte ihnen schnell, doch konnte er sie nicht einholen. Während die kleinen Vögel ohne Probleme durch die Äste und Blätter fliegen konnten, musste der Adler immer wieder kleine Umwege nehmen, um ihnen folgen zu können, bis er sie schließlich ganz verlor.
Als sie an einer freien Fläche angekommen waren, an dessen einem Ende ein riesiger Fels ihnen den Weg versperrte, hielten die zwei kleinen Vögel in ihrer Flucht inne. Sie transformierten zurück zu einem Eichhörnchen und zu einem Schmetterling. Man merkte ihnen die Erschöpfung an, sie waren nicht mehr stark genug, um die Verwandlung aufrecht zu erhalten. Aufmerksam blickten sie sich um und versuchten zu hören, ob der Feind noch hinter ihnen her war, doch es herrschte friedliche Stille. In der Ferne kreischte eine Eule und der Wind rauschte in den Baumwipfeln. Sie schienen den Feind abgehängt zu haben. Erleichterung breitete sich bei den Tieren aus, sie waren froh, dass sie den Angriff geschafft und überlebt hatten.
Ein lautes, grollendes Knurren durchdrang blitzartig die Stille. Das Eichhörnchen und der Schmetterling wirbelten herum. Sofort wichen sie an den Felsen zurück, als sie den großen, schwarzen Panther sahen, der sie mit seinen stechenden, gelben Augen anstarrte und ihnen den Weg zur Flucht abschnitt. Die Raubkatze hatte bedrohlich die Zähne gefletscht und kam in langsamen Schritten auf sie zu. Man konnte die Gefahr deutlich spüren, es war mit einem mal totenstill im Wald, nicht einmal mehr das Rascheln der Blätter im Wind war zu hören.
Das Eichhörnchen suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Sie hatten nur eine einzige Möglichkeit, noch mit dem Leben davon zu kommen. Ein kleines magisches Schlupfloch. Das Eichhörnchen kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich. Es passierte nichts. Es konzentrierte sich noch ein wenig mehr. Wieder passierte nichts.
Als dem Tier klar wurde, dass der Feind die Fähigkeit besaß, seine Verbindung zur Magie zu unterbinden, lief ihm eine kleine Träne aus den schwarzen Knopfaugen. Es war vorbei. Sie würden diesen Tag nicht überleben. Das Eichhörnchen fragte sich, ob der Tod schnell kommen würde, ob es schmerzhaft war. Es fragte sich auch, ob Atlantis ohne sie noch gerettet werden konnte. Ohne ihrer beider Schutz konnten ihre Schützlinge den Auftrag nicht erfüllen und wenn der Auftrag nicht erfüllt würde, würde die Insel untergehen.
Das Eichhörnchen sah, wie sich die Muskeln unter dem Fell des Panthers spannten. Die Raubkatze setzte zum Sprung an.
Die beiden Freunde sahen schon die Krallen auf sie zu fliegen, als unerwartet etwas Blaues aus einem der Bäume geflogen kam und sich auf die Raubkatze stürzte.
Überrascht sahen der Schmetterling und das Eichhörnchen dabei zu, wie ein kleiner, blauer Affe auf dem Kopf des Panthers herumturnte, ihm in die Ohren biss und die Augen des Raubtieres zuhielt. Der Panther versuchte den Affen abzuschütteln, sprang wild umher und jaulte auf, als der Affe ihm die Schnurrhaare einzeln ausriss. Immer wieder schüttelte sich die Raubkatze heftig, bis der blaue Affe sich nicht mehr festhalten konnte. Er rutschte vom Kopf des Panthers und schlug hart neben ihm auf dem Boden auf. Sofort stürzte sich der Panther auf ihn, packte ihn mit den Zähnen, warf ihn gegen den nächsten Baumstamm. Dann sprang er dem Affen nach, packte ihn wieder, und schüttelte den Kleinen kräftig. Am Anfang schrie er herzzerreißend, doch bereits nach wenigen Sekunden hing sein Körper nur noch schlaff im Maul der Raubkatze.
Es war ein entsetzlicher Anblick, als der Panther den Affen einfach fallen ließ und ihm nacheinander Arme und Beine ausriss und verschlang.
Das Eichhörnchen und der Schmetterling nutzen die Ablenkung des Feindes und schlichen sich davon. Sie warfen noch einen letzten, traurigen Blick auf die blutigen Überreste ihres Retters.

***

Als Parian und Ebô'ney erwachten wussten sie sofort, dass sie eigentlich noch schliefen. Sie fanden sich gemeinsam am Waldrand vor dem Dorf der Katzen wieder. Zuerst waren sie verwirrt und fragten sich, wie sie hier her gekommen waren, doch als Gismeau und Láylà aus dem Wald gestolpert kamen, war ihnen bewusst, dass sie immer noch in ihren Betten lagen und träumten.
Von Láylà gestützt sank Gismeau auf einen Stein. Sein rotes Haar war zerzaust, dass Gesicht mit Schmutz befleckt, die Kleider an einigen Stellen zerrissen und an seinem Bein zeichnete sich eine große Wunde ab, die nicht aufzuhören schien zu bluten. Der Junge atmete schwer, war von Erschöpfung gezeichnet. Láylà sah nicht besser aus. Ihr schwarzes, langes Haar hing schlaff und glanzlos an ihrem Rücken, an einigen Stellen war es verfilzt. Das violette, glitzernde Kleid zeigte riesige Falten. In ihren dunklen Augen spiegelte sich Angst und Panik.
Sofort waren Ebô'ney und Parian bei ihnen.
„Was ist passiert?", fragte der Halbelf, während Ebô'ney sich Gismeaus Wunde genau ansah. Der Junge musste die Augen zusammen kneifen, als sie ein Tuch aus ihrer Tasche zog und anfing, ihn zu behandeln.
„Wir waren gerade zu euch unterwegs", begann Gismeau. Láylà drehte sich von ihm weg und entfernte sich ein Stück von der Gruppe.
„Auf einer Lichtung hat uns jemand angegriffen. Ein großer, schwarzer Panther. Er hat uns durch den Wald gejagt."
Gismeau verstummte. Sein Blick fiel zu Láylà, die ihm den Rücken zugekehrt hatte.
„Es tut mir leid!", rief er ihr zu.
Láylà drehte sich um. Ihr Gesicht war angespannt. Aus ihren Augen strömten Tränen die Wangen hinunter. Ihre Stimme klang zittrig und schwach, als sie das Wort ergriff.
„Es tut dir leid? Wenn wir gleich zu ihnen gegangen wären und nicht noch auf dieser Lichtung verblieben wären, weil ein gewisses Eichhörnchen unbedingt seinen dämlichen Spieltrieb ausleben wollte, dann wäre das nicht passiert, dann hätte uns diese Bestie nicht angegriffen." Sie schluchzte laut, mit jedem Wort wurde sie hysterischer. „Verdammt, wir wären beinahe gestorben. Dieser Panther wollte uns abschlachten. Wir hatten nicht einmal die geringste Chance gegen ihn. Und du sagst mir, es tue dir leid? Wofür hältst du dich eigentlich Gismeau?"
„Láylà bitte ..." Gismeau erhob sich und humpelte zu ihr. Er nahm sie in den Arm, doch Láylà stieß ihn von sich.
„Fass mich nicht an!", schrie sie ihn an.
Gismeau wich zurück. An seinem Gesicht konnte man sehen, dass ihre Abweisung ihm schmerzte.
„Wir sind für die Zukunft von Atlantis zuständig. Ohne uns wird die Insel untergehen. Was immer *ER* da auch geschickt hat, es wird uns töten. Und weder du, noch ich können dagegen etwas tun."
„Nein, nein, nein Láylà, denk nicht so", wiedersprach ihr Gismeau. Er umschloss ihre Hände, blickte ihr eindringlich in die Augen. „Es wird einen Weg geben. Wir werden dieses kleine Problem schon irgendwie bewältigen können."
„Kleines Problem? Gismeau, es wird uns finden. Diese Bestie wird uns wieder jagen. Du glaubst doch nicht etwa, dass wir eine Jagd wie diese noch einmal überleben werden!? Es ist so stark, viel stärker als wir beide zusammen. Beim nächsten mal wird es uns erwischen."
Gismeau schüttelte den Kopf. Auch aus seinen Augen flossen nun Tränen.
„Nein, ich werde das nicht zulassen. Ich werde uns beschützen, werde unser Leben verteidigen."

Er zog Láylà in seine Arme, drückte sie so fest wie nur möglich, während sie an seiner Schulter schluchzte. Verhalten und zögerlich durchbrach Ebô'neys Stimme die stille Innigkeit der Beiden.
„Entschuldigt, aber dieser Panther ... woher kommt er und wie war es ihm möglich, so nah an euch heran zu kommen?"
Gismeau und Láylà lösten sich aus ihrer Umarmung, dann berichtete Gismeau Parian und Ebô'ney ausführlich, was geschehen war.
„Also kann sich der Panther ebenfalls verwandeln", stellte Parian fest, als Gismeau geendet hatte.
„Ja, und seine Verwandlungen scheinen große, gefährliche Tiere zu sein. So einen riesigen Adler habe ich noch nie gesehen", antwortete Láylà.
„Warum seid ihr nicht einfach verschwunden? Auf magische Weise oder so ...", hakte der Halbelf nach.
Gismeau zuckte mit den Schultern.
„Ich habe es versucht, doch es ist mir nicht gelungen. Irgendwie hat dieses Tier es geschafft, die Verbindung zu Gill zu unterbrechen. Ich kann mir auch nicht erklären, wie es uns sehen konnte."
Parian kratze sich am Kopf. Er runzelte die Stirn für einen Moment und schien angestrengt nachzudenken.
„Sagt mal", begann er langsam, „dieser Panther, der euch verfolgt hat, ist doch sehr stark und schnell gewesen, oder?"
„Ja, er hatte kaum Probleme damit uns einzuholen. Und er war außergewöhnlich groß", antwortete Láylà.
Parians Augen weiteten sich, als er die Verbindung zog und erkannte. Entsetzt sprang er von seinem Platz auf.
„Oh mein Gott ... es war ... es war dieser Panther", stammelte er.
Die Anderen blickten ihn verwirrt an.
„Was war dieser Panther? Wovon redest du?", fragte Ebô'ney sofort.
„Bhoot kam vorhin zu Shah Rukh und mir. Er hat etwas von einem Unwesen gesagt, dass auf der Insel mordet. Das ist bestimmt der Panther. Der Kater hat sich auf den Weg zu Rah'ụn gemacht, um ihm aufzutragen, danach zu suchen und ihn zu erlegen."
Gismeau und Láylà sprangen gleichzeitig auf. In ihren Gesichtern zeichnete sich pures Entsetzen ab.
„Das darf er nicht. Das ist viel zu gefährlich. Diese Bestie wird ihn in Stücke reißen. Selbst ein erfahrener Jäger wird den Panther nicht erlegen können. Dafür ist einfach viel zu viel Magie im Spiel. Du musst ihn aufhalten Parian", sagte Gismeau.
Der Halbelf schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht. Ich musste Bhoot versprechen, mich da nicht einzumischen, weil es zu gefährlich ist. Nemo hat es sogar verboten."
„Dann hoffe ich, dass euer Freund ganz viel Glück hat", sagte Láylà und blickte traurig zu Boden.
Gismeau blickte nach oben in den Himmel. Er nickte Láylà kurz zu und sie schien zu verstehen.
„Man ruft uns, wir müssen euch wieder einmal verlassen. Passt bitte gut auf euch auf", sagte er.
„Wartet! Wie seid ihr dem Panther eigentlich entkommen?"
Aus Láylàs Augen quollen erneut Tränen. Mit schluchzender Stimme erzählte sie: „Als der Panther uns in die Enge getrieben hatte und wir schon dachten, es wäre vorbei, kam ein kleiner, blauer Affe angesprungen. Er hat den Panther abgelenkt, damit wir flüchten konnten. Leider hat der Kleine es nicht überlebt. Diese Bestie hat ihn in Stücke gerissen und verschlungen."
Mit diesen Worten verschwanden Láylà und Gismeau und ließen Parian und Ebô'ney allein

zurück.

***

Parian erwachte ruckartig im Pavillon. Es war bereits hell um ihn herum und er konnte seinen Bruder neben sich auf der Liege leise Atmen hören.
Die Luft blieb dem Halbelfen weg, als die Nachricht von dem Tod des kleinen, blauen Affen in sein Gedächtnis drang, sich darin einbrannte und einen stechenden Schmerz in seiner Brust verursachte.
„Papu ...“, flüsterte er.
Seine Augen waren leer auf die Wand vor sich gerichtet, eine Träne lief einsam seine Wange hinunter.
„Papu ...“, flüsterte er erneut den Namen seines kleinen, toten Freundes.
Bilder ihrer gemeinsamen Zeit strömten durch seinen Kopf, ließen Erinnerungen und Gefühle in ihm wach werden. Dann ging alles ganz schnell.
Parian schwang sich aus seinem Bett. Er zog sich keine Kleidung an, sondern stürmte sofort nach draußen. Sein Gesicht war wutverzerrt, seine Augen rot und angeschwollen. Entschlossen ging er in westlicher Richtung auf den Wald zu. Nichts schien ihn aufhalten zu können, alles war ihm in diesem Moment egal. Nur ein Gefühl verspürte er –Wut. Nur einen Gedanken besaß er – Rache. Klar denken war unmöglich. Er wurde beherrscht von den Instinkten, er wurde beherrscht von dem elfischen Blut in ihm.
Den Waldrand hatte er fast erreicht, als ihm plötzlich etwas von hinten an der Schulter packte. Er schüttelte es ab, doch wieder packte man ihn von hinten.
„Lass mich in Ruhe!“, rief er.
„Nein, dass werde ich nicht tun“, drang Ebô’neys Stimme an sein Ohr. „Bleib hier Parian, es ist zu gefährlich!“
Der Halbelf drehte sich schlagartig zu ihr um.
Sein Gesicht, wutverzerrt und voller Hass, die Traurigkeit und die Verzweiflung darin, ließen Ebô’ney zurück schrecken.
„Diese Bestie hat ihn umgebracht. Sie hat Papu ermordet. Er war mein Freund. Dieses kleine, unschuldige Wesen, einfach abgeschlachtet und gefressen“, schrie er ihr entgegen. „Ich werde ihn rächen. Ich werde diesen Panther mit meinen eigenen Händen erwürgen!“
„Das ist zu gefährlich. Das Tier ist zu stark für dich. Es würde dich ebenfalls umbringen. Rache ist kein Ausweg Parian.“
Sie machte einen Schritt auf den Halbelfen zu, doch er wich von ihr, wurde nur noch wütender und wahnsinniger.
„Das dir das nicht leid tut und nichts angeht ist mir klar. Du hast Papu ja immer gehasst. Nun, freust du dich jetzt, wo er tot ist? Sage mir nicht, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich werde meinen Freund rächen! Das du das nicht verstehst, ist ja nicht verwunderlich. Geh weg Ebô’ney, lass mich in Ruhe. Ignorier mich einfach, so wie du es doch sonst auch immer tust!“, brüllte er sie an.
Ebô’ney weinte. Sie konnte nicht glauben, was er ihr an den Kopf warf.
„Ich habe ihn nicht gehasst. Um ehrlich zu sein hatte ich ihn sogar ganz gern. Auch mir bricht es das Herz, dass er jetzt tot ist. Sonst würde ich hier nicht stehen und weinen. Hältst du mich wirklich für so kaltherzig Parian? Denkst du wirklich, ich könnte froh sein, dass er nicht mehr bei uns ist? Ich verstehe dich sehr gut. Ich kann deinen Schmerz und deine Trauer

nachvollziehen, auch deinen Hass. Aber bitte Parian, lass nicht zu, dass deine Wut die Überhand gewinnt.“
Parian fuhr sich mit den Händen durch das Haar. Er konnte sich kaum noch kontrollieren.
„Ist es denn nicht das, was du willst? Der Beweis dafür, dass ich doch nur ein dreckiger Elf bin? Jemanden, den du abgrundtief hassen kannst? Warum interessiert es dich überhaupt, ob ich es überleben werde oder nicht? Mein Leben kann dir doch egal sein. Es war dir doch bis jetzt immer egal“, schrie er weiter.
„Ob du lebst oder tot bist ist mir nicht egal. Verdammt Parian, du hast mir mehrmals das Leben gerettet, obwohl ich nicht freundlich zu dir war. Ich habe schon seit einer ganzen Weile nicht mehr den Elf in dir gesehen. Ich will nicht, dass du stirbst ... und dein Bruder und die anderen werden es auch nicht wollen. Hör zu ... hör mir bitte zu! Du solltest nicht dein Leben einfach so riskieren. Papu hat sein Leben gegeben, um das von Gismeau und Láylà zu retten. Doch es hilft niemandem, wenn dir jetzt auch noch etwas zustoßen würde. Also geh bitte wieder zurück in den Pavillon und mach keine Dummheiten.“
Ebô’neys Flehen tat Wirkung. Allmählich legte sich die Wut des Halbelfen. Sein Blick verlor an Härte, seine Arme hingen schlaff an seiner Seite.
„Er war mein Freund ...“, schluchzte er.
„Ich weiß. Es tut mir leid, was passiert ist“, antwortete Ebô’ney und trat auf ihn zu.
„Ich habe so vieles, das mir etwas wert war, in meinem Leben verloren...“, fuhr Parian fort, „... erst meine geliebten Eltern, dann hat sich mein gesamter Clan, mein einziges Zuhause, gegen mich gewendet. Die Frau, die ich liebe, wird sich nie in mich verlieben. Mein kleiner Freund ist tot. Und irgendwann wird mich auch mein Bruder verlassen müssen. Wenn Shah Rukh geht, dann bin ich ganz allein. Dann ist niemand mehr für mich da.“
Ebô’ney schüttelte den Kopf. Sie legte eine Hand auf Parians Schulter und wischte ihm eine Träne von der Wange.
„Aber das ist doch nicht wahr. Bhoot und Esme werden da sein, Billî und Soniye, Nath und Mahi. Und ich werde auch ...“
Der Halbelf unterbrach sie.
„Nein, ihr werdet alle mit euren Leben beschäftigt sein. Jeder wird irgendjemanden haben, außer mir. Und ich kann nie sicher sein, ob mein Bruder zurück kommen wird. Ich werde Shah Rukh verlieren...“
Parian brach weinend zusammen. Ebô’ney konnte ihn im letzten Moment noch auffangen. Hemmungslos schluchzte der Halbelf in ihren Armen, während sie ihm stillen Trost spendete.

***

Als sie bemerkte, dass sie nicht mehr da waren, ließ sie von dem Affen ab, von dem nur noch der Kopf und ein Fuß übrig war. Sie hatte ihren Hunger gestillt, doch das war nicht ihr eigentliches Ziel gewesen. Sie hatte morden wollen. Nicht Kühe, nicht Schafe, nicht Menschen, nicht Affen. Das waren alles magielose Geschöpfe. Die Wesen, die ihr eben entkommen waren, hätten tot vor ihr liegen sollen. Sie spürte die Wut in ihr aufsteigen. Versagen gehörte nicht zu ihren Eigenschaften. Sie wurde nicht zum Versagen geschaffen. Sie wurde geschaffen, um zu siegen und zu töten. Dafür besaß sie Kraft, Größe und Schnelligkeit. Mit jedem Schritt spürte sie, wie der Boden unter ihren Füßen nachgab, wie sich die Krallen hinein gruben. Sie hörte, wie die Vögel verstummten, wenn sie in ihre Nähe kam. Sie sah, wie die Insekten sich in ihre schützenden Löcher verkrochen. Sie strahlte Gefahr aus. Sie konnte sich an jede Beute

heranschleichen, mit nur einem Pfotenschlag ein Lebewesen töten, wenn sie das wollte. Ihre Zähne konnten Knochen brechen. Sie war der Inbegriff des Todes. Und dennoch war es ihr nicht gelungen, ihren Auftrag zu erfüllen. Das machte sie rasend. Sie hatte ihre Beute unterschätzt. Sie brauchte einen neuen Plan. Ziellos streifte sie durch die Umgebung. Das leise Knacken von Ästen drang an ihr Ohr. Sie roch das Blut eines Menschen. Sie sah die Magie, die ihn umgab. Sie spürte, dass er ihr nützlich sein konnte ...

***

Der Wald war sein Element. Hier war er frei und unabhängig. Im tagelangen Umherstreifen und Spurenlesen konnte er sich verlieren. Er liebte den Geruch des Holzes der Bäume, genoss es, wenn der Wind durch den Wald wehte, die Blätter und das hohe Gras zum Singen brachte. Der Gesang von Vögeln in seinen Ohren war wohltuend, ließ ihn alles um sich herum vergessen.
Die Natur war sein Zuhause. Er konnte sie sich aus seinem Leben nicht mehr wegdenken. Sie war wie er – friedlich, frei, unabhängig. Ein einsamer, wohltuender Zeitgenosse, dem es an Nichts fehlte, mit vielen Geheimnissen, die man nur bei genauem Betrachten enttarnen konnte. Er hatte nie Hand an etwas so Schönes wie die Natur angelegt.
Die Jagd von Tieren hatte er wie ein Wolf oder ein Fuchs nie übertrieben, hatte nur gejagt, was er auch wirklich auf seinen Wanderungen zum Überleben brauchte. Dennoch hatte er mit den Jahrzehnten sein Vorgehen präzisiert. Er konnte ein Reh mehrere Meilen nur anhand von Spuren im Boden verfolgen. Die Schärfe seiner Augen glich der eines Adlers und seine Reflexe waren für einen Menschen perfekt ausgebildet. Mit Pfeil und Bogen konnte er mit geschlossenen Augen umgehen, ohne sein Ziel zu verfehlen.
Die Jagd hatte einen gewissen Reiz auf ihn, das Auslöschen eines Lebens ließ jedes mal eine Welle Adrenalin durch seinen Körper rauschen. Dennoch hatte er nie aus Spaß getötet.
Als Bhoot mitten in der Nacht bei ihm aufgetaucht war, hatte Rah’ųn nicht lange gezögert und seine Aufgabe in die Hand genommen. Beim ersten mal hatte er nichts gefunden, die neue frische Spur jedoch konnte ihm mehr Erkenntnisse bringen. Er fühlte sich als Teil von Atlantis und ebenso verantwortlich für die Sicherheit der auf der Insel lebenden Menschen.
Dass ein Unwesen durch die Wälder zog und mordete, machte ihn ein wenig nervös. Nach dem, was Bhoot ihm berichtet hatte, schien dieses Etwas nicht nur sehr groß zu sein, sondern auch eine unbeschreibliche Kraft zu haben. Er war sich nicht sicher, ob er stark genug bewaffnet war, um es zu töten.
Noch in der Nacht war Rah’ųn zu dem Farmhaus gelaufen. Er hatte sich die Überreste der Schafsherde genau angesehen, dann war er einer Spur zurück in den Wald gefolgt. Doch nach fünf Meilen hatte die Spur plötzlich geendet. Sie hatte so abrupt aufgehört, dass er fast eine Stunde hatte überlegen müssen, wie er weiter vorgehen sollte. Auch konnte Rah’ųn sich in seinem Kopf nicht vorstellen, was das für ein Wesen sein sollte, dass er verfolgte. Er schloss einen Menschen aus, doch ein Tier war für ihn ebenso unmöglich. Dafür war es viel zu schnell und viel zu groß, über dessen Kraft wollte er lieber gar nicht nachdenken. Rah’ųn musste sich eingestehen, dass er ein wenig überfragt war. Er fühlte sich hilflos, hielt es für sinnlos ohne eine Spur weiter nach diesem Unwesen zu suchen. Dennoch gab er nicht auf. Nicht, weil er Angst davor hatte als Versager dazustehen, sondern weil er gut einschätzen konnte, wie ernst und gefährlich die Lage war. Der Farmer war nur knapp mit dem Leben davon gekommen, das nächste menschliche Opfer würde vielleicht nicht so viel Glück haben.
Rah’ųn blieb also nichts anderes übrig, als ziellos durch die Wälder zu streifen und zu hoffen,

dass ihm das Unwesen zufällig über den Weg lief, er es angreifen und töten konnte, bevor es die Möglichkeit hatte, ihm an die Kehle zu springen.
Er erschauderte. Wenn es etwas gab, vor dem er sich fürchtete und ihn schon immer gegruselt hatte an dem Jagdverhalten von Raubtieren, dann war es ihre Art zu töten. Ein einziger Biss in die Kehle, doch man starb nicht an Blutverlust oder durch das Durchtrennen der Halsschlagader, sondern durch Ersticken. Ein entsetzlich langsamer Tod, den das Opfer bis zur letzten Sekunde bewusst miterlebte.
Rah'ųn hoffte, dass ihm so etwas nie passieren würde.
Während er so vor sich hin spazierte, dachte Rah'ųn über seine neuen Freunde nach. Obwohl er ein Einzelgänger war und es nie lang an einem Ort und mit den gleichen Menschen aushielt, fühlte er sich im Dorf der Katzen ganz wohl. Es wunderte ihn sogar, dass er die Gesellschaft dort genoss. Dass er seine alte Weggefährtin Ebô'ney wiedergetroffen hatte, gab ihm ein zufriedenes Gefühl. Er hatte sie vermisst, die letzten Wanderungen, nachdem sie ihn verlassen hatte, waren nicht halb so spannend gewesen wie die Wanderungen, die sie gemeinsam verbracht hatten. Er mochte sie, in ihrer Nähe fühlte er sich aufgehoben.
Doch auch in der Umgebung der Anderen hatte er nicht wie sonst ein beklemmendes Gefühl, als wäre er zwischen ihnen eingepfercht, als würde er in einem Raum, der immer kleiner wurde, mit vielen Menschen stehen, die immer näher an ihn heran rutschten und ihn allmählich zu zerquetschen drohten. Sie mochten ihn, was jedoch nicht allzu verwunderlich war. Alle mochten ihn. Man hatte ihn schon gemocht, seit er geboren worden war. Rah'ųn konnte es sich selbst nicht wirklich erklären. Es war, als wäre es für die anderen nicht möglich, ihn zu hassen. Er wollte nicht, dass man ihn nicht mochte und so mochten ihn alle. Für ihn war es ein Normalzustand, er dachte nicht weiter darüber nach. Nur manchmal machte es ihn stutzig, dass niemand ihm widersprach oder Kritik an ihm äußerte, sie mochten sogar alle seine Geschichten. Seine neuen Freunde zu unterhalten machte ihm Freude. Das Lächeln in ihren Gesichtern zu sehen, wenn er wieder ein Abenteuer aus seiner Jugend mit überspielter Mimik und Gestik erzählte, gab ihm ein gutes Gefühl. Er wollte ihnen etwas zurück geben, wo sie ihn doch so gut aufgenommen hatten. Schuldgefühle hatte er zwar nicht und er war auch kein unsicherer Mensch, doch ein bisschen unbehaglich war ihm schon, wenn er bedachte, dass man ihm so schnell vertraute, obwohl er nichts getan hatte um sich das Vertrauen zu verdienen.
Ja, Rah'ųn kam mit allen Menschen gut klar.
Nur mit den Frauen hatte er so seine Probleme. Er verstand sie einfach nicht. Nur Ebô'ney war ihm kein Rätsel, doch betrachtete er sie eigentlich nicht als Frau. Dafür war sie viel zu standhaft und dickköpfig. Er war froh, dass sie nie ihre Krallen gegen ihn ausgefahren hatte, denn er konnte sich gut vorstellen wie sie einen Mann fertig machen konnte. Eine Ohrfeige würde es bei ihr nicht geben, sie würde gleich ganz mit der Faust zuschlagen.
Die anderen Frauen jedoch blieben für Rah'ųn ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn er eine Frau sah, die er wollte, dann wollte sie ihn auch, schmiss sich regelrecht an ihn heran, behandelte ihn wie einen Gott und unterwarf sich ihm ohne mit der Wimper zu zucken. Vielleicht träumten einige Männer von so einer Frau, doch er gewiss nicht. So jemand war er nicht. Er wollte eine Frau, die unabhängig war, ihn zwar liebte, aber ihm ebenbürtig war, mit ihm auf einer Ebene stand.
Wenn er also das Verhalten der Frau, die er eigentlich wollte, mit einem mal missbilligte, sich vor ihr ekelte und sich wünschte, sie würde ihn nicht mögen, wand sich die Frau urplötzlich von ihm ab und war verschwunden. Er stand also wieder allein da, vielleicht sogar für immer. Dass manche Frauen ihn nicht mochten, daran hatte er sich mit der Zeit gewöhnt, wo ja alle anderen

ihn gut leiden konnten. Es gab bis jetzt in seinem ganzen Leben nur eine einzige Ausnahme – und das war ein Halbelf namens Parian.
Rah'ųn hatte schnell gemerkt, dass Parian ihn ganz und gar nicht leiden konnte. So sehr er sich auch anstrengte freundlich zu sein, den Halbelf schien das nicht zu beeindrucken. Es machte Rah'ųn ein wenig Sorgen, dass sie sich nicht gut verstanden. Er selbst hatte nichts gegen Parian, konnte sich eine Freundschaft sogar gut mit ihm vorstellen, doch war ihm auch bewusst, warum der Halbelf ihm gegenüber nicht gut zu sprechen war.
Als er in Agadîr in dem Wirtshaus zum ersten mal ihn und Ebô'ney gesehen hatte, war ihm sofort aufgefallen, dass Parian Gefühle für seine alte Weggefährtin hegte. Bei einem betrunkenen Elfen, der immer wieder zu seiner Angebeteten schielte und dem Wirt seine Liebe zu ihr verpackt in einem lustigen Spruch gestand, war es auch nicht schwer zu übersehen gewesen. Zwar konnte Rah'ųn nicht erahnen, wie tief seine Liebe ging, doch allein die Tatsache reichte schon um zu verstehen, dass der Halbelf ihn als Konkurrent betrachtete. Am liebsten würde Rah'ųn ihm erklären, dass er keine Gefahr für ihn darstellte. Ebô'ney war für ihn nur eine Freundin, eine gute Weggefährtin, nichts weiter. Er wollte sich nicht zwischen sie drängen, dass war nicht seine Absicht und auch nicht seine Art. Verstehen konnte er Parians Verhalten ihm gegenüber dennoch ganz gut. Sie kannten sich schließlich nicht wirklich, vermutlich sah Parian in ihm eine ungewisse Gefahr und konnte nicht glauben, wie unvorsichtig seine Freunde waren. Doch Rah'ųn war das genaue Gegenteil von gefährlich, jedenfalls was die Menschen betraf, die er mochte, oder beschützen konnte. Er war auch ein Mensch, der Tiere liebte. Umso mehr tat ihm leid, dass er beinahe den blauen Affen erwürgt hatte, der, wie er im Nachhinein erfahren hatte, ein Freund des Halbelfen war. Noch ein Grund also, warum Parian ihn nicht mochte. Dabei hatte er nur Ebô'ney beschützen wollen, die geschrien hatte, als der Affe aufgetaucht war. Er hatte angenommen, der Affe sei gefährlich, hätte Tollwut. Dass dem nicht so war, hatte man ihm nun erklärt und das schlechte Gewissen nagte an ihm. Die Chance sich bei Parian zu entschuldigen hatte sich noch nicht ergeben, doch er nahm es sich fest vor. Ebenso spielte er mit dem Gedanken, vor seiner Rückkehr in der Stadt auf dem Marktplatz eine Banane für den Affen zu kaufen, darüber würde sich das Tier bestimmt freuen und hoffentlich nicht nachtragend sein.
Ein tiefes, dunkles Knurren riss Rah'ųn aus seinen Gedanken. Er war unvorsichtig gewesen und hatte nicht auf seine Umgebung geachtet. Als er sich umschaute, blieb ihm fast das Herz stehen. Nur wenige Meter von ihm entfernt lauerte ein schwarzer Panther im Gras. Das Tier hatte die Zähne gefletscht, Blut tropfte von seinen Lefzen. Es starrte ihn an, bohrte seine gelben, durchdringenden Augen in die seine.
Rah'ųn blieb der Atem weg, es schnürte ihm die Kehle zu. Nur mit Mühe konnte er die aufkeimende Panik unterdrücken. Sein Körper war starr, er konnte sich nicht bewegen. Dieses Wesen war das Fürchterlichste, was er je gesehen hatte. Die Größe der Raubkatze war überwältigend, er konnte jeden einzelnen Muskel unter dem Fell des Tieres deutlich sehen. Sofort war ihm klar, wie der Panther es geschafft hatte, eine ganze Schafsherde zu erlegen. Die riesigen Pfoten, die messerscharfen Krallen und Zähne waren eine tödliche Waffe, der Niemand entkommen konnte.
Rah'ųn war ein so erfahrener Jäger, dass ihm sofort seine Unterlegenheit bewusst wurde. Er allein hatte keine Chance gegen dieses Tier. Vor ihm stand der Tod. Wegrennen würde nichts nützen, mit nur einem Sprung hätte die Raubkatze ihn erreicht und ihre Zähne in seine Kehle gebohrt. Doch er würde nicht aufgeben. Er würde kämpfen, bis zum bitteren Ende. Wenn er schon sterben musste, dann nicht ohne die Bestie vorher zu verletzen, hoffend, dass die Wunden so tief sein würden, dass das Wesen nach wenigen Tagen daran starb.

Es war absolut still im Wald, weder der Wind rauschte, noch die Vögel sangen, sodass Rah'ųn das Gefühl hatte, man würde sein Herz meilenweit klopfen hören können. Kalter Schweiß lief ihm die Stirn hinunter, brannte in seinen Augen, als er langsam unter seinen Umhang griff, das Tier nicht aus den Augen lassend, und seinen Bogen, sowie einen Pfeil heraus zog. Er wusste, dass er nur einen Schuss abfeuern konnte, dann würde sich die Bestie auf ihn stürzen. Mit einer kurzen Handbewegung löste er die Waffen am Ende des Bogens aus.
Der Panther knurrte bedrohlich und kam einen Schritt auf ihn zu.
Rah'ųn ging leicht in die Knie, spannte die Muskeln an, machte seine Waffe schussbereit. Er versuchte anhand der Muskelbewegungen der Raubkatze einzuschätzen, wann sie ihn angreifen würde. Es würde nicht mehr lang dauern. Rah'ųn setzte den Bogen an, kniff die Augen zusammen und zielte auf das Tier. Er war hochkonzentriert, bereit seine letzte Tat zu vollbringen. Doch als er kurz davor war, den tödlichen Schuss abzufeuern, geschah etwas, was ihn zutiefst beunruhigte. Schwarzer Nebel waberte um die Pfoten des Panthers. Schlangenförmig floss der Nebel über den Körper der Raukatze, verschlang das Tier vollkommen, bildete eine Wolke, die sich vergrößerte.
Als der Nebel sich wieder auflöste, ließ Rah'ųn seine Waffe langsam sinken. Seine Augen weiteten sich überrascht.
An der Stelle, an der eben noch eine Raubkatze ihre Zähne gefletscht hatte und bereit gewesen war, ihn zu töten, stand nun eine Frau. Ihr pechschwarzes, langes Haar wehte leicht im Wind. Auf der Stirn trug sie an feinen Ketten, die in den Haaren befestigt waren, einen kleinen Anhänger in Form eines schwarzen Tropfens, der genau zwischen den Augenbrauen lag. Die Haut war blass, doch besaß sie einen cremefarbigen Stich. Aus dunkel umrandeten Augen leuchtete es gelb, die Pupillen waren leicht oval, wie bei einer Katze. Die Frau war ganz in schwarz gekleidet. Ein enges Korsett umschmeichelte ihren schlanken Körper, betonte ihre Oberweite. Sie trug schwarze Armstulpen, die ihr bis über die Ellenbogen gingen und mit silbern schimmernden Kristallen aus Glas bestückt waren. An den Fingern trug sie große, silberfarbene Ringe. Ihr Hals zierte ein dunkles Lederband, an dem ein Amulett hing. Ein Pentagramm war darauf abgebildet. Sie trug eine knappe, kurze Hose, auf der ebenfalls Kristalle in einem Muster angeordnet waren. Ein seidenes Tuch bildete einen Gürtel, die Enden reichten bis auf den Boden. Hohe Stiefel rundeten das Bild ab, in deren Lederbändern an den Seiten steckte jeweils ein Messer mit scharfer Klinge.
Sie war von einer rätselhaften Schönheit, die Rah'ųn den Atem verschlug. Ihr Blick war betörend, von ihr ging ein süßlicher Geruch aus, der ihn in den Bann zog.
„Mein Name ist Ravanna", stellte sie sich mit rauer, tiefer Stimme vor.
Sie kam auf ihn zu, ihre Schritte waren schleichend und elegant wie die einer Raubkatze.
„Und wie heißt du?"
Er musste schlucken, um den Kloß in seinem Hals los zu werden. Ohne die Augen von ihr abzuwenden, antwortete er stotternd: „I-i-ich ...i-ich ... h-heiße ... Rah'ųn."
„Es freut mich dich kennen zu lernen, Rah'ųn." Ein verführerisches Lächeln umspielte ihre sinnlichen Lippen.
„D-d-die ...F-freude ist ... ganz meinerseits", antwortete er.
Sie strich ihm mit der Hand über die Wange.
Gänsehaut breitete sich auf Rah'ųns Körper aus. Ein Kribbeln schoss wie ein Blitz durch seine Glieder. Es war Jahrzehnte her, seit ihn eine Frau zum Letzten mal so berührt hatte.
„Sag, was machst du hier allein im Wald? Suchst du etwas Bestimmtes?" Jedes Wort von Ravanna ließ ihn wohlig erschaudern, versetzte ihn mehr und mehr in einen Trancezustand. Er

hörte und sah nur noch sie. Sein Verstand versuchte sich zu wehren, doch das Gefühl überstieg alles. Rah'ųn konnte sich ihr nicht entziehen.
„Ich habe nach dir gesucht", antwortete er.
„Nach mir?", stellte sie die Frage in einem gespielt ungläubigen Tonfall.
„Nur nach dir."
Ravanna öffnete langsam den Umhang von Rah'ųn und ließ ihn auf den Waldboden fallen. Sie strich mit der Hand über seinen Oberkörper.
„Du bist wirklich ein gutaussehender Mann. So kräftig und mutig", säuselte sie.
„Und du bist eine Schönheit. Noch nie habe ich so eine atemberaubende Frau gesehen wie dich."
Ravanna lächelte. Ihr Blick bohrte sich in seine Augen. Rah'ųn hatte das Gefühl, als würde sie von ihm Besitz ergreifen. Er konnte ihr nicht widerstehen, sich nicht von ihr abwenden. Je näher sie ihm war, umso schwieriger war es für ihn, einen klaren Gedanken zu fassen. Ihre Stimme brannte sich in sein Gedächtnis, genauso wie ihre Schönheit.
Die Frau drückte sich an ihn. Als er ihre Rundungen spürte, wurde ihm heiß.
Ohne Vorwarnung drückte sie ihre Lippen auf seine, forderte ihn auf zu einem leidenschaftlichen Kuss. Er erwiderte es. Während ihre Zungen ein wildes Spiel trieben, stieg schwarzer Nebel an ihnen herauf. Kurz wurden sie davon umschlossen, dann löste er sich auf, wie der gemeinsame Kuss. Was Rah'ųn nun spürte war bedingungslose Liebe. Ihm war bewusst, dass er alles tun würde, was Ravanna von ihm verlangte. Er gehörte für immer ihr. Wie weggeblasen war sein spezielles Verhältnis zur Natur. Vergessen hatte er das Problem mit Parian. Seine neuen Freunde waren ihm mit einem mal egal. Er hatte selbst vor dem Tod keinen Respekt mehr. Der einzige Sinn seines Daseins war Ravanna. Er hatte nicht einmal mehr eigenständige Gedanken.
„Ich habe eine Aufgabe für dich", hauchte sie ihm ins Ohr.
„Was soll ich tun?", fragte er, sank dabei unterwürfig in die Knie.
Ravannas Augen blitzten triumphierend auf.
„Geh zurück ins Dorf. Der Halbelf und die junge Frau, deine ehemalige Weggefährtin, besitzen Artefakte. Bring sie mir."
Rah'ųn verbeugte sich vor ihr.
„Natürlich meine Liebste. Aber wie soll ich sie ihnen stehlen und woher weiß ich, was ein Artefakt ist und was nicht?", fragte er.
„Mein lieber Rah'ųn, kennst du denn nicht deine Magie? Ich kann sie schon meilenweit erkennen. Sie ist sehr stark. Du besitzt die Fähigkeit, die Stimmungen der Menschen in deiner Umgebung zu beeinflussen. Bis jetzt hast du diese Magie unbewusst angewendet, es ist kein Zufall, dass alle sofort Freundschaft mit dir schließen und dir vertrauen. Nutze deine Begabung, zwinge dem Halbelfen und der Frau eine Stimmung auf, die es dir ermöglicht ihnen die Artefakte abzunehmen. Manipulier sie. Du bist nicht in der Lage, Artefakte zu erkennen, also nimm ihnen alle Gegenstände ab, die sie bei sich tragen. Und jetzt geh!", befahl Ravanna.
Rah'ųn nickte ergeben, stand wieder auf, küsste ihren Handrücken und machte sich sofort auf den Weg zurück ins Dorf. Nicht eine Sekunde zweifelte er an seiner neuen Aufgabe.
Als er verschwunden war, verwandelte Ravanna sich wieder zurück in einen Panther. Sie hatte einen neuen Plan und diesmal würde er aufgehen.

Dem Bösen auf der Spur

Rah’ụn machte sich auf den Rückweg zum Dorf der Katzen. Sein Auftrag stand im klar vor Augen: Finde Parian und Ebô’ney, nimm ihnen so viele persönliche Gegenstände ab wie möglich und bringe diese zu Ravanna zurück. Zumindest bei Ebô’ney dürfte das nicht sonderlich schwer werden. Sie vertraute ihm und ließ ihn nahe genug an sich heran, um zum Erfolg kommen zu können. Wenn er einem brütenden Vogel das Ei aus dem Nest nehmen konnte, dann würde es ihm auch gelingen Ebô’ney etwas abzuluchsen, dass sie am Körper trug. Wenn sie diese Artefakte überhaupt am Körper trug. Vielleicht kam er ja auch mit der Durchsuchung ihres Zimmers weiter. Und dann würde er zu Ravanna gehen, ihr die Artefakte bringen, die sie so dringend brauchte und sie würde ihn loben, ihn vielleicht sogar belohnen. Er wäre ja schon glücklich, wenn sie ihn nur noch ein einziges mal so berührte, wie sie es getan hatte. Noch jetzt glaubte er dieses seltsame Prickeln zu fühlen, dass ihre zarten Finger auf seiner Haut hinterlassen hatten. Plötzlich hielt ihn jemand am Arm fest. Er wollte sich losmachen, da erkannte er Ebô’ney.

„Was ist los mit dir, Rah’ụn? Warum antwortest du mir nicht?“

„Verzeih“, entschuldigte er sich mit seinem schönsten Lächeln, „aber ich war in Gedanken.“

„Das müssen aber sehr tiefgründige Gedanken gewesen sein. Sag, hast du die Bestie erlegt?“

Große Augen sahen ihn fragend, fast flehend an. Er verkniff sich gerade eben noch zu fragen, welche Bestie sie meinte. Denn es war ihm völlig entfallen, dass seine hoch verehrte Königin jene Bestie verkörperte, die ganz Atlantis in Angst und Schrecken versetzt hatte. Für einen Moment huschte das Bild des verletzten Schäfers durch seine Gedanken und beinahe erlebte er wieder den Zorn und den Hass, den er der unbekannten Bestie entgegengebracht hatte. Doch dann sah er wieder Ravanna, mit ihrer beinahe göttlichen Schönheit und er war sich sicher: Der Schäfer war an seinem Unglück selber Schuld.

„Ich habe die Spur erneut verloren“, gestand Rah’ụn, nicht zuletzt um seine neue Herrin zu beschützen. „Ich bin gerade auf dem Weg zu Nemo, um ihm Bericht zu erstatten. Ich habe eine Vermutung, wo die Bestie das nächste Mal zuschlagen wird. Allerdings brauche ich dafür neue Waffen und eventuell auch Unterstützung. Doch das kann ich erst sagen, wenn ich von Nemo und dem Schäfer noch ein paar Informationen erhalten habe.“

„Ich fürchte, das wird nicht möglich sein“, erwiderte Ebô’ney traurig. „Edvin ist kaum noch bei Bewusstsein. Es scheint, als würde erneut etwas die Heilkräfte der Katzen blockieren. Sie schaffen es einfach nicht, ihn zu heilen. Und Nemo... Nun, er ist auch nicht wirklich in der Lage ein langes Gespräch zu führen. Die Geschichte mit Edvin hat ihn doch sehr mitgenommen.“

Es dauerte einen Moment, bis Rah’ụn begriff, dass Edvin der Schäfer war.

„Nun, ich werde mein Glück im Kristallpalast versuchen und wenn es nicht klappt, dann werde ich mir etwas anderes überlegen.“

Sie trennten sich, denn Ebô’ney wollte tiefer in den Wald hinein. Sie war auf der Suche nach einem ganz besonderen Holz. Rah’ụn verstand nicht so recht, was sie mit den Worten meinte, eine Wiege könne nur aus diesem einen Baum gefertigt werden. Er hatte diese spezielle Seite von Ebô’ney nie ganz verstanden. Die Dinge mussten in erster Linie zweckmäßig sein, Schönheit oder Aberglauben waren irrelevant.

Er hatte in der Tat kein Glück im Kristallpalast. Nemo schlief und der Schäfer war, wie Ebô’ney vorhergesagt hatte, nicht ansprechbar. So ging Rah’ụn über den Markt zurück. Der Weg über den Kristallpalast war ein großer Umweg gewesen, den er hatte in Kauf nehmen müssen, um seine Glaubwürdigkeit zu bewahren. Während er sich durch die engen Gassen schob, legte er sich

einen Plan zurecht, wie er die Bestie von Atlantis sterben lassen konnte, ohne Ravanna zu gefährden. Er hoffte, seine Angebetete würde diesem Plan zustimmen.
Ein Obstverkäufer erregte seine Aufmerksamkeit. Rah'ụn erinnerte sich daran, dass er sich mit Parian und dem kleinen Affen hatte aussöhnen wollen. Er trat also vor die Marktfrau und tauschte ein ledernes Schutzamulett gegen ein paar Bananen ein. Und als hätte sich das Glück vorgenommen, ihm doch noch hold zu sein, lief er Parian über den Weg, kaum dass er die Stadt verlassen hatte.
„Hallo Parian", grüßte Rah'ụn freundlich. Es fiel ihm schwer, sich nicht über die unfreundliche Erwiderung des Grußes zu ärgern. „Hör mal", fuhr Rah'ụn fort, „ich weiß, wir hatten einen etwas unglücklichen Start. Ich würde mich gerne dafür bei dir entschuldigen. Und selbstverständlich tut es mir auch sehr leid, dass ich den kleinen Affen so unsanft angepackt habe. Aber du musst wissen, als Ebô'ney das letzte mal in meiner Gegenwart so laut geschrien hatte, ging es um Leben und Tod und da habe ich wohl ein bisschen überreagiert. Es tut mir wirklich, wirklich leid. Ich habe deinem kleinen Freund auch etwas mitgebracht!"
„Das kannst du dir schenken!", schrie Parian und schlug Rah'ụn die Bananen aus der Hand. „Papu ist tot, genauso, wie du es dir gewünscht hast. Ich pfeife auf deine schönen Worte und auch auf deine dämlichen Geschenke. Papu mochte keine Bananen!"
Mit diesen Worten rannte Parian davon und ließ einen ziemlich verwirrten Rah'ụn zurück. Ihm war noch nie mit so viel offenem Hass entgegengebracht worden. Warum wirkte seine Kraft nicht auf Parian? Er beschloss der Sache am Abend auf den Grund zu gehen. Aber vorher würde er sich um die Artefakte kümmern.

***

Shah Rukh fühlte sich zum ersten mal wirklich unwohl auf Atlantis. Er haderte mit sich und seinen Gefühlen, fragte sich, warum sein Verhältnis zu Parian in den letzten Wochen so schlecht geworden war. Irgendwo ahnte er, dass es etwas mit Rah'ụn und Parians Abneigung gegen ihn zu tun haben musste. Warum war Parian der einzige im Dorf der Katzen, der Rah'ụn nicht leiden konnte? Lag es wirklich nur daran, dass er in ihm einen Rivalen um die Liebe zu Ebô'ney sah? Oder gab es etwas anderes, dass nur ein Halbelf mit seinen geschärften Sinnen wahrnehmen konnte?
Was Shah Rukh so sehr bekümmerte war die Tatsache, dass sich das Verhältnis zu seinem Bruder merklich abgekühlt hatte. Dabei verstand er gar nicht warum. Shah Rukh hatte schon so oft in Ruhe mit Parian reden wollen, doch irgendwie kam immer wieder etwas dazwischen. Wie oft hatte er schon den festen Vorsatz gefasst, sich mit Parian auszusprechen und dann war plötzlich alles wie weggewischt und Rah'ụns Geschichten interessanter gewesen.
Seufzend betrat Shah Rukh den Pavillon. Er hatte in seiner Hose einen Knopf gefunden, den er nun seiner Sammlung hinzufügen wollte. Er hatte schon so lange keinen Knopf mehr von seinem Bruder bekommen, dass dieser Knopf etwas ganz besonderes für ihn war. Mit viel Liebe suchte er den richtigen Platz im Paravent für den Knopf aus und weil er müde war, legte er sich noch etwas hin.
„Wer ist da?", schreckte Shah Rukh aus wirren Träumen hoch.
„Ich bin es, Rah'ụn."
„Ach so", gähnte Shah Rukh und wollte schon weiterschlafen, da fiel ihm etwas auf. „Was machst du da eigentlich mit meinem Kübel?"
„Was?" Rah'ụn wirkte ertappt. „Ach so, du meinst die Vase! Parian hat mich gebeten die Knöpfe

einzusammeln. Er sagte, er brauche sie ganz dringend.“
„Das glaube ich nicht! Er hat mir die Knöpfe geschenkt und er würde sie niemals wieder an sich nehmen. Sag mir sofort, was du mit meinen Knöpfen willst!“
„Parian hat mich gebeten, die Knöpfe einzusammeln, weil er sie braucht“, wiederholte Rah’ụn eindringlich und benutzte zum ersten mal bewusst seine Fähigkeiten.
„Oh... Natürlich. Wenn Parian das so gesagt hat, wird es wohl richtig sein“, stammelte Shah Rukh verwirrt und legte sich wieder schlafen. Er hoffte, die Kopfschmerzen würden bald wieder verschwinden.

***

Er stand am Strand von Atlantis, aber die Silhouette der Stadt hatte sich verändert. Da er nicht wusste, was er tun sollte, lenkte er seine Schritte in Richtung der Stadt, die ihn wie magisch anzog. In den Straßen verstärkte sich der fremde Eindruck. Die Häuser zeugten von einem anderen Baustil, als er in seiner Zeit auf Atlantis vorherrschte. Auch war der Kristallpalast nicht das einzige Gebäude aus Kristall. Ein paar Häuser waren komplett aus diesem Material gebaut, bei anderen bestand nur eine Wand daraus. Ein paar mal hatte er den Eindruck, als habe man eine Kristallruine mit weißem Marmor wieder aufgebaut.
Er war so sehr von der seltsamen Architektur gefesselt, dass ihm erst spät auffiel, wie allein er in den engen Gassen war. Um so aufmerksamer wurde er, als er plötzlich eine Bewegung wahrnahm. Er beschleunigte seine Schritte. Aber mehr als einen flüchtigen Blick auf wehenden Chiffon bekam er nicht zu sehen, zu verwinkelt waren die Gassen. Endlich erreichte er den großen Platz vor dem Kristallpalast.
„Wer bist du? Warum läufst du vor mir weg?“, rief er und seine Stimme klang seltsam verloren. Anstatt ihm zu antworten, wandte sich die geheimnisvolle Fremde um. Er war sofort von ihrer Schönheit gefangen. Langes, blondes Haar umschmeichelte ein feingeschnittenes Gesicht, aus dem ihm mandelförmige, rehbraune Augen traurig entgegenblickten. Ein kupferfarbener Anhänger beherrschte das Dekolleté, das von dem engen Oberteil perfekt zur Geltung gebracht wurde. Mehrere Lagen Chiffon umschmeichelten die wohlgeformten Beine.
„Wer bist du?“, wiederholte er.
Die roten Lippen bewegten sich, doch er vernahm keinen Laut. Die unbekannte Schönheit versuchte es erneut, ebenfalls ohne Erfolg. Die Verzweiflung, die sich in ihrem Gesicht abmalte, schmerzte ihn.
„Wie kann ich dir helfen?“, versuchte er es mit einer anderen Frage.
Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. Dankbar ergriff sie seine Hände, die sich blass von seiner braunen Haut abhoben. Noch nie hatte er eine Frau mit so blasser Haut gesehen. Noch einmal versuchte sie ihm ihren Namen mitzuteilen. Er begann zu ahnen, dass dies mehr als ein normaler Traum war.
„Bitte verzweifle nicht. Ich werde dir helfen, wenn ich kann. Wenn nicht bei dieser Begegnung, dann vielleicht bei unserer nächsten.“
Dankbar verbeugte sie sich vor ihm und hob seine Hände an ihre Stirn.
„Mein Name ist Lady Ilyana...“

***

Karan erwachte und sah sich verwundert um. Es fiel ihm schwer zu begreifen, dass er plötzlich

wieder im Amphitheater von Atlantis saß. Nur ein paar Schritte von ihm entfernt diskutierte sein Vater Yash noch immer mit Agahta Christie und William Shakespeare über das neue Stück, dass in diesem Theater demnächst aufgeführt werden sollte. Die Diskussion verlief schon seit über einer Stunde im Kreis und so war es kein Wunder, dass Karan sich in einen Traum geflüchtet hatte. Aber war es wirklich nur ein Traum gewesen? Wenn ja, woher kam dann der rote Chiffongürtel in seinen Händen? Karan war sich absolut sicher, dass Lady Ilyana ihn zu ihrem weißen Kleid getragen hatte.
Lady Ilyana...
Wer war sie?
Warum wirkte sie so traurig?
Wie konnte er ihr helfen?
Ob es wohl in der Bibliothek von Atlantis Informationen über sie gab?
Karan beschloss diesem Geheimnis auf den Grund zu gehen. Er verabschiedete sich von seinem Vater, der so sehr mit seinem Projekt beschäftigt war, dass er seinen Sohn kaum bemerkt hatte. Karan war ihm jedoch nicht böse deswegen. Er war einfach nur glücklich, dass sein Vater hier einen Platz gefunden hatte, wo er glücklich weiter leben konnte.

***

Rah'ųn hatte die Knöpfe zu seiner Göttin Ravanna gebracht und gehofft, von ihr belohnt zu werden. Doch statt einer Belohnung erwarteten ihn Schläge.
„Was soll ich denn mit diesem Schrott?", schrie ihm die Angebetete entgegen, schlug ihn zu Boden und trat noch einmal nach. „Du solltest mir Artefakte bringen und keine lausigen Knöpfe!"
„Aber sie gehörten alle Parian, Herrin. Da dachte ich..."
„Du sollst nicht denken, du dreckiges Stück Mist!"
„Aber Herrin, ich weiß doch nicht, wie ein Artefakt aussieht. Bitte verzeiht mir meinen Fehler!"
Ravanna schrie wutentbrannt auf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und raufte sich die Haare. „Wie konnte ich mir nur so einen unfähigen Gehilfen suchen! Du solltest wissen, dass selbst so ein Idiot wie Parian etwas Wertvolles wie die Artefakte nicht einfach offen herumliegen lässt. Man wird ihm gesagt haben, wie wichtig die Artefakte sind. Du musst näher an ihn heran, versuchen ihn dazu zu bringen dir das zu geben, was ihm wichtig ist. Benutze deine Macht! Wozu hast du denn die Gabe der Beeinflussung?"
„Ich werde mein Bestes geben, Herrin. Ich tue für euch alles, was ihr verlangt, aber bitte seid mir nicht mehr böse!"
Ravanna atmete tief durch. Ihr verzerrtes Gesicht glätte sich wieder und sie gewann ihre unwiderstehliche Schönheit zurück.
„Ich will mal nicht so sein. Du hast ja Recht, du kannst nicht wissen, was ein Artefakt ist. Es ist nur so, dass diese Artefakte so unglaublich wichtig für mich sind. Verstehst du das?" Sie nahm sein Kinn in eine Hand und zog sein Gesicht ganz nah an ihres heran. „Ich muss diese Artefakte haben, sonst kann ich nicht überleben. Und du willst doch nicht, dass ich sterbe, oder?"
Ihre Lippen waren so dicht an seinen, dass Rah'ųn die Bewegung beim Sprechen zu spüren glaubte.
„Bitte lasst mich nicht alleine, Herrin", flüsterte er heiser vor Erregung. „Ich brauche Euch genauso sehr, wie Ihr die Artefakte braucht. Ich kann nicht mehr ohne Euch leben, Herrin!"
Ravanna lächelte kalt und schenkte ihm einen Kuss, der ihn noch stärker an sie band. Es gefiel

Ravanna, dass selbst eine so starke Persönlichkeit wie Rah'ųn ihr nicht widerstehen konnte. Damit bewies sich einmal mehr, dass sie zur richtigen, zur mächtigeren, Seite von Atlantis gehörte. Nichts und niemand würde sie aufhalten können, davon war sie fest überzeugt!
„Verzeiht, Herrin, aber da gibt es noch ein winzig kleines Problem", wagte Rah'ųn die Stimme zu erheben.
„Welches?", gab Ravanna ungehalten zurück.
„Euer anderes Ich, der Panther, er darf nicht mehr auf Atlantis jagen."
„Was?" Erneut verzerrte sich ihr Gesicht zu einer Maske des Zorns. „Du wagst es *mir* Vorschriften zu machen?"
„Das würde ich niemals wagen, Herrin. Es ist nur so, dass ich ausgesandt wurde um die Bestie von Atlantis zu erlegen. Wenn ich das nicht tue, wird man mir nicht mehr vertrauen."
„Aber ich muss jagen um meine Energiereserven aufzufüllen. Nur die Artefakte können mich von der Notwendigkeit der Jagd befreien."
„Wie könnt Ihr Energie aus der Jagd gewinnen, wenn Ihr Eure Beute nicht verzehrt?"
„Ich muss meine Beute nicht verzehren. Es reicht, sie in Panik zu versetzen und zu erlegen. Denn ich ernähre mich von der Lebensenergie der Tiere und von ihrer Angst."
„Wäre es Euch auch möglich, Eure Energie von jemand anderem zu erhalten? Von mir, zum Beispiel?"
Ravanna überlegte. Die Jagd bereitete ihr großen Spaß, den sie nicht missen wollte. Auf der anderen Seite verstand sie Rah'ųns Argumente. Er durfte das Vertrauen der anderen nicht verlieren.
„Nun, du verfügst über ein starkes magisches Potential. Ich denke, es könnte funktionieren. Hast du eine Idee, wie wir meinen Tod entsprechend inszenieren können?"
Jetzt schlug seine große Stunde. Er legte ihr seinen Plan dar und erntete am Ende sogar ein Lob und einen weiteren Kuss. Er merkte nicht, wie Ravanna ihm dabei bereits seine Lebensenergie entzog.

***

Am Abend trafen sich alle im Pavillon. Ebô'ney berichtete, dass sie Rah'ųn gesehen und kurz gesprochen hatte. Die Nachricht, dass die Bestie von Atlantis noch immer ihr Unwesen trieb, beunruhigte sie alle. Doch schnell fanden sich andere Themen, die weniger furchteinflößend waren. Man vertraute auf Rah'ųn und sein Geschick als Jäger. Bestimmt war er schon längst wieder auf der Spur der Bestie und würde ihnen bald den Beweis für ihren Tod bringen.
Parian war der einzige, der nicht an die Wunderkräfte von Rah'ųn glaubte. Aber was sollte er tun? Erneut versuchen die anderen davon zu überzeugen, dass er ihm nicht traute? Er kannte die Antwort, die man ihm geben würde bereits auswendig. Er sei ja nur eifersüchtig, weil Ebô'ney sich eher Rah'ųn zuwendete als ihm. Zu allem Überfluss waren auch noch alle seine Knöpfe verschwunden. Shah Rukh hatte doch tatsächlich die Frechheit besessen zu glauben, er habe Rah'ųn beauftragt die Knöpfe zu holen. Als ob er dem Blödmann seine größten Schätze anvertrauen würde. Ausgerechnet Rah'ųn! Wie hatte Shah Rukh das bloß annehmen können? Parian wusste, dass Shah Rukh diese Knöpfe einmal sehr viel bedeutet hatten. Dass er sie widerstandslos an den Feind abgetreten hatte, kam Parian einem Verrat gleich.

***

Wie alle Bauern lebte auch Toireann Toiseach neuerdings in Angst um seine Herde und sein eigenes Leben. Niemand schien mehr sicher vor der Bestie von Atlantis zu sein. Edvins Geschichte hatte schnell die Runde gemacht. Kein Bauer, Hirte oder Farmer traute sich mehr ohne Waffen zu seinen Herden. So griff auch Toireann Toiseach zu den Waffen seiner keltischen Ahnen, bevor er hinaus auf die Weide ging. Zwar war erst früher Abend, und die bisherigen Angriffe hatten alle bei Nacht stattgefunden, aber man konnte nie wissen. Die Lochaber Axt, eigentlich eine Waffe gegen berittene Soldaten, gab ihm die Sicherheit sich auch auf Distanz gegen die Bestie zu wehren, der Dirk, ein typisch schottischer Dolch, war eher für den Nahkampf geeignet. Während seiner Jugend in den schottischen Highlands hatte Toireann Toiseach so viele feindliche Soldaten mit diesen Waffen besiegt, dass er sich sicher genug fühlte hinauszugehen. Die Bestie, die einem gestandenen schottischen Soldaten gefährlich werden konnte, musste erst noch geboren werden!
Wie sein Freund Edvin hatte auch er sich auf die Schafzucht verlegt. Er bedauerte es sehr, dass Edvins Herde nicht mehr lebte. Sie hatten oft ihre Zuchtböcke ausgetauscht und beide Herden waren berühmt für ihre weiche Wolle. Es beunruhigte ihn sehr, dass es keine Nachricht über den genauen Gesundheitszustand seines Freundes gab. Er hatte weder die Zeit in den Kristallpalast zu gehen noch eine Frau, die das für ihn hätte erledigen können. Seine geliebte Ceinwen war während der Geburt ihres einzigen Kindes an zu großem Blutverlust gestorben. Selbst die Katzen hatten ihr nicht mehr helfen können. Zu allem Unglück folgte ihr der eher schwächliche Knabe wenig später. Toireann Toiseach hatte noch nicht einmal Gelegenheit gehabt, ihm einen Namen zu geben.
Er spürte die Unruhe seiner Herde sofort. Es war, als hätten seine düsteren Gedanken das Ungeheuer angezogen. Er erschrak als er sah, wie groß sein Gegner war. Groß und schwarz wie die Nacht. Gelbe Augen funkelten ihn böse an. Er glaubte deutlich die Mordlust darin zu erkennen. Mit einem Schlag erkannte Toireann Toiseach, dass seine Waffen nichts gegen diese Bestie auszurichten vermochten. Selbst seine mächtige Lochaber Axt schien wirkungslos. Sobald die Bestie in ihre Reichweite kam, war Toireann Toiseach bereits verloren. Er schickte ein Stoßgebet zu jenen Göttern, die seine Vorfahren verehrt hatten, nicht sicher, ob er erhört werden würde. Vielleicht war es gar nicht so schlecht, endlich seiner geliebten Ceinwen folgen zu dürfen. Er lebte schon viel zu lange ohne sie...
Das wütende Fauchen der Bestie holte ihn in die Wirklichkeit zurück. Ein Fremder stand vor ihm, eine schreckliche Waffe in der Hand. Sie glich einem Langbogen, doch an den Enden waren scharfe Messer angebracht. Nur langsam begriff Toireann Toiseach, dass dieser Mann gekommen war um ihn vor der Bestie zu retten.
Es war ein schneller, aber harter Kampf, den die Bestie nicht überlebte. Aber auch der Fremde blieb nicht ohne Verletzungen. Seine Kleidung hing in Fetzen und blutige Striemen überzogen Rücken und Beine. Der Schafhirte untersuchte ihn sofort, aber zum Glück schienen die Kratzer nicht gefährlich zu sein. Trotzdem riet er seinem Retter, sich von den Katzen untersuchen zu lassen. Zum Beweis, dass er die Bestie tatsächlich getötet hatte, schnitt der Retter ihr Ohren, Krallen und Zähne ab, bevor er den Kadaver zusammen mit Toireann Toiseach unter einem Baum vergrub.

***

Die Nachricht vom Tod der Bestie verbreitete sich wie ein Lauffeuer und erreichte die Freunde im Pavillon noch vor dem Ende des Abendessens. Auf der einen Seite freute sich Parian darüber,

dass niemand mehr verletzt oder getötet werden konnte. Auf der anderen Seite nervte es ihn, dass Rah'ųn von allen zum Helden erkoren wurde. Zwar war es eine großartige Leistung, diese Bestie zu töten, aber musste man darum so viel Theater machen? Zu allem Überfluss bekam er jetzt auch noch unerträgliche Kopfschmerzen.

***

Rah'ųn versteckte sich in der Nähe des Pavillons. Er war so schnell zurück gerannt, dass niemand merken würde, wenn er nicht auf direktem Weg zum Kristallpalast ging. Er konzentrierte sich so stark er nur konnte auf den Halbelfen, suggerierte ihm, dass er die Artefakte zu einem bestimmten Baum im Wald bringen sollte. Er spürte, wie magische Energie seinen Körper verließ und ihren Weg zu Parian suchte. Gleich würde sie ihn erreicht haben und dann war er nur noch wenige Schritte von seinem Glück mit Ravanna entfernt.
Mit einem Mal zuckte Rah'ųn zusammen. Etwas stoppte seine magische Energie, was ihm starke körperliche Schmerzen bereitete. Keuchend schnappte er nach Atem, spürte, wie ihm etwas jegliche Energie entzog. Er war unfähig sich auf den Beinen zu halten und sank auf die Knie. Später kam er zu dem Schluss, dass ihm dieser Kniefall vermutlich das Leben gerettet hatte. Denn ohne Vorwarnung wurde die magische Energie, die er ausgesandt hatte, auf ihn zurückgeschleudert und traf ihn so hart wie eine Wand aus Kristall. Hätte er noch gestanden, sein Körper wäre zerfetzt worden. Ohnmächtig sackte er zusammen.

***

Shah Rukh lag noch lange wach. Lag es an seinem ausgiebigen Nickerchen am Vormittag oder an den Gedanken, die ihn nicht zur Ruhe kommen lassen wollten?
Er konnte Parians Gesichtsausdruck nicht vergessen, als er ihn nach den Knöpfen gefragt hatte. Das war echte Enttäuschung gewesen. Warum hatte es ihn so wenig berührt? War Parian nicht sein Bruder? Shah Rukh erinnerte sich noch sehr genau an das Glücksgefühl, als ihm gewahr wurde, dass Parian ebenfalls Meers Sohn war, sein Bruder, ein weiteres Mitglied seiner Familie, die leider sehr klein geworden war. Wie viel Spaß hatten sie gehabt, als sie über ihren Vater sprachen, neue Seiten an ihm entdeckten und lieb gewonnene Gewohnheiten vom anderen bestätigt bekamen. Oh ja, er konnte sich sehr gut an dieses wundervolle Gefühl erinnern. Und wusste dennoch nicht zu sagen, wo und warum es auf der Strecke geblieben war.
Ob Parian Recht hatte? Lag es wirklich nur an Rah'ųn? Wenn Shah Rukh ehrlich mit sich selber war, dann musste er zugaben, dass der Bruch in etwa mit dem ersten Auftauchen von Rah'ųn zusammenfiel. Was war geschehen? Warum hatte er einem Fremden mehr vertraut, als dem eigenen Bruder? Warum hatte er die Knöpfe nicht besser verteidigt? Er vermochte sich an jeden einzelnen Knopf zu erinnern, wann und wo Parian ihn geknopft hatte und was er in diesem Moment gefühlt hatte.
Ein seltsames Geräusch ließ Shah Rukh aufhorchen. Es klang, als würde jemand heimlich durch die Nacht schleichen. Shah Rukh hielt den Atem an. Er hörte, wie jemand den Pavillon betrat, beobachtete wie er sich kurz umsah und zielsicher auf Parians Lager zuging. Täuschte er sich oder drückte der Fremde Parian ein Kissen auf das Gesicht?
Shah Rukh zögerte nicht lange. Mit einem Satz war er aus dem Bett und stürzte sich auf den Angreifer. Da dieser gebeugt stand gelang es Shah Rukh, ihm einen Arm um den Hals zu legen. Das zwang den anderen von Parian abzulassen. Wütend fuhr er herum und schleuderte Shah

Rukh über die Schulter zu Boden. Geistesgegenwärtig rollte Shah Rukh sich zur Seite. Die Faust des anderen krachte nur wenige Zentimeter neben Shah Rukhs Gesicht auf den Boden. Shah Rukh nutzte die Gelegenheit, um wieder auf die Füße zu kommen und seine Position zu verbessern. Es gelang ihm erneut, den anderen zu packen. Es kam zu einem zähen Ringen, bei dem Shah Rukh mit Geschick ausglich, was sein Gegner ihm an Kraft überlegen war. Dabei kam ihm die Stunterfahrung aus seinen Filmen zu gute. Es gab sogar einen Moment, da hatte Shah Rukh das Gefühl, er könne den Kampf gewinnen. Anscheinend sah das auch sein Gegner so, denn er begann zu unfairen Mitteln zu greifen. Der erste Stich traf Shah Rukh am Oberschenkel. Warm und klebrig lief ihm das Blut am Bein herab. Für einen kurzen Moment gab das verletzte Bein nach. Doch Shah Rukh gab nicht auf. Denn der Angreifer stand schon wieder an Parians Bett und drückte ihm erneut das Kissen auf das Gesicht. Wieder versuchte Shah Rukh ihn davon abzuhalten. Den Messerstich im Arm spürte er gar nicht, so sehr stand er unter Adrenalin. Erst als sich das Messer tief in seine Seite bohrte gelang es ihm nicht mehr sich auf den Beinen zu halten. Im Sturz riss Shah Rukh den Paravent mit sich, der krachend zu Boden fiel und endlich auch die anderen weckte. Jemand rief seinen Namen, ein anderer kümmerte sich um Parian, der hustend erwachte. Sein besorgter Schrei war das Letzte, was Shah Rukh hörte.

***

Schmetterling und Eichhörnchen tollten über den Strand. Der Streit um Papu und die Verfolgungsjagd des Panthers waren vergessen. Der Strand erschien ihnen in diesem Moment der schönste und sicherste Ort von ganz Atlantis zu sein. Sie waren dem geheimnisvollen Ruf gefolgt, dem sie einfach nicht widerstehen konnten. Etwas an diesem Strand wirkte auf sie wie eine starke Droge und wie ein Süchtiger merkten sie nicht, in welcher Gefahr sie eigentlich schwebten. Als sie den schwarzen Panther bemerkten, der ruhig in einer kleinen Bucht auf seine Beute wartete, war es zu spät und die Falle längst zugeschnappt.
›Sieh an, meine Lieblingsopfer‹, schnurrte die Raubkatze genüsslich und leckte sich gelangweilt eine Pfote. ›Ich denke, ihr wisst genau, wer ich bin und warum ich euch vernichten muss. Ich kann einfach nicht zulassen, dass ihr den kleinen Halbelfen und seine Angebetete Waldläuferin weiterhin beschützt. Wie soll denn mein Liebling eine Chance haben, wenn euer Schutzschild ihn daran hindert an Parian heranzukommen? Obwohl, ein kleines Lob muss ich euch ja schon aussprechen. Ich hätte nicht gedacht, dass der olle Gill in der Lage ist, solch ein starkes Schutzfeld zu errichten.‹ Die Raubkatze erhob sich und kam mit gelassenen Schritten näher.
›Vielleicht sollte ich meinem Herrn sagen, dass er den kleinen Gill nicht unterschätzen soll. Es ist nie gut, seinen Gegner zu unterschätzen. Aber lassen wir das Geplänkel. Tatsache ist, dass ihr beide verschwinden müsst. Sagt, wollt ihr direkt aufgeben oder gönnt ihr mir das Vergnügen einer Jagd?‹
Schmetterling und Eichhörnchen waren auf einem Schlag wieder nüchtern. Obwohl sie wussten, dass sie kaum eine Chance gegen den mächtigen Panther hatten, suchten sie ihr Heil in der Flucht. Alles war besser als sich einfach zu ergeben!
Die Bucht, in der sie sich befanden hatte nur einen Ausgang: Das offene Meer. Ohne zu zögern sprangen Eichhörnchen und Schmetterling in die Fluten. Als Clownsfische versuchten sie dem Avatar ihres Feindes zu entkommen. In den flachen Küstengewässern gelang ihnen diese Flucht auch noch sehr gut. Aber gegen einen Hai hatten sie im tiefen Wasser keine Chance. Zitternd versteckten sie sich zwischen anderen Clownsfischen, die in einem Korallenriff nach Nahrung suchten. In ruhigen Kreisen zog der Hai um das Riff. Er war sich seiner Beute sicher, konnte sich

Zeit lassen. Gemütlich tauchte er etwas tiefer und begann einen Clownsfisch nach dem anderen zu fressen. Immer näher kam er den Avataren. Láylà drängte sich immer stärker an Gismeau, suchte einen Schutz, den er ihr nicht geben konnte. Oder vielleicht doch?
Gismeau war es Leid, vor dem unheimlichen Gegner davonzulaufen. Er hatte Papu schon beim Sterben zusehen müssen. Láylàs Tod war etwas, das er nicht auch noch sehen wollte. Er schwamm hinter das Riff, so dass der Hai seine Verwandlung nicht sehen konnte. Deutlich spürte er die Angst seiner Partnerin, denn der Hai kam immer näher. Nur noch wenige Meter trennten ihn von seinem Opfer, da schoss plötzlich ein Delfin hinter dem Riff hervor und stieß ihn hart mit der Schnauze in die Seite. Wütend versuchte der Hai den Delfin zu beißen, bekam das wendige Tier jedoch nicht zu fassen. Erneut stieß die Schnauze hart in seinen Bauch. Der Hai sank taumelnd in die Tiefe.
Jetzt begriff auch Láylà, dass sie nicht so wehrlos waren, wie sie glaubte. Auch sie verwandelte sich in einen Delphin und ging zum Angriff über. Sie legte all ihre Wut und Trauer hinein und es war eine große Befriedigung, als sich Blut im Wasser ausbreitete, das weder zu ihr noch zu Gismeau gehörte. Glücklich aber erschöpft kehrten sie nach Hause zurück. Sie wussten, dass sie zwar die Schlacht, nicht jedoch den Krieg gewonnen hatten. Aber wenigstens wussten sie jetzt auch, dass sie selbst gegen den mächtigen Roog eine Chance hatten.

***

Shah Rukh erwachte nur langsam. Mühsam schlug er die Augen auf, seine Lider schienen schwer wie Blei. Er versuchte sich aufzurichten, sank jedoch stöhnend wieder in die Kissen. Beißender Schmerz breitete sich in seiner rechten Seite aus und ihm wurde schwindelig. Es war wohl besser, wenn er ruhig und mit geschlossenen Augen liegen blieb. Langsam verschwand der Schwindel, die Schmerzen blieben.
„Du hast sehr viel Blut verloren“, hörte er eine vertraute Stimme, die seltsam distanziert klang. „Die Katzen sagen, es wird noch eine Weile dauern, bis du wieder auf den Beinen bist.“
„Parian“, brachte Shah Rukh mühsam über die Lippen.
„Ja.“
„Wer...?“
„Das kann ich dir leider nicht sagen. Wir wissen nicht, wer in den Pavillon eingedrungen ist. Niemand hat ihn erkannt und es gab leider kaum verwertbare Spuren.“
„Du... sagst.... nicht... die Wahrheit“, gab Shah Rukh einem vagen Gefühl Ausdruck. Er hörte, wie Parian unschlüssig seufzte. „Sag es mir“, forderte er leise aber mit Nachdruck.
„Das hier“, Parian drückte Shah Rukh einen kleinen Gegenstand zwischen die Finger, „habe ich in deiner Hand gefunden.“ Ohne ein weiteres Wort verließ er das Zimmer. Shah Rukh fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf.
Beim nächsten Erwachen fühlte er sich zwar immer noch schwach, aber schon ein bisschen besser. Es gelang ihm zumindest die Augen längere Zeit offen zu halten. Gerne hätte er noch ein paar Worte mit seinem Bruder gewechselt, aber er war alleine. Da bemerkte er den Gegenstand in seiner Hand und hob ihn schwerfällig vor die Augen. Shah Rukh erkannte einen kleinen silbernen Anhänger, dessen Form ihn entfernt an jenen Schriftzug erinnerte, mit dem Moslems Allahs Namen schrieben. Er selbst trug oft einen Anhänger mit dem Namen Allahs um den Hals. Das Denken fiel ihm noch schwer, deshalb kam er nicht sofort darauf, wo ihm dieser Anhänger hier auf Atlantis begegnet war. Irgendwo, am Rande seines Denkens, lauerte die Erinnerung, die er suchte und die sich immer wieder seinem Zugriff entzog. Über den Versuch sich zu erinnern

schlief er wieder ein.
Im Traum sah er, wonach er suchte: einen schwarzen Umhang, der vorne von einer silbernen Spange gehalten wurde. Die Form dieser Spange erinnerte ihn an den Namen Allahs. Langsam wanderte sein Blick nach oben, damit er das Gesicht der Person sehen konnte, die den Umhang trug.
„Rah'ụn!“ Shah Rukh erwachte von dem Klang seiner eigenen Stimme. Mühsam versuchte er seinen raschen Atem und die Aufregung der Erkenntnis in ihm zu beruhigen. Er fühlte sich bereits wesentlich besser, die Schmerzen hatten deutlich nachgelassen. Wie lange hatte er geschlafen?
„Dann erkennst du den Anhänger also auch?“
„Woher hast du ihn, Parian?“
„Ich habe ihn in deiner Hand gefunden“, wiederholte der Halbelf geduldig. „Direkt nach dem Kampf mit dem Unbekannten.“ Mehr sagte er nicht, überließ Shah Rukh seinen eigenen Gedanken.
„Bist du mir böse, chote bhai[3]?“
Es tat so gut, die vertraute Anrede endlich wieder aus seinem Mund zu hören!
„Warum sollte ich dir böse sein?“
„Weil ich dich so schlecht behandelt habe, seit Rah'ụn zu uns gekommen ist. Bitte glaube mir, ich habe keine Ahnung, was da mit mir geschehen ist. Ich meine, du bist mein Bruder! Ich war so froh, als ich dich gefunden hatte, dass ich nicht verstehen kann, wie ich so ungerecht zu dir sein konnte. Wenn ich es nicht besser wüsste, dann würde ich sagen, er hat mich mit einem Zauber belegt. Ich wollte so oft mit dir über alles reden, aber immer, wenn er in der Nähe war, gab es für mich nur noch ihn. Erste Zweifel kamen mir erst, als ich ihn an unseren Knöpfen sah. Ich wollte ihn aufhalten und plötzlich erschien es mir als die natürlichste Sache der Welt, dass er unseren gemeinsamen Schatz entführte. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen und über dieses Problem nachgedacht, deswegen habe ich auch sofort bemerkt, dass jemand im Pavillon war. Als ich sah, dass er dich mit einem Kissen ersticken wollte...“
„Das hätte er auch beinahe geschafft. Es war kein gewöhnliches Kissen, musst du wissen. Es enthielt giftige Kräuter, welche die Atmung lähmen. Sie wirken sehr schnell. Ohne dein rasches Eingreifen...“ Parian schluckte schwer. „Ich glaube, ohne dich wäre ich jetzt nicht mehr...“
Mahi war auf dem Weg zu ihrem Patienten. Der Vorfall im Pavillon hatte alle aufgeschreckt. Mordanschläge waren sehr selten auf Atlantis. Parian hatte sich erstaunlich schnell wieder erholt. Shah Rukhs Genesung hingegen war langsamer voran geschritten. Fünf Tage hatte er in einem heilenden Schlaf gelegen, hatten Ami, Soniye und sie seine Wunden geheilt und das Blut in seinem Körper zur Erneuerung angeregt. Ein paar Stunden zuvor hatten sie den magischen Schlaf beendet. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis Shah Rukh aufwachen würde. Ein Tag noch, vielleicht auch zwei, und er würde wieder ganz der Alte sein, sah man von den neuen Narben auf seiner Haut einmal ab.
Behutsam, um ihn nicht zu wecken, öffnete Mahi die Tür zu Shah Rukhs Zimmer, schloss sie sofort wieder und beschloss nichts gesehen zu haben. Menschliche Männer waren seltsame Wesen. Sicher war es Shah Rukh und Parian nicht recht, wenn sie jemand dabei beobachtete, wie sie sich weinend in den Armen lagen.

3 kleiner Bruder

Der Feind in meinem Kopf

Es war eine lange und innige Umarmung, die Parian genoss, bis sie sich wieder voneinander lösten. Er blickte seinem Bruder tief in die Augen und zum ersten mal nach Papus Tod brachte er ein Lächeln zustande. Doch seine Trauer um den geliebten Freund konnte er nicht verbergen.
„Was hast du?“, fragte Shah Rukh, als er die Traurigkeit in den Augen des Halbelfen bemerkte.
„Es ...ist jemand gestorben“, brachte Parian mühsam hervor und kämpfte mit den Tränen.
Sofort war Shah Rukh hellwach und rückte näher an seinen Bruder heran.
„Wer? Ebô’ney oder Billî?“, fragte er entsetzt.
Parian schüttelte den Kopf. „Nein, es ist keiner von ihnen. Papu ist tot.“ Der Halbelf spürte, wie sich Tränen ihren Weg über seine Wange bahnten und er wischte sie mit seinem Handrücken weg. Ohne zu zögern zog Shah Rukh ihn erneut in seine Arme und flüsterte ihm tröstende Worte ins Ohr.
„Wie konnte das passieren?“, fragte er.
„Er hat zwei Freunden das Leben gerettet. Diese Bestie, die ihr Unwesen auf Atlantis treibt ist ein schwarzer Panther, ein sehr gefährliches Tier und er hat sich einfach gegen ihn gestellt, als die zwei von ihm bedroht worden sind. Leider hat er selbst nicht geschafft zu fliehen. Die Bestie hat ihn erwischt.“ Der Halbelf schluchzte.
„Das tut mir wirklich sehr leid“, sagte Shah Rukh rau und kämpfte gegen den Kloß in seinem Hals.
Parian erhob sich vom Krankenbett. Er fuhr sich durch sein dunkles Haar und versuchte sich zu beruhigen.
„Alles was mir lieb ist verliere ich. Jeder Mensch, jedes Tier lässt mich irgendwann zurück. Erst meine Eltern, dann der Rest meiner Familie, jetzt Papu und irgendwann auch ...“ Parian brach mitten im Satz ab. Er blickte zu seinem Bruder und Shah Rukh sah, wie sich Angst und Verzweiflung in den Augen des Halbelfen wiederspiegelte.
„...und irgendwann wirst auch du mich verlassen Bruder. Und dann bin ich ganz allein.“
„Ich werde dich niemals verlassen“, protestierte Shah Rukh, doch Parian schüttelte nur den Kopf.
„Du wirst mich verlassen. Du wirst in weniger als anderthalb Jahren in deine Heimat zurückkehren, zurück in dein altes Leben mit deiner Familie. Auch wenn ich es wollte, kann ich dich nicht dorthin begleiten. Mein Platz ist hier auf dieser Insel. Mit jeder Sekunde rückt der Abschied näher. Ich hoffe nur, dass die Zeit bis dahin genauso schön wird wie die 183 Tage, die wir bereits gemeinsam verbracht haben.“
Shah Rukhs Augen weiteten sich vor Überraschung.
„183 Tage ...“, murmelte er, „so lange bin ich schon auf Atlantis? Das ist mir gar nicht aufgefallen, die Zeit vergeht so schnell und ich habe vollkommen den Überblick verloren. Woher weißt du so genau, dass ich bereits so lange hier bin?“
Parian lächelte und blickte ein wenig verlegen zu Boden.
„Auf Atlantis vergeht die Zeit schnell. Wenn man nicht aufpasst, dann vergisst man sein Alter und fragt sich irgendwann, ob man erst 200 oder schon 300 Jahre alt ist. Als wir uns begegnet sind, an deinem zweiten Abend auf Atlantis, habe ich angefangen die Tage deines Aufenthalts zu zählen“, antwortete Parian.
„Aber warum hast du das gemacht? Ich dachte, Nemo würde sich darum kümmern, dass ich die Insel wieder rechtzeitig verlasse.“
„Ich zähle nicht, um dir irgendwann zu sagen, dass du nur noch zwei Tage auf Atlantis bleiben

darfst, sondern damit ich weiß, wie viele Tage ich meinen Bruder noch habe, bevor er mich vielleicht für immer verlässt. Natürlich wusste ich damals noch nicht, dass wir Brüder sind, aber du warst der erste, wahre Freund in meinem Leben und ich wollte immer wissen, wie viel Zeit ich noch mit dir habe."
Shah Rukh runzelte die Stirn. Er dachte kurz angestrengt nach, dann fragte er: „Wieso denkst du, dass ich dich vielleicht für immer verlasse?"
„Ganz am Ende wartet ein Leben auf Atlantis für dich, doch es ist deine freie Entscheidung, ob du es annimmst oder nicht. Alles, was in Zukunft passiert wird deine Entscheidung beeinflussen, besonders dein Leben nach Atlantis. Ich werde mir nie sicher sein können, ob du zu mir zurück kehrst oder nicht. Bitte denk nicht, dass du dich meinetwegen für Atlantis entscheiden musst. Ich war so egoistisch, dir deine Wahl nehmen zu wollen, indem ich dir das Versprechen abnahm, mich nie allein zu lassen. Doch heute weiß ich, dass ich dazu kein Recht habe und ich will auch nicht, dass ich dich dahingehend beeinflusse. Der Gedanke an den Abschied schmerzt, doch er wird kommen und wenn es soweit ist, werde ich dich gehen lassen. Ich ertrage lieber ein Leben ohne dich, als ein Leben mit dir, zu dem ich dich gezwungen habe. Mit der Angst, dich wie Papu für immer zu verlieren, muss ich lernen klar zu kommen, doch es ist schwer wenn man weiß, dass nach dir die Einsamkeit einziehen wird."
Shah Rukh schwieg, als Parian geendet hatte. Er musste die Worte seines Bruders verdauen, sie überdenken, bevor er irgendetwas antworten konnte. Was Parian sagte, machte ihn traurig und er hätte am liebsten etwas Beruhigendes gesagt, doch er wusste, dass tröstende Worte nicht helfen würden. Er musste ehrlich gegenüber seinem Bruder bleiben, das war er ihm schuldig, auch wenn es schwer fiel, denn seichte Floskeln brachte man leichter über die Lippen als die Wahrheit. Er wollte jedoch versuchen es Parian einfacher zu machen.
„Die Angst eine geliebte Person zu verlieren kann einen schnell in ihren Bann ziehen", begann er, „ich erinnere mich noch genau an dieses Gefühl. Als unser Vater gestorben ist, da habe ich es zum ersten Mal gefühlt. Es ist wie ein Sog, der dich in die Tiefe zieht. Man spürt nichts, außer eine erdrückende Leere und diese tief liegende Traurigkeit. Und plötzlich ist da dieser Zwang. Du willst alles beschützen, am liebsten alles und jeden in deiner Nähe haben und nie wieder hergeben. Du hast Angst, dass sich deine Schwester irgendwo etwas antut, kannst nur hilflos mit ansehen, wie sie sich verändert, wie etwas nach dem Tod eures Vaters kaputt geht in ihr, es bricht dir das Herz, wenn du siehst, dass sie in ein tiefes Loch fällt, als sie auch noch die Mutter verliert, du hast Angst, dass deine Frau zu aufreizend durch die Gegend läuft und der nächstbeste Mann sie sich schnappt. Die Kontrolle aller lässt dich nicht mehr los und irgendwann bist du so besitzergreifend, dass das, was du liebst, sich gegen dich wendet und vor dir flieht. Dabei hattest du doch nur Angst etwas zu verlieren. Diese Angst kann dich vollkommen einnehmen und dir tagtäglich Sorgen bereiten. Und jedes mal, wenn du glaubst es im Griff zu haben, verlierst du erneut jemanden und die alten Wunden reißen wieder auf.
Ich kenne diese Angst, ich habe sie schon oft durchlebt und sie kommt immer wieder. Aber ich habe gelernt, damit umzugehen und es zuzulassen, wenn es nötig ist und mich daraus zu winden, wenn es zu viel wird. Ich kann dir nicht versprechen, mich für Atlantis zu entscheiden, aber ich kann dir versprechen, dass du für immer in meinem Herzen bist Parian. Du bist mein Bruder und ein sehr guter Freund. Ich habe viel von dir gelernt und ich bin mir sicher, dass ich auch in Zukunft noch viel von dir lernen werde. Und wenn es einen Grund gibt auf Atlantis zu bleiben, dann bist du es, denn ich liebe dich. Und auch wenn ich wieder in Mumbai bin, werde ich immer für dich da sein, wenn auch nur in deiner Erinnerung und in deinem Herzen, aber ich werde da sein. Und ich bin sicher, dass du auch für mich immer da sein wirst. Ich werde dich nie

vergessen.“
Als Shah Rukh die letzten Worte aussprach, dachte Parian nicht über seine Antwort nach. Er war so in seine Gefühle verstrickt, dass er nicht an die Verantwortung dachte, die er als Atlanter gegenüber Shah Rukh hatte, und das sagte, was ihm im ersten Moment in den Sinn kam.
„Du wirst mich vergessen.“
„Was?“
Als Parian begriff, was er da gerade gesagt hatte, blickte er erschrocken auf.
„Was meintest du gerade? Das ich dich vergessen werde?“
Der Halbelf schüttelte übertrieben den Kopf.
„N...nein ...du....du wirst mich nicht....vergessen“, stammelte er.
Shah Rukh runzelte die Stirn. „Aber du sagtest doch gerade, dass ich dich vergessen werde.“
„Nein, das habe ich nicht so gemeint. Was ich eigentlich sagen wollte war, dass ich in deiner Erinnerung verblassen werde. Am Anfang wirst du dich vielleicht noch jeden Tag an mich erinnern, aber mit der Zeit wird das weniger werden und irgendwann kannst du dich nicht mehr an mein Gesicht oder an meine Stimme erinnern.“
Shah Rukh grinste. „Bist du dir sicher, dass ich mich nicht mehr an dein Gesicht erinnern werde? Diese Nase kann man doch gar nicht vergessen, so groß wie die ist.“
„Wie bitte? Das stimmt doch gar nicht, ich habe die Nase von meiner Mutter geerbt und nicht so wie du die von unserem Vater. Bloß weil ich nur ein Halbelf bin heißt das nicht, dass ich aussehe wie ein Mensch. Ich verhalte mich nur wie einer, aber ich sehe nicht wie einer aus“, protestierte Parian.
„Stimmt, du hast recht! So viele Missgeschicke die dir immer passieren...“
„Hey, wenn du jetzt auf die Nacht im Baum anspielst – dafür konnte ich nichts. Ich habe mich da hin teleportiert und wusste nicht, wie weit ich vom Dorf entfernt war.“
Shah Rukh grinste breiter. „Aber ein Elf hätte sich sofort auf den Weg gemacht und nach seinem Dorf gesucht. Nur ein Mensch gibt sich mit einem Baum als Schlafplatz zufrieden“, antwortete er.
Parian holte Luft, doch er hielt inne, als er kein Gegenargument fand. Dann fing er an zu lachen, Shah Rukh stimmte ein und gemeinsam brachen sie in minutenlanges Gelächter aus, bis sie nicht mehr konnten.
„Wow, ich habe selten so gelacht“, gluckste Shah Rukh und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Insgeheim war er stolz auf sich, dass er es geschafft hatte Parian aufzumuntern.
„Hey Bruder, ich hätte Lust auf ein bisschen Schach. Willst du ein paar Runden gegen mich spielen?“, fragte er hoffnungsvoll.
Parian zögerte bei diesem Angebot nicht lang, doch eine Erinnerung schlich sich in seine Gedanken, die seine Stimmung trübte.
„Wir haben keine Knöpfe Shah Rukh ... Rah’ɥn hat sie doch...“, sagte er, doch Shah Rukh unterbrach ihn.
„Ich will heute nichts über diesen Mann hören. Mach uns doch einfach ein paar neue Knöpfe. Vielleicht haben wir Glück und wir bekommen unsere Alten irgendwann zurück. Aber vorerst müssen wir uns wohl mit neuen Knöpfen begnügen müssen.“
Ein Grinsen huschte über Parians Gesicht.
„Ich habe dich durchschaut. Dir gefällt der Gedanke, neue Knöpfe zu bekommen, oder?“, stellte er fest.
„Ja, ich mag deine Knöpfe. Sie sind immer etwas Besonderes. Wenn ich nicht aufpasse, werde ich noch knopfsüchtig. Dann muss ich zu den anonymen Knopfoholikern“, witzelte Shah Rukh.

„Ich glaube, du bist eh schon jetzt ein hoffnungsloser Fall was Knöpfe angeht. Also gut, mal sehen, was sich machen lässt“, sagte Parian.
Er schloss die rechte Hand zur Faust und konzentrierte sich. Es dauerte einige Sekunden, dann öffnete er die Hand wieder. Ein weißer Knopf lag darin. Shah Rukh erkannte sofort die Besonderheit. Der Knopf hatte in etwa die Form eines Pferdekopfes.
„Ich glaub es nicht. Wie hast du das gemacht? Seit wann kannst du die Knöpfe so formen?“, fragte er fasziniert.
„Ich habe ein wenig geübt. Ist nichts Besonderes. Man stellt sich einfach einen Gegenstand vor und schon nimmt der Knopf die ungefähre Form an. Diese Art der Magie ist einfacher als teleportieren.“
Der Halbelf schloss erneut die Hand und als er sie wieder öffnete, lagen zwei schwarze Knöpfe darin, die die Form von Kronen hatten, eine der beiden Kronen war etwas kleiner als die andere.
„Und jetzt hast du sogar zwei Knöpfe gleichzeitig gemacht. Unfassbar!“
„Überschütte mich bitte nicht mit falschem Lob. Es ist wirklich nicht so schwer, wie es vielleicht aussieht. Aber es freut mich, dass es dich immer noch so fasziniert, obwohl du es schon so oft gesehen hast.“
Shah Rukh klopfte Parian sanft auf die Schulter. „Es sind die kleinen Dinge im Leben, die einen immer wieder zum Staunen bringen. Du könntest das noch tausendmal machen und ich würde es nie langweilig finden“, antwortete er.
Innerhalb von wenigen Minuten hatte Parian ein komplettes Schachspiel an Knöpfen zusammen gezaubert. Jedes Exemplar schien einzigartig. Die Läufer hatten die Form eines Schuhs und die Bauern sahen aus wie eine Sense, nur die Türme hatten eine runde Knopfform, wiesen dafür aber kleine, erhabene Zinnen auf.
Die Spiele begannen, Springer wurden gezogen, Bauern geopfert,Könniginnen geschlagen und Könige gnadenlos schachmatt gesetzt. Beide hatten eine menge Spaß dabei, sich die kniffligsten Züge auszudenken, um ihren Gegner in die Falle zu locken und zu Fall zu bringen.
Shah Rukh entspannte sich ein wenig, als Parian am Zug war und angestrengt über seinen nächsten Schritt nachdachte. Das Gesicht des Halbelfen war glatt, keine Falte war zu sehen und die Mundwinkel zuckten leicht. Mit einem einzigen Blick über die noch stehenden Figuren wusste Shah Rukh, dass es für Parian ein Leichtes sein würde, in zu besiegen. Mit seiner elfenhaften Konzentrationsfähigkeit und einem geschulten Auge konnte der Halbelf die Möglichkeit zum Sieg nicht übersehen. Wenn Shah Rukh ehrlich zu sich war, dann musste er zugeben, dass er seine Züge bis zu diesem Moment genau so geplant hatte. Er wusste, dass er eine gute Chance hatte, gegen den Halbelfen zu gewinnen, doch er wollte an diesem Tag nicht davon Gebrauch machen. Der Inder spielte das Spiel nur halbherzig. Nicht, weil es ihn langweilte, sondern weil mit jedem Sieg, der nicht an ihn ging, sich die Stimmung seines Bruders verbesserte. Er liebte dieses Glitzern in Parians Augen, wenn der Halbelf ihn wieder besiegt hatte. Normalerweise verlor Shah Rukh nicht gern, doch unter diesen Umständen machte er eine Ausnahme. Außerdem machte er es seinem Bruder nicht leicht, er sollte ja keinen Verdacht schöpfen.
Ein erneuter Blick zu Parian verriet ihm, dass der Halbelf kurz vor der Lösung war. Er hatte es ihm aber auch zu einfach gemacht bei diesem Zug.
Parians Lippen verzogen sich zu einem Grinsen und er hob die Hand über das Spielfeld. Shah Rukh rüstete sich zu einem ungläubigen Gesichtsausdruck, den er anwenden wollte, wenn sein Bruder die Figur gesetzt hatte. Etwas, was ihm als Schauspieler nicht sonderlich schwer fiel. Er blickte in Parians Augen, dann weitete er gespielt die seinen und ...hielt inne.

Parians Gesichtszüge veränderten sich mit einem Schlag. Das Grinsen verschwand sofort, die glatte Stirn runzelte sich in viele, kleine Falten. Aus seinen Augen funkelte Zorn.
Shah Rukh bemerkte noch, wie sich die Muskeln in den Armen seines Bruders anspannten, dann geschah es auch schon. Mit nur einem Hieb fegte Parian das Spielfeld mitsamt den Spielfiguren vom Bett. Er sprang auf, alles an ihm zeugte von tiefer Aggression und Wut.
„SO EIN VERDAMMTER MIST! IMMER VERLIERE ICH DIESES DRECKIGE, DUMME SPIEL!“, schrie er wütend.
Überrascht von dem plötzlichen Stimmungswechsel blieben Shah Rukh die Worte im Hals stecken.
„ICH BIN SO EIN VERLIERER!! STÄNDIG BIN ICH NUR AM VERLIEREN!“ tobte der Halbelf weiter.
Als Shah Rukh diese Wendung der Situation verdaut hatte, hob er beschwichtigend die Arme und sagte in ruhigem, ungläubigen Ton: „Aber wovon redest du denn? Du warst kurz davor zu gewinnen und die letzten drei Spiele hast du auch gewonnen. Wenn hier jemand so eine Szene machen sollte wie du sie gerade machst, dann wäre das ja wohl ich.“
Er blickte Parian an, der nur wenige Meter vor ihm stand, die Hände krampfhaft zu Fäusten geballt und vor Zorn heftig atmend. Der Halbelf funkelte ihn an, sagte jedoch nichts.
„Jetzt sag doch bitte etwas“, flehte Shah Rukh, „was ist denn los?“
Ohne ein Wort drehte Parian sich auf dem Absatz um, stürmte aus dem Zimmer und ließ ihn mit seiner unbeantworteten Frage allein zurück.

***

Der schwarze Panther sprintete durchs Unterholz. Elegant wich das Raubtier Bäumen und Sträuchern aus, die großen Pfoten schlugen mit dumpfen Lauten auf dem weichen Waldboden auf. Die starken Muskeln waren angespannt, bewegten sich gleichmäßig im Lauf. Das Tier bekam von seiner Umgebung nicht viel mit. Alles raste ungeachtet an ihm vorbei. Die gelben Augen jedoch waren zornig auf das Ziel vor sich gerichtet. Kurz davor drückte sich der Panther mit seinen Hinterbeinen vom Boden ab und sprang.
Rah’ųn blieb die Luft weg, als Ravanna ihre Pfoten gegen seine Brust stieß und ihn unter sich zu Boden drückte. Ein stechender Schmerz breitete sich über seinem Körper aus, als sie ihre Krallen in seine Haut bohrte. Sie fletschte die Zähne und ein wütendes und bedrohliches Knurren drang aus ihrer Kehle.
„W-w-w-was …h-hab ich ...d-d-denn falsch g-gemacht?“, stotterte er ängstlich.
Ein weiteres, gefährlicheres Knurren kam von dem Panther, dann sprang das Tier von Rah’ųn herunter. Als der schwarze, wabernde Nebel Ravanna verschlang, rappelte er sich auf und klopfte sich den Schmutz von den Kleidern. Er drehte sich um und Ravanna hatte sich vom schwarzen Panther in eine schöne Frau verwandelt.
„Was du falsch gemacht hast?“, schrie sie ihm wütend entgegen, „Das fragst du mich du Nichtsnutz? Wie kannst du es wagen, dich mir zu widersetzen!“
Sie funkelte Rah’ųn mit ihren gelben Augen böse an. Das Gesicht war wutverzerrt.
„Aber ich habe mich dir doch nicht widersetzt. Du bist meine Herrin, wie könnte ich so etwas tun?“ Rah’ųn machte ein paar Schritte auf sie zu, doch Ravanna wehrte ihn ab, indem sie ein langes Messer aus ihrem Stiefel zog und bedrohlich in seine Richtung hielt, bereit ihn damit zu töten, wenn er ihr zu nahe kam.
„Wenn du dich mir nicht wiedersetzt, wie konntest du dann auf so eine dumme Idee kommen,

den Halbelfen mit deinen eigenen Händen umbringen zu wollen! Du hättest dich und damit auch mich beinahe verraten du Tölpel. Wenn dieser Besucher dich erkannt hätte, dann wäre unser ganzer Plan nicht mehr umsetzbar gewesen.“
Rah’ųn blickte traurig zu Boden. Es schmerzte ihn, dass seine Liebste wütend auf ihn war, dass er wieder einmal versagt und sie nicht glücklich gemacht hatte.
„Jetzt sag etwas dämlicher Mensch!“ Ravanna schubste ihn unsanft zu Boden und stellte ihren Fuß Macht demonstrierend auf seine Brust. Sie musterte ihn abschätzig und genoss, dass sie ihn so unter Kontrolle hatte. Allein seine ängstlichen und traurigen Augen befriedigten sie und bestärkten sie ihn ihrer Kraft.
„Ich wollte dich doch glücklich machen. Ich habe versucht, Parian zu beeinflussen, aber es hat nicht funktioniert. Ich komme nicht an ihn ran. Er scheint irgend ein Schutzschild um sich zu haben, was verhindert, dass ich Einfluss auf ihn habe. Und da habe ich dann gedacht, dass er uns gefährlich werden könnte wegen seinem Schutz und wollte ihn aus dem Weg räumen“, brachte Rah’ųn leise zu seiner Verteidigung hervor.
„Habe ich dir nicht gesagt, dass du nicht denken sollst? Ich entscheide hier, wer stirbt und wer am Leben bleibt. Es ist viel zu gefährlich für dich, jemanden mit eigenen Händen zu töten. Sie dir deine Hand an!“
Rah’ųn schaute auf seine rechte Hand. Sie war angebrochen, das spürte er, und die Haut war an den Fingern nahezu rot wie Blut. Er wusste sofort, dass er sich diese Verletzung bei dem Kampf mit Shah Rukh zugezogen hatte, als seine Faust den Inder verfehlt hatte und in den Boden des Pavillons gekracht war.
„Ich kann es mir nicht leisten dich zu verlieren“, fuhr Ravanna fort, „auch wenn du mir bis jetzt wenig hilfreich warst, brauche ich dich dennoch für das, was ich vorhabe. Und auch wenn du Tölpel bis jetzt alles falsch gemacht hast, bist du dennoch unbewusst auf den richtigen Gedanken gestoßen.“
Rah’ųn blickte überrascht zu seiner Herrin auf. Er erhob sich, als sie ihren Fuß von seiner Brust nahm und wartete gespannt auf ihre nächsten Worte, nicht nur, weil ihre raue, tiefe Stimme wie Musik in seinen Ohren war, sondern auch weil er hoffte, dass er doch noch irgendetwas richtig gemacht hatte.
„Das der Halbelf sich aus deinem Einfluss entziehen kann, ist ein Problem. Du hast recht, er könnte uns wirklich leicht in die Quere kommen. Er schöpft wahrscheinlich schon Verdacht. Wir müssen ihn loswerden. Aber dieses mal wirst du das nicht selbst übernehmen. Benutze deine Magie, beeinflusse jemanden in seinem Umkreis und lasse ihn die Tat ausführen. Aber sei vorsichtig, es darf dich niemand sehen“, befahl sie ihm.
Rah’ųn nickte. Er zweifelte keine Sekunde an ihrem Befehl und brauchte auch nicht lang, um sich für eine Person, die Parian töten sollte, zu entscheiden.
„Ich werde mich sofort auf den Weg machen!“, sagte er und wollte sich schon umdrehen und in Richtung Katzendorf rennen, als Ravanna ihn zurück hielt.
„Nein warte!“, sagte sie.
Rah’ųn drehte sich zu ihr und ehe er sich versah, stand sie ganz nah bei ihm und schmiegte sich an seine Brust.
„Du willst doch nicht etwa schon gehen? Wo wir doch hier ganz allein und ungestört sind“, hauchte sie ihm ins Ohr. Ihr betörender Geruch drang im in die Nase und er spürte, wie seine Knie langsam nachgaben. Worte blieben ihm im Hals stecken und er fing an zu schwitzen.
„Es wäre doch ein Jammer, wenn ich dich für die Idee, den Halbelfen umzubringen, nicht belohnen würde“, säuselte Ravanna weiter.

Rah’ųn spürte, wie ihre kalte Hand unter sein Oberteil glitt und über seine Haut fuhr.
„Und diese Belohnung wird dir sehr gefallen mein liebster Rah’ųn...“
Ein Schaudern fuhr seinen Rücken herunter, als sie seinen Namen aussprach. Er blickte in ihr vollkommenes Gesicht, die sinnlichen, vollen Lippen zogen ihn in ihren Bann. Ravanna griff mit einer Hand in seinen Nacken und zog ihn näher zu sich heran. Als sie ihre Lippen auf die seinen drückte, wurde Rah’ųn aus der Realität entrissen. Er nahm nichts mehr wahr, außer die Wärme ihrer Lippen und das Gefühl ihrer Zunge, die einen stillen, leidenschaftlichen Kampf mit der Seinen vollzog. Die Welt schien aufgehört zu haben zu existieren. Da waren nur noch sie beide. Das Rascheln der Blätter im Wind war verloschen, die singenden Vögel waren still geworden, selbst der Geruch des Waldes war nicht mehr auszumachen. Rah’ųn gab sich Ravanna voll und ganz hin. Je länger und wilder der Kuss war, desto mehr wurde er aus dem Hier und Jetzt gerissen. Nur noch das schnelle Klopfen seines Herzens und ein wohliges Kribbeln in seinem Körper sagten ihm, dass er noch lebte.
Ravanna löste sich von ihm. Ihre Hände wanderten zu seinem Oberteil, zog es ihm über seine Schultern und warf es auf den Waldboden. Ein Glitzern trat in ihre Augen, als sie seinen schlanken, muskulösen Oberkörper musterte.
„Ich will dich Rah’ųn. Willst du mich auch?“, flüsterte sie mit rauer Stimme.
Rah’ųns Atmung beschleunigte sich und er spürte, wie glücklich ihn Ravannas Frage machte.
„Ja ...ich will dich auch“, krächzte er mit belegter Stimme.
Ein Grinsen huschte über ihr Gesicht.
„Dann nimm mich!“, befahl sie.
Seine Hand umfasste ihre Hüfte und drückte sie an sich. Wie flatternde Schmetterlingsflügel bedeckte er ihren Hals mit Küssen, fuhr mit den Händen durch ihr schwarzes Haar, sog ihren Duft genüsslich ein. Er umfasste Ravannas Gesicht und zwang sie zu einem leidenschaftlichen Kuss. Es war wie ein Rausch, aus dem Rah’ųn nicht ausbrechen konnte. Kleine Wellen der Erregung zuckten durch seinen Körper, jedes mal, wenn er sie berührte. Ohne nachzudenken griff er an seinen Stiefel, zog einen kleinen Dolch hervor und schnitt Ravanna die Kleidung vom Körper. Er spürte, wie der Anblick ihres nackten Körpers seine Erregung weiter steigen ließ. Mit den Händen erkundete er sie, liebkoste zärtlich ihre Rundungen, hinterließ mit der Zunge heiße Bahnen auf ihrer Haut. Als er sich ihrer intimsten Stelle zuwandte, krallte sie sich an seinem Rücken fest und stöhnte laut auf. Rah’ųn legte sein Gewicht auf Ravanna, sodass sie zusammen ins weiche Moos des Waldes fielen. Er merkte, wie sein Körper auf sie reagierte und wusste, dass er bereit war. Rah’ųn schloss die Augen, dann vereinigte er sich mit ihr. Er liebte sie, er liebte sie so intensiv, wie er noch nie eine Frau geliebt hatte. Er setzte seine ganze Kraft und Leidenschaft ein. Er fühlte, wie er mit jedem Vordringen schwächer wurde, bis er schließlich eine heiße Welle der Erregung spürte, die durch seinen Körper strömte und ihn erzittern ließ.
Ravanna hingegen empfand nichts. Weder seine Küsse, noch seine Hände auf ihrem Körper. Sie labte sich nur an der Energie, die seine Begierde ihr gab.

***

Er stand vor einem Tor aus Kristall. Das Licht der Sonne, dass durch die dunklen Wolken am Himmel drang, spiegelte sich darin, wurde in alle Richtungen gebrochen. Er konnte die Form von sich brechenden Wellen ausmachen, doch die Torflügel waren an vielen Stellen beschädigt worden. Ein Blick zur Seite erschreckte ihn. Der Wald vor der Stadt trug nicht, wie er es in Erinnerung hatte üppige, grüne Blätterwerke, sondern war kahl und trostlos, als hätte ein großes

Feuer gewütet und alles zerstört.
›Die Folgen des Krieges‹, drang eine sanfte Frauenstimme an sein Ohr.
Er wirbelte herum und ihm blieb der Atem weg, als er sie wieder vor sich sah, ihre Hand auf seiner Schulter.
„Lady Ilyana...“, flüsterte Karan.
Die Frau mit den langen, im Wind wehenden, blonden Haaren und den mandelförmigen, rehbraunen Augen schenkte ihm ein Lächeln. Ein weißes Chiffonkleid umschmeichelte ihren schlanken Körper, tanzte im Wind.
›Du hast etwas, das mir gehört‹, sagte sie, doch ihre Lippen bewegten sich nicht. Es war, als sei sie ihn seinen Gedanken. Die Frau zeigte auf Karans Hände, in dem der rote Chiffongürtel lag.
„Das tut mir wirklich leid. Ich wollte ihn dir nicht wegnehmen“, entschuldigte er sich, doch sie schüttelte den Kopf und wandte ihren Blick auf das Tor der Stadt von Atlantis.
›Folge mir‹, sagte sie. Mit schwebenden Schritten entfernte sie sich von Karan. Als er ihr nicht folgte, drehte sie sich zu ihm um und blickte ihm tief in die Augen. Ein merkwürdiges Gefühl durchdrang ihn, als er Angst, Verzweiflung und tiefe Trauer in ihrem Blick sah.
Gemeinsam betraten sie die Stadt.
Der Anblick der sich Karan bot, erschreckte ihn noch mehr als der Zustand des Waldes. Der Kristallpalast erhob sich in seiner bekannten Schönheit, doch um ihn herum herrschte das Grauen. Einst aus Kristall erbaute Häuser waren teilweise zerstört, die Straßen waren blutdurchtränkt, es herrschten Hunger und Armut. In der Luft lag der Geruch von Elend.
Lady Ilyana legte erneut ihre Hand auf seine Schulter.
›In einem Kampf zwischen Katzen und Elfen gewinnt niemand außer der Tod‹, flüsterte sie.
Sie liefen auf den Marktplatz zu, vorbei an weinenden Kindern, trauernden Frauen und verwundeten Kriegern. Über Karans Wangen liefen Tränen, er konnte das Leid, dass Ilyana ihm zeigte, kaum ertragen. Sie führte ihn zum Hafen, zeigte ihm die unruhige See, die hohen Wellen, die gegen die Brandung schlugen.
„Wieso sind wir hier? Wieso zeigst du mir das?“, fragte Karan zögerlich.
Lady Ilyana starrte auf den Horizont. Eine glitzernde Träne löste sich aus ihrem Augenwinkel und wurde vom Wind aufs Meer getragen. Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und Karan musste schlucken, als er den herzzerreißenden Blick hinter wehenden, blonden Strähnen wahrnahm.
›Um zu verstehen‹, antwortete sie mit zittriger Stimme.
Erneut starrte sie auf das Meer und als Karan ihrem Blick folgte, sah er ein gigantisches Schiff mit großen, weißen Segeln, dass wie aus dem Nichts aufgetaucht zu sein schien und in den Hafen einfuhr.
Er beobachtete, wie ein einziger Mann das Schiff verließ. Er war groß, die Statur weder schmächtig noch kräftig. Um seinen Körper trug er ein weißes Chiton, ein Tuch aus Leinen, welches an der linken Körperseite gefaltet und geschlossen war. An der rechten Seite war es geöffnet und wurde an der Schulter durch eine reich verzierte Schmucknadel aus Gold zusammen gehalten. An den Füßen trug er einen sohlenlosen, bis auf den Knöchel reichenden Schaftschuh aus weichem Leder. Die Haare des Mannes reichten ihm fast bis an die Schulter und waren schwarz und gelockt. Ein markantes Gesicht, dass von einer Hakennase geprägt war, zeugte wie die Kleidung von griechischer Herkunft.
›Lord Thanatos‹, sagte Lady Ilyana mit einem bedrückten Unterton in der Stimme.
›In der griechischen Mythologie der Gott des Todes. Er wohnt dort, wo Nacht und Tag sich begegnen. Besitzt ein eisernes Herz und ehernen, erbarmungslosen Sinn. Einen einmal gepackten Menschen gibt er niemals wieder frei und selbst den unsterblichen Göttern ist er ein Feind.‹

Lady Ilyana drehte sich um und rannte davon, als der Mann auf sie zukam. Es fiel Karan schwer, ihr zu folgen, doch keinen Moment wagte er es, das wehende, weiße Chiffonkleid aus den Augen zu verlieren. Sie blieb vor einem Haus stehen, dass nur noch aus einer einzigen Kristallwand bestand. Ein junges Mädchen hockte vor den Überresten ihres zerstörten Heimes. Das rote Kleid war dreckverkrustet, Asche lag auf ihren Wangen, die blonden Haare klebten an ihrem zartrosa Gesicht. Karan erkannte sofort, dass es das junge Ich von Lady Ilyana war.
›Ein Kind, aufgewachsen im Krieg, die Eltern verschwunden, sie ist ganz allein‹, sagte sie, als spräche sie über eine Fremde.
„Das tut mir wirklich leid...“, bedeutete er ihr traurig.
Lady Ilyana legte ihre Hand auf seine Stirn. Ihr Gesichtsausdruck zeigte Verzweiflung.
›Ich will, dass du verstehst. Ich will, dass du siehst warum...‹
Bevor er fragen konnte, was sie meinte, veränderte sich die Umgebung um Karan. Es schien, als würde die Zeit schneller verlaufen. In nur wenigen Minuten konnte Karan beobachten, wie Lord Thanatos als Herrscher über Atlantis in den Kristallpalast einzog, wie die Stadt neu aufgebaut wurde, die Häuser neue Wände aus Marmor bekamen, das Bild aussah wie in Karans erstem Traum und wie Lord Thanatos die Bevölkerung unterdrückte. Das Einzige, was sich nicht veränderte, war das Mädchen. Es hockte weiterhin an der Wand seines Heimes, die Haut mit Asche bedeckt, die Kleider schmutzig, nur war es älter geworden. Als die Zeit wieder normal verlief, sagte Lady Ilyana: ›Für ein Kind des Krieges ändert die Zeit nichts. Die Wunden heilen nicht, die Einsamkeit schwindet nicht.‹
„Ist das hier wirklich passiert?“, fragte Karan.
›Ja, nur zeige ich es dir so, dass du es verstehst.‹
Lady Ilyana wich einen Schritt zurück. Lord Thanatos kam auf die beiden zu, alles an ihm zeugte von Macht und Erbarmungslosigkeit. Karan beobachtete, wie er die Hand der kleinen Lady Ilyana nahm. Das Mädchen veränderte sich schlagartig, die Asche auf ihren Wangen verschwand, die blonden Haare flatterten im Wind, fingen an zu glänzen, die Kleidung wechselte von schmutzig und arm zu sauber und edel.
„Ich verstehe. Er hat dich gerettet. Dieser Lord hat dir ein neues Leben geschenkt“, sagte Karan.
›Ein Kind ohne Perspektive nimmt, was es bekommen kann. Ich war verloren, hatte keine andere Wahl‹, antwortete sie in seinen Gedanken.
Lord Thanatos nahm das Mädchen und lief mit ihr auf den Kristallpalast zu. Lady Ilyana und Karan folgten ihm. Als sie das Gebäude beinahe erreicht hatten, packte Ilyana ihn plötzlich an seinem Hemd und blickte ihm tief in die Augen.
›Du kannst nicht weiter, dein Weg ist hier zu Ende‹, sagte sie mit angsterfüllter Stimme. Er konnte sie nur fragend anschauen.
›Bitte hilf mir. Ich bin verloren. Meine Zeit ist gekommen, aber ich kann nicht fort. Ich kann nicht fliehen. Du musst mir helfen‹; flehte sie mit wimmernder Stimme. Ihr Blick fiel zu den Toren des Kristallpalast, die Lord Thanatos mit dem Mädchen fast erreicht hatte.
„Wie kann ich dir helfen? Was ist mit dir geschehen?“, fragte Karan. Es schmerzte ihn, die Lady so zu sehen, ihre Verzweiflung zu spüren.
›Das darf ich nicht sagen. Er hat es mir verboten. Finde mehr über ihn heraus, dann wirst du auch meine Bürde, meine Ketten erkennen.‹
Als Lord Thanatos den Kristallpalast betrat, leuchtete plötzlich der kupferfarbene Anhänger, den Lady Ilyana um ihren Hals trug, auf. Wie, als würde sie durch einen Sog gezogen, löste sie sich von Karan, schwebte auf den Kristallpalast zu und verschwand hinter den sich schließenden Toren. Eine einsame Träne war das Letzte, das der Wind von ihr zu Karan wehte...

***

„Lady Ilyana...“, rief Karan und erwachte aus seinem Traum. Er saß, angelehnt an eine Säule, im Amphitheater von Atlantis, die selbe Stelle, an der er auch den ersten Traum von der unbekannten, schönen Frau gehabt hatte. Sein Vater Yash saß nur wenige Zentimeter von ihm entfernt und musterte seinen Sohn sorgenvoll.
„Was ist?“, fragte Karan, obwohl er wusste, warum Yash ihn so musterte.
„Du hattest einen Alptraum“, antwortete Yash, „Das letzte Mal, als du Alpträume hattest, warst du noch nicht einmal zwanzig und hast geträumt, dass Kajol dich auslacht.“
Karan grinste und lief ein wenig rot an. Dann winkte er ab. „Es war kein Alptraum Dad, jedenfalls nicht in dem Sinne.“
„Wer ist diese Lady Ilyana?“, wollte Yash wissen.
Sein Sohn blickte nachdenklich zu Boden. „Ich weiß es nicht“, antwortete Karan, „sie begegnet mir in meinen Träumen, bittet mich um meine Hilfe. Sie ist wunderschön und so real. Aber ich habe in der Bibliothek bereits nach ihr gesucht, leider erfolglos.“
„Und wenn du nach den falschen anstatt den richtigen Dingen gesucht hast?“
Karan schmunzelte.
„Und was ist, wenn es wirklich nur Träume sind, Dad?“, antwortete er.
Yash legte einen Arm um die Schulter seines Sohnes.
„Lass dir mal von einem so alten Mann wie deinen Vater etwas sagen. Diese Insel ist nicht gewöhnlich, hier kann alles passieren. Die Tatsache, dass ich dich sehen und in meinen Armen halten kann, obwohl ich tot bin, sollte dir doch eigentlich zeigen, dass nichts unmöglich ist. Ich will, dass du deinen Träumen nachgehst und diese Frau findest. Lass dich nicht von deinem Verstand abhalten. Schnapp dir Shah Rukh und Saif und erlebe dieses kleine Abenteuer.“
Karan schüttelte den Kopf.
„Sie hat mich um Hilfe gebeten, es ist mein Traum und ich allein werde herausfinden, was er zu bedeuten hat“, sagte er und drückte seinen Vater an sich.

***

Shah Rukh war auf der Suche nach Parian. Der abrupte Stimmungsumschwung seines Bruders hatte ihn verwirrt, genauso wie die Tatsache, dass der Halbelf einfach geflüchtet war, als wollte er der Situation aus dem Weg gehen. Shah Rukh konnte sich den plötzlichen Wutausbruch von Parian nicht recht erklären. Alles war wie immer gewesen. Ein paar gemeinsame Schachspiele, die Shah Rukh alle verloren hatte und auch das letzte Spiel hätte Parian für sich entscheiden können. Was war also passiert? Wie konnte der Halbelf so schnell von einer ausgelassenen und heiteren Stimmungslage in eine aggressive und zornige Stimmung springen? Er war zwar zum Teil ein Elf, doch so schnell wurden diese Wesen auch nicht wütend. Sie waren kalt und herzlos, aber der rasende Zorn packte sie nur selten und schon gar nicht grundlos.
Shah Rukh ging der Ausdruck von Parians Augen nicht mehr aus dem Kopf. Er hatte darin die pure Wut und Aggression gesehen. Das waren die Augen eines Tieres gewesen, nicht die eines Mensches.
Was Shah Rukh jedoch am meisten geängstigt hatte an der Situation, war die Bereitschaft in des Bruders Körpersprache, Gewalt anzuwenden. Parian hatte die Hände zu Fäusten geballt, am ganzen Körper gezittert und heftig geatmet. Shah Rukh hatte es dem Halbelf in dem Moment zugetraut, ihn zu schlagen, wenn er etwas Falsches gesagt hätte.

Er schüttelte den Kopf.
Nein, es hatte überhaupt keinen Grund gegeben, warum Parian sich so aufgeregt hatte. Er war immerhin am gewinnen gewesen, dafür hatte Shah Rukh gesorgt und er war sich auch sicher, dass Parian von seinem Glück gewusst hatte.
Obwohl Parian überall hätte sein können, wusste Shah Rukh genau, wo er nach ihm suchen musste. Mit Sicherheit half er Ebô'ney dabei, ein paar neue Holzstämme zu stapeln, die sie am frühen Morgen gefällt hatte. So wunderte es ihn nicht, dass er seinen Bruder bereits nach wenigen Minuten am Waldrand mit Ebô'ney fand. Shah Rukh setzte ein freundliches Lächeln auf, steckte die Hände in die Hosentaschen und schlenderte auf die Beiden zu, die ihn aber nicht bemerkten.
Plötzlich hielt er inne.
Er zog seine linke Hand aus der Hosentasche und öffnete sie. Auf seiner Handfläche lag der kleine silberne Anhänger, den er dem Fremden Angreifer in der Nacht abgenommen hatte. Mit gerunzelter Stirn und einem nachdenklichen Ausdruck musterte er das Schmuckstück. Es erinnerte ihn immer noch an den Schriftzug, mit dem Moslems Allahs Namen schrieben. In seiner Erinnerung sah er den schwarzen Umhang mit eben diesem Schmuckstück, das Gesicht des Trägers war klar und deutlich. Es gehörte Rah'ųn. Aber warum hatte er Parian umbringen wollen? Warum hatte er ihre gemeinsamen Knöpfe gestohlen? Warum war er nie auffällig gewesen und alle hatten ihn gern gemocht? Wie hatte er sich in ihm täuschen können? Shah Rukh verstand es nicht. Er hatte immer gedacht, dass seine gute Menschenkenntnis ihm immer zeigte, wem er vertrauen konnte und wem nicht. Doch bei Rah'ųn schien das nicht funktioniert zu haben. Dieser Mann war wie ein Rätsel, in dessen Nähe sich alle zu ihm hingezogen fühlten. Aber er war so nett und freundlich gewesen. Gar kein Mensch, der jemandem etwas Schlechtes tun wollte. Konnte es also wirklich sein, dass Rah'ųn beinahe ein Mörder geworden wäre?
Während Shah Rukh auf den Anhänger in seiner Hand starrte, schlich sich eben dieser Mann, über den er sich den Kopf zerbrach, durch das Unterholz in seine unmittelbare Nähe. Rah'ųn versteckte sich hinter einem Baum, sodass niemand ihn sehen konnte, er hingegen alles im Blick hatte. Er war aufgeregt, Adrenalin strömte durch seine Adern und das Herz pochte schnell und unregelmäßig in seiner Brust. Obwohl er sich körperlich schwach fühlte, war er geistig durch das Liebesspiel mit Ravanna auf dem höchsten Punkt seiner Kraft. Noch immer spürte er ihre nackte Haut auf seiner, hatte ihren Geruch in seiner Nase und ihre durchdringenden Augen in seiner Erinnerung. Rah'ųn brauchte nicht lang, um die Situation zu überblicken. Alle Akteure, die er für seinen Plan benötigte, waren anwesend. Der Ort war vom Dorf abgelegen genug. Das Einzige was in störte war Ebô'ney. Es schmerzte ihn ein wenig, dass sie würde zusehen müssen, wenn Shah Rukh Parian umbrachte, aber es ließ sich nicht verhindern. Rah'ųn würde dieses Opfer bringen müssen und wenn sein Plan aufging, dann wäre es ein geringes Übel. Sollte sie jemanden nach diesem Schock brauchen, würde er schnell bei ihr sein können um sie zu trösten. Wahrscheinlich würde sie sich womöglich sogar freuen, wenn der Elf weg war, so wie sie diese dreckigen Wesen hasste, dachte Rah'ųn bei sich. Nachdem er sich sicher war, dass Parian und Ebô'ney Shah Rukh nicht bemerkt hatten, konzentrierte Rah'ųn sich und setzte seine Kraft ein. Es war wie ein Band, dass er von sich löste und auf Shah Rukh projizierte, um ihn zu seiner Tat zu beeinflussen. In Gedanken befahl er seinem Opfer, das Messer zu nehmen, dass nur wenige Meter neben Shah Rukh auf einem kleinen Holzstumpf lag. Rah'ųn musste grinsen, als Shah Rukh seinem stummen Befehl Folge leistete, zu dem Baumstumpf lief, das Messer an sich nahm und sich in Parians Richtung drehte.
„Töte ihn!", flüsterte er und setzte erneut seine Energie ein, um Shah Rukh auf Parian zu zu

treiben. Umso mehr überraschte es ihn, als Shah Rukh plötzlich inne hielt.

***

Er konnte sich nicht wirklich an die letzten Sekunden erinnern. Es war, als hätte er sie in einem Trancezustand erlebt. Shah Rukh hielt inne, als er merkte, dass etwas Schweres in seiner rechten Hand lag. Er blickte nach unten und sah ein langes Messer in seiner Handfläche liegen. Überrascht darüber wollte er es fallen lassen, doch wie von selbst schlossen sich seine Finger fester um den Gegenstand. Verwirrt versuchte er sie zu lösen, doch er schafft es nicht. Es war, als würden sich seine Finger in den Schaft des Messer eingraben. Die Intensität, mit der er die Waffe umfasst hielt, ließ die kleinen Äderchen auf seinem Unterarm hervortreten. Plötzlich spürte er eine Druckwelle, die seinen Arm mit dem Messer in die Luft hob, als wolle er jemanden damit erstechen. Es war wie ein Gefühl tief in ihm, das ihn dazu bewegte den Arm zu erheben.
„Was zum Teufel passiert hier...“, keuchte Shah Rukh entsetzt. Er spürte die geheimnisvolle Druckwelle an seinen Beinen und plötzlich bewegte er sich, ohne es zu wollen voran. Als Shah Rukh bemerkte, dass er genau auf Parian zulief, schoss ihm die Erkenntnis wie ein Blitz durch seine Gedanken. Jemand zwang ihn dazu seinen Bruder umzubringen! Er bekam Panik, Adrenalin schoss durch seinen Körper. Verzweifelt versuchte Shah Rukh eine Lösung zu finden, einen Ausweg zu suchen, das Gefühl in ihm sich bewegen zu müssen, loszuwerden. Er versuchte nach Parian und Ebô’ney zu rufen, sie zu warnen, jedoch kam kein Laut von seinen Lippen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich gegen die fremde Macht zu wehren und zu hoffen, dass er stark genug war. Shah Rukh kniff die Augen zusammen und konzentrierte sich. Er fühlte die Druckwelle an seinen Beinen intensiver und kämpfte gegen sie an. Ein unerträglich stechender Schmerz breitete sich in seinem Kopf aus, doch er hielt durch und versuchte ihn zu ignorieren. Shah Rukh schaffte es mühselig, seine Schritt zu verlangsamen. Kalter Schweiß lief ihm vor Anstrengung die Stirn hinunter, brannte in seinen Augen.

***

Rah’ųn traute seinen Augen nicht als er mit ansehen musste, wie sein Opfer es schaffte, seine Schritte zu verlangsamen. Er fühlte, wie Shah Rukh das Band seiner Magie von sich zu ihm zurück drängte. Er wusste, dass er sein Opfer nicht durch bloße Stimmungsbeeinflussung dazu bringen konnte seinen Bruder zu töten, dafür war die Liebe zwischen den Beiden einfach zu groß. Umso mehr machte es ihn sprachlos, dass Shah Rukh gegen seine gestärkte Kraft, seine weiterentwickelte Magie ankam.
„Nein, das darf nicht sein. Töte ihn!“, knurrte er.
Rah’ųn verstärkte seine Macht. Er bündelte seine Kraft und schoss sie Richtung Shah Rukh. Dabei musste auch er vor Konzentration die Augen zusammen kneifen.
Der Schub kam plötzlich und überrumpelte Shah Rukh. Er ließ ungewollt seine Gegenwehr fallen und kam Parian nun schneller näher.
„Nein ... ich ...werde ....meinen ...Bruder ...nicht ....umbringen“, flüsterte er gepresst. Er fixierte Parian und Ebô’ney, die mit dem Rücken zu ihm standen, kratze seine ganze Kraft zusammen und zwang seine Beine dazu, sich wieder langsamer zu bewegen. Nur mit großer Anstrengung schaffte er es. Er drückte seine linke Hand fest zusammen, der silberne Anhänger bohrte sich in sein Fleisch und ein Rinnsal dunklen Blutes floss durch die Lücken seiner Finger und tropfte auf den Boden. Zitternd blickte Shah Rukh auf das erhobene Messer. Der Schmerz in seinem Kopf wurde immer größer, ein schwarzer, durchsichtiger Schleier trat vor seine Augen, doch er gab

nicht auf. Die Adern an seinem Arm traten bedrohlich heraus, die Muskeln waren bis zum Zerreißen angespannt. Sein Brustkorb hob und senkte sich schnell, das Hemd war Schweiß durchtränkt und klebte an seiner Haut. Shah Rukh schaffte es, mit einem gedämpften Schrei seinen Arm einige Zentimeter nach unten zu drücken, doch sofort kam ein neuer Magieschub und hob das Messer in bedrohliche Höhe.
Shah Rukh und Rah'ụn kämpften im Geiste einen gefährlichen, harten Kampf, den nur einer von ihnen gewinnen konnte. Shah Rukh wusste, dass eine Niederlage seinerseits den Tod seines Bruders zur Folge hatte. Er versuchte, mit aller Kraft gegen seinen Gegner anzukommen, doch der Schmerz, der sich nun von seinem Kopf in seinen ganzen Körper ausbreitete, war unerträglich. Hilflos sah er mit an, wie er Parian immer näher kam, ohne etwas dagegen tun zu können. Als er nur noch einen Meter von ihm entfernt war, flossen ihm Tränen aus den dunklen Augen. Ein Schluchzen drang aus seiner Kehle, als seine Beine endlich zum Stehen kamen.
„Es tut mir so leid. Ich liebe dich, chote bhai", flüsterte Shah Rukh.
In diesem Moment drehte sich Ebô'ney zu ihm um. Ihre Augen weiteten sich und ihr blieb der Atem weg, als sie Shah Rukh sah, der hinter Parian stand und ein langes Messer in der Luft hielt. Shah Rukh spürte, wie die Druckwelle seinen Arm nach unten drückte, um Parian mit der Waffe in den Rücken zu stoßen. Mit letzter Kraft ließ er den Anhänger aus seiner linken Hand fallen und griff sich an den Arm.
„PARIAN!", schrie Ebô'ney entsetzt und voller Panik. Der Halbelf wirbelte herum und seine Augen trafen auf die seines Bruders.
Als Shah Rukh den erschrockenen und ängstlichen Gesichtsausdruck von Parian sah, kam ein krächzendes, lautes „Nein!", aus seiner Kehle.
Plötzlich lösten sich seine Finger und das Messer glitt aus seiner Hand. Der stechende Schmerz in ihm verschwand und seine Beine gaben nach, er sackte in sich zusammen. Mit einem dumpfen Geräusch kam Shah Rukh auf dem Waldboden auf. Er legte sein ganzes Gewicht auf seine Knie und stütze sich vorn über gebeugt mit den Händen ab. Er presste schwer die Luft aus seinen Lungen, hatte das Gefühl sein Herz würde in jedem Moment zerspringen. Seine Augen brannten, alles an ihm klebte vor Schweiß. Seine Glieder schmerzten, er konnte sie vor Schwäche kaum bewegen. Doch er war innerlich erleichtert und froh, dass er Parian nicht umgebracht hatte. Zwei Arme schlangen sich um ihn, halfen ihm hoch und setzten ihn auf einen Baumstumpf. Das verschwommene Gesicht seines Bruders schob sich vor seine Augen, dumpfe Worte drangen an sein Ohr. Nur allmählich wurde die Welt wieder klarer.
„Shah Rukh? Was ist passiert? Jetzt sag doch was!", Parians Worte klangen voller Sorge und Verwirrtheit.
„Mir geht es gut", krächzte Shah Rukh.
„Das sehe ich aber nicht so. Du zitterst am ganzen Körper, deine Augen sind glasig und an deinen Armen hast du viele Blutergüsse, die wir behandeln müssen", sagte Ebô'ney. Sie saß neben ihm und untersuchte seinen Körper nach Blessuren. Er blickte auf seine Arme und sah die dunklen Flecken. Sofort wusste er, dass durch die Spannung der Muskeln kleine Äderchen geplatzt waren.
„Was ist passiert Shah Rukh?", drängte Parian, „du hattest ein Messer ...du hast es gehalten ...über mir ...in deinen Händen ...du wolltest mich ...wolltest du?", stammelte er.
Shah Rukh schüttelte den Kopf. Er rieb sich die Stirn, dann antwortete er: „Nein, natürlich nicht. Du bist mein Bruder und ich liebe dich. Niemals würde ich auch nur auf Idee kommen, dich umbringen zu wollen."
„Aber du hattest das Messer über mir erhoben...."

„Ich weiß, aber das wollte ich nicht. Irgendetwas ... oder jemand ...hat mich dazu gezwungen – in meinem Kopf. Erklären kann ich dieses Gefühl nicht. Ich war hier, um dich zu suchen und dich zu fragen, was vorhin los war mit dir und ehe ich mich versah, hatte ich das Messer in der Hand und bin auf dich zu gelaufen. Was immer es auch war, es war sehr stark. Ich konnte kaum dagegen ankämpfen, aber nun ist es weg."
Shah Rukh senkte seinen Blick traurig zu Boden. „Ich wollte dich nicht töten Parian. Das hätte ich mir nie verziehen. Es tut mir so leid", schluchzte er und Tränen rannen über seine Wangen.
Parian nahm ihn kommentarlos in die Arme. Auch über sein Gesicht flossen Tränen.
„Ist schon gut", flüsterte der Halbelf, „du hast es ja nicht getan, du hast dich ja gewehrt. Ich bin dir nicht böse."
Ebô'ney erhob sich. Sie riss sich ein Stück von ihrem Oberteil ab und verband damit Shah Rukhs blutende Hand. Dann sagte sie: „Ich will euch ja den Moment nicht zerstören, aber wir sollten Shah Rukh ins Krankenzimmer zu Mahi bringen. Ich kann zwar kaum körperliche Schäden ausmachen, aber ich will auf Nummer sicher gehen. Außerdem kann ein mentaler Kampf einen innerlich sehr verletzen, nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Wir sollten das so schnell wie möglich abklären."
Parian nickte und half Shah Rukh auf die Beine. Sein Bruder war noch etwas wackelig in den Knien, jedoch konnte er wieder einigermaßen laufen. Bevor sie sich jedoch auf den Weg machten, hob Parian noch Rah'ųns kleinen, silbernen Anhänger auf und steckte ihn in seine Hosentasche.

***

Er war am Ende seiner Kraft. Vor seinen Augen befand sich ein dicker, schwarzer Nebel, der ihm die Umgebung nicht Preis gab. Sein ganzer Körper schrie vor Schmerz, Krämpfe ließen seine Glieder zucken. Aus seiner Nase und seinem Mund rann Blut, die Lippen waren aufgeplatzt. Dunkle, schwarze Flecken hatten sich in seinem Gesicht gebildet, Büschel von Haaren, die er sich im Kampf herausgezogen hatte, lagen verteilt um seinen Körper. Der Waldboden unter ihm stach in seine Haut, doch er spürte es nicht. Er versuchte gleichmäßig zu atmen, doch es fühlte sich an als läge schweres Blei auf seiner Brust. Unter seinen Fingernägeln klebten Hautreste, er hatte sich in seiner Konzentration die Arme aufgekratzt.
Als Shah Rukh es mit letzter Kraft geschafft hatte, sich zu widersetzen, hatte das mentale Band Rah'ųn mit voller Wucht getroffen und ihn zu Fall gebracht. Er hatte den geistigen Kampf mit seinem Opfer verloren und es hatte ihn mehr gekostet, als er gedacht hätte. In diesem Moment wollte er nur noch sterben. Er wusste, dass er innere Verletzungen hatte, die ihm den Tod mit jeder Sekunde näher brachten. Rah'ųn hoffte nur, dass es schnell gehen würde und er nicht viel davon mitbekam. Beherrscht wurde er von der Angst. Er hatte seine Herrin, seine Geliebte enttäuscht und ihr ganzer Zorn würde ihn treffen. Sie würde ihn töten. Er wollte nicht durch ihre Hand sterben. Der Tot sollte ihn vorher holen. Rah'ųn fühlte, wie sich ein alles vernichtender Schmerz in ihm ausbreitete, durch seine Knochen wanderte und wimmernde Laute aus seiner Kehle dringen ließ. Der schwarze Nebel vor seinen Augen wurde dunkler, das Bewusstsein verschwand. Als Rah'ųn langsam aus der Welt schwand und seine letzten Atemzüge tat, packte ihn jemand im Nacken und zog ihn über den Waldboden mit sich davon.

***

Parian gähnte laut, als er den Pavillon betrat. Der Halbelf rieb sich den verspannten Nacken, entledigte sich seiner Kleidung und stellte sich in die Dusche. Es dämmerte bereits auf der Insel, doch Parians Augen waren so gut, dass er kein Licht benötigte und so blieb die Kerze neben ihm erloschen. Es tat gut, das heiße Wasser auf seiner Haut zu spüren. Der Tag war anstrengend gewesen, merkwürdige Dinge waren passiert. Umso mehr genoss Parian die Ruhe um sich herum, nur ein paar Grillen zirpten im Unterholz. Der Halbelf konnte jedoch nicht verhindern, dass seine Gedanken sich um die Ereignisse des Tages kreisten. Dass er nur knapp dem Tod entgangen war, war ihm nicht wirklich bewusst. Viel mehr machte er sich Sorgen um die Tatsache, dass es sein Bruder gewesen war, der ihm beinahe das Leben genommen hatte. Was immer auch Shah Rukh dazu gezwungen hatte, mit dem Messer auf ihn los zugehen, es war so mächtig, dass es für alle eine Gefahr darstellen könnte. Noch war nichts Schlimmes passiert, noch hatte man es abwehren können, doch was würde geschehen, wenn es stärker werden würde? Bilder von seinen Freunden schossen durch Parians Gedanken. Saif, der dazu gezwungen wurde Karan zu erwürgen. Bhoot, der seine schwangere Frau erschlug. Nemo, der seine Wachen auf sein Volk hetzte. Parian erschauderte. So etwas durfte nicht passieren. Sie mussten der Sache auf den Grund gehen. Sie sollten den Täter schnell finden.
Parian spitze die Ohren.
Er hörte ein leises Flüstern.
Der Halbelf lauschte angestrengt.
„Shah Rukh? Bist du das?“, rief er, doch gleichzeitig wusste er, dass das nicht möglich war. Sein Bruder würde diese Nacht im Krankenzimmer verbringen, bis sich Mahi sicher war, dass er keine bleibenden Schäden von dem Kampf am Nachmittag davontragen würde.
Das Flüstern verschwand.
Parian lugte durch die Dunkelheit in den Pavillon, doch dort war niemand. Auch in seiner unmittelbaren Umgebung konnte er nichts dergleichen erkennen. Er zuckte mit den Schultern und widmete sich wieder seiner heißen Dusche. Als er der Meinung war sich genug entspannt zu haben, griff er nach einem Handtuch und trocknete sich ab. Sein Körper reagierte darauf und Parian musste grinsen. Schon oft hatte er sich bei den Katzen beschwert, dass die Handtücher einfach viel zu weich und geschmeidig waren.
Der Halbelf lachte bei diesen Gedanken. Er überlegte kurz, ob er sich etwas anziehen sollte, doch er war ganz allein und entschied, die Freiheit zu nutzen und den Rest des Abends unbekleidet zu verbringen. Das Essen hatte man bereits gebracht und er stürzte sich mit knurrendem Magen darauf.
Während er aß schweiften seine Gedanken zu den Schachspielen mit Shah Rukh. Er hätte das letzte Spiel gewonnen, dass wusste er und trotzdem war er mit einem Mal so wütend gewesen. Parian konnte sich nicht erklären, wie er innerhalb von Sekunden solch eine Aggression hatte aufbauen können. Er hatte nur noch den Zorn in sich gespürt, hatte nicht mehr klar denken können. Es tat ihm leid, dass er sich nicht unter Kontrolle gehabt hatte. Der Halbelf konnte sich nicht richtig erklären, warum er überhaupt so reagiert hatte. Den ganzen Tag hatte er bereits darüber nachgedacht, aber noch keine Antwort gefunden. Es war wie verhext gewesen – oder doch tief in ihm drin? Nein, so jemand war er nicht. Er konnte zwar sehr wütend werden, aber diese pure Aggression, die er in sich gespürt hatte, war ihm vollkommen fremd. Das gehörte nicht zu ihm und passte auch nicht zu ihm.
Nichtsnutz ... Ich sollte ihn sterben lassen ... Ich brauche ihn ...
Parian wirbelte auf seinem Stuhl herum.
Das raue, tiefe Flüstern war klar und deutlich gewesen. Er musterte seine Umgebung genau,

doch er konnte niemanden entdecken.
Keine Energie mehr ... Muss mir helfen ... Ohne wird es schwieriger ...
Der Halbelf erhob sich blitzschnell von seinem Platz. Er rannte aus dem Pavillon, suchte die Umgebung ab, doch er konnte niemanden finden.
Das Flüstern verstummte nicht.
Dummkopf ... Nicht mal die einfachsten Befehle ... Er ist stark ...
Parian lief zurück in den Pavillon. Er drückte seine Hände an den Kopf und massierte sich die Schläfen. Er konnte sich nicht erklären, woher das Flüstern kam. Es verwirrte ihn, machte ihm Angst. Er wollte, dass es aufhörte.
Muss helfen ... Darf nicht zulassen ... Opfer ...
Panik packte Parian, ließ ihn wieder nach draußen stolpern, die Treppe herunter fallen.
Sehe Fell ... Spüre Energie ... Darf nicht sterben ... Höre Schritte ...
Er humpelte durch das Dorf. An seinen Händen waren tiefe Schürfwunden. Das Flüstern verfolgte ihn, ließ ihn nicht los. Parian wollte zu seinem Bruder. Brauchte jemanden, der ihn beruhigte.
Da ist mein Opfer ... Nichtsnutz ... Muss Jagen ... Brauche ihn ... Blut ... Schmecke Blut ...
Parian flehte still, dass das Flüstern verschwand. Er drückte sich die Hände auf die Ohren, warf sich an eine Hauswand und ließ sich daran auf den Boden sinken, während die unheimliche Stimme immer lauter und gehetzter wurde.
Fressen ... mein Geliebter ... Blut ... Jagen ... Er atmet wieder ... Fleisch ... Es muss sterben ... Er muss überleben ... Brauche Energie ...Muss TÖTEN!!!

Indiana Khan und die Suche nach dem neuen Artefakt

Shah Rukh erwachte. Eine unbestimmte Angst erfüllte ihn, ließ sein Herz einige Schläge aussetzen. Er versuchte das Gefühl zu ergründen, dachte, es hinge mit den seltsamen Geschehnissen des letzten Tages zusammen. Noch immer zitterte er am ganzen Leib, wenn er daran dachte, dass ihn eine unbekannte Macht beinahe dazu gebracht hätte, seinen Bruder zu töten. Aber je länger er darüber nachdachte, desto sicherer wurde er sich, dass es einen anderen Grund für seine Angst gab.
„Parian!“, flüsterte er mit plötzlicher Erkenntnis und sprang aus dem Bett. Er ignorierte den Schwindel, der ihn beinahe zusammenbrechen ließ, und suchte sich seine Kleidung zusammen. Einem Impuls folgend legte er sich die dünne Bettdecke wie einen Umhang um die Schultern. Die Nächte begannen unangenehm kühl zu werden auf der Insel des ewigen Frühlings.
Die ersten Sterne prangten am Himmel, die Abenddämmerung wich bereits den dunklen Schatten der Nacht. Unsicher bleib Shah Rukh vor dem Krankenhaus stehen. Er spürte, dass es Parian nicht gut ging, dass er sich vielleicht sogar in Gefahr befand. Die Frage war nur, wie sollte er ihn finden?
„Bist du denn des Wahnsinns? Solltest du nicht im Bett liegen und dich ausruhen?“
Shah Rukh ignorierte sowohl Ebô’ney als auch den erneuten Schwindel, den er nur mit viel Mühe niederkämpfen konnte.
„Hörst du mir eigentlich zu?“
Nein, dachte Shah Rukh verärgert. Laut sagte er: „Selbstverständlich höre ich dir zu, Ebô’ney. Ich werde auch sofort wieder ins Bett gehen, wenn...“
„Wenn was? Wenn du zusammenbrichst? Ich sehe doch, dass du kaum einen Schritt geradeaus machen kannst!“
„Bitte, Ebô’ney, es ist wichtig!“
„Was könnte wichtiger sein als deine Gesundheit?“
„Die Gesundheit eines Freundes und Bruders.“
Ebô’ney schüttelte ärgerlich den Kopf und packte Shah Rukh am Arm.
„Du bleibst jetzt sofort stehen oder... Saif! Den Göttern sei Dank, dass du gerade jetzt hier vorbei kommst. Vielleicht kannst du diesen Narren ja wieder ins Bett befördern!“
Saif erschrak, als er Shah Rukh sah, dessen Gesicht weiß wie frisch gefallener Schnee war, ließ sich jedoch nichts anmerken.
„Beine vertreten?“, fragte er leise, die keifende Ebô’ney ebenfalls ignorierend.
„Nein. Mich hat etwas geweckt, dem ich auf den Grund gehen muss.“
„Hat das nicht Zeit, bis es dir wieder etwas besser geht?“
„Saifu, bitte!“
Der Freund nickte bedächtig. Er kannte Shah Rukh gut genug, um zu wissen, dass es keinen Sinn hatte, ihn in dieser Stimmung aufhalten zu wollen.
„...du nicht sofort mitkommst muss ich die Katzen holen. Was meinst du, wie Soniye mit dir schimpfen wird, wenn sie sieht, dass...“
„Das ist eine sehr gute Idee!“, lenkte Shah Rukh plötzlich ein. „Und am besten nimmst du Saif auch gleich mit. Bringt Soniye her, meinetwegen auch Bhoot, und ich werde mich gehorsam fügen.“
„Aber...“ Ebô’ney schien sichtlich verwirrt.
„Ich hoffe, du weißt, was du tust, mein Freund“, wisperte Saif auf Hindi, dann wandte er sich an Ebô’ney und zog sie einfach mit sich fort. Im ersten Moment war sie viel zu verdutzt um zu

reagieren, doch schon bald konnte Shah Rukh sie wieder zetern hören. Er wartete noch einen Moment, dann verschwand er hinter der nächsten Hauswand, wo er etwas entdeckt zu haben glaubte. Und richtig, da saß Parian splitternackt auf dem Boden. Eine Hauswand und ein großes Fass gaben ihm Halt, der Blick war leer. Shah Rukh fragte nicht lange und wickelte seinen Bruder in die mitgebrachte Decke. Langsam hob der Halbelf den Kopf.
„Parian?“ Shah Rukh schüttelte ihn leicht an den Schultern. „Parian!“, wiederholte er eindringlicher.
Der Halbelf hob eine Hand und berührte Shah Rukh’s Lippen, verfolgte die Bewegungen, die sie beim Sprechen machten.
„Du redest wirklich mit mir, oder?“
„Ja, ich rede wirklich mit dir. Was ist los, chote bhai[4]?“
„Da war diese Stimme... In meinem Kopf, ich weiß nicht woher. Sie hat so seltsame Sachen gesagt, wie: er dürfe nicht sterben, er habe schon wieder einen Fehler gemacht, sei aber stark und sie brauche ihn. Dann war nur noch von Fell und Blut die Rede. Die letzten Worte klangen wie die Gedanken eines Tieres, aber ich habe noch nie ein Tier getroffen, dass so bösartige Gedanken hat. Sag, Shah Rukh, ich werde doch nicht etwa den Verstand verlieren, oder?“
Shah Rukh nahm seinen Bruder in den Arm.
„Was immer du in deinen Gedanken gehört hast, ich bin mir sicher, dass es dafür eine Erklärung gibt. Schau, du bist ein sensibles, magisch begabtes Wesen und hast erst vor kurzem entdeckt, dass du teleportieren kannst. Ich weiß nicht, wessen Gedanken du gehört hast, aber ich bin mir sicher, dass es sich eher um eine neue magische Fähigkeit handelt, als darum, dass du den Verstand verlierst. Und jetzt kommst du erstmal mit ins Krankenhaus. Ich glaube, wir können heute Abend beide ein bisschen Ruhe und Pflege gebrauchen. Kannst du aufstehen und laufen?“
Parian versuchte auf die Beine zu kommen, war jedoch zu schwach. Ohne ein weiteres Wort packte er Shah Rukh am Arm und teleportierte.

***

Soniye hatte sich gerade auf das kleine Sofa im Hinterzimmer des Krankenhauses gelegt um ein bisschen zu schlafen, als Ebô’ney sie wieder weckte. Zunächst verstand die Katze nicht, was Ebô’ney von ihr wollte. Dann begriff sie, dass Shah Rukh sich erneut aus seinem Zimmer geschlichen hatte. Soniye fragte sich, was diesmal geschehen würde. Denn als Shah Rukh sich das letzte mal unerlaubt aus dem Krankenhaus davongeschlichen hatte, war er unter einen seltsamen fremden Einfluss geraten und hatte seinen Bruder angegriffen. Mit einem Mal war Soniye hellwach. Sie folgte Ebô’ney und Saif in den langen Flur. Alle drei erschraken heftig, als plötzlich zwei kauernde Gestalten vor ihnen auftauchten. Es war nicht auszumachen, wer von den beiden sich in einem schlimmeren Zustand befand.
„Ebô’ney, hol bitte Mahi. Ich glaube, ich brauche Hilfe! Saif, du nimmst Shah Rukh, ich kümmere mich um Parian. Dritte Tür links bitte, in diesem Zimmer stehen zwei Betten.“
Shah Rukh war heilfroh, als er sich wieder hinlegen konnte. Der kleine Ausflug hatte ihn stärker geschwächt, als er zugeben wollte. Er wehrte energisch ab, als Soniye ihn untersuchen wollte und wies sie an, sich erst um Parian zu kümmern. Der wiederum trug ihr, wenn auch erheblich leiser, auf, sich zunächst um Shah Rukh zu kümmern.
„So, ihr Helden, jetzt hört ihr mir mal zu!“, schnaufte Soniye empört, beide Pfoten fest in die Hüften gestemmt. „Entweder ihr lasst mich jetzt in Ruhe meine Arbeit machen, oder... Hallo?

4 kleiner Bruder

Tse! Erst groß aufbegehren und dann einfach einschlafen, das haben wir gerne.“
Die Tür öffnete sich leise nach einem zaghaften Klopfen. Mahi schlüpfte ins Zimmer und sah Soniye fragend an. Gemeinsam untersuchten sie die beiden Männer, konnten jedoch nichts Ungewöhnliches feststellen. Shah Rukh war sowohl von den Wunden als auch von dem mentalen Kampf noch geschwächt und Parian schien sich dermaßen verausgabt zu haben, dass Körper und Geist einfach streikten und sich eine Auszeit verschafften. Mit anderen Worten nichts, was sich nicht durch viel Schlaf und gutes Essen wieder beheben ließe. Soniye entschuldigte sich bei Mahi für die späte Störung und kehrte in ihr kleines Zimmer zurück, wo sie nun endlich auch die verdiente Ruhe fand.

***

Es zeigte sich, dass Parian sich deutlich schneller erholte als Shah Rukh. Bereits am nächsten Morgen durfte er aufstehen, während Shah Rukh kaum die Augen offen halten konnte. Parian glaubte, dass es seine Schuld war, dass Shah Rukh diesen heftigen Rückfall erlitten hatte. Deshalb beschloss er, ihm eine ganz besondere Freude zu machen. Er besorgte sich eine große Tasche und suchte sich ein paar Sachen zusammen.
„Was machst du da?“
Parian fuhr zusammen.
„Mein Gott, Saif! Du hast mich zu Tode erschreckt!“
„Was machst du da?“, wiederholte Saif ungerührt seine Frage.
„Ich packe ein paar Dinge zusammen, die ich vielleicht brauchen werde.“
„Aha, und wofür wirst du sie brauchen?“
„Willst du mich etwa ausspionieren?“ Misstrauisch kniff Parian die Augen zusammen. Erneut fühlte er diese unerklärliche Aggressivität in sich. Es war, als ob sie zu jemand anderem gehörte und nicht zu ihm, dennoch hatte sie in in ihrer Gewalt. Mit Mühe bekämpfte er das Gefühl.
„Hey, man wird doch mal fragen dürfen. Du und Shah, ihr benehmt euch irgendwie seltsam. Vielleicht ergibt euer Verhalten unter Brüdern ja einen Sinn, aber als Außenstehender ist es sehr schwer zu verstehen.“
„Es tut mir leid, dass ich... Glaube mir, ich verstehe mich selbst nicht mehr. Ich fühle mich, als hätte jemand Gewalt über mich, als würde ich fremde Gedanken denken und fremde Gefühle fühlen. Und du bist bestimmt kein Außenstehender. Ein Freund gehört immer dazu.“
Ein scheues Lächeln huschte über Saifs Gesicht.
„Das hast du schön gesagt. Trotzdem fühle ich mich immer noch ein bisschen fremd auf Atlantis. Ich meine, Karan hat seinen Dad und Shah dich. Jeder hat einen Grund hier zu sein, nur ich nicht.“
„Vielleicht gibt es ja einen Grund und du hast ihn bisher nur noch nicht herausfinden können? Ich musste über 500 Jahre alt werden um herauszufinden, dass ich ein Teleporter bin.“
Saif sah Parian mit offenem Mund an. „Parian, wie alt bist du eigentlich wirklich?“
Der Halbelf grinste frech und wandte sich wieder seiner Tasche zu. Leise vor sich hinmurmelnd überprüfte er ihren Inhalt.
„Scheint alles da zu sein. Möchtest du mich begleiten?“
„Gerne, wenn du mir sagst, wohin die Reise geht?“
Parian zeigte mit großer Geste auf das Zentrum der Insel.
„Irgendwo dahin. Ich kenne den Weg nicht und weiß auch nicht genau, wo sich der Ort befindet, aber ich weiß sehr genau, wie es dort aussieht und deshalb werde ich ihn finden. Es ist zu weit

zum Laufen aber wozu bin ich ein Teleporter?“
„Aha. Und was gibt es an diesem geheimnisvollen Ort so besonderes?“
„Das wirst du dann sehen. Es ist ein Geschenk für Shah Rukh. Also, kommst du mit?“
Saif nahm Parian die Tasche ab und hängte sie sich über die Schulter.
„Blöde Frage, wo ich doch der geborene Abenteurer bin. Bereit, wenn Sie es sind, Sir!“ Saif salutierte.
Schnell schrieb Parian noch eine Nachricht, in der er ihre Abwesenheit erklärte und die Rückkehr für den folgenden Morgen ankündigte. Nach einer letzten Versicherung, dass alles in Ordnung war, nahm er Saif bei der Hand und sprang.
Sie landeten in einer felsigen Gegend. Parian orientierte sich kurz und sprang erneut. Nach einem weiteren Sprung waren sie am Ziel. Sie standen in einem kleinen Tal, dessen Boden mit saftigem Gras bewachsen war. Hoch erhoben sich die Berge um sie herum, die in Richtung Zentrum höher waren als in Richtung Atlantis Stadt und Katzendorf.
„Ich will dich ja nicht kritisieren, aber wir kommen hier doch wieder weg, oder?“
„Für wie blöd hältst du mich eigentlich? Ich habe natürlich noch einen Sprung übrig, damit wir nach Hause kommen. Setz dich, wir müssen warten, bis es dunkel wird.“
„Und was werden wir dann sehen?“
„Abwarten“, antwortete Parian mit einem breiten Grinsen.
Sie setzten sich in den Schatten und warteten. Parian bot Saif Essen und Trinken ab, doch dieser lehnte ab. Sie redeten über Gott und die Welt, spielten Knopfschach und bemerkten kaum, wie die Zeit verging.
„Wir müssen noch auf den Mond warten“, erklärte Parian als die Dunkelheit hereinbrach. „Das, was ich suche, wird erst in seinem Licht sichtbar. Aber wir werden nicht mehr lange warten müssen, ich sehe ihn schon über die Felsen klettern. Du solltest dort auf die Wiese schauen, wenn du das Schauspiel nicht verpassen willst.“
Saif folgte Parians ausgestrecktem Arm und glaubte seinen Augen nicht. Kaum schien der Mond in das kleine Tal, verwandelte sich die Wiese in ein leuchtendes Wunder.
„Was ist das?“, fragte Saif atemlos vor Staunen.
„Die Elfen nennen sie Sterneblumen. Sie blühen nur einmal im Jahr, wenn der Vollmond in dieses Tal scheint. Sie fangen das Mondlicht ein und gehören zu den größten Kostbarkeiten der Insel, weil dieses Tal so schwer zugänglich ist. Komm, wir pflücken eine für Shah Rukh.“
Parian zauberte ein Messer aus seiner Tasche und sah suchend über die Wiese. Endlich fand er eine Blüte, die seinen Vorstellungen entsprach. Behutsam trennte er sie mit dem Messer vom Stiel, hüllte sie in ein Tuch und steckte sie in die Tasche.
„So, das war’s. Jetzt können wir uns ein bisschen ausruhen. Es sei denn, du möchtest sofort zurück?“
„Von mir aus können wir noch etwas bleiben. Das Tal ist so schön. Wer weiß, wann ich so etwas Wundervolles noch einmal sehen werde.“
Parian legte sich neben Saif auf den Boden und schloss die Augen. Er war beinahe eingeschlafen, als seine Gedanken verschwanden und sein Kopf leer wurde. Noch bevor er sich darüber wundern konnte schlug er unsanft auf dem Boden auf.
„Parian? Alles in Ordnung mit dir? Wo sind wir? Und wie sind wir hierher gekommen?“
Der Halbelf rappelte sich mühsam hoch. Seine Handgelenke schmerzte und als er aufstehen wollte, fuhr beißender Schmerz durch seinen rechten Knöchel und für einen kurzen Moment glaubte er ohnmächtig zu werden. Besorgt untersuchte Saif den Fuß, was noch mehr Schmerzen verursachte.

„Den hast du dir ziemlich böse verstaucht, Alter. Ich denke, das war's dann mit unserer Heimkehr. Bleibt die Frage, wo wir sind."
Parian setzte sich auf. Der kalte, feuchte Fels in seinem Rücken ließ darauf schließen, dass sie sich tief unter der Erde befanden. Es war dunkel, nur die Sternenblume, deren Licht selbst durch Tasche und Tuch schien, erhellte die Umgebung ein wenig. Parian holte sie hervor und hob sie hoch über seinen Kopf. Jetzt konnten sie ein paar Meter weit sehen. Sie befanden sich in einem Tunnel, der sich in beide Richtungen endlos auszuweiten schien.
„Da wir unseren Weg selber suchen müssen, darfst du entscheiden, in welche Richtung wir gehen sollen", sagte Saif trocken.
„Gehen gehört im Moment definitiv nicht zu meinen bevorzugten Tätigkeiten." Seufzend schloss Parian die Augen. „Lass uns in diese Richtung gehen. Ich spüre, dass es dort eine große Menge Tiere gibt. Wo Tiere sind, ist meist auch ein Ausgang und wenn nicht können sie uns vielleicht helfen den Weg nach draußen zu finden."
„Und wie willst du die gewünschten Antworten erhalten? Sprichst du Fledermausisch oder was?"

„Na ja, so ähnlich. Ich hab halt einen guten Draht zu Tieren, das ist alles. Es wäre zu viel gesagt, dass ich ihre Sprache spreche, wir können uns halt einfach irgendwie verständigen. Hilfst du mir bitte hoch?"
Parian stützte sich schwer auf Saif's Schulter und humpelte mühsam in die angegebene Richtung. Sie sprachen kein Wort, bis sie an eine Weggabelung kamen. Wieder konzentrierte Parian sich.
„Das gibt's doch nicht!", rief er plötzlich.
„Was?"
„Ich weiß, warum wir hier sind. Irgendwo dort hinten gibt es ein Artefakt! Das erklärt auch, warum ich ohne es zu wollen teleportiert bin."
„Das musst du mir genauer erklären."
„So genau weiß ich das leider auch nicht. Ich weiß nur, dass es diese Artefakte gibt und ich sie zusammen mit Ebô'ney finden muss, um Atlantis zu retten. Es ist jetzt schon ein paar mal passiert, dass mich ein Artefakt angezogen hat. Mein Kopf wird leer und ich teleportiere quasi unbewusst. Zu dumm, dass es diesmal ausgerechnet der letzte Sprung war und wir jetzt laufen müssen. Entschuldige bitte, Saif."
„Warum entschuldigst du dich denn jetzt? Ich meine, abgesehen davon, dass du kaum laufen kannst, ist es doch ein richtiges Abenteuer. Und ich liebe Abenteuer! Man nennt mich schließlich nicht umsonst Indiana Khan!"
„Aha", machte Parian. Er verstand nicht, worüber Saif sprach, wollte es jedoch nicht zugeben. Mit neuem Elan folgten sie dem Weg. Parian, weil er einem neuen Artefakt auf der Spur war und Saif, weil er voll und ganz in der Rolle des Abenteurers aufging.

***

Immer wieder las Ebô'ney die kurze Notiz, die sie im Pavillon gefunden hatte. Dort war der Zeitpunkt für die Rückkehr von Parian und Saif für den Morgen angekündigt worden und jetzt war es schon beinahe Mittag. Ob sie sich Sorgen machen sollte? Bei Parian war sie sich sicher, dass er sehr gut alleine auf sich acht geben konnte. Aber Saif? Immerhin war er ein Freund von Shah Rukh, den sie mittlerweile mehr und mehr zu schätzen gelernt hatte. Zu allem Überfluss war auch noch Rah'ụn verschwunden. Er war der einzige, den sie um Rat fragen konnte. Sie

beschloss noch ein paar Stunden zu warten. Schließlich war Parian ein Elf und die waren bekanntermaßen das Unzuverlässigste, was man sich vorstellen konnte. Und wenn Saif etwas geschehen war?

***

Sie machten eine Pause. Zwar hielt Parian sich tapfer, aber Saif bestand auf Pausen, damit der Freund sich nicht verausgabte. Sie gönnten sich etwas von Parians Proviant, nur eine Kleinigkeit für einen hohlen Zahn, weil sie mit ihren Vorräten Haushalten mussten. Hinterher waren sie beinahe noch hungriger als zuvor. Sie einigten sich darauf, ein wenig zu schlafen.
„Was soll ich nur tun?“
Saif erwachte aus unruhigem Schlaf. Was hatte ihn geweckt?
„Er ist zu schwach. Darf ihn nicht sterben lassen!“
Die Stimme klang seltsam fremd und verzerrt.
„Warum war er so stark? Er ist doch nur ein Mensch. Warum konnte er ihn so einfach abwehren? Was soll ich nur tun?“
Vorsichtig setzte Saif sich auf. Waren sie etwa nicht mehr alleine?
„Muss jagen aber darf mich nicht verraten. Habe ich den falschen Verbündeten gesucht? Aber er hat so ein großes Talent!“
Nur langsam begriff Saif, dass es Parian war, der im Schlaf sprach.
„Muss Kraft gewinnen und ihn heilen. Wenn er wieder genesen ist, kann ich ihn stärker machen. Niemand soll meinem Meister und mir widerstehen!“
Saif kniete sich neben Parian und versuchte ihn zu wecken. Endlich schlug er die Augen auf.
„Wass’n los?“, nuschelte er verwirrt.
„Du hast seltsame Dinge im Traum gesagt, da habe ich mir Sorgen gemacht.“
Parian erbleichte.
„Was habe ich gesagt?“
Saif wiederholte so gut er konnte.
„Das ist *sie*“, stöhnte er entsetzt auf. „Sie hat mich schon einmal gequält aber ich weiß nicht, warum oder wer sie ist. Ich höre ihre Stimme in meinen Gedanken und.... Ob ich wahnsinnig werde?“
„Es wird einen Grund für diese Stimme geben“, erklärte Saif. „Du bist nicht der Typ, der wahnsinnig wird. Ich bin sicher, kommt Zeit kommt Rat und du wirst rausfinden, warum du diese Stimme hörst. Was ist, wollen wir weiter gehen?“ fragte er, um den Freund abzulenken.
Parian schien die Ablenkung dankbar anzunehmen. Mühsam kam er auf die Beine. Seinem Fuß schien die Ruhepause gut getan zu haben, war aber immer noch nicht voll belastbar. Auf Saif gestützt humpelte er in die Richtung, in der er das Artefakt vermutete.
Sie hatten jegliches Zeitgefühl verloren, wussten nicht mehr, wie lange sie schon durch die unterirdischen Tunnel geirrt waren, als sich der Weg erweiterte. Vor ihnen lag eine Art Höhle, mit hoher Decke und seltsam gemustertem Boden.
„Was ist, warum gehst du nicht weiter?“, fragte Parian, der nach dem Marsch wieder stärker auf Saifs Hilfe angewiesen war. Vorsichtig verlagerte er sein Gewicht und entlastete den verletzten Fuß.
„Ich weiß nicht, irgendetwas an dem Boden vor uns irritiert mich. Sieh dir doch nur das Muster an. Findest du es nicht auch seltsam, dass wir nach diesen rohen Felswänden mit dem unbehandelten Boden nun plötzlich auf diese Halle treffen, wo der Boden mit kunstvoll

verzierten Fliesen bedeckt ist?“ Saif legte den Kopf schief und hob die Sternenblume, damit sie alles besser sehen konnten. „Sagen dir die Symbole auf den Fliesen etwas?“
Parian schüttelte den Kopf.
„Auch gut. Du bleibst hier sitzen, bis ich den richtigen Weg gefunden habe.“
Vorsichtig kniete Saif sich auf den Boden und drückte auf die Fliese, die ihm am nächsten war. Sie gab unter dem Gewicht nach. Die Fliesen gleichen Musters in ihrer Umgebung brachen ebenfalls weg und gaben den Blick auf einen mehr als ungemütlichen Abgrund frei.
„Regel Nummer 1: Benutze keine Fliesen, von denen viele nebeneinander liegen“, stellte Saif zufrieden fest.
Wenn er diese Regel beherzigte blieben nur noch zwei verschiedene Fliesen übrig. Saif entschied sich für eine, deren Symbol ihn an einen Pfeil erinnerte. Dass er mit seiner Assoziation recht behielt, zeigte sich schnell. Denn kaum hatte er Druck auf die Fliese ausgeübt, öffneten sich kleine Löcher an den Wänden und es hagelte genug Pfeile, um eine ganze Armee damit auszurüsten. Schließlich drückte Saif auf die nächste Fliese und diesmal geschah nichts.
„Wenn wir darüber wollen“, erklärte er Parian, „dürfen wir nur auf die Fliesen treten, die einen Kreis als Muster haben. Alle anderen bringen uns um. Schaffst du das?“
Der Halbelf warf einen skeptischen Blick über den etwa 20 m breiten Platz und nickte.
„Ich bin hart im Nehmen. Hab schon Schlimmeres überstanden.“
Saif nickte und wagte vorsichtig den ersten Schritt. Hinter sich konnte er Parian unterdrückt stöhnen hören. Um die Gefühle seines Freundes nicht zu verletzen, ging Saif betont langsam weiter. Erst als er auf der anderen Seite angekommen war, wandte er sich um. Mit Schrecken sah er, dass Parian seine Kraft verlor. Er wankte und trat auf eine Pfeilfliese. Hastig packte Saif zu und zog ihn zu sich in den rettenden Tunnel, kurz bevor die Pfeile ihn durchbohrt hätten.
„Danke“, keuchte Parian. „Das war knapp. Aber ich....“
„Schon gut. Kannst du weiter oder brauchst du eine Pause?“
„Danke, es geht schon. Jetzt habe ich dich ja wieder an meiner Seite.“ Parian grinste Saif schief an und der Freund bot ihm Arm und Schulter als Stütze an, was der Halbelf dankbar an nahm.
Der Weg veränderte sich. Die Decke des Tunnels war nun höher, der Weg breiter, der Boden glatter. Schon bald erreichten sie die nächste Falle, die Saif, der selbsternannte Abenteurer, selbstsicher entschärfte.
„Sieht so aus, als hätte jemand etwas Wichtiges zu verbergen“, sagte er und sah in die Fallgrube mit den spitzen Speeren, die jeden aufgespießt hätten, der hineingefallen wäre. Erst in letzter Sekunde war ihm die leicht unterschiedliche Färbung im Boden aufgefallen. Ein dicker Felsbrocken diente ihm als Helfer, öffnete die Falltür und ließ nur einen schmalen Sims am Rand frei. Wieder fiel es Parian nicht leicht, die Falle zu überwinden und erneut musste Saif ihm helfen.
Nach einer erneuten Pause, die ohne weitere Zwischenfälle verlief, gingen sie weiter. Irgendwann fiel ihnen auf, dass es heller wurde. Weit vor ihnen gab es eine Lichtquelle. War es Tageslicht?
Sie beschleunigten ihre Schritte und landeten in einer Höhle, die tatsächlich einen Ausgang hatte, nur lag dieser ungefähr 200 m über ihnen und war schlicht unerreichbar. Doch es war nicht die Öffnung in der Decke, der Parian und Saif den Atem raubte.
In der großen Höhle, in der sie sich befanden, lagen mehrere Skelette auf dem Boden. Einige trugen Kleidung, wie gewöhnliche Atlanter sie trugen, bei anderen wirkte die Kleidung fremdartig. Die meisten Skelette wirkten menschlich, aber ein Schädel wirkte als stamme er von einer Katze. Parian setzte sich auf den Boden, peinlich genau darauf bedacht, dass er keinem der

Skelette zu nahe kam. Müde sah er sich um und ahnte plötzlich, wo sie sich befanden.
„Dies ist die legendäre Grabkammer der alten Elfen“, sagte er in die entstandene Stille hinein. „Ich habe von diesem Ort gehört und ihn für eine Legende gehalten. Ich glaube, es gibt kaum noch einen Elfen, der weiß wo sich dieser heilige Ort befindet. Zumindest haben die Elfen in meinem Clan stets verzweifelt danach gesucht. Jeder Elf sehnt sich danach, hier begraben zu werden.“
„Sieht so aus, als hätten einige Fremde diesen Ort ebenfalls gefunden“ , sagte Saif und betrachtete die Skelette. Manche lehnten an den Wänden, einige sahen aus, als wären sie durch das Loch heruntergefallen.
„Es ist eine großartige Leistung, dass sie, ebenso wie wir, den Weg hierher gefunden haben. In den Geschichten, die ich gehört habe, hieß es, dass alle Wege, die von diesem Ort wegführen gleichzeitig auch wieder hinführen. Nur Elfen soll es gelungen sein, diesen Ort wieder zu verlassen.“
„Dann bin ich aber verdammt froh, dass du uns früher oder später hier wieder rausteleportieren kannst. Was macht denn dein Artefakt?“
„Es muss sich ganz in der Nähe befinden. Aber im Moment bin ich zu erschöpft um danach zu suchen.“
„Dann schlage ich vor, dass wir uns ausruhen.“
Saif suchte einen Platz aus, der nicht mit Skeletten bedeckt war und half Parian, sich zu setzen. Der Elf schlief sofort ein.

***

Der Abend kam über Atlantis und mittlerweile machte sich nicht nur Ebô’ney Sorgen um Parian und Saif. Suchtrupps wurden losgeschickt, obwohl man sich im Klaren darüber war, dass ein Suchtrupp bei einem Teleporter nahezu sinnlos war. Parian und Saif konnten überall auf der Insel sein. Nach kurzer Beratung beschloss Bhoot, dass sie zwei Tage warten sollten. Sie alle wussten, dass Parian hin und wieder zwei Tage Pause benötigte, um seine Kräfte wieder einsetzen zu können. Vielleicht war dies ja das einzige Problem, das eine Rückkehr verhinderte. Trotzdem sandte man Tauben an befreundete Dörfer auf ganz Atlantis aus und bat darum, nach Parian und Saif Ausschau zu halten. Mehr konnte man im Moment wohl nicht tun. Eine Erkenntnis, die besonders die Freunde der Verschwundenen alles andere als beruhigte.

***

Es war Nacht, als sie zeitgleich erwachten. Der Mond war nicht zu sehen, so dass sie immer noch nicht einschätzen konnten, wie lange sie schon in den Katakomben der Elfen gefangen waren. Saif erhob sich und ging zu einer kleinen Stele, die in der Mitte der Höhle stand und legte die Sternenblume darauf. Das Licht der magischen Blume erhellte nicht nur die Höhle, sondern gab auch ihr Geheimnis Preis. Die ehemals kahlen Wände saugten das Licht auf. Umrisse erschienen, die sich als Grabkammern entpuppten. Die Felswände wurden durchsichtig wie Kristall und gaben den Blick auf perfekt konservierte Elfen frei.
„Es wirkt, als würden sie nur schlafen“, hauchte Saif ergriffen. „Und schau dir nur die Frauen an, wie schön sie sind!“
„Das erhabene Volk der Vorfahren“, erklärte Parian nicht minder ergriffen. „Man sagt, sie seien reiner und schöner gewesen, als die jetzigen Elfen. Einige Geschichten behaupten sogar, sie seien

der Liebe fähig gewesen, weswegen es auch heute hin und wieder Elfen wie meine Mutter gibt, die wahrhaftig lieben können.“
„Was ist geschehen?“
Parian zuckte mit den Schultern. „Man sagt, dass ein grausamer König nach Atlantis kam und den Krieg, den Elfen und Katzen zu dieser Zeit bereits beendet hatten, neu entfacht habe. Erst durch ihn sei die tiefe Feindschaft zwischen den beiden Völkern entstanden und es sei sein Hass gewesen, der die Seele der Elfen auf ewig verdorben habe. Leider gibt es kaum Aufzeichnungen über diesen König oder die Ursprünge über den Hass zwischen unseren Völkern. Die Völker von Atlantis waren nie gut darin, ihr Wissen zu konservieren. Selten gab es Elfen, die Bücher schrieben und wenn, dann kümmerten sie sich nicht um Geschichte sondern hielten Gedichte oder Gesänge an den Mond fest. Lauter unwichtiges Zeug halt.“
Saif entdeckte ein Grab, in dem ein Buch lag und wies Parian darauf hin. Nach einem kleinen Ritual der Entschuldigung griff der Halbelf in das Grab und holte das Buch hervor. Es sah aus, als wäre es gerade erst geschrieben worden. Er reichte es Saif, denn er hatte etwas anderes entdeckt, dass seine Aufmerksamkeit fesselte. Im Nachbargrab lag eine kleine Sanduhr mit kupferfarbenem Sand, die ihn wie magisch anzog. Als er sie in der Hand hielt wusste er, dass er das gesuchte Artefakt gefunden hatte.
„Ich hab’s gefunden!“, rief er triumphierend und hob seinen Schatz siegessicher in die Luft.
„Das Buch ist auch sehr interessant. Es wurde von einer Elfe geschrieben, die Magd am Hofe von Lord Thanatos war, der sich wohl später König nennen ließ. Er hatte eine Frau, Lady Ilyana, die auf ganz Atlantis für ihre Schönheit berühmt war. Die Magd wurde zur Zofe der Lady ernannt und später ihre Freundin. Das steht zumindest auf der ersten Seite. Es scheint das Tagebuch der Zofe zu sein. Was meinst du, ob wir es mitnehmen dürfen?“
„Ich bin sicher, sie hat nichts dagegen. Wer seine Geschichte aufschreibt und sie dazu noch mit einem erklärenden Vorwort versieht, möchte bestimmt, dass sie gelesen wird.“
„Kannst du eigentlich wieder teleportieren?“

***

Ebô’neys Sorge wich heißer Wut. Sie fühlte sich von Parian und Rah’ụn verraten. Beide hatten sich ohne eine nennenswerte Nachricht aus dem Staub gemacht und hielten es nicht für nötig, sich zu melden. Wozu brauchte man Freunde, wenn sie diese Freundschaft offensichtlich nicht zu schätzen wussten? Am meisten ärgerte sich Ebô’ney darüber, dass die Sorge um die Verschwundenen sie von ihrer Arbeit ablenkte. Immer wieder verließ sie die Baustelle, um Bhoot mit ihren Fragen nach Neuigkeiten auf die Nerven zu gehen. Als es Abend wurde, machte sie sich auf den Weg zum Krankenhaus. Immerhin ging es Shah Rukh wieder besser, kam es ihr in den Sinn, während sie auf Amy wartete. Sie schien die einzige zu sein, die ihre Sorgen verstand und ihr geduldig zuhörte. Die Zweitagesfrist war an diesem Tag abgelaufen. Am nächsten Morgen sollte wieder mit der Suche begonnen werden aber bis dahin...
„Ebô’ney, Allah sei Dank, dass du hier bist. Kannst du mir bitte helfen?“
Ebô’ney wandte sich zu der Stimme um und traute ihren Augen nicht. Da stand Saif und bat sie um Hilfe, als wäre nichts geschehen! Erst auf den zweiten Blick bemerkte sie Parian, der neben Saif an der Mauer lehnte, das Gesicht kreidebleich. Für einen kurzen Augenblick siegte ihre Sorge über ihre Wut und sie kniete sich neben dem Halbelfen auf den Boden.
„Ihm fehlt nichts“, versuchte Saif sie zu beruhigen. „Etwas zu essen, etwas Schlaf und jemand, der sich um seinen verstauchten Knöchel kümmert, dann...“

„Du Idiot!“, unterbrach ihn Ebô’ney aufgebracht. „Du verdammter Idiot! Es ist ja wohl mal wieder typisch, für einen rücksichtslosen Elfen wie dich, dass du so sorglos mit deinen Fähigkeiten umgehst, dass du nicht wieder zurück kommst und uns in Angst und Schrecken versetzt! Was fällt dir ein....“
Parian hob die Hand und legte sie Ebô’ney auf den Mund, damit sie schwieg.
„Ich kann nichts dafür. Ich hatte noch einen Sprung für die Heimkehr übrig, doch dann hat mich ein Artefakt gerufen und....“
„Du hast ein Artefakt?“, fragte Ebô’ney ungläubig, nachdem sie seine Hand von ihrem Mund gezogen hatte.
„Ja, ich habe wieder eines gefunden. Und ich wäre dir sehr dankbar, wenn du nicht so schreien würdest, weil ich schreckliche Kopfschmerzen habe.“
„Das machen Hunger und Durst“, mischte sich eine ruhige, schnurrende Stimme ein. „Ihr könnt später alle Details dieses Abenteuers klären, jetzt ist es erstmal wichtiger, dass die beiden etwas Ruhe bekommen.“
Amy hob Parian auf eine Trage, als wäre er so leicht wie eine Stoffpuppe. Verwirrt sah Ebô’ney zu, wie sich die Tür hinter ihm schloss. Was war das für ein seltsames Gefühl, dass sich plötzlich in ihrer Brust breit machte?

Stolz und Vorurteil

„Trink das, es wird dir gleich besser gehen“, sagte sie und reichte ihm einen blauen Becher aus Ton, in dem eine Nektar ähnliche Flüssigkeit schwamm. Nur widerwillig nahm er es ihr aus der Hand, darauf bedacht, sie so wenig berühren zu müssen wie nur möglich. Sie setzte sich zu ihm, doch er drehte ihr den Rücken zu, mit zitternden Händen in kleinen Schlucken trinkend. In dem abgedunkelten Raum war es schwer, seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, doch sie wusste instinktiv, dass sein Gesicht schmerzverzerrt war.
„Brennt dein Hals immer noch? Ist es schlimmer geworden?“, fragte sie, doch er antwortete ihr nicht. Ein trauriges Seufzen entrann ihr, ließ sie zusammen zucken, vor Überraschung einer solchen Reaktion ihrerseits. Als sie seine Schulter sanft berühren wollte, wich er von ihr weg. Seine Augen suchten nach den ihren, blickten sie vorwurfsvoll an. Doch das ließ sie nicht den stechenden Schmerz in ihrem Herz spüren, es war die Farbe seiner Augen, die ihr Kummer bereiteten. Eine milchig trübe Farbe, die ihn zwar noch sehen, aber das Sonnenlicht nicht mehr ertragen ließ. Er wandte sich wieder von ihr ab. Erneut wanderte ihre Hand zögerlich zu ihm, doch sie zog sie kurz vor der Berührung wieder zurück.
„Du kannst mich nicht ewig mit deinem Schweigen bestrafen Nemo“, flüsterte sie, den Blick traurig zu Boden gesenkt.
Die Stille erdrückte sie, legte sich schwer auf ihre Glieder.
„Ich weiß, ich bin mit vielem zu weit gegangen. Das tut mir leid. Ich habe nicht gelernt, anders zu handeln. Ich wollte dich nie verletzen, ich tat Dinge, um deine Aufmerksamkeit zu erlangen, weil ich mich in dich verliebt habe. Bitte schweige nicht. Jede Strafe für meine Fehler ist mir recht, doch diese Ignoranz deinerseits mir gegenüber ist unerträglich.“
Nemo stellte den Becher lautlos neben sich. Sein Blick fiel zum geschlossenen Fenster, verweilte an den dunklen Vorhängen, verlor sich darin. Er hörte die Armreifen an ihren Hand- und Fußgelenken klirren, vernahm das Rascheln ihrer Kleidung, spürte, wie sie sich erhob und sich vor ihn setzten wollte. Ruckartig hob er die Hand und bedeutete ihr dort zu bleiben, wo sie war, ihm nicht näher zu kommen. Ein brennender Schmerz zuckte durch seine Knochen, nahm ihm die Luft zum atmen. Er stöhnte leise auf.
„Soll ich dir etwas gegen den Schmerz holen?“, drang ihre sorgenvolle, halb panische Stimme an sein Ohr. Mit Mühe schaffte er es, den Kopf zu schütteln.
„Sag mir bitte, wie es dir geht!“ Es war mehr eine Aufforderung als eine Bitte, doch er kam ihr nicht nach.
Die Tür öffnete sich und Mahi kam herein, durchbrach die unangenehme Stille. Kleopatra zog sich sofort in eine Ecke des Zimmers zurück, überließ der Katze das Feld.
„Hast du Schmerzen?“, fragte Mahi Nemo und tastete ihn mit ihren Pfoten behutsam ab.
„Ja ... es ist beinahe unerträglich“, krächzte er mit rauer, belegter Stimme.
„Das Getränk sollte dir ein wenig Linderung verschaffen. Ich habe es selbst aus ein paar Heilkräutern zusammen gestellt. Esme hat es mir gezeigt. Aber versprechen das es wirkt, kann ich dir nicht.“
Nemo streichelte Mahi über den Kopf, sodass sie leicht schnurrte. „Wie geht es Esme? Verläuft alles gut mit den Kätzchen?“, fragte er und zwang sich zu einem leichten Lächeln.
Ein Strahlen breitete sich über dem Gesicht der Katze aus. „Es ist alles in Ordnung. Mittlerweile geht ihr die Trächtigkeit auf die Nerven. Sie wird ungeduldig, so sehr freut sie sich auf ihre Kleinen. Und Bhoot zerspringt beinahe vor Stolz.“
Nemo lachte leise auf, doch sogleich verfiel er in ein kräftiges Husten. Sein Körper bäumte sich

auf und erzitterte, doch Mahi schaffte es ihn wieder zu beruhigen.
„Du solltest jetzt schlafen, damit dein Körper Kraft und Energie sammeln kann."
Mahi half Nemo sich bequem hinzulegen und deckte ihn zu. Sie ging zur Tür und wartete dort auf Kleopatra. Diese hockte sich neben ihn ans Bett.
„Schlaf gut. Werde bald wieder gesund", flüsterte sie, doch er reagierte nicht darauf und drehte sich auf die andere Seite, mit dem Rücken in ihre Richtung. Traurig verließ Kleopatra das Zimmer.
Leise schloss Mahi die Tür zu Nemos Zimmer und blickte Kleopatra mitfühlend an.
„Irgendwann wird er dir verzeihen, da bin ich mir sicher", sagte sie.
Kleopatra schüttelte den Kopf, während sie die Bilder an den Wänden des Flurs vor Nemos Zimmer musterte. „Ich habe die Beziehung zwischen uns zerstört ... wenn es denn überhaupt je irgend eine Beziehung gegeben hat." Kleopatra lief langsam in Richtung ihrer Gemächer, Mahi folgte ihr.
„Das glaube ich nicht", sagte die Katze aufrichtig, „du hast dich seit du in den Kristallpalast zurück gekehrt bist sehr fürsorglich um Nemo gekümmert, bist sogar in den Tempel gegangen und hast für ihn gebetet – nicht zu vergessen, dass du um Vergebung für deine Fehler gebetet hast. Das ist ihm bestimmt aufgefallen. Er schmollt nur ein wenig ... wie ein kleines Kind..."
„Er hasst mich", unterbrach Kleopatra die Katze, „Ich habe ihm sehr weh getan und das kann er mir nicht verzeihen. Ich sollte mich damit abfinden. Was habe ich mir überhaupt eingebildet. Er liebt mich nicht, auch wenn ich es immer geglaubt habe."
Mahi hielt Kleopatra an der Schulter fest und zwang sie dazu, stehen zu bleiben. Sie drehte sie zu sich herum, damit sie in ihre grünen Augen blicken konnte.
„Du hast dir das nicht eingebildet. Er liebt dich wirklich, dass spüre ich einfach. Du musst mir das glauben."
Kleopatra lachte, aber nicht aus Spott, sondern aus ehrlicher, freundlicher Belustigung.
„Meine liebe Mahi, in der ganzen Zeit bist du mir doch tatsächlich eine gute Freundin geworden. So jemanden wie dich hatte ich noch nie. Ich danke dir für deine Worte, aber wir können die Tatsachen nicht verleugnen. Ein paar Wochen Fürsorge und Gebete lassen ihn nicht meine Taten vergessen."
„Und wenn doch?", antwortete Mahi.
Die Ägypterin streichelte der Katze sanft über den Rücken.
„Ich bin Kleopatra, Mahi, geboren um eine Königin zu sein, erzogen worden, um über Völker zu herrschen. In meiner ganzen Art spiegelt sich Macht wider. Ich bin nicht so wie Nemo, wir haben nichts gemeinsam. Seine Aufopferungsbereitschaft und seine Güte den Bewohnern seiner Insel gegenüber sind mir fremd. Solange ich nicht so sein kann wie er, solange wird er mich ignorieren. Menschen ändern sich nicht so leicht. Obwohl ich mich danach sehne eine normale Frau zu sein ... komme ich einfach nicht aus meinem Verhalten als Königin heraus. Ich habe nichts anderes kennen gelernt. Die Menschen, und auch Nemo, kennen mich nicht anders. Ich werde mich nie ändern können. Ich habe gar keine Chance dazu. Entweder werden die Menschen mir nicht glauben, oder mein eigener, innerer Stolz verbietet es mir. So oder so ist mein Schicksal besiegelt."
Mahi und Kleopatra erreichten die Gemächer der Ägypterin. Vor den Türen blieb Kleopatra noch einmal stehen, als hätte sie Angst ihre Räume zu betreten.
„Niemandes Schicksal ist besiegelt", sagte Mahi entschieden. „Ich bin mir sicher, dass du dich ändern kannst. Du hast doch immerhin schon einen Anfang gemacht. Du bist hier, hast dich um Nemo gekümmert und zugelassen, dass wir Freunde werden. Du hast selber gesagt, dass du

deine Taten sehr bereust, dass sie dir leid tun. Und du hast den Willen, dich zu ändern. Das haben viele nicht.“
Kleopatra hielt den Handrücken an die Stirn, eine Geste der Verzweiflung.
„Und wie soll ich das anstellen? Sieh mich doch an! Alles an mir zeugt davon, eine skrupellose Herrscherin zu sein. Meine Kleidung ... mein ganzes Äußeres ... alles im Stil einer Königin. Selbst meine Gemächer sind einer Königin mehr als nur würdig. Niemand wird mich so akzeptieren.“ Sie öffnete die Tür zu ihren prunkvoll eingerichteten Räumen und wollte sich darin flüchten, doch Mahi stemmte sich dagegen und hielt sie auf.
„Dann musst du dich nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich verändern, musst so aussehen wie die Frauen von Atlantis. Wenn du das gemacht hast, wird dich kaum jemand mehr erkennen und dann hast du die Chance dich und dein Leben zu ändern.“
„Und du glaubst, dass das wirklich funktionieren könnte?“, fragte Kleopatra unsicher.
„Ich bin deine Freundin Kleo, glaube mir, es ist ein guter Weg. Ich werde dir dabei helfen. Zusammen schaffen wir das.“

***

Es herrschte Durcheinander in Nemos Gedanken. Der Zwiespalt in ihm wurde immer größer, ließ ihn wahre Gefühle von Falschen nicht mehr unterscheiden. Er glaubte zunehmend mehr an das, was er sich einredete.
Das hatte keine Zukunft. Ein Zusammenleben mit Kleopatra war in weite Ferne gerückt, war für ihn nicht mehr greifbar. Zu viele Dinge standen zwischen ihnen, zu oft hatte sie ihn enttäuscht, ihn verletzt. Er konnte ihr nicht mehr vertrauen. Außerdem würden ihnen sowieso nicht mehr viele Augenblicke gemeinsam bleiben. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er nicht mehr die Kraft hatte, gegen seinen schlechten Zustand zu kämpfen. Sein Tod war abzusehen.
Andererseits hatte sie sich in den letzten Wochen sehr um ihn gesorgt. Dass sie sich um ihn gekümmert hatte zeigte ihm, dass ein Fünkchen der Aufopferungsbereitschaft, nach der er so lange gesucht hatte, in ihr vorhanden war. Sie war keine schlechte Frau, dass wusste Nemo tief im Innern seines Herzens. So viele schöne Momente, die sie miteinander erlebt hatten, sie alle überwogen die Schlechten. Kleopatra war die schönste und stolzeste Frau, die er je gesehen hatte. Sie hatte ihn schon immer fasziniert.
Nemo warf die Bettdecke beiseite und ging unter großer Anstrengung zu einem der Fenster seines Schlafgemachs. Vorsichtig öffnete er den dunklen Vorhang ein wenig. Er musste blinzeln, als die eindringenden Sonnenstrahlen sein Gesicht trafen, einen brennenden Schmerz in seinen Augen hinterließen.
Er liebte sie und das war ihm bewusst. Er liebte sie mehr als diese Insel, die ihn langsam in den Tod trieb. Er machte ihr keine Vorwürfe für ihre Taten, gab sich lieber selbst die Schuld dafür, nicht rechtzeitig eingegriffen zu haben, ihr nicht die Liebe zurück gegeben zu haben, die sie ihm gegeben hatte. War es sein Stolz gewesen? Hatte er sich nicht getraut diesen Schritt zu tun? Warum hatte er ihr nie seine Gefühle offenbart? Dass er ihr nicht mehr vertrauen konnte war eine Lüge, die er sich selbst eingeredet hatte. Er würde ihr sein Leben anvertrauen. Doch er konnte nicht. Er musste sie schützen – musste sie vor dem Leid bewahren, das ihnen bevorstand. Nemo wusste was passieren würde, wenn sie eine Beziehung eingehen und er sie dann verlassen würde.
Der Inder musste lächeln. Ein spöttisches, gequältes Lächeln.
„Ich bin lange Zeit vor der Liebe davon gelaufen und jetzt wo mir das Leben davon läuft, bin ich bereit die Liebe wieder zu akzeptieren. Was soll ich tun? Ihr meine Liebe gestehen? Wenn meine

engsten Freunde es nicht ertragen können mich sterben zu sehen, wie soll sie es dann ertragen wenn sie um meine wahren Gefühle weiß? Wie soll ich ihr sagen, dass dieser Mann ... dieses Herz zum ersten mal seit langem wieder wirklich für jemanden schlägt? Das es ihren Namen haucht. Wie soll ich ihr sagen, dass dieses Herz zum ersten mal seit Jahrtausenden wieder ehrlich jemanden liebt? Kleopatra, die Liebe dieses Mannes ist zwar stark, nur ist er leider selbst sehr schwach. Wie kann ich ihr die Liebe eines so schwachen Mannes schenken?“, flüsterte Nemo zu sich selbst und wischte mit dem Handrücken Tränen von den Wangen.
„Ich darf es nicht. Ich darf ihr das nicht antun. Es gibt keine Zukunft für diese Liebe. Sie soll nicht an einer unerfüllten, durch den Tod zerbrochenen Liebe leiden müssen. Niemand sollte so leiden müssen, wie ich es getan habe und immer noch tue.“
Nemo zog den Vorhang zu, sperrte das Licht aus seinem Zimmer und verkroch sich in der Dunkelheit, in den Tiefen seiner Selbst.

***

Kleopatra war nicht ganz überzeugt von dem, was Mahi mit ihr tat. Die Katze hatte die Ägypterin auf einen Stuhl gesetzt, den großen Spiegel vor ihr mit einem Laken zugedeckt und war mit einem Eimer Wasser und einem Leinentuch gerade damit beschäftigt, die dicken Lagen von Make up aus Kleopatras Gesicht zu wischen. Zusehends fühlte sie sich unsicherer, hatte das Gefühl nackt zu sein. Seit so vielen Jahrhunderten hatte sie immer sehr viel für ihre Schönheit getan und nun schien es, als würde Mahi sie hässlich machen. Kohle und Malachit hatten jede noch so kleine Schwäche überdeckt und sie stark gemacht. Das Make up war wie ein Schutzschild gewesen, es hatte sie geprägt und nun sollte sie ohne auskommen. Kleopatra konnte sich überhaupt nicht vorstellen wie.
„Mahi, bist du dir sicher, das ...“, begann sie zögerlich und wurde sofort von der Katze unterbrochen.
„Ich bin mir total sicher. Du brauchst dieses Kleisterzeug nicht im Gesicht. Du siehst ohne viel hübscher und natürlicher aus. Vor allen Dingen verlierst du diese strengen, arroganten Gesichtszüge dadurch. Ich finde, dass ein weicheres und freundlicheres Gesicht Frauen viel besser steht. Und nun halt still, es ist etwas schwierig, dir die schwarze Farbe aus den Augenrändern zu wischen, wenn du dich ständig bewegst.“
Kleopatra verzog das Gesicht zu einer Grimasse und Mahi musste lachen. Die Katze arbeitete schnell und in nur einer halben Stunde hatte sie das Gesicht der Ägypterin vollständig gereinigt.
„Streich dir mal über die Wangen, sie sind richtig weich!“, forderte Mahi Kleopatra auf. Diese blickte sie ungläubig an. „Ich habe mir noch nie mit den Händen über die Wangen gestreichelt. Ich hätte etwas von dem Make up verwischen können.“
„Ja, aber du hast jetzt nichts mehr auf dem Gesicht. Nur zu, trau dich.“
Zögerlich und skeptisch hob Kleopatra die Arme und legte die Hände an ihre Wangen. Langsam strich sie über die Haut. Plötzlich zog ein Strahlen über ihr Gesicht.
„Du hast recht! Sie sind wirklich weich. Oh mein Gott ... wie schön sich das anfühlt.“
Von dem Moment an hatte Kleopatra Spaß. Sie genoss es mit den Händen über ihr neues Gesicht zu fahren und unterhielt sich angeregt mit Mahi, die ihr erst den gesamten Schmuck abnahm, um dann ihr langes, schwarzes Haar am Hinterkopf zu einem langen Zopf zu flechten.
„Freust du dich schon auf Esmes Kätzchen?“, fragte Kleopatra nach einer Weile.
Mahi lächelte und antwortete: „Ich freue mich sehr darauf. Ehrlich gesagt kann ich es gar nicht mehr erwarten. Esme ist wie eine Tante für mich geworden. Sie hat mir viel beigebracht. Ich

möchte sie eigentlich gar nicht mehr allein lassen, es kann jeden Tag soweit sein. Nicht mehr lang und Bhoot wird uns alle noch mehr mit seinem Stolz nerven. Er wird ein guter Vater sein."
„Wenn die Kätzchen jeden Moment kommen können, warum bist du dann noch hier?"
Mahi schwieg, um sich eine Antwort zurecht zu legen. Kleopatra spürte sofort, dass sie einen großen Zwiespalt in sich trug.
„Ist alles in Ordnung Mahi?", fragte sie mit ehrlich gemeinter Sorge.
„Ja ... das heißt eigentlich nein. Ich kann hier nicht weg. Nemo braucht jemanden, der ihn versorgt – versteh' das jetzt bitte nicht falsch, aber er braucht nicht nur jemanden wie dich, der ihm seinen Tee bringt, sondern auch eine Heilerin. Und da Esme wegen ihrer Trächtigkeit nicht kann, bleibe nur ich übrig. Gut, da wären noch Amy und meine Schwester, aber die beiden sagen selbst, dass sie nicht das Talent besitzen, um jemandem über längere Zeit medizinisch zu helfen. Soniye hat mir auch gebeichtet, dass sie Nemos Zustand nicht erträgt. Sie will nicht mit ansehen müssen, wie er stirbt. Ich kann sie verstehen, es ist auch für mich schwer, aber wir dürfen nicht aufgeben. Er kann es schaffen. So sehr ich Esme bei ihrer Trächtigkeit, bei der Entbindung beistehen möchte, ich kann Nemo nicht im Stich lassen. Er hat so viel für uns alle getan. Ich kann ihn kaum ein paar Stunden allein lassen. Es ist zwar schon eine Weile her, aber als Shah Rukh verletzt war und ich mich um ihn kümmern musste, da hatte ich ständig Angst, Nemo könnte in meiner Abwesenheit etwas passieren und es ist niemand da, um ihm zu helfen. Ich weiß einfach nicht, wie ich alles unterbringen soll. Als Parian und Saif vor ein paar Wochen einfach so verschwunden sind, da habe ich mir auch unglaubliche Sorgen gemacht, aber ich musste mich zwingen ruhig zu bleiben, weil ich Nemo nicht einfach so verlassen konnte. Es passiert einfach zu viel!"
Kleopatra nickte. Sie wusste nicht warum und woher dieses Gefühl kam, doch sie musste aufstehen und Mahi in den Arm nehmen. Es gab ihr ein unbekanntes Gefühl der Befriedigung, als die Katze die Umarmung erwiderte. Dies muss Freundschaft sein, dachte die Ägypterin bei sich.
Als sich die Beiden aus der Umarmung lösten, sagte Kleopatra: „Ich habe nicht gewusst, dass du es so schwer hast. Das tut mir ehrlich leid. Ich wünschte, ich könnte etwas für dich tun. Nicht nur, um dich zu trösten, sondern auch, um Danke zu sagen für die Hilfe, die du mir gibst."
Mahi winkte ab.
„Ist schon in Ordnung. Du brauchst nichts zu machen. Ich helfe dir gern dabei, ein anderer Mensch zu werden."
Kleopatra senkte den Blick beschämt zu Boden.
„Wieso bist du so nett zu mir Mahi? Nach alldem, was ich getan habe. Hast du die Geschichten über mich nicht gehört? Hat man dir nicht erzählt, was ich mit Shah Rukh, eurem Freund, getan habe? Wieso hilfst du mir, obwohl ich so ein Miststück bin?", fragte sie.
Mit einem Kopfnicken bedeutete Mahi ihr, sich wieder zu setzen, dann antwortete die Katze: „Ich habe sehr wohl die Geschichten über dich gehört. Man hat sie mir alle erzählt. Ich denke, dass einige von ihnen wahr sind, einige andere aber auch falsch. Ich bin keine Katze, die Vorurteile hat. Ich möchte mir mein eigenes Bild von den Menschen in meinem Umfeld machen. Es ist mir egal, was die Anderen über dich erzählen. Es ist mir auch egal, was du schon alles verbrochen hast. Für mich zählt nur die Tatsache, dass du nett und freundlich zu mir bist. Ich sehe in dir keinen schlechten Menschen, ich sehe in dir eine zerbrechliche, unsichere Frau, der man viele falsche Dinge beigebracht hat, die aber nun bereit ist sich zu ändern. Selbst in Nath habe ich nie das gesehen, was die anderen mir über ihn erzählten. Er war für alle nur der kleine Kater, der Bruder von Bhoot und Billî. Doch ich habe immer gewusst, was in ihm steckt. Und

nun hat er es allen beweisen können. Du hättest ihre Gesichter sehen sollen. Sie waren so überrascht gewesen. Ich habe meine große Liebe in ihm gefunden. Hätte ich auf die Vorurteile der anderen gehört, wäre es nie so gekommen.“
Kleopatra überlegte kurz, als Mahi geendet hatte. Die Situation überforderte sie ein wenig, sie hatte nicht mit so einer Einstellung von Mahi gerechnet. Sie wünschte sich, auch so denken zu können.
Mahi ließ sie für einen kurzen Moment allein und kam dann mit einem mahagonifarbenem Kleid aus Leinen und ein paar einfachen, braunen Ledersandalen zurück.
„Hier, dass ist für dich. Probier mal an, es wird dir bestimmt gut stehen.“
Kleopatra nahm die Kleidung an sich und musterte sie. Das war kein langes, weißes Gewand aus edlem Stoff, sondern ein normales Kleiderstück, wie jede zweite Frau auf Atlantis es trug. Die Ägypterin fuhr mit den Fingerspitzen vorsichtig über den etwas rauen Stoff, musterte die Nähte und den Schnitt. Zu ihrer eigenen Verwunderung gefiel ihr das Kleid. Sie beeilte sich es anzulegen und präsentierte sich Mahi unsicher.
„Und? Wie sehe ich aus?“ fragte sie mit einem Hauch Vorfreude in der Stimme.
„Du siehst fantastisch aus. Einfach nur unglaublich schön. Ich kann das gar nicht in Worten ausdrücken. Du musst es selbst sehen.“
Mahi lief zum Spiegel. Kleopatra drehte ihm den Rücken zu, als die Katze das Laken herunter zog. Sie traute sich nicht in ihr Spiegelbild zu sehen. Was würde sie darin entdecken? Eine hässliche Frau? Eine fremde Frau? Eine Frau, dessen Spiegelbild sie hasste, weil es ihr eigenes, unbeflecktes Ich war? Was würde sich in ihr ändern, wenn sie sich erblickte?
„Was ist los?“, fragte Mahi ungeduldig.
„Ich kann das nicht. Ich kann nicht in den Spiegel schauen“, antwortete Kleopatra verzweifelt.
„Aber wieso denn nicht?“
„Ich habe Angst. Was ist, wenn ich mir nicht gefalle?“
„Du siehst wirklich sehr hübsch aus Kleo. Jetzt komm schon. Es kann nichts passieren.“
Kleopatra drehte sich langsam um. Ihr Blick hob sich vom Boden und sie blickte in den Spiegel. Plötzlich war in ihrem Kopf alles wie leer gefegt. Sie sah nur diese Frau im Spiegel. Sie kannte die Frau und doch war sie ihr auf eine gewisse Art und Weise fremd. Das Gesicht der Schönen war makellos und das ohne jegliches Make up. Die Gesichtszüge wirkten weich, die Haut strahlte in einem hellen, sanften braun. Der schwarze, lange, geflochtene Zopf verlief über ihre rechte Schulter. Das Kleid umschmeichelte ihren schlanken Körper, die Sandalen rundeten das Bild ab. Sie trug keinen Schmuck, nicht einmal Ohrringe oder ein Fußkettchen.
„Mahi ...“ brachte Kleopatra ungläubig hervor, „bin das wirklich ich? Bin ich wirklich so schön?“
Die Katze nickte und zwinkerte ihr zu.
„Und wie normal ich aussehe. So wird mich bestimmt niemand erkennen. Das ist einfach großartig!“
Mahi räumte das Zimmer auf, während die Ägypterin sich weiterhin im Spiegel betrachtete.
„Ob dich niemand erkennen wird, weiß ich nicht, aber wir könnten es ja mal ausprobieren. Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang über den Markt?“, fragte sie beiläufig.
Kleopatra drehte sich abrupt zu der Katze um, in ihren Augen spiegelte sich erneut Unsicherheit.
„Ich weiß nicht ... ist es nicht noch ein bisschen zu früh für diesen Schritt? Sollte ich mich lieber erst an mein neues Aussehen gewöhnen, bevor ich mich den Menschen zeige?“
„Kleo, du siehst wirklich toll aus, du kannst dich den Atlantern ruhig zeigen. Keine Sorge, es wird nichts passieren. Und außerdem bin ich ja bei dir und sollte irgendjemand auf die Idee

kommen, dich auslachen zu wollen, dann bekommt er es mit mir zu tun!“, sagte Mahi felsenfest von sich überzeugt und grinste ihre Freundin an.
Die Worte der Katze überzeugten Kleopatra und ihre Lippen verzogen sich zu einem scheuen Lächeln.
„Gut, aber bevor wir gehen, möchte ich noch etwas erledigen“, sagte sie und eilte voller Vorfreude aus dem Zimmer.

***

Sie fand Nemo dort wieder, wo sie ihn zurück gelassen hatte. Er stand in seinem Zimmer und starrte auf die geschlossenen Vorhänge der Fenster. Als sie die Tür öffnete, konnte sie nicht sehen, ob er ihre Anwesenheit bemerkte, denn er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Es war so dunkel im Raum, dass sie ein paar Sekunden brauchte, bis sich ihre Augen daran gewöhnt hatten.
„Nemo?“, flüsterte Kleopatra leise.
Er antwortete nicht, hielt die drückende Stille aufrecht.
„Mahi und ich gehen auf den Markt“, fuhr die Ägypterin fort. Sie sah, wie er sich ein wenig zu ihr neigte, sie jedoch keines Blickes würdigte.
„Ich habe von Mahi etwas anderes zum Anziehen bekommen. Und sie hat mir die Haare gemacht...“ Aus Kleopatras Stimme konnte man die Freude darüber hören. Sie wollte, dass Nemo sie sehen konnte. Sehen konnte, wie sehr sie sich verändert hatte. Der Gedanke daran machte sie glücklich, lies sie nervös und aufgeregt werden wie ein kleines Kind.
„Ich trage auch kein Make up mehr ... und keinen Schmuck...“ Sie hoffte auf eine Antwort von Nemo, doch der Inder schwieg, starrte weiter auf die Vorhänge. Das Glücksgefühl in Kleopatra schwand von einer Sekunde auf die andere und Enttäuschung machte sich breit.
„Willst du mich denn gar nicht anschauen? Nur ein einziges Mal?“, flüsterte sie traurig, ein leichtes Zittern in der Stimme.
Nemo antwortete nicht. Seine Tränen konnte sie nicht sehen, spürte nicht den Kampf, den er innerlich austrug.
„Bitte ... nur ein einziger Blick ...“ hauchte sie, doch vergeblich.
„Dann nicht“, sagte sie enttäuscht, drehte sich um und wollte Nemos Gemächer verlassen.
„Kleopatra?“, drang seine raue, kranke Stimme an ihr Ohr.
Ein letzter Hoffnungsschimmer machte sich in ihr breit und sie drehte sich wieder zu ihm herum.
„Ja?“, fragte sie, konnte den freudigen Unterton nicht verbergen.
„Schließe bitte die Tür, wenn du rausgehst“, forderte Nemo nur.
Ihr Blick senkte sich traurig zu Boden, es war, als hatte er etwas in ihr zerstört.
„Natürlich“, antwortete sie und schloss hinter sich die Tür.

***

„Er ist todkrank Kleo. Wenn er wieder gesund ist, dann wird er seine Gefühle für dich entdecken“, sagte Mahi, als sie und die Ägypterin auf dem Weg zum Markt waren.
„Ich glaube nicht, dass das nur an seiner Krankheit liegt. Ich habe ihn einfach zu sehr verletzt. Er liebt mich vielleicht wirklich nicht mehr. Ich sollte damit abschließen. Seine Ignoranz und sein Schweigen sprechen mehr als tausend Worte“, antwortete Kleopatra bedrückt.
Mahi seufzte und legte ihr eine Pfote tröstend auf die Schulter. Sie war anderer Meinung, schwieg jedoch, da sie einsah, dass weitere beruhigende Worte nicht helfen, sondern nur noch

alles schlimmer machen würden.
Als die Beiden vor dem großen Eingangstor des Kristallpalastes standen, fragte die Ägypterin Mahi noch einmal, ob das eine gute Idee sei, doch die Zuversicht der Katze konnte nicht gebrochen werden und so schob Mahi Kleopatra zum Tor hinaus in die strahlende Sonne von Atlantis.
Zuerst schloss Kleopatra vor Schreck die Augen, denn sie rechnete damit, dass alle sie erkennen und sie beschimpfen würden. Zu ihrer eigenen Überraschung passierte nichts dergleichen. Sie öffnete die Augen langsam und blickte von den Treppen des Palastes aus auf den großen Marktplatz von Atlantis, auf dem bereits ein hektisches Treiben herrschte. Niemand schien sie zu beachten, nur hier und da winkte jemand Mahi freundlich zu.
„Und? Habe ich dir zu viel versprochen? Niemand weiß wer du bist“, sagte Mahi und knuffte ihrer Freundin sanft in die Seite. Dann packte sie Kleopatra, die nur ungläubig auf das Treiben vor sich starrte, an der Hand und zog sie die Stufen hinunter auf den weitläufigen Platz.
Kleopatra nahm ihre Umwelt vollkommen anders wahr als sonst. Sie lief inmitten der Bürger von Atlantis und fühlte sich als Teil von ihnen. Niemand verbeugte sich vor ihr, niemand ließ bei ihrem Anblick seine Arbeit ruhen oder zerstörte vor Nervosität oder Überraschung seine Waren. Es faszinierte sie, wie die Marktfrauen ihre Ware anpriesen, wie die Männer um die Preise feilschten. Alles war so anders, wenn man inmitten dieses Geschehens stand, statt herabsehend auf einem Thron. Die Gerüche waren intensiver, man konnte die Hektik spüren, den alltäglichen Kampf etwas zu verkaufen, um seine Familie am Abend ernähren zu können. Menschen verhandelten hier über ihre Existenz, das war Kleopatra vorher nie aufgefallen. Am meisten jedoch gefielen der Ägypterin die Dinge, die verkauft wurden. Das waren keine prunkvollen, edlen und wertvollen Gegenstände, die nur eine Königin sich leisten konnte. Es waren normale Schmuckstücke aus Holz oder Leinen, die an sich nichts Besonderes waren, aus denen aber die harte Arbeit daran hervorstrahlte. Kleidung, Töpfe, Schmuck ... all das zeigte die Fertigkeiten der Handwerker. Zum ersten mal in ihrem Leben hatte Kleopatra Respekt vor diesen Menschen. Zum ersten mal in ihrem Leben fühlte sie sich nicht begabter als andere. Und das Gefühl gefiel ihr.
„Herzlich Willkommen im normalen Leben“, drang Mahis Stimme an ihr Ohr.
Sie drehte sich zu der Katze um und strahlte sie sprachlos an.
Plötzlich wurde die Ägypterin unsanft zur Seite gestoßen.
„Hey, pass doch auf! Blind oder was?“, rief ein grobschlächtiger Mann mit Vollbart und einem Eimer Fische unter dem Arm ihr nach.
„Du musst vorsichtig sein Kleo. Hier macht dir niemand einfach so Platz. Dich kennt keiner, niemand hält dich für eine Königin. Du musst aufpassen und hin und wieder den Leuten selbst den Weg frei machen“, beschwichtigte Mahi die Ägypterin, in deren Gesichtszüge wieder der Stolz und die Wut einer Königin gezogen war.
„Aber er hätte auch besser aufpassen können. Was ist das für ein Benehmen einer Frau gegenüber?“, protestierte Kleopatra.
„Er ist ein Fischer, von solchen Werten hat er nie etwas gehört. So ist das im Leben. Und nun beruhig dich wieder, es ist ja nichts Schlimmes passiert.“
„Und was ist mit den anderen Menschen? Niemand hat etwas zu ihm gesagt. Niemand hat gesagt, dass er falsch gehandelt hat, dass er vorsichtiger sein müsste“, beschwerte sich die Ägypterin weiter.
„Die Menschen sind von Natur aus egoistisch. Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, wie Thomas Hobbes einmal sagte. Manchmal ist es so, dass jeder nur für sich lebt, dass einem die

Mitmenschen egal sind. Es ist leider sehr leicht, die Augen zu verschließen“, antwortete Mahi. „Man muss sich doch aber gegenseitig helfen. Je mehr Gemeinschaftsgefühl man hat, umso besser kann man sich gemeinsam gegen einen Feind verteidigen, oder gemeinsam eine Krankheit besiegen. Ich finde, diese Werte sollte man den Menschen verstärkt beibringen. Heißt es nicht immer: Einer für alle, und alle für Einen? Man sollte die Augen nicht verschließen vor den Menschen um einen herum.“
In Mahi machte sich ein Gefühl des Stolzes breit, als sie die Worte ihrer Freundin vernahm. „Kleo, was du gerade gesagt hast, dass waren die besten Dinge, die ich jemals von dir gehört habe. Du hast soeben einen großartigen Gedanken ausgesprochen und wenn du an dieser Einstellung festhältst, dann bist du für mich gerade eben ein besserer Mensch geworden.“
Kleopatra zwinkerte Mahi dankbar zu. Sie konnte sogar nicht verhindern, dass sie ein wenig rot um die Wangen wurde.
Gemeinsam liefen die beiden Freundinnen über den Marktplatz, konnten sich an den Waren gar nicht satt sehen. Obwohl die Ägypterin wusste, dass niemand sie erkennen konnte, hatte sie das Gefühl beobachtet zu werden. Sie spürte die Augen eines Fremden in ihrem Rücken, konnte jedoch niemanden ausmachen, der sie beobachtete. Mit Mühe schaffte sie es, das eiskalte, drückende Gefühl, dass ihren Rücken hinunter lief, zu unterdrücken, dennoch blieb ein ungutes Gefühl zurück.
Um sich abzulenken, begutachtete sie einen großen Stand mit Obst, der noch etwas über zehn Meter von ihnen entfernt an einer kleinen Gasse aufgebaut worden war. Die Äpfel waren von einem so dunklen Rot, dass Kleopatra, je länger sie den Stand musterte, immer mehr Appetit darauf bekam.
„Ich will einen Apfel!“, sagte sie kurz und knapp zu Mahi und hatte den Obststand auch schon erreicht.
„Na? Watt kann ick für dich tun? Willste ’nen Appel oder doch ene von den Orangen?“, fragte die Verkäuferin, eine burschikose Frau mittleren Alters, in deren filzigen, dunklen Haaren bereits graue Strähnchen ans Tageslicht traten und deren Körperfülle fast dreimal so groß war wie die der Ägypterin, in einem etwas gelangweilten Tonfall.
„Ich will einen vonIihren Äpfeln!“, antwortete Kleopatra freundlich.
Die Verkäuferin beugte sich vor und beäugte sie skeptisch.
„Und watt willste für enen? Nen Roten, oder doch enen von den Grünen?“
„Einen von den schönen Roten.“
Die Verkäuferin drückte Kleopatra einen Apfel in die Hand. Die Ägypterin biss kräftig hinein.
„Hm ... der schmeckt wirklich gut“, sagte sie, drehte auf dem Absatz um und wollte gehen.
Sofort stürmte die Verkäuferin hinter ihrem Stand hervor, packte Kleopatra am Arm und hielt sie fest.
„Willste denn nich bezahlen?“, fragte sie.
„Bezahlen? Mit was denn bezahlen?“, fragte Kleopatra überrascht.
„Sach ma, bist du denn vom Mond? Mit Tauschware natürlich!“, wetterte die Verkäuferin.
„Aber ich habe nichts, was ich tauschen könnte“, antwortete die Ägypterin. Sie war überfordert mit der Situation, wusste nicht, was sie sagen oder tun sollte und langsam stieg Zorn über das Verhalten der Frau in ihr hoch. Diese nahm ihr grob den angebissenen Apfel aus der Hand und sagte: „Will nen Appel kaufen und hat kene Taschen voll Tauschware. Verschwinde von menem Stand!“
Kleopatra stemmte die Hände in die Hüfte, baute sich vor der Frau auf und rief: „UNVERSCHÄMTHEIT! Wisst ihr denn nicht, wer euch Audienz gewährt?!“

„Audienz gewährt? Pack dich du Spaßvogel!," winkte die Frau ab und verschanzte sich wieder hinter ihrem Obst.
„So eine unverschämte, miese ...", knurrte Kleopatra, doch Mahi schritt dazwischen.
„Hier haben sie eine handvoll Knöpfe für den Apfel!", sagte die Katze schnell und gab der Frau die Tauschware. Sie erhielt den angebissenen Apfel zurück, drückte ihn in die Hand der Ägypterin und schob ihre Freundin von dem Obststand weg.
„Verdammt Kleo, du musst die Ware, die du haben möchtest, gegen etwas tauschen. Du kannst sie dir nicht einfach so nehmen und ...", begann Mahi, doch sie konnte den Satz nicht mehr beenden.
Plötzlich ging alles ganz schnell. Die Katze hörte den schrillen Angstschrei einer Frau, spürte einen stechenden Schmerz in ihrer Schulter, sah Blut spritzen. Kleopatra sackte in sich zusammen, Mahi erschrak, als sie den spitzen Pfeil bemerkte, der sich in die Brust der Ägypterin gebohrt hatte. Sie fing ihre Freundin auf, kurz bevor diese hart auf den Boden aufgeschlagen wäre. Dunkelrotes Blut strömte aus der Wunde, tränkte Kleopatras Kleid, benetzte Mahis Pfoten, die versuchte die Blutung zu stillen. Um sie herum bildete sich eine Traube aus Menschen, Panik brach aus, Kinder schrieen, Menschen warfen in ihrer Flucht Töpfe und Körbe um. Der Kopf der Katze war wie leer gefegt, sie konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen, dachte nicht an die Gefahr, als sie den Schützen bemerkte, der auf dem Vordach eines Hauses hockte, den Bogen noch in der Hand. Sie konnte sein Gesicht nicht erkennen, es war versteckt von der Kapuze einer schwarzen Mönchsrobe. Ohne zu zögern oder über ihr Handeln nach zu denken, sprang die Katze auf. Das Adrenalin in ihrem Körper schwächte den Schmerz der Schulter ab, schärfte ihre Sinne, gab ihr Kraft. Sie sprintete auf allen Vieren auf den Schützen zu, der vor ihr die Flucht ergriff. Ohne jegliche Anstrengung kletterte Mahi auf das Vordach und setzte zum Sprung an. Bevor der Schütze auf das nächste Haus springen konnte, stürzte Mahi sich auf ihn. Mit einem lauten Knall schlugen sie auf dem harten, staubigen Boden auf, die Katze drückte den Schützen unter sich nieder. Mit der Pfote riss sie ihm die Kapuze vom Gesicht, die eisblauen Augen eines Mannes mit kahl geschorenem Schädel starrten ihr entgegen. Der Schütze warf ihr eine Hand voll Sand ins Gesicht und versuchte sich zu befreien, doch Mahi holte aus und zerkratzte ihm das Gesicht. Der grobschlächtige Fischer mit dem Vollbart kam ihr zu Hilfe, packte den Schützen und hielt ihn sicher fest.
„LASST MICH LOS! Sie hat es verdient. Dieses Miststück hat es verdient! Sie hat meinen Bruder ermordet!", schrie der Schütze und wand sich in den Armen des Fischers.
Mahi beachtete ihn nicht und lief zurück zu Kleopatra. Die Ägypterin war nicht mehr bei Bewusstsein, verlor immer mehr Blut, die Katze konnte sofort erkennen, wie die Haut immer mehr an Farbe einbüßte.
„Wir müssen sie in den Palast bringen!" keuchte sie. Ein paar Männer halfen ihr, Kleopatra hoch zu heben und in den Kristallpalast zu bringen. Die Ägypterin wurde auf eine Trage gelegt und in ein separates Zimmer aus weißen, marmornen Wänden, ähnlich denen eines Krankenhauszimmers, gebracht. So schnell Mahi konnte, suchte sie alle Heilkräuter zusammen, die sie finden konnte und stopfte sie um den Pfeil herum in die Wunde ihrer Freundin. Sie tastete deren Brustkorb ab und fühlte, dass der Pfeil einen Lungenflügel durchbohrt hatte. Wenn sie den Pfeil rauszog, dann würde Kleopatra ersticken.
Mahi raufte sich verzweifelt das Kopffell. Sie wusste nicht, was sie jetzt tun sollte. Die Situation überforderte sie. So eine begabte Heilerin war sie nicht, sie brauchten Esme. Doch diese könnte ebenso wenig ausrichten, denn die Schwangerschaft hatte ihre Heilkraft geschwächt. Die Katze musste erkennen, dass es eine auswegslose Situation war.

Die Tür zum Zimmer öffnete sich und Nemo trat herein.
„Was ist passiert? Auf dem Marktplatz herrscht Panik“, fragte er.
Mahi antwortete nicht, zeigte ihm nur ihr tränenverquollenes Gesicht. Der Inder bemerkte die Frau auf dem Bett.
„Wer ist das? Mahi, was ist passiert?“
Unter heftigem Schluchzen erzählte die Katze kurz: „Wir waren ... auf dem Markt ... und plötzlich habe ich so einen ... heftigen Schmerz verspürt. Als ... ich mich umdrehte ... hatte sie einen Pfeil in der ... Brust und ... ich habe ihn gejagt ... wir haben ihn gefasst ...“ Ihre Stimme brach, sie verfiel in Schweigen, weinte stumm.
„Kannst du sie denn retten?“ fragte Nemo.
„Ich weiß ... es nicht ... der Pfeil steckt ... in der Lunge. Ich .... denke ... ich kann nichts für sie tun“, antwortete Mahi.
„Das ist wirklich traurig“, stellte Nemo mitleidig fest, „So eine hübsche Frau sollte nicht ...“
Nemo blieben die Worte im Hals stecken, als er die Frau auf dem Bett erneut ansah. Ihr Aussehen, das eben noch für ihn vollkommen fremd war, ließ plötzlich einen Schauer der Angst durch seinen Körper strömen. Er musterte ihre Gesichtszüge genauer und fand darin etwas Bekanntes, Vertrautes wieder. Ein brennender Schmerz machte sich in seiner Brust breit, als ihn die Erkenntnis wie ein Schlag traf. Aus seinen Augen quollen Tränen, als er langsam auf sie zu ging. Er sank neben ihr auf die Knie, nahm ihren reglosen Kopf in seine Hände.
„Nein ... das kann nicht sein ...“, flüsterte er, „das bist du nicht ... du bist nicht meine Kleopatra ...“ Nemo strich über ihr Gesicht, streichelte ihre Haare.
Mahi trat an seine Seite, legte ihm eine Pfote an den Rücken.
„Doch Nemo, das ist sie. Das ist Kleopatra. Sie hat sich für dich verändert. Leider vergebens“, sagte sie trocken.
Der Inder blickte die Ägypterin an. Aus seinen Augen sprach Liebe und Traurigkeit. Er rückte näher an ihr Gesicht und flüsterte Kleopatra ins Ohr: „Es tut mir so leid. Ich liebe dich. Ich hätte nicht schweigen sollen, hätte dich ansehen sollen. Das hast du nicht verdient. Es tut mir so leid!“
Nemo brach in heftiges Weinen aus, bedeckte den Kopf von Kleopatra mit Küssen. In seinem Innern schlug er sich für sein Verhalten in den letzten Wochen ihr gegenüber. Er hätte nie damit gerechnet, dass sie vor ihm sterben würde. Nun spürte er die verlorene Zeit, die Zeit, die sie gemeinsam hätten verbringen können.

***

Mahi saß in ihrem Zimmer im Kristallpalast. Aus ihren Augen flossen immer noch Tränen, sie starrte auf den Verband um ihrer Schulter. Die Tür öffnete sich und Nath kam herein gestürmt. Ohne ein Wort zu verlieren nahm er sie in den Arm und drückte sie so fest er nur konnte.
„Gott sei Dank ist dir nichts Schlimmeres passiert!“, hauchte er ihr ins Ohr.
Bhoot und Billî folgten ihm und fingen an, Mahis Verband sorgsam zu untersuchen.
„Es ist grauenvoll, was heutzutage alles passiert, besonders in der Stadt, wo eigentlich Frieden herrschen sollte“, stellte Bhoot fest, als sich Mahi und Nath aus ihrer Umarmung lösten.
„Wann habt ihr es erfahren?“, fragte Mahi und setzte sich wieder auf das Bett.
„Es hat sich bereits wie ein Lauffeuer verbreitet. Nur Soniye und Esme wissen noch nichts davon. Wir konnten ihnen es einfach nicht sagen. Zu viel Aufregung wäre nicht gut für die Kätzchen“, antwortete Billî. Er setzte sich neben die Schwester seiner Frau und vergewisserte sich, dass sie nicht stärker verletzt als zu sehen war.

„Mir geht es gut, ihr solltet euch lieber Sorgen über Kleopatra machen“, sagte Mahi und blickte Billî traurig in die Augen.
Ein Laut der Empörung kam von Bhoot.
„Wieso sollten wir uns mehr Sorgen um sie machen? Wegen dieser Frau ist es doch erst dazu gekommen“, stellte er fest.
Mahi sprang sofort auf und stellte sich dem Kater gegenüber. „Was?“, keuchte sie entsetzt, „was redest du denn da?“
„Es stimmt doch. Wenn sie dich nicht gezwungen hätte, mit ihr auf den Markt zu gehen, dann wäre dir nichts passiert“, erklärte Bhoot.
Mahi stemmte die Pfoten in die Hüfte, ignorierte den aufkommenden Schmerz in ihrer Schulter.
„Sie hat mich zu gar nichts gezwungen. Ich habe ihr selbst vorgeschlagen, auf den Markt zu gehen“, antwortete sie wütend und entsetzt.
„Jetzt red nicht so einen Unsinn. Als wenn du dich mit so jemandem wie ihr freiwillig abgibst.“
„Und wie ich mich mit ihr freiwillig abgebe. Sie ist meine Freundin geworden.“
Mahi wurde immer wütender, ihre Augen funkelten Bhoot an.
„Wie kann jemand, der einen unschuldigen Mann vergewaltigen will, deine Freundin werden? Sie ist ein schlechter Umgang und das hat sich heute bewiesen.“
Billî und Nath schwiegen, warfen sich Blicke zu, die genau zeigten, wie unangenehm sie beide die Situation fanden, während Mahi immer lauter wurde.
„Ja, sie hat in der Vergangenheit Fehler gemacht, aber sie hat sich verändert. Und sie hat es nicht verdient, dass man sie einfach so nieder schießt!“, schrie sie Bhoot entgegen.
Nun wurde auch Bhoot immer wütender. Er konnte nicht fassen, dass Mahi sich so gegen ihn stellte und Kleopatra verteidigte.
„Diese Frau ist nichts wert! Sie hat Menschen getötet und gequält. So jemand kann und wird sich nie ändern. Und nun hat sich ihr langjähriges Verhalten gerächt.“
„Willst du damit etwa sagen, dass es richtig war von diesem Mann, sie einfach so nieder zu schlachten? Willst du damit sagen, dass sie es verdient hat?“ Mahis Zorn wandelte sich langsam in Wut um.
„Nein, das will ich nicht. Aber es ist nicht weiter verwunderlich, dass es dazu gekommen ist. Kleopatra ist ein schlechter Mensch, sie wird sich nie ändern und du wirst nicht ihre Freundin sein. Ich will nicht, dass du dich ihr noch einmal näherst. Hast du mich verstanden?!“, befahlt Bhoot und war sich sicher, damit den Streit beendet zu haben, doch Mahi dachte nicht daran, auf ihn zu hören.
„Nein, ich habe dich nicht verstanden. Sie hat sich verändert, für Nemo, weil sie ihn liebt. Kleopatra hat noch eine zweite Chance verdient. Doch sie wird kein neues Leben mehr beginnen können, weil irgend so ein Verrückter sie erschossen hat. Verdammt sie wird sterben, Bhoot. Da stirbt gerade ein Mensch, nur wenige Zimmer weiter. Du bist genauso wie all die Anderen. Du wirst beherrscht von deinen Vorurteilen. Du hast das so in dir verankert, dass es dir egal ist, ob Nemo seine große Liebe verliert. Ja, du hast richtig gehört, er liebt sie, egal was sie getan hat. Ich habe gesehen, wie er an ihrem Bett zusammen gebrochen ist und habe gehört, wie er ständig ihren Namen schluchzt. Er hat keine Vorurteile und deshalb ist auch er der Herrscher über Atlantis und du nur sein Stellvertreter. Sie ist meine Freundin und ich werde für sie kämpfen, egal ob du es mir verbietest oder nicht. Du hast mir nichts zu sagen Bhoot, du bist nicht mein Vater. Ich habe immer zu dir aufgeschaut, weil deine Einstellungen den Bürgern Atlantis gegenüber so heldenhaft waren, aber heute habe ich gemerkt, wie du wirklich denkst, dass du voller Vorurteile bist. Ich hasse dich Bhoot. Ich will dich nie wieder sehen!“

Mahi verließ tränenüberströmt das Zimmer, Nath folgte ihr mit hängenden Schultern.

***

„Sie wird nie wieder mit mir reden“, sagte Bhoot traurig.
Er und Billî standen vor einem Zimmer, in das man den Schützen gebracht hatte und festhielt.
„Das glaube ich nicht. Sie kann nicht so lange auf jemanden böse sein, das haben Erfahrungen gezeigt“, tröstete Billî seinen Bruder.
„Sie hat Recht, oder?“, fragte Bhoot.
Sein Bruder seufzte.
„Ja, das hat sie. Sie ist erwachsen geworden, trifft ihre eigenen Entscheidungen und legt ihre Wertvorstellungen selber fest. Und ich bin sehr stolz auf sie. Sie denkt in die richtige Richtung. Ich wünschte, wir könnten das auch. Aber wir sind so festgefahren in unserem Verhalten. Sie wird dir verzeihen Bhoot, aber lass ihr die Zeit dazu. Was meinte sie eigentlich damit, dass du wegen deiner Einstellung nur Stellvertreter bist? Ich dachte, du wolltest nie über die Insel regieren?“, antwortete Billî, doch Bhoot schwieg, äußerte sich nicht zu der Frage seines Bruders.
„Gut, dann sag mir wenigstens, wer dieser Mann ist, der Kleopatra umbringen will. Wir haben viel zu tun“, fügte Billî seufzend hinzu.
Bhoot schloss die Augen, verbannte den Streit mit Mahi aus seinen Gedanken und konzentrierte sich auf die Arbeit.
„Sein Name ist Yasę. Er war der Leibwächter von Nemo, vor langer Zeit. Kleopatra hat damals seinen Bruder hinrichten lassen und nun wollte er sich offensichtlich an ihr rächen.“

***

Er hockte in der Ecke des Zimmers, spürte immer noch den Bogen in seinen Händen. Sein Körper zitterte, die Hände lagen schützend auf dem Kopf. Sie waren blutverkrustet und schwarz vor Dreck, genauso wie die tiefen Kratzer auf seinem Gesicht. So lange hatte er auf den Moment warten müssen und endlich war er gekommen. Sie hatte ihn nicht täuschen können mit ihrem veränderten Aussehen. Sie hatte so normal ausgesehen, doch zwischen all den einfachen Menschen war sie ihm dennoch wie eine Königin vorgekommen. So eine Frau könnte sich nie ändern, für ihn schon gar nicht. Sie war ein Miststück, eine Mörderin. Das Bild des Pfeils, wie er sich in ihre Brust gebohrt hatte, schob sich vor seine Augen. Kurz hatte er gezögert, als sie den Fischer, der sie angerempelt hatte, nicht fertig gemacht hatte, doch ihre Reaktion am Obststand hatte ihm gezeigt, dass sie sich nicht ändern konnte. Da war wieder dieser Klang in ihrer Stimme gewesen, der es ihm eiskalt den Rücken hinunter laufen ließ. Dieses Miststück hatte seinen Bruder ermordet, bloß weil er sich nicht tief genug verbeugt hatte. Dafür hatte sie büßen müssen. Der Tod war ihre gerechte Strafe. Tränen liefen ihm die Wangen hinunter. Er wiegte sich vor und zurück, summte die Melodie des Schlafliedes, dass er seinem Bruder immer vorgesungen hatte, als er noch ein kleines Kind gewesen war.
Yasę blickte auf, als zwei Katzen den Raum betraten...

Altes Leid ~ neues Glück

Shah Rukh genoss die Einsamkeit seines Lieblingsplatzes. Hin und wieder veränderte er seine Sitzposition ein wenig, als schmerzte ihn die Stichverletzung in der Seite noch immer. Er war Rah'ųn seit jenem Vorfall nicht mehr begegnet. Parian und er hatten lange darüber diskutiert, ob Rah'ųn auch für die mentale Attacke auf ihn verantwortlich war oder ob sie einen neuen Gegner hatten, den sie noch nicht kannten. Die geheimnisvolle Frau, vielleicht, deren Gedanken Parian immer häufiger belästigten?
Shah Rukh lächelte, als er an seinen Bruder dachte. Wie froh war er doch, dass sie sich endlich ausgesprochen hatten! Jetzt war beinahe alles wieder so, wie vor dem Auftauchen von Rah'ųn, vielleicht sogar noch um einiges intensiver. Sie verbrachten sehr viel Zeit miteinander. So viel Zeit, dass sich Shah Rukh manchmal eingeengt fühlte. Er war halt nicht immer ein sozialer Mensch, das musste er zugeben, und manchmal suchte er die Einsamkeit. Einfach mal für ein paar Stunden niemanden sehen und hören. Es war ihm unangenehm, Parian um solch einen Moment der Einsamkeit zu bitten. Seltsamerweise schien sein Bruder jedoch ähnlich zu empfinden. Oder ahnte er, was in Shah Rukh vor sich ging? Waren seine telepathischen Antennen so fein ausgebildet? Oder kannte er seinen Bruder einfach nur besser als Shah Rukh ahnte? Jedenfalls zog Parian sich stets unauffällig zurück, wenn Shah Rukh seine Nähe zu viel wurde und tauchte später genauso unauffällig wieder auf. Es war schön, sich so gut zu verstehen!

Der Inder erhob sich von dem Stein, auf dem er saß. Gedankenverloren machte er sich auf den Weg zurück zum Dorf der Katzen.

***

Yasę starrte die beiden Kater nervös an. Seine Selbstsicherheit schwand zusehends, je länger sie schwiegen. Er hätte sowohl mit Fragen als auch mit Schlägen leben können, aber dieses Schweigen...
Hinzu kamen die seltsamen Blicke, die ihm die Kater zuwarfen. Bhoot, der Anführer, hinter vorgehaltener Hand bereits zu Nemos Nachfolger ernannt, und Billî, der Richter, bedeutend sanfter als sein explosiver Bruder, wie man sagte. Doch Yasę sah die Verschlagenheit in seinem Blick, wie sie bei jeder Katze zu finden war. Es war ihm egal, dass sie nahezu die einzigen Heiler auf Atlantis waren. Er verachtete diese Geschöpfe, die sich scheinbar jedem unterordneten, nur um hintenrum die Herrschaft über die Insel an sich zu reißen.
Bhoot kratzte sich mit der Pfote am Hinterkopf und warf seinem jüngeren Bruder einen fragenden Blick zu, den dieser mit einem angedeuteten Schulterzucken beantwortete.
„Warum?", dröhnte Bhoots Stimme in seinen Ohren. Er ließ sich nicht stören und summte weiter das vertraute Schlaflied, das ihm jedoch keine Linderung mehr bringen konnte. Wie verrückt kreisten die Gedanken in seinem Kopf. Immerhin schwiegen die Kater nicht mehr. Aber allzu leicht wollte er es ihnen auch nicht machen. Abgesehen davon schien es ihm, als wäre das Interesse an Kleopatra mehr als gering. Vielleicht hatte er ja Glück und kam mit einem blauen Auge davon. Atlantis hatte im Moment wahrlich mehr Probleme, als diese ekelhafte Ägypterin.
„Ich glaube, so kommen wir nicht weiter", raunte Billî dem anderen hörbar ins Ohr. Diesmal war es Bhoot, der mit den Schultern zuckte.
Die Tür öffnete sich erneut und ein zweiter schwarzer Kater trat ein. Yase folgte seinen Bewegungen aus dem Augenwinkel. Wie hieß er doch gleich? Ach ja, richtig, Nathan war sein

Name. Der jüngste in dieser Familie und eindeutig der Schwächste. Es kam Yasę so vor, als hätte jemand alle Macht und Durchsetzungsvermögen an den Erstgeborenen verschwendet und dann für die anderen nicht mehr genug übrig gehabt. Yasę lachte leise in sich hinein.
„Schnauze!“, brüllte Bhoot ihn an. Yasę war so verblüfft über diesen plötzlichen Ausbruch, dass er tatsächlich ruhig war und sogar mit dem Summen aufhörte.
„...jetzt wieder bei ihr. Sie ist durcheinander aber ich glaube, sie fängt sich wieder“, wisperte Nathan leise, doch Yase hatte ein gutes Gehör.
„Ist sie mir noch sehr böse, Kleiner?“
Der Angesprochene hob die Schultern. *War das etwa eine Familienkrankheit?*, dachte Yasę bei sich.
„Sie haben sich mit der Zeit angefreundet. Mahi ist fest davon überzeugt, dass Kleopatra wirklich gewillt ist sich zu ändern und dies auch bereits geschaf-“
„Nichts hat diese Schlampe, die sich Königin schimpft!“, brauste Yasę plötzlich auf. „Ein Miststück ist und bleibt ein Miststück, egal, in welche Verkleidung man sie auch stecken mag. Und wenn ich jemals diese räudige Katze erwische, die sich in meinen Schuss gestellt und ihn so abgelenkt hat, dass er nicht mehr tödlich war...“
Die Kater schwiegen verblüfft. Nath fasste sich als erster wieder.
„Wen nennst du hier eine räudige Katze?“
„Diese Mahi, oder wie sie heißt“, antwortete Yase ohne auf den bedrohlichen Unterton in Naths Stimme zu achten.
„Nimm das sofort zurück“, knurrte der Kater wütend.
„Nath...“
„Fass mich nicht an, Billî“ Mit einer heftigen Bewegung schlug Nath die Pfote von seiner Schulter. „Nimm das sofort zurück!“, forderte er Yase erneut auf.
„Gar nichts nehme ich zurück! Ohne dieses elende Vieh hätte mein Schuss genau im Herz dieser Bestie in Menschengestalt gesteckt und ich wäre am Ziel gewesen. Oh, wie ich sie hasse! Ich wünschte, die Katze würde für diesen Frevel elendig verrecken!“
Das war zu viel für den verliebten Kater. Mit einem gefährlich klingenden Fauchen stürzte er sich auf Yasę, noch bevor Bhoot oder Billî reagieren konnten. Sie waren viel zu verblüfft darüber, dass ihr sanfter kleiner Bruder, dem sie insgeheim immer noch nichts zutrauten, plötzlich seine Krallen zeigte. Noch mehr verblüffte sie, dass sie nicht in der Lage waren, ihren kleinen Bruder zu bändigen. Sie mussten sich schon sehr anstrengen, um ihn von seinem Opfer wegzuzerren, das bereits übel zugerichtet war. Gemeinsam hielten sie Nath fest und mussten all ihre Kraft aufbringen, damit er sich nicht noch einmal befreien konnte.
Es klopfte und Ami trat herein. Sie stieß einen spitzen Schrei des Erschreckens aus, als sie Yase blutend auf dem Boden liegen sah. Entsetzt blickte sie auf das Blut, dass sich leuchtend von Naths weißen Pfoten abhob. Es war dieser Blick, der den Kater wieder zur Vernunft brachte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf seine Pfoten, wandte sich um und rannte davon.
„Sind denn heute alle verrückt geworden?“, murmelte Ami und kniete sich seufzend neben den Verletzten.

***

Ein paar Minuten zuvor war Amy Parian über den Weg gelaufen.
„Na, braucht Shah Rukh mal wieder ein bisschen Luft zum Atmen?“, neckte sie den Halbelfen, der meistens wie ein Schatten an seinem Bruder klebte.

„Wer weiß, wie lange ich ihn noch um mich habe“, erklärte Parian ungewohnt ernst. „Das erste Jahr ist bald vorüber und die ersten 230 Tage sind so schnell vergangen, dass ich...“
„Ja?“, hakte Ami nach, als Parian nicht weiter sprach. Er schien angestrengt in sich hinein zu lauschen. Sein Gesicht verlor erst all seine Farbe und wechselte gleich darauf zu einem leuchtenden Pink, um kurz darauf erneut zu erbleichen. Ohne ein weiteres Wort verschwand Parian vor ihren Augen.

***

Kurz entschlossen machte Shah Rukh einen kleinen Umweg durch den Wald. Er genoss die angenehme Kühle, das gedämpfte Licht und die unzähligen Tierstimmen. Zuhause im Mannat hörte er nur das Meer und gelegentlich eine Möwe. Und natürlich die Fans, die vor dem großen Tor auf ihn warteten. Das alles schien ihm in diesem Moment unendlich weit entfernt. War es wirklich geschehen oder nur ein Traum, dass einmal zwei Mädchen aus Deutschland versucht hatten auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu zelten, nur um ihn zu sehen? Er wusste es nicht mehr zu sagen.
Ein Laut, der nicht an diesen Ort gehörte, riss ihn aus seinen Gedanken. Shah Rukh blieb stehen und hielt den Atem an. Da! Schon wieder! Es klang wie ein Tier, das unter großen Schmerzen litt. Vorsichtig und ohne einen Laut zu verursachen, bewegte er sich in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Beim fünften Stöhnen schien es ihm, als wären die Abstände zwischen zwei Geräuschen etwa gleich lang, beim siebten war er sich dessen sicher. Endlich schien er sein Ziel gefunden zu haben. Vorsichtig bog er die Zweige eines Busches beiseite und erschrak.

***

Soniye war nur kurz eingeschlafen. Esme schlief immer schlechter und die Goldene versuchte ihr die Zeit zu vertreiben. Sie brauchte nicht viel Schlaf, was untypisch für eine Katze war, aber irgendwann war es auch für sie zu viel. Während sie mit Esme über mögliche Namen für die Kätzchen diskutierte, waren ihr schlichtweg die Augen zugefallen. Mit einem Lächeln registrierte sie die Decke über ihrem Körper und das Kissen unter ihrem Kopf.
„Hey, Mama“, rief sie laut. „Wo bist du? Dir ist doch nicht etwa schon wieder schlecht? Langsam glaube ich, das kommt nicht von deiner Trächtigkeit sondern von dem komischen Zeugs, das du in dich hineinstopfst. Ich will dir ja nicht zu nahe treten, aber saurer Fisch mit Schlagsahne und Zucker ist definitiv *kein* Essen das Katzen für gewöhnlich zu sich nehmen. Esme?“, rief Soniye eine Spur lauter und mit einem Anflug von Panik in ihrer Stimme, als sie keine Antwort bekam. „ESME!?“

***

Vor ihm lag Esme auf dem Boden, beide Vorderpfoten auf den unförmigen Leib gepresst. Ihr seidiges Fell war schweißnass, Dreck und Laub klebten darin und ließen es noch ungepflegter wirken. Die leuchtend blauen Augen wirkten Stumpf, tiefer Schmerz war darin zu lesen und die stumme, verzweifelte Bitte ihr zu helfen.
Shah Rukhs Kopf war wie leergefegt. Bilder, die er viel zu lange verdrängt hatte, tauchten vor seinem inneren Auge auf. Seine Frau, die ihn mit einem ähnlichen Blick ansah und seine Hand so fest umklammerte, dass es schmerzte. Erneut fühlte er die erdrückende Hilflosigkeit und wieder

stieg das Gefühl in ihm auf, dass er an diesem Zustand, an ihrem Leiden, allein die Schuld trug. Esmes Stöhnen brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. Seine Kinder waren gesund zur Welt gekommen und seiner Frau ging es auch wieder gut. Jetzt war es seine Pflicht dafür zu sorgen, dass es Esme und den Kätzchen genauso erging. Er kniete sich hinter ihren Kopf und bettete ihn auf seinen Schoß. Mit dem Ärmel wischte er Schweiß und Dreck von ihrem Gesicht und murmelte beruhigende Worte. Er glaubte zu spüren, dass es ein Problem gab und dass er sich schnell eine Lösung einfallen lassen musste. Bloß wie sollte er Esme ins Dorf der Katzen bringen? Wie Soniyes und Mahis Mutter benachrichtigen, damit sie Esme helfen konnte?
Die dunkle Pfütze, die sich langsam unter Esme ausbreitete machte nur noch deutlicher, wie sehr die Zeit drängte. Esmes Pfote bekam seine Hand zu fassen. Nur mühsam unterdrückte Shah Rukh einen Schrei, als sich ihre Krallen bei der nächsten Wehe unwillkürlich in sein Fleisch bohrten. Er brauchte eine Lösung und er brauchte sie SOFORT! Er wünschte, er könnte einfach mit dem Finger schnippen und sein Problem war gelöst.
Und was, wenn es tatsächlich so einfach wäre?
»Parian? Kannst du mich hören? Bitte, wenn du mich hörst, melde dich. Ich brauche dich! Parian, bitte!«
»Shah Rukh? Bei den Göttern von Atlantis, was ist passiert? Ich kann deine Panik spüren.«
»Esme bekommt ihre Kätzchen!«
Parian erbleichte.
»Wo bist du?«
»Irgendwo im Wald, ich weiß nicht wo genau. Kannst du zu mir springen und uns ins Krankenhaus bringen? Ich habe das Gefühl, als würde etwas nicht stimmen. Esme scheint sehr große Schmerzen zu haben.«
»Konzentrier dich auf mich. Dann werde ich dich schon finden.«
Shah Rukh dachte intensiv an Parian, der kurz darauf wie hingezaubert vor ihm stand. Ohne ein weiteres Wort nahm er Shah Rukh bei der Hand und wenig später halfen sie Esme, sich auf ein Bett zu legen. Parian verschwand noch einmal um die Hebamme zu holen und Shah Rukh begann vor lauter Verzweiflung Esme mit warmen Wasser den Schmutz aus dem Fell zu waschen. Dabei versuchte er weiterhin beruhigend auf sie einzuwirken. Äußerlich ruhig, war er innerlich bis zum Zerreißen gespannt. Jede Sekunde, die verstrich, schien ihm wie eine Ewigkeit. Auch schien es ihm, als nähmen Esmes Schmerzen immer weiter zu. Ihr Blick war beinahe apathisch. Wenn Shah Rukh sie ansprach reagierte sie kaum noch, als wäre sie in ihrer eigenen Welt aus Schmerz und Angst gefangen.
Endlich öffnete sich die Tür und zwei goldene Katzen traten ein. Die Ältere von beiden war mit ein paar schnellen Schritten bei der werdenden Mutter und nahm Shah Rukh endlich die Verantwortung ab. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung trat er einen Schritt zurück und ließ zu, dass Soniye sich rasch um seine Hand kümmerte, während ihre Mutter Esme untersuchte. Ihr Gesicht war ernst aber nicht übermäßig besorgt.
„Wo ist Parian?“, erkundigte sich Shah Rukh flüsternd bei Soniye.
„Er sucht Bhoot. Er war der Meinung, Esme könne etwas Beistand gebrauchen. Danke“, setzte sie hinzu.
Shah Rukh schenkte ihr ein nervöses Lächeln.
„Ich habe zu danken.“ Er ob kurz die geheilte Hand. Soniye winkte ab.
„Wie geht es ihr?“
Bhoot polterte wie ein schwarzer Riese in das Zimmer. Mit einem Satz war er bei Esme und nahm ihre Pfote.

„Die Lage ist ernst, aber nicht gefährlich“, erklärte die Hebamme ruhig. „Es gibt eine kleinere Komplikation, wie sie häufig auftritt, wenn Katzen das erste mal werfen. Ich kann dem entgegenwirken, es besteht weder Gefahr für Esme noch für die Kätzchen. Es wird lediglich anstrengender und schmerzhafter.“
„Ich werde es schon aushalten“, erklärte Esme entschlossen zwischen zwei Wehen.
„Ganz bestimmt wirst du das, mein Kätzchen“, sagte die Hebamme zuversichtlich und drückte Esme beruhigend die andere Pfote. „Soniye?“
„Ja, Mutter?“
„Hier ist eine Liste mit Kräutern, die ich brauche. Würdest du bitte...?“
„Selbstverständlich, Mutter.“
Soniye verließ eilig das Zimmer. Auf dem Flur rief sie nach Parian. Einige der Kräuter waren nicht vorrätig, weil sie nur für eine Geburt gebraucht wurden, die bei den Katzen nicht mehr vorkam. Parian verstand sofort und fragte die Katze, wo er sie hinbringen solle. Mit seinem vorletzten Sprung und allen benötigten Kräutern kehrten sie wieder ins Krankenhaus zurück.

***

Mahi bekam von der ganzen Aufregung nichts mit. Sie kniete neben Kleopatras Krankenlager im Kristallpalast und bemühte sich darum, die Freundin am Leben zu halten. Ein paar Mal dachte sie daran Hilfe zu holen. Doch an wen hätte sie sich wenden sollen? Entweder waren alle mit Esme beschäftigt oder hassten Kleopatra. Deutlich stand ihr Bhoots Reaktion vor Augen. Noch einmal würde sie das nicht durchstehen können. Warum wollte niemand sehen, wie sehr die ehemalige Königin sich verändert hatte? Sollte sie etwa sterben, ohne je eine zweite Chance erhalten zu haben?
Die Pflicht rief. Sie trocknete ihre Tränen, putzte sich das Fell und ging zu Nemo, um ihm seine Medizin zu verabreichen.
„Was ist los, mein Sonnenschein? Du bist so abwesend heute.“
Mahi zwang sich zu einem Lächeln.
„Ich habe mich mit Bhoot gestritten“, erklärte sie. „Es gibt da eine Sache, die mir sehr am Herzen liegt und er ist gegenteiliger Meinung. Seine Reaktion hat mich sehr verletzt.“
Nemo berührte Mahi am Arm. Sie erkannte, dass er versuchte sie näher an sich heranzuziehen und setzte sich auf seine Bettkante.
„Armer Sonnenschein!“ Nemo strich ihr über die Pfote. „Ich weiß sehr wohl, was ich dir zumu...“ Starkes Husten unterbrach ihn. Mahi wollte aufspringen und eine weitere Medizin holen, doch Nemo hielt sie fest. „Nicht“, krächzte er, während er mühsam um Atem rang.
„Manchmal glaube ich, dass ich nur noch lebe, weil du dich so gut um mich kümmerst. Es betrübt mich, den Schmerz in deinen Augen zu sehen. Ich bin ein dummer alter Mann und du ein junges Kätzchen, das viel zu schnell erwachsen werden musste. Sei ehrlich, mein kleiner Sonnenschein, habe ich dir deine Jugend geraubt, weil ich dir viel zu früh eine Verantwortung aufgebürdet habe, die deine zarten Schultern noch nicht tragen können?“
Mahi verneinte mit Tränen in den Augen. Auch Nemo wirkte traurig.
„Noch nicht einmal jetzt magst du mir die Wahrheit sagen.“ Nemo hob mühsam die Hand und strich Mahi über den Kopf. „Du musst auch mal an dich selber denken. Meine Welt ist schon dunkel genug. Ich bete, dass man mir nicht auch noch das letzte Bisschen Licht nimmt, das mir noch bleibt. Bitte finde dein Lachen wieder, mein kleiner Sonnenschein!“
Nemos Hand sank kraftlos auf das Bett zurück. Im nächsten Moment war er eingeschlafen. Die

lange Rede hatte ihn erschöpft. Seufzend erhob sich Mahi, füllte die Kohlenbecken auf und überprüfte ob in den gusseisernen Kesseln noch genug Wasser und Kräuter waren. Sie hoffte, dass die feuchte Luft, angereichert mit den heilenden Substanzen der Kräuter, half, Nemos Husten zu lindern. Traurig begab sie sich zum anderen Krankenlager. Sie war sich dessen bewusst, dass sie weder den einen noch den anderen Kampf gewinnen konnte. Sie fürchtete sich vor dem Moment in dem Nemo nach Kleopatra fragen würde...
Mahi erschrak, als sie eine dunkle Gestalt an Kleopatras Bett sitzen sah. Im ersten Moment hielt sie die Person für einen weiteren Attentäter, dann erkannte sie Bhoot. Wortlos setzte sie sich auf die andere Seite des Bettes. Demonstrativ nahm sie die Hand der Freundin in ihre Pfote und hielt den Blick gesengt.
„Ich habe mich wie ein Idiot benommen, nicht wahr?“
Mahi antwortete nicht.
„Weißt du eigentlich, dass Nath den Attentäter verprügelt hat, weil er dich beleidigt hat? Junge, ich wusste gar nicht, dass in dem Kleinen so große Kräfte schlummern.“
Bhoots Hoffnung, Mahi würde wenigstens auf Nath reagieren, verpuffte in der Dunkelheit. Ohne ihn anzublicken tupfte sie Kleopatras Stirn mit einem feuchten Tuch ab. Both entging das Zittern ihrer Pfote nicht.
„Ziemlich böse Wunde“, versuchte er es nach einer Weile erneut.
„Was geht dich das an?“, fauchte Mahi wütend.
„Ich mache mir Sorgen, Kätzchen.“
„Nenn mich nicht Kätzchen,“
„Warum? Ich habe dich doch immer Kätzchen nennen dürfen?“, wollte Bhoot ehrlich verblüfft wissen.
„Nur Freunde dürfen mich so nennen“, gab Mahi trotzig zurück. Sie merkte, wie sehr ihre Worte Bhoot verletzten. Es war ihr egal. Schlimmer noch, sie genoss es, ihm Schmerz zufügen zu können. Mit emotionsloser, kalter Stimme fuhr sie fort: „Wenn du jetzt bitte gehen könntest? Weißt du, meine beste Freundin liegt im Sterben. Ich weiß nicht, wie ich ihr helfen soll und...“
Schluchzend brach sie ab, konnte den Schutzwall nicht mehr länger aufrechterhalten. Dicke Tränen kullerten über ihre Schnauze, glitzerten im Licht der Kerzen.
Seufzend erhob sich Bhoot. Doch er ging nicht hinaus, sondern stellte sich hinter sie. Mahi wollte seinen Pfoten ausweichen, doch er hielt ihre Schultern fest.
„Ich bin gekommen um mich bei dir zu entschuldigen, Kätzchen. Ich bin ein dummer, alter Kater, weißt du? Es fällt mir manchmal schwer mich an neue Begebenheiten zu gewöhnen. Eine nette Kleo ist eine solche neue Begebenheit. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Aber ich kenne dich und ich weiß, dass man auf dein Urteil vertrauen kann. Wenn es Kleo wirklich geschafft hat, deine beste Freundin zu werden, dann *muss* sie sich einfach verändert haben. Und gerade weil ich es mir nicht vorstellen kann, bin ich sehr neugierig darauf, zu erfahren, wie die neue Kleo so ist.“
„Dazu wirst du leider keine Gelegenheit mehr haben. Der Pfeil hat die Lunge getroffen und...“
„Kleines, ich verrate dir jetzt mein allergrößtes Geheimnis. Noch nicht einmal Esme weiß etwas davon.“ Bhoot holte einmal tief Luft. „Ich bin ein Heiler.“
„Jede Katze ist ein Heiler, wenn auch alle unterschiedlich stark ausgeprägte Kräfte haben. Wir werden so geboren. Die Ausbildung, wie ich sie jetzt mache, dient nur dazu unsere Fähigkeiten zu verbessern.“
„Ich weiß. Du musst wissen, dass ich ein relativ starker Heiler bin. Das Problem ist nur, dass ich nicht die nötige Ausdauer habe. Wenn deine Kraft ein glühendes Kohlenfeuer ist, dann ist meine

ein heiß loderndes Strohfeuer. Ich kann schnell viel Energie freisetzen, bin danach jedoch völlig ausgebrannt. Ich hasse diesen Zustand, weil ich mich dann immer so hilflos und ausgeliefert fühle. Deswegen habe ich bisher noch niemandem etwas von meinen Kräften erzählt. Ich habe Kleo untersucht, während du bei Nemo warst. Ich glaube, gemeinsam können wir ihr helfen. Aber“, setzte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „bevor du dir falsche Hoffnungen machst: ich kann Nemo leider genauso wenig helfen wie du. Es tut mir leid.“
„Aber Kleopatra könntest du helfen?“ Hoffnung und Verzweiflung schwangen in ihrer Stimme.
„Ich glaube ja. Schau, wir müssen etwas unternehmen, selbst auf die Gefahr hin, dass wir sie verlieren. Sie wird mit jedem Atemzug schwächer. Versuchen wir ihr zu helfen, hat sie eine reelle Chance. Tun wir nichts, ist sie spätestens morgen Abend definitiv gestorben. Wie sollen wir das Nemo beichten?“
Es tat gut, mit dem Problem nicht mehr alleine zu sein. Sie hatte tapfer und erwachsen sein wollen. Doch tief in ihrem Innern war sie immer noch ein kleines, verschüchtertes Kätzchen, dass sich vor der plötzlichen Bewegung im Schatten fürchtete, auch wenn es nur eine kleine Maus war.
Wieder einmal bewies Bhoot, dass er der geborene Anführer war. Mit einem Kopfnicken gab Mahi ihm zu verstehen, dass sie einverstanden war. Während sie vorsichtig am Pfeil zog, sammelte Bhoot all seine Kräfte, um sie im richtigen Moment einzusetzen. Mahi gab ebenfalls alles. Es gelang ihnen, die Wunde zu schließen, bevor Schlimmeres geschehen konnte. Ein dumpfer Schlag ließ sie erschrocken zusammenfahren und riss sie aus der Konzentration. Bhoot war, wie vorhergesagt, ohnmächtig geworden.
Sofort war Mahi an seiner Seite und stellte erleichtert fest, dass er nur etwas Schlaf brauchte. Nach einer raschen Untersuchung des Katers wandte sie sich wieder Kleopatra zu. Ihr Zustand war immer noch ernst, aber der Pfeil steckte nicht mehr in ihrer Brust und die Lunge war nicht in sich zusammengefallen. Das war mehr, als sie noch vor ein paar Minuten zu hoffen gewagt hatte. Eine Infektion war jetzt das Schlimmste, was ihnen noch passieren konnte. Doch damit würde sie alleine fertig werden!
Kleopatra atmete ruhig und gleichmäßig. Wenn sie diesen Kampf gewinnen konnte, gab es dann trotz allem nicht vielleicht doch noch einen Hoffnungsschimmer für Nemo? Mahi lehnte sich gegen die Wand und rutschte langsam zu Boden. Nur für einen kurzen Moment die Augen schließen und ein bisschen neue Kraft tanken...

***

Bhoot erwachte, weil eine warme Flüssigkeit seine Kehle hinab rann. Er öffnete die Augen und Mahi lächelte ihn an.
„Es gibt immer Mittel und Wege einer totalen Erschöpfung zu begegnen.“ Sie stellte den silbernen Becher auf einen kleinen Tisch. „Wie fühlst du dich?“
„Dank dir besser als erwartet. Wie geht es Kleo?“
„Es wird noch ein paar Tage dauern, bis sie wieder auf den Beinen ist, aber das Schlimmste ist vorbei. Danke“, fügte sie leise hinzu.
Mahi fiel Bhoot weinend in die Arme. Die ganze Anspannung des Tages fiel von ihr ab und für einen Moment war sie wieder das kleine Kätzchen mit den aufgeschürften Knien, das Bhoot so oft hatte trösten müssen. Er wartete, bis sie sich etwas beruhigt hatte und nicht mehr so stark zitterte.
„Meinst du, du kannst Kleo einen Moment alleine lassen? Ich möchte dir gerne etwas zeigen.“

Mahi nickte. Im Hinausgehen bat sie eine andere Katze über Kleopatra zu wachen. Schweigend folgte sie Bhoot, der sie ins Krankenhaus führte. Vielleicht lag es an den Sorgen des Tages, dass sie nichts begriff. Erst als sie vor der Wiege stand kam ihr die Erkenntnis.
„Aber warum... Du hättest doch etwas sagen können!“
„Ich wollte mich erst wieder mit dir aussöhnen, bevor du es erfährst. Meine Kätzchen zeige ich nämlich nur meinen besten Freunden, weißt du?“
„Dann bist du ja jetzt Papa, Bhoot!“
„Nenn mich bitte nicht so! Das macht mich älter, als ich ohnehin schon bin!“
„Nun ja, älter als die grauen Haare um deine Nase macht es dich sicher nicht.“
„Wer hat hier graue Haare? Ich ganz bestimmt nicht!“
In komischer Verzweiflung verdrehte Bhoot die Augen, als könne er so die grauen Haare auf seiner Schnauze entdecken.
„Darf ich sie auf den Arm nehmen?“
„Nur, wenn du zustimmst ihre Patenkatze zu werden.“
Mahi sah Bhoot erstaunt an.
„Ich? Bhoot, das kann ich nicht! Ich bin noch zu jung, was sollten sie denn von mir lernen?“
„Also da würde mir so einiges einfallen. Zum Beispiel die Beharrlichkeit, so lange an seine Träume zu glauben, bis sie wahr werden. Oder die Gabe, in den anderen immer nur das Gute zu sehen. Oder die absolute Abscheu gegenüber Vorurteilen jeglicher Art. Abgesehen davon hoffen Esme und ich, dass sie dein sonniges Gemüt haben werden.“
„Das wünsch dir besser nicht, ich war ein schreckliches Kätzchen.“
„Ich weiß, ich kenne dich schließlich lange genug. Aber jetzt bist du etwas ganz Besonderes und das sollen die beiden auch einmal werden.“
Bhoot beugte sich vor und hob eines der Kätzchen aus der Wiege. Es war grau getigert wie seine Mutter und besaß die weißen Stiefel seines Vaters.
„Wir wissen leider noch nicht, wie wir sie nennen sollen. Wir können uns einfach nicht einig werden.“
Mahi liebkoste das Kätzchen und legte es behutsam wieder in die Wiege zurück.
„Das ist ein Katerchen.“
Bhoot hob stolz das zweite Kätzchen aus der Wiege. Es hatte schwarzes Fell und das gleiche entzückende rosa Näschen wie seine Schwester. Seine Hinterläufe waren getigert und wenn das Licht in einem bestimmten Winkel auf das Fell fiel erkannte man, dass es ebenfalls getigert war.
„Sie sind wunderschön. Ich wünsche euch, dass ihr lange Freude an ihnen haben werdet.“
Plötzlich spürte Mahi einen dicken Kloß im Hals. Hastig drückte sie Bhoot das Katerchen in den Arm und rannte hinaus.
„Arme Mahi“, hörte Bhoot eine sanfte Stimme hinter sich. „Noch so jung und bereits so viel Verantwortung.“
„Sie wird daran wachsen. So wie wir alle an unseren Aufgaben wachsen, wenn man uns genug Zeit dazu lässt.“
„Zeit... Werden wir die noch haben, Bruder? Werden wir sehen, wie aus kleinen, tollpatschigen Kätzchen große, selbstsichere Katzen werden?“
„Wir haben gesehen, wie der kleine Nath über sich hinauswächst. Und wir haben die Geburt der ersten Kätzchen seit über 200 Jahren miterlebt. Ein jedes für sich grenzt an ein Wunder. Wir müssen einfach daran glauben, dass auch noch ein weiteres Wunder geschehen kann. Es darf einfach nicht alles umsonst gewesen sein. Esme ist so glücklich. Verdammt, es muss einfach einen Ausweg für Atlantis geben!“

Billî trat aus dem Schatten und umarmte Bhoot. Er spürte, wie sein Bruder etwas in sich zusammensackte und den Kopf schwer an seine Schulter legte. Selbst der beste Anführer konnte nicht immer stark sein.
„Wenn ich mein Leben für einen Wunsch geben könnte“, sagte Billî mit belegter Stimme, „ich würde mir wünschen, dass ihr beide seht, wie eure Kätzchen aufwachsen.“
„Ach was“, versuchte Bhoot sich gegen die seltsame Stimmung zu wehren, die auch ihm den Hals zuschnürte. „Du willst dich doch nur der Verantwortung entziehen. Wusstest du eigentlich schon, dass wir Soniye und dich dazu auserkoren haben für ein paar Spielkameraden zu sorgen?“

„Das wüsste ich aber! Dafür sind wir noch viel zu jung.“
„Irre ich mich, oder hast du da ein graues Haar an der Schnauze?“ Bhoot zupfte Billî frech an einem Schnurrhaar.
Lachend verließen sie das Zimmer. Nur jemandem, der sie sehr gut kannte wäre die Trauer in ihrem Lachen aufgefallen.

Das Tagebuch der Lyanwynn

Alle waren aus dem Häuschen. Es schien, als wäre ganz Atlantis verrückt geworden und das Krankenhaus glich eher einem Irrenhaus. Jeder wollte die Kätzchen sehen, den glücklichen Eltern gratulieren und Geschenke überbringen. Das ging nun schon drei Tage lang so. Die Freunde wechselten sich ab, dirigierten die Besuchern und sorgten dafür, dass Esme nicht unter den Geschenken erstickte.
Wie anstrengend diese Aufgabe war, merkte auch Karan. Er war froh, als er seine Schicht an Saif übergeben konnte. Mit schleppenden Schritten ging er zum Pavillon und ließ sich auf sein Lager fallen. Eigentlich wollte er nur noch schlafen. Doch da fiel sein Blick auf Saifs Lager. Auf dem Kopfkissen lag das Buch, in dem er in letzter Zeit so oft geblättert hatte. Es war das Tagebuch einer Elfe, wie Saif ihm auf Nachfrage erzählt hatte. Karan gähnte und erhob sich. Wie von selbst gingen seine Füße den Weg zu dem Buch. Schwer ließ er sich auf Saifs Bett fallen. Er konnte kaum noch die Augen offen halten. Ein innerer Zwang, den er sich nicht erklären konnte, ließ ihn das Buch in die Hand nehmen und aufschlagen. Und da war er, der Name, der sein Herz aus dem Takt gerieten ließ: Lady Ilyana.
Langsam hob Karan die Füße aufs Bett, machte es sich bequem und begann zu lesen.

***

17. Tag im Monat Athyr des 951. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Dies ist der traurigste Tag meines Lebens und dennoch bin ich froh, dass er gekommen ist. Endlich habe ich die traurige Gewissheit, dass mein Geliebter auf dem Schlachtfeld gefallen ist. Krieger aus einem befreundeten Clan brachten um die Stunde des Zenits seine Leiche in unser Dorf.
Das Hoffen und Bangen hat mich unendlich viel Kraft gekostet. Mein Herz zerreißt, bei dem Gedanken, dass ich ihn nie wieder in meine Arme schließen kann. Nur ein kleiner Teil meines Verstandes versucht mein Herz zu beruhigen. Denn jetzt, wo man seinen Körper gefunden hat, kann mein Geliebter in der heiligen Gruft der Ahnen begraben werden. Nur von dort ist es möglich, in das Andere Reich zu gelangen, wo wir uns einst wieder sehen werden.
Auf diesen fernen Tag werde ich hoffen!

20. Tag im Monat Athyr des 951. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Auch in den Zeiten des Krieges muss auf die heiligen Rituale Wert gelegt werden. Es fiel mir schwer, meinem Geliebten so nahe zu sein. Er sah aus, als ob er nur schlafen würde. Ein paar mal war ich versucht, ihn bei seinem Namen zu rufen, damit er aufwacht und diesen Alptraum beendet. Doch ich darf seinen Namen nie wieder über meine Lippen bringen, sonst rufe ich ihn aus dem Anderen Reich in diese Welt zurück. Und dann gibt es keine Chance mehr auf ein gemeinsames Glück!
Schlaf wohl, Geliebter! Es wird der Tag kommen, an dem ich wieder in deinen Armen liegen und zärtlich deinen Namen flüstern werde.

21. Tag im Monat Athyr des 951. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Das letzte Ritual verlangt, dass ich deinen geschundenen Körper so herrichte, dass du im Anderen Reich nicht mehr unter deinen Wunden leiden wirst. Mein armer Geliebter, was hast du gelitten? Die Katzen sind grausame Wesen! Ich fürchte mich vor ihren Krallen, die deinen wundervollen Körper in ein einziges blutiges Schlachtfeld verwandelt haben. Ich bete dafür, dass du nicht zu lange leiden musstest. Möge der Gott des Todes gnädig mit dir gewesen sein und dir seinen Bruder, den Gott des Schlafes gesandt haben, bevor er dich in seine Arme nahm.

17. Tag im Monat Choiak des 951. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Der Tag der Totenwache.
Sag, Geliebter, ist es im Anderen Reich tatsächlich so friedlich, wie man sagt?
Oder kämpft man dort genauso hart ums Überleben wie bei uns?
Ich wünschte, ich könnte dir auf der Stelle folgen.
Ich bin diesen Krieg so leid, all das Blut und die ständige Angst, von den Katzen überfallen zu werden.
Ich neide dir den Frieden, den du jetzt hast. Wann wird der Totengott mich endlich rufen und zu dir bringen? Ich fürchte nicht den Tod, Geliebter, nur das Sterben macht mir Angst.
Ich bitte dich, vergiss mein nicht!

2. Tag im Monat Epiphi des 953. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Die Insel jubiliert!
Es ist kaum zu glauben, aber es ist uns gelungen den Krieg mit den Katzen zu beenden. Wenn ich das Leid um mich herum sehe, dann kann ich kaum glauben, dass alles mit einem harmlosen Streit um ein bisschen Land begonnen hat. Wie lange ist das nun schon her? Ich glaube, es begann im Monat Phaophi im Jahre 23 nach Nefer-ir-ka-Re.
Jetzt ist alles wieder gut. Wir Elfen werden in den Wäldern leben und die Katzen auf den Wiesen. Jede Partei hat der anderen zugesichert, ihren Lebensraum nicht zu gefährden.
Ich hoffe sehr, dass der Frieden von Dauer sein wird. Mögen die Götter uns gnädig sein!

22. Tag im Monat Epiphi des 953. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Die Freude war nur von kurzer Dauer, unser geliebter Herrscher ist ermordet worden.
Ich fürchte, es werden erneut dunkle Zeiten für unsere geliebte Insel anbrechen.

9. Tag im Monat Mesori des 953. Jahres nach Nefer-ir-ka-Re

Es gibt Gerüchte auf der Insel. Man sagt, die Insel habe einen neuen Herrscher gewählt. Mein Clan wählte mich, um in die Stadt zu gehen und die Gerüchte zu bestätigen. Mein Herz klopft vor Erregung. Was wird der neue Herrscher der Insel bringen?

1. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr des Thanathos

Es ist wahr! Die Insel hat nicht nur einen neuen Namen sondern auch einen neuen Herrscher! Sein Name ist Lord Thanathos und er nennt diese Insel Atlantis. Er sagt, er habe in einem Buch von dieser sagenhaften Insel gelesen und glaube, sie nun gefunden zu haben.

Auch mein Leben wird eine neue Wende nehmen. Ich bleibe im Kristallpalast um dem neuen Herrscher zu dienen.

13. Tag im Monat Metageitnion im 1. Jahr des Thanathos

Der Mond sagt mir, dass es Zeit für den Tanz zu seinen Ehren ist. Doch mit wem sollte ich hier tanzen? Ich bin die einzige Elfe im Palast. Manchmal sehne ich mich nach meinem Clan zurück. Ist es falsch, dass ich das leichtere Leben im Palast der beschwerlichen Existenz in meinem Dorf vorziehe?

25. Tag im Monat Metageitnion im 1. Jahr des Thanathos

König Thanathos hat mir eine neue Aufgabe übertragen. Ab sofort habe ich mich allein um ein Mädchen zu kümmern, dass er in der Stadt gefunden hat. Die Diener tuschelten schon lange darüber, dass er eine Geliebte habe, die er jedoch niemandem zeigt.
Ich glaube zu wissen, warum er sie so lange versteckt hat. Sie ist ein Opfer des Krieges, hat Angst vor jedem Windhauch. Sie hat alles verloren, was ihr je etwas bedeutet hat. Ich hoffe, Lady Ilyana und ich werden gute Freundinnen!

30. Tag im Monat Poseideon im 2. Jahr des Thanathos

Lady Ilyana ist so wundervoll! Zum ersten Mal seit dem Tod meines Geliebten verspüre ich wieder so etwas wie Glück. Sie ist wie die Schwester, die der Krieg mir genommen hat.
Leider ist mein Glück nicht vollkommen. Ein Alpdruck lastet auf meiner Seele. Ich spüre, dass eine Gefahr im Hintergrund lauert, die ich nicht näher beschreiben kann. Droht der Insel erneut Gefahr?

23. Tag im Monat Anthesterion im 7. Jahr des Thanathos

König Thanathos beginnt, sich zu verändern. Ich kann nicht genau beschreiben, was es ist. Aber ich bin mir sicher, dass die Bedrohung, die sich immer stärker in meiner Seele manifestiert, von ihm ausgehen wird. Aber was soll ich tun? Lady Ilyana liebt ihn. Würde ich etwas gegen ihn unternehmen, es richtete sich auch gegen sie. Gerade jetzt, wo sie endlich die Schatten des Krieges abgeschüttelt hat, kann ich nicht riskieren, dass sich eine neue Angst in ihrem Herzen breit macht.
Ich werde noch stärker aufpassen müssen.

23. Tag im Monat Skirophorion im 7. Jahr des Thanathos

Schreckliche Gerüchte machen auf Atlantis die Runde!
Als ich heute mit Lady Ilyana über den Markt ging, kam eine Katze auf mich zu und beschimpfte mich. Es machte den Anschein, als glaubte sie, ich würde Pelze aus den Fellen ihrer Kinder tragen. Ich habe überhaupt nicht verstanden, was sie mir an den Kopf warf. Elfen lieben und achten das Leben, wir töten nur dann, wenn man uns dazu zwingt. Wie kann sie so etwas Schreckliches nur glauben?
Später am Tag besuchte mich ein Mitglied meines Clans. Als ich ihm von dem Vorfall erzählte,

lachte er mich aus. Ich könne das ja gar nicht verstehen, schließlich lebte ich in einer abgeschotteten Welt, die nichts mehr mit der Realität gemein hätten. Ich solle meine Augen öffnen und mich umsehen.
*Er fuhr fort, dass nicht wir die Aggressoren seien, sondern die Katzen. Der Vorwurf, wir würden die Felle ihrer Kinder tragen, solle nur von ihrer eigenen Grausamkeit ablenken. Schließlich würden **sie** nachts unsere Dörfer überfallen und unsere Kinder rauben, um sie zu verspeisen. Allein in unserem Clan seien diesem Treiben bereits über 50 Kinder zum Opfer gefallen. Alle Versuche, dem unheimlichen Treiben ein Ende zu setzen, sind fehlgeschlagen und keiner weiß warum.*
Ich hoffe sehr, dass dieses schreckliche Treiben bald ein Ende hat und nicht zu einem erneuten Krieg führen wird.
Wenn wir um Land schon beinahe 1000 Jahre gekämpft haben, wie lange soll ein Krieg um unsere Kinder dauern?

5. Tag im Monat Boedromion im 8. Jahr des Thanathos

Seltsame Gestalten schleichen durch den Kristallpalast. Heute war mir, als würde ich ein klägliches Maunzen hören. Aber es war so leise, dass ich mich vielleicht auch nur getäuscht habe.

15. Tag im Monat Boedromion im 8. Jahr des Thanathos

Mir kommt ein schrecklicher Verdacht!
Letzte Nacht bat König Thanathos mich um ein Schlafmittel, weil er nicht einschlafen könne. Ich gab es ihm ohne zu zögern. Erst als ich hörte, dass es in der selben Nacht wieder einen Angriff auf meinen Clan gegeben hat, kamen mir Zweifel.
Steckt der König hinter alledem?
Welchen Grund sollte er haben?

29. Tag im Monat Pyanopsion im 8. Jahr des Thanathos

Die Götter mögen mir beistehen!
Der geheime Zauber von Atlantis hat sich den eigenen Tod auf die Insel geholt!
Heute fand ich den endgültigen Beweis, dass König Thanathos alles tut, um Elfen und Katzen in einen neuen Krieg zu stürzen.
Was soll ich nur tun?

8. Tag im Monat Maimakterion im 8. Jahr des Thanathos

Ich fürchte, meine geliebte Schwester Ilyana hat einen großen Fehler gemacht!
Sie liebt den König so sehr, dass sie blind gegen all seine Fehler ist. Nur deswegen ist es ihm gelungen, sie durch einen unlösbaren Zauber an ihn zu binden. Sie ahnt nicht, was das Versprechen der ewigen Liebe bedeutet, wenn es durch einen Zauber an eine bestimmte Person gebunden wird. Ich habe um sie genauso große Angst, wie um das weitere Schicksal von Atlantis.

17. Tag im Monat Gamelion im 10. Jahr des Thanathos

Es ist ein trauriger Tag für Atlantis.
König Thanathos hat es geschafft, die mächtigsten Völker der Insel erneut in einen Krieg zu stürzen.
Ich fürchte, die Gerüchte, die er gestreut hat, werden einen erneuten Frieden auf ewig verhindern. Jedes Volk wird bis ins Mark getroffen, wenn die Kinder bedroht werden.
Ihr Götter, steht unserer Insel bei!

6. Tag im Monat Elaphebolion im 15. Jahr des Thanathos

König Thanathos ist zum Kriegsherren geworden. Anstatt zwischen den Völkern zu vermitteln und für Frieden zu sorgen, schürt er den Hass und versorgt beide Seiten mit Waffen.
Der Raubbau, den er mit der Insel betreibt, beginnt sich auf seine Gesundheit auszuwirken. Der Zauber von Atlantis, der dazu dient den Herrscher der Insel zu beschützen und ihm ein langes Leben zu gewähren, wendet sich nun gegen ihn und raubt ihm seine Jugend.
Ich wünschte, Pharao Nefer-ir-ka-Re wäre noch bei uns!
Warum nur musste dieser wundervolle Herrscher von einem Irren Menschen ermordet werden?
Warum hat sich niemand gefunden König Thanathos vom Thron zu stürzen, bevor es zu spät war?
Hätte ich etwas unternehmen sollen?
Wäre es meine Aufgabe gewesen die Insel zu beschützen?
Was wäre dann aus Lady Ilyana geworden?
Habe ich das Recht das Wohl einer Einzelnen über das Wohl aller zu stellen?

30. Tag im Monat Mounychion im 253. Jahr des Thanathos

Ich erkenne mein Volk nicht wieder!
Liegt es an der Grausamkeit des Krieges?
So viele Fertigkeiten, für die mein Volk einst berühmt war, gehen verloren. Die Jugend verliert bereits das Wissen um unsere Sprache. Die ersten wissen schon nicht mehr, wie man den Weg in die heilige Gruft findet. Wie sollen die Seelen der Verstorbenen den Weg in das Andere Reich finden, wenn niemand mehr weiß, wo die heilige Gruft ist?
Oh Geliebter, werden wir uns jemals wieder sehen?

23. Tag im Monat Thargelion im 509. Jahr des Thanathos

Meine Tränen tränken das Papier, auf dem ich schreibe, dabei sollte mein Herz jubeln, denn der Kriegsherr liegt im Sterben.
Leider bedeutet sein Tod, dass ich mich auch von meiner Freundin trennen muss. Der Zauber, den König Thanathos in einem harmlosen Amulett versteckt hat, wird ihr viel zu früh den Tod bringen.
Ich habe bereits mehrfach versucht den Zauber zu brechen, doch ich bin zu schwach. Ich versuche so viel Zeit wie möglich mit meiner Schwester Ilyana zu verbringen. Sie ahnt nicht, was ihr bevorsteht.

1. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Der König ist tot, Lady Ilyana verschwunden und vermutlich auch schon tot.
Geliebte Freundin, vergib mir, dass ich dich nicht früher gewarnt habe!

3. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Heute Nacht habe ich von Ilyana geträumt. Meine schlimmsten Befürchtungen haben sich bestätigt. Es ist kein Trost, dass Ilyana mir vergeben hat, dass sie selber schon bemerkt hatte, dass etwas nicht stimmt. Ihre Seele ist so rein, sie vermag gar nicht zu hassen. Selbst für ihren Peiniger fand sie noch freundliche Worte. Sie ist lediglich traurig, dass alles so gekommen ist, wie es geschah.

9. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ich spüre, dass mir jemand nach dem Leben trachtet. Meine Kräfte schwinden mit jedem Tag. Vermutlich ein langsames Gift in meinem Essen. Sollte ich mich wehren? Es wäre nicht schwer, ein Gegengift zu finden, aber ich bin so müde geworden.
Ein seltsamer Gedanke beschleicht mich. Vielleicht ist es besser zu sterben, solange es noch Elfen gibt, die wissen, wo die heilige Gruft ist. Denn nur so kann ich meinen Geliebten im Anderen Reich wieder sehen.
Sag, mein Geliebter, bist du glücklich im Anderen Reich?
Freut es dich, dass ich dir bald folgen werde?

10. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ein neuer Herrscher soll erwählt worden sein. Er nennt sich Dschingis Khan und ich glaube nicht, dass er in der Lage sein wird, den Krieg zu beenden. Ich habe dieses Funkeln in seinen Augen gesehen, die Gier nach Macht und die Lust am Kriegführen.
Meine geliebte Insel, was tust du deinen Völkern an?
Die Namen seines Kalenders erscheinen mir zu fremd für meine Feder, ich bin zu schwach, um mich auf Neues einzustellen.
Der Wunsch endlich gehen zu dürfen wird immer größer.
Wartest du bereits auf mich, Geliebter?

15. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ich beginne meine Haare zu verlieren. In acht Tagen werde ich tot sein. Lady Ilyana hat mich erneut in meinen Träumen besucht. Sie bat mich, unsere gemeinsame Geschichte für die Nachwelt aufzuschreiben. In dem Zwischenreich hat man ihr gesagt, dass einst ein Mann kommen und sie befreien wird. Dafür sei es wichtig, dass man ihre Geschichte kennt. Denn der Zauber, der sie an den König bindet, verbietet ihr einem Fremden ihr Leid zu klagen. Aber ich bin ihre Vertraute, ich weiß um den Fluch und ich habe auch keine Angst mehr vor dem Tod. Es ist wichtig, dass auch ihre Worte die Zeit überstehen. Ich werde sie noch ein einziges Mal sehen dürfen, bevor ich in das Andere Reich gehe.

18. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ich bin in mein Dorf zurückgekehrt. Ich möchte im Kreis meines Clans sterben, damit die Rituale vollzogen werden können. Wenigstens hier ist das Glück mir hold. Es gibt noch Mitglieder meines Clans, die das alte Wissen beherrschen. Eine entfernte Base sicherte mir zu, sich um alles zu kümmern. Jetzt kann ich beruhigt aus diesem Leben in ein anderes gehen.

19. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ich habe Ilyana zum letzten Mal gesehen. Hier ist ihre letzte Botschaft:

Tief unter dem ewigen Hort aus Kristall
Wo kein Windhauch je weht
Und niemals mehr erklingt der Schritte Schall
Liegt mein Leib, der nicht vergeht.

Als Königin von Atlantis man mich kannte
Doch wirkliche Macht besaß ich nicht.
Schönste der Schönen man mich nannte
Niemand sah die Trauer in meinem Gesicht.

Denn mein König verfiel der Macht.
Endlose Kriege führte er.
Nur an seinen Vorteil hat er je gedacht
Doch all das ist unendlich lange her.

Einst band er mich durch der Liebe Schwur
Versteckte hinter falscher Liebe sein wahres Wesen.
Schenkte mir dies Amulett an güldener Schnur,
Welch böser Fluch ist dieses Wort für mich gewesen!

Ihn nie zu verlassen schwor ich vor Liebe blind
Selbst nach seinem Tod der Schwur noch galt
Im dunklen Verlies wir immer noch zusammen sind
An sein Grab gefesselt, warte ich, mein Körper ist längst kalt.

Meine Seele sehnt sich nach der letzten Reise.
Aber durch den Schwur von einst bleibt sie mir verwehrt
Das Amulett bindet mich auf magische Weise
Ruhe ist alles, wonach meine Seele sich verzehrt.

Drum wenn du mutig bist, mein edler Freund,
Bitt' ich dich, den Weg zu wagen.
Glaube nicht, du hättest alles nur geträumt
Hilf mir mit deiner Kraft, den bösen Fluch zu schlagen.

Im ewigen Hort aus Kristall musst du beginnen,
Dort wo der Tod von vielen wurde aufbewahrt
Such mit allen deinen Sinnen
Kristall ist nicht immer hart.

Im Labyrinth bitte nie den richtigen Weg verlier,
Ich bin mir sicher, du bist schlau,
Ariadne helfe dir!
Folge ihrem Rat genau.

Und wenn du mich hast gefunden
Erlöse mich von dem bösen Fluch
Löse das Band um meinen Hals gebunden
Frieden ist es, was ich schon so lange such.

19. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Ich fürchte, dies ist mein letzter Eintrag. Ich bin so schwach, dass ich kaum die Schreibfeder halten kann. Ich sehe dem Tod mit einem Lächeln entgegen.
Ich komme, mein Geliebter!

23. Tag im Monat Hekatombaion im 1. Jahr nach Thanathos

Heute verstarb meine Base Ly'an'wynn an dem Gift, das man ihr im Kristallpalast heimlich verabreicht hat. Wie sie es gewünscht hat, werde ich die alten Rituale durchführen und sie in der Heiligen Gruft begraben, obwohl das in diesen Zeiten mehr als unüblich ist. Ich weiß nicht, warum sie dieses Buch bei sich haben will, aber ich werde ihr diesen Wunsch erfüllen. Möge sie im Tod den Frieden finden, den sie im Leben nicht finden konnten.

***

Licht drang durch seine geschlossenen Lider.
„Fühlst du dich wohl in meinem Bett?"
Langsam öffnete Karan die Augen. Träumte er? Hatte er geträumt? Doch da war dieses Buch auf seiner Brust. Verwirrt starrte er auf das Gedicht.
„Ich... Das Buch...." Karan sprang hastig aus dem Bett und reichte Saif das Buch.
„Ja, das Buch", seufzte Saif. „Ich frage mich, was es mit diesem Gedicht auf sich hat. Ob diese Lady Ilyana tatsächlich noch immer keine Ruhe gefunden hat?"
„Ich glaube, das ist nur eine Legende", antwortete Karan eine Spur zu hastig. Doch Saif schien es nicht zu bemerken. Das Buch noch immer aufgeschlagen in der Hand wandte er sich an Shah Rukh.
„Hier steht etwas von einer Ariadne und es klingt so, als solle mir der Name etwas sagen."
„Nun, mir sagt er etwas", gab Shah Rukh zurück.
„Das hab ich mir gedacht, Mr. Ich-habe-jedes-Buch-der-Welt-gelesen. Wäre der Guru der geschriebenen Weisheiten wohl so gütig, sein übergroßes Wissen mit mir zu teilen?"
„Ariadne ist eine Figur der griechischen Mythologie", begann Shah Rukh zu erklären. „Sie war

die Tochter von Minos, dem König von Kreta. Dieser Minos besaß ein Labyrinth unter seinem Palast, in dem eine Bestie, halb Mensch halb Stier, lebte. Diese Bestie, Minotaurus genannt, war nicht nur sein Sohn, ihr wurden auch regelmäßig Menschenopfer dargebracht. Einem dieser Menschenopfer gelang es, Ariadne zu betören, damit sie ihm half. Sie gab ihm ein magisches Schwert, mit dem er den Minotaurus erschlug und ein Wollknäuel, mit dem er seinen Weg durch das Labyrinth fand."
„A-ha", machte Karan und ging in Gedanken bereits alle Möglichkeiten durch an ein Wollknäuel zu kommen. In den folgenden Tagen gelang es ihm, eine kleine Spinnerei in der relativen Nähe des Dorfes auszumachen. Ein paar von Parians Knöpfen verhalfen ihm zu einem großen, roten Wollknäuel und einem Strickpullover. Das ermutigte Karan, seine Nachforschungen fortzusetzen.
Er begann mit den alteingesessenen Atlantern zu reden, in der Hoffnung einen Hinweis darauf zu finden, wo in früheren Zeiten die Toten aufbewahrt wurden. Seine Beharrlichkeit sollte sich auszahlen. Ein alter Mann, der kurz nach Thanathos auf Atlantis geboren wurde, erinnerte sich daran, dass die heutige Bibliothek in vergangenen Zeiten eine andere Bestimmung gehabt hatte. Er war sich zwar nicht sicher, aber es war ein ernstzunehmender Hinweis. Karan dankte ihm mit ein paar Knöpfen und beschloss, alles auf eine Karte zu setzen.
Er wartete ab, bis niemand mehr im Pavillon war. Hastig packte er die Sachen zusammen, die er brauchen würde: das Wollknäuel, das Buch, falls er das Gedicht noch einmal lesen musste, etwas zum Feuermachen und eine Fackel. Zum Schluss zog er den neuen Pullover an, weil er befürchtete, es könnte kühl werden. Noch ein letzter Blick in die Runde, dann machte er sich forschen Schrittes auf den Weg.

***

Die ehemalige Bibliothek war leer. Die Bücher lagerten in den anliegenden Räumen und man hatte es endlich geschafft die Trümmer zu beseitigen. Karan wusste, dass Ebô'ney bereits den Auftrag bekommen hatte, die zerstörten Regale durch Holzregale zu ersetzen. Es war dem Inder nur Recht, dass der Raum völlig leer war, um so besser konnte er sich umsehen. Auf allen Vieren suchte er den Boden ab und tastete sich von unten nach oben über die Wände. Er wollte bereits aufgaben, als der Boden unter seinem rechten Fuß plötzlich nachgab. Leichte Verfärbungen im Kristall zeigten, dass hier einmal ein Bücherregal gestanden hatte. Karan glaubte, dass aus diesem Grund der Mechanismus, den er ausgelöst hatte, noch nie entdeckt worden war. Augenblicklich ging er in die Knie und untersuchte den Boden noch einmal. Wenn er feste drückte gab der Kristall nach und es bildete sich die Umrisse einer Stufe.
„Kristall ist nicht immer hart", murmelte er triumphierend.
Noch einmal überprüfte Karan seine Ausrüstung. Mit geübten Händen schlug er die Feuersteine aneinander und entzündete die Fackel. Es ärgerte ihn, dass seine Knie weich wurden als er sich erhob. Um so entschlossener trat er auf die Stufe, belastete sie mit seinem gesamten Gewicht. Knirschend formten sich weitere Stufen aus, bis eine Wendeltreppe vor ihm lag, die er mit klopfendem Herzen hinabstieg. Ein modriger Geruch schlug ihm entgegen.
Hätte er den Freunden eine Nachricht hinterlassen sollen?
Was lohnte es sich, noch darüber nachzudenken, es ließ sich eh nicht mehr ändern. Entschlossen folgte er der Treppe in die Tiefe. Die Luft wurde immer stickiger und kälter, er war froh über den dicken Pullover, den er trug. Endlich erreichte er den Fuß der Treppe und entzündete die Fackeln, die in die Wand eingelassen waren.

Im ersten Moment glaubte er an einen Zauber, weil sich die Fackeln auf der anderen Seite des großen Saales ebenfalls entzündeten. Eine dicke Beule an seinem Kopf überzeugte ihn vom Gegenteil. Er befand sich in einem Spiegellabyrinth. Die anderen Fackeln, die er sah, waren nichts weiter als Reflexionen. Das konnte ja heiter werden. Vorsichtiger geworden tastete Karan die unsichtbare Wand vor ihm ab, bis er den Eingang fand. Sorgfältig verankerte er das Ende seines Wollknäuels an einem Ring in der Wand. Er wollte gar nicht wissen, wozu dieser Ring einst gedient haben mochte.
Er hatte das Gefühl, er käme gar nicht voran, so mühselig war es, den Weg zu finden. Immer wieder schlossen irgendwelche Körperteile engen Kontakt mit dem Kristall. Er musste überall schon grün und blau sein. Hinzu kamen die vielen Sackgassen, in denen er immer wieder landete, sowie die unheimlichen Stimmen, die er hörte. Es begann wie das Säuseln des Windes und wurde immer lauter. Irgendwann konnte er einzelne Stimmen ausmachen und Worte verstehen. Man riet ihm in den schauerlichsten Tonlagen umzukehren, solange er dazu noch in der Lage war. Manchmal streifte ihn ein seltsamer Lufthauch und dann war er sich sicher, durch einen Geist hindurch gelaufen zu sein.
Karan weigerte sich aufzugeben. Immer wieder rief er sich Lady Ilyanas ätherisch schönes Gesicht in Erinnerung. Er wollte ihr jenen Frieden schenken, nach dem sie sich schon so lange sehnte. Ihm wurde schwindelig, wenn er versuchte sich vorzustellen, wie lange ihr Tod nun schon her war. Er konnte sich ja noch nicht einmal vorstellen, wie alt Bhoot sein mochte und der war lange nach seiner Angebeteten geboren worden. Es gab Gerüchte, der zweite Krieg zwischen Elfen und Katzen habe über zehn Jahrtausende gedauert.
Ein anderer Gedanke drängte sich in seinen Kopf. Die Erkenntnis war so verblüffend, dass er abrupt stehen blieb. Er wusste, warum Elfen und Katzen in der heutigen Zeit Todfeinde waren! Und viel mehr noch, dass diese ganze Feindschaft nur auf den Gerüchten und Intrigen eines größenwahnsinnigen Königs beruhte. Ob Saif dieser Gedanke ebenfalls schon gekommen war? Er musste mit ihm darüber reden. Er musste mit Nemo darüber reden! Oder nein, besser mit Billî. Nemo musste sich erst wieder erholen. Und er musste seinen Weg zu Ende gehen!
Mit neuem Elan schritt Karan voran. Das Wollknäuel in seiner Hand wurde immer kleiner und ehe er sich’s versah hielt er das Ende des Fadens in der Hand. Was sollte er jetzt tun? Er hatte das Labyrinth noch nicht gänzlich durchquert und ohne den Faden würde er den Rückweg niemals finden. Wie schwer es war, den Weg aus diesem Labyrinth zu finden, zeigten die Skelette, die er hin und wieder in einer der Sackgassen fand. Schweren Herzens opferte er seinen Pullover, zog einen Faden heraus und verknotete ihn mit dem, den er schon in der Hand hielt. Mit jedem Schritt wurde ihm nun ein bisschen kälter und sein Pullover etwas kürzer. Er hoffte inständig, dass er sein Ziel fand, bevor er ganz nackt war, denn dann gab es nichts mehr, was ihm noch hätte helfen können.
Doch Karan hatte Glück. Kurz vor dem Kragen fand er die letzte Öffnung in den Kristallwänden. Staunend betrat der die Gruft von König Thanathos. Warum hatte er den Sarkophag nicht schon von außen gesehen? Die Wände waren doch schließlich durchsichtig. Wenn er hinaussah konnte er den Faden sehen, der noch immer mit seinem Kragen verbunden war. *Das muss Magie sein*, tat Karan den Umstand, den sein Verstand nicht fassen wollte, ab und kümmerte sich stattdessen lieber um seine Umgebung.
Thanathos lag in einem Sarkophag aus Kristall, ähnlich wie Parian und Saif sie in der Gruft der Elfen gesehen und den Freunden beschrieben hatten. Er war ein stattlicher Mann, groß gewachsen und dunkel, mit einer typisch griechischen Nase Karan erkannte den Mann, den er im Traum gesehen hatte. Die Kleidung, die der ehemalige König trug, war Karan fremd und

interessierte ihn auch nicht wirklich, ebenso wenig das viele Gold, mit dem man den König begraben hatte. Seine Augen irrten suchend umher. Langsam umrundete er das Grab und entdeckte schließlich was er gesucht hatte. Auf der Rückseite des Sarges saß die Leiche einer jungen Frau. Es sah aus, als wolle sie sich nur einen Moment ausruhen und würde schon bald die Augen öffnen. Erst auf den zweiten Blick sah Karan die Kette, die ihre Hand- und Fußgelenke mit einem in den Kristall eingelassenen Ring verbanden, Dunkel stach das kupferne Amulett von ihrer blassen Brust ab. Heftiger Schmerz durchzuckte Karan, als er das Amulett berührte. Erschrocken zog er die Hand zurück. Offensichtlich wehrte sich das Amulett dagegen entfernt zu werden. Selbst im Tod und nach unendlich langer Zeit quälte der ehemalige König seine Frau und übte eine nahezu unheimliche Macht über sie aus. Doch das durfte nicht sein! Ohne weiter auf den Schmerz zu achten, der ihn beinahe den Verstand kostete, umfasste Karan das Amulett und zog daran.
Shah Rukh hat schon viel schlimmere Schmerzen durchgestanden, versuchte er sich Mut einzureden. *Hier kannst du endlich einmal beweisen, dass du mehr als der kleine dicke Junge bist, der nichts auf die Reihe kriegt. Halt durch, Karan, halt durch. Gleich hast du es geschafft. Gleich wird die Kette nachgeben und...*
Die Kette riss und Karan schlug unsanft auf dem Boden auf. Stolz betrachtete er das Amulett in seiner Hand. Er achtete kaum auf die Brandwunde auf seiner Handfläche. Er hatte es geschafft. Seine geliebte Lady Ilyana würde frei sein!
›Ich wusste, dass ich diesmal den Richtigen gefunden habe‹, hörte er die Stimme der Lady in seinem Kopf. ›Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie dankbar ich dir bin.‹
„Du musst mir nicht danken. Ich habe es gern getan.“
Der Geist von Lady Ilyana kam auf ihn zu. Sie war noch schöner als in seinen Träumen.
›Ich werde dir immer dankbar sein, mein lieber Freund. Ich wünschte, wir wären uns in einer anderen Zeit, an einem anderen Ort begegnet. Es schmerzt mich, dich alleine zurücklassen zu müssen. Ich wünsche dir, dass du immer Glück haben wirst, egal, was passiert. Behalte das Amulett als ein Andenken an mich. Der Zauber ist nun gebrochen, du brauchst keine Angst mehr davor zu haben. Und nun schließe die Augen, mein Freund. Du hast den Schlaf verdient.‹

***

Vögel zwitscherten und er fror. Langsam schlug Karan die Augen auf. Er lag auf einer Wiese in der Nähe des Amphitheaters, wo er zum ersten Mal von Lady Ilyana geträumt hatte. Seine Hand schmerzte. Der gesamte Handteller war verbrannt, man konnte das rohe Fleisch sehen. Doch Karan ignorierte den Schmerz. Denn inmitten der Wunde lag sein persönlicher Schatz. Er hatte sie erlöst! Er hatte ihrer gequälten Seele ermöglicht endlich Ruhe zu finden. War er ein Held? Oder bloß ein verliebter Trottel? Es war ihm egal. Er hätte singen und tanzen mögen, so wohl war ihm ums Herz. Denn ihm war zuvor noch nie etwas Vergleichbares gelungen. Er wusste, warum Elfen und Katzen sich hassten und dass es nur ein dummes Missverständnis war. Vielleicht würde es ihm ja gelingen, die verfeindeten Parteien wieder zu versöhnen. Ach was vielleicht! Ganz bestimmt sogar! Schließlich hatte ihm die schönste Frau von Atlantis Glück gewünscht.
Pfeifend erhob er sich und schlug den Weg zum Dorf der Katzen ein. Er brauchte dringend ein Hemd und eine Heilerin.

Ein Hauch von Indien

Sorgfältig, als wenn es das Wertvollste war, dass er besaß, befeuchtete Nemo das weiße Leinentuch in seinen Händen. Er träufelte etwas von der heilenden Kräutermixtur, die eigentlich für ihn bestimmt war, darauf und setzte sich wieder an seinen Platz neben Kleopatras Krankenbett. Vorsichtig öffnete er ihr Oberteil und strich es von ihren Schultern, ständig darauf bedacht, nicht zu viel von ihrem Körper zu entblößen. Nicht, dass es ihm etwas ausgemacht hätte, ihre Weiblichkeit zu sehen. Als Mahi entschieden hatte, dass es besser wäre, ihr anstelle des Kleides etwas Bequemeres anzuziehen, hatte er darauf bestanden, es selbst zu tun. Nemo wollte nicht, dass irgendjemand Kleopatra berührte, außer ihm selbst. Sie wirkte so zerbrechlich, dass er Angst hatte, man würde zu grob mit ihr umgehen. Nicht einmal Mahi hätte er es erlaubt, an seine Kleopatra Hand bzw. Pfote anzulegen, umso mehr war er erleichtert gewesen, dass die Katze nicht protestiert hatte, als er sie über seine Entscheidung, selbst die Kleidung der Ägypterin zu wechseln, informiert hatte. Nur dieses eine mal war er ihr so nah gewesen wie nie zuvor, hatte gesehen, was sonst verborgen blieb. Gut hatte er sich dabei nicht gefühlt. Er wusste, dass er damit eine Grenze überschritten hatte. Er war in Kleopatras Intimsphäre eingedrungen, ohne das sie eine Chance gehabt hatte, es zu unterbinden und sich zu wehren.
„Ich weiß was du von mir denkst“, begann er flüsternd, während er ihr mit dem Tuch sanft über ihren Hals tupfte, „Du denkst, ich sei ein verlogener Nichtsnutz. Aber das stimmt nicht, Kleopatra. Ich bin Inder. Und ich weiß, wie wichtig den indischen Frauen ihre Ehre ist. Du bist für mich wie eine Inderin und deshalb verdienst du die größte Ehre, die ich dir geben kann. Ich habe mich nicht an deiner von Gott gegebenen Schönheit ergötzt. Nicht mal im Traum würde ich daran denken, dir das anzutun. Glaube mir. Ich sage die Wahrheit.“
Er hielt inne und blickte Kleopatra an. Sie sah friedlich aus, die Augen geschlossen, in gleichen, regelmäßigen Zügen atmend. Jede winzige Regung, jedes Zucken der Augenlider, bemerkte Nemo sofort. Er wartete darauf, hoffend sie würde endlich aus ihrem Schlaf erwachen, die Lider aufschlagen und ihn anblinzeln. In seinem Innern spürte er den Drang, an ihr zu rütteln, sie wach zu rufen, doch er wusste, dass würde nicht funktionieren. Nemo hatte ein Gefühl, als würde ihnen die Zeit davon rennen. Je länger sie schlief, desto mehr schwand die Zeit, die sie noch bis zu seinem Tod hatten. Er würde kämpfen, er würde versuchen stark zu sein und er spürte, dass die Liebe zu Kleopatra ihm neuen Mut gab und ihn am Leben hielt, ihn an das Hier und Jetzt band; doch wie lange würde er noch durchhalten können? Dass er sich besser fühlte, hatte nichts damit zu tun, dass sein Zustand sich besserte. Er fühlte sich mental stark, weil er um die Liebe zu Kleopatra wusste, weil er es endlich geschafft hatte, den letzten Schritt zu gehen und sich diese Liebe einzugestehen, doch gleichzeitig war sein Körper schwach, kurz davor ihm den letzten Dienst zu erweisen und ihn dann im Stich zu lassen. Die Insel würde ihren letzten Tribut aus ihm heraussaugen und dann würde er für immer verschwinden. Er würde nicht einfach nur sterben, er würde zu Staub zerfallen, genau wie die Insel und alles Leben darauf verpuffen würde. Vielleicht schaffte es jemand, sein Werk, dass was er beinahe sein ganzes Leben lang aufgebaut hatte, zu retten, doch ihn würde man nicht mehr retten können. Er hoffte es zwar, doch insgeheim hatte er sich mit seinem Tod schon abgefunden, solange er die restlichen Tage seines Daseins mit der Liebe seines Lebens verbringen durfte.
Während er Kleopatras Oberteil wieder zuknöpfte, summte er die Melodie eines Liedes, dass er bei seiner letzten Reise zu dem Ort seiner Heimat, Indien, oft gehört und sich gemerkt hatte. Jedes mal, wenn dieses Lied durch seine Gedanken und Erinnerungen schwebte, waren all seine Sorgen vergessen. Er sah die Bilder seiner Heimat vor sich, die Felder, auf denen die Frauen

arbeiteten und lachten, die verschiedenen, schillernd leuchtenden Farben ihrer Kleidung, der Geruch von Curry in seiner Nase, das leise Rasseln und Klingen von Fußkettchen. Er sah Mir vor sich, wie er ihm die schönsten Geschichten von Indien erzählt und ihn zum Träumen gebracht hatte.
Nemos Stimme wurde immer lauter und nach einer Weile summte er nicht mehr nur die Melodie des Liedes.
„*Tujhe Dekha To Yeh Jaana Sanam. Pyar Hota Hai Deewana Sanam. Ab Yahan Se Kahan Jaaye Hum. Teri Baahon Mein Mar Jaaye Hum. Tujhe Dekha To Yeh Jaana Sanam…*“, sang er vor sich hin. Er hielt inne, strich Kleopatra eine Haarsträhne aus dem Gesicht und lächelte. „Ich weiß, du hast nicht verstanden, was ich gerade gesungen habe. Wie auch, du sprichst diese Sprache nicht. Ich will es dir übersetzen“, sagte Nemo, rückte ein wenig näher an sie heran und flüsterte ihr die Worte des Liedes ins Ohr: „Ich sah dich und wusste, mein Schatz, Liebe ist Wahnsinn, mein Schatz. Wie soll es nun weiter gehen? Lass mich nur in deinen Armen sterben. Ich sah dich und wusste es. Meine Augen träumen von dir. In meinem Herz wohnt deine Erinnerung. Nichts gehört mir. Alles ist dein. Mein Leben und mein Atem gehören dir. Wenn ich deine Tränen weine, fängt mein Kummer an zu lächeln.“
Der Inder erkannte, wie sehr die Worte dem entsprachen, was er fühlte. Er wollte wirklich in ihren Armen sterben, sie sollte das Letzte sein, was er sehen würde. In all den Jahrtausenden hatte er gedacht, er besäße alles, was ein Mensch nur besitzen konnte, der einst geliebt und verloren hatte. Er hatte das Loch in seinem Herzen akzeptiert und sich damit abgefunden, mit dem auszukommen, was das Leben auf Atlantis ihm bot. Doch nun wusste er, dass es da etwas gab, was er sein Leben lang hätte vermissen müssen. Ohne Kleopatra war er ein Niemand, nicht vollständig. Ohne sie würde immer ein Teil von ihm fehlen, würde er erneut diese unbeschreibliche Leere fühlen, die längst ein Teil von ihm geworden war. War er stark genug, dies erneut zu ertragen?
Wie hatte Mir einst gesagt, kurz nachdem er begriffen hatte, dass seine Frau ihm nicht auf die Insel folgen würde?
Man weiß die Dinge und die Menschen die man liebt erst zu schätzen, wenn man kurz davor steht sie vielleicht für immer zu verlieren oder sie bereits verloren hat.
Nemo hatte schon einmal mit ansehen müssen, wie geliebte Menschen ihn verlassen hatte, wie sie einfach von ihm gegangen waren, ohne dass er selbst etwas hatte dagegen tun können. Es hatte ihm beinahe den Boden unter den Füßen weggerissen, doch er hatte sich wieder fangen können, war aufgestanden und hatte weiter gemacht, nicht ohne sich vorher durch dieses Ereignis zu einem besseren Menschen zu wandeln. Nun begriff Nemo endlich, wie sehr ihn diese Zeit geprägt hatte. Er wollte nicht viel darüber nachdenken, wollte den Kummer darüber nicht wieder gewinnen lassen, nachdem er ihn so gut besiegt hatte. Das Einzige, was er sich erlaubte zu zulassen, war die Erkenntnis, dass so etwas nicht noch einmal geschehen durfte. Er würde es nie wieder zulassen, dass ein geliebter Mensch unter seinen Augen von ihm weg glitt. Kleopatra würde er festhalten. Er würde sie mit seinen Armen umklammern und nie wieder loslassen. Wenn sie weinte, würde er mit ihr weinen, wenn sie schrie, würde er mit ihr schreien, wenn sie starb, würde er mit ihr sterben. Sie gehörte zu ihm, sie hatte schon zu ihm gehört, als er sie auf diese Insel geholt hatte. Egal was auch in Zukunft noch passieren würde, sie würden für immer zusammen bleiben, er würde sie nie mehr allein lassen. Möge es ihm immer schlechter gehen, möge die Insel untergehen und er mit ihr – es war ihm alles egal, solange er um ihre Liebe wusste.
Nemo legte sich neben Kleopatra auf das Bett. Er umfasste ihre Hand, erzitterte, weil sie sich ein

wenig kalt anfühlte und schmiegte sich an sie.
Dann sagte er voller Überzeugung an sie gewandt: „Wenn du erwachst und du wieder ganz gesund bist, dann nehme ich dich zur Frau, binde uns für immer aneinander. Ich werde für immer dir gehören und dir ein guter Ehemann sein, bis ich dich für immer verlassen werde. Doch wirst du darüber nicht traurig sein, denn die Zeit, die wir bis dahin noch miteinander verbringen werden, wird die schönste Zeit deines Lebens sein und dich über meinen Tod hinweg trösten. Es tut mir leid, dass ich meine Liebe nicht schon früher erkannt habe, dass ich blind war. Doch nun sehe ich alles klar vor mir und ich habe eine endgültige Entscheidung getroffen.“
Nemo verstummte, genoss die Nähe zu Kleopatra.
Nach einer Weile löste er sich von ihr, rief einen seiner Bediensteten zu sich und bat ihn, Bhoot zu holen. Es dauerte nicht lang, bis der große, schwarze Kater durch die Tür in Nemos Räume trat.
„Du hast nach mir gerufen? Was kann ich für dich tun?“, fragte Bhoot.
Nemo schenkte ihm ein klägliches Lächeln und bedeutete ihm, sich zu setzten, eine Aufforderung, der Bhoot sofort nachkam.
„Zunächst möchte ich erst einmal alles über den neuen Nachwuchs erfahren. Ich würde deine Kätzchen so gern sehen, doch leider schaffe ich es nicht mehr, ins Dorf zu kommen. Erzähl mir etwas über sie Bhoot. Sehen die Kleinen genau aus wie du oder kommen sie eher nach unserer Esme?“
Bhoots Augen strahlten vor Vaterstolz, als er dem Inder von der Geburt erzählte.
„Die Beiden sind wunderschön. Das Kätzchen ist grau getigert wie Esme und hat meine weißen Stiefel und das kleine Katerchen ist schwarz mit getigerten Hinterbeinchen. Wenn man ihn in einem bestimmten Winkel betrachtet, dann zeigt sein schwarzes Fell ebenfalls eine getigerte Fellzeichnung. Ich liebe es, die beiden zu beobachten. Sie sind bereits jetzt schon so aufgeweckt die Kleinen.“
Nemo kniff erfreut die Augen zusammen. „Und wie geht es Esme?“, hakte er weiter nach.
„Ihr geht es gut. Sie erholt sich prima von der Geburt und bald wird Soniye ihr wieder erlauben, aus dem Haus zu gehen. Ich bin so froh, dass sie es überstanden hat. Ich habe mir so viele Sorgen um sie gemacht.“
„Habt ihr schon Namen für die Kleinen gefunden?“, fragte Nemo weiter.
Wieder strahlte Bhoot über das ganze Gesicht.
„Wir haben schon eine Vorstellung, sind uns aber noch nicht ganz sicher, ob wir wirklich dabei bleiben werden. Unsere Kätzchen sollen besondere Namen bekommen. Sie sind der erste Nachwuchs seit so langer Zeit. Esme und ich möchten, dass, wenn wir ihnen eines Tages von ihrer Geburt und Kindheit berichten, sie stolz darauf sein werden. Und ihre Namen sollen immer daran erinnern, wer zu dieser Zeit ihren Eltern und ihnen nahegestanden hat und immer nahe stehen wird. Ich würde dir ja gern sagen, wie sie heißen, aber du würdest es nicht verstehen. Die Namen in der Sprache von Atlantis sollst du auswählen, so wie es seit Jahrhunderten Tradition ist. Ich bitte dich darum, es wäre mir eine Ehre Nemo.“
Der Inder nickte. Er dachte kurz nach, dann sagte er: „Die größte Freude für mich ist, die Namen deiner Kätzchen aussuchen zu dürfen. Sieh es als Geschenk für dich von mir. Wie sie in deiner Sprache einen besonderen Namen erhalten werden, so werden sie auch in der Sprache von Atlantis einen bedeutsamen Namen tragen dürfen. Dein Kätzchen wird ab heute Chutki Sanam heißen. Ihr Name soll immer an die Katze erinnern, die ihre ganze Kraft gibt, um mich zu retten und die dir immer eine Tochter und Freundin ist. Dein Kätzchen wird ihr Leben lang eine Verbindung zu Mahi haben. Für dein Katerchen wähle ich den Namen meines einzigen, wahren

Freundes, der mir gezeigt hat, ein guter Mensch zu sein und die Namen seiner zwei Söhne, die Atlantis, mir und vor allen Dingen euch so viel mehr geben, als sie sich eigentlich bewusst sind. Dein Sohn soll nun Mir Shahrian heißen. Ich hoffe, dass dir diese Namen genauso viel bedeuten wie mir und das du sie akzeptierst.“
Bhoot rückte ein wenig näher zu Nemo heran und legte dem Inder eine Pfote auf die Schulter. Er blickte in Nemos Augen und während aus den eigenen eine kleine Träne ihren Weg durch sein Fell bahnte, antwortete er: „Es könnte keine besseren Namen für meine Kätzchen geben als die, die du ihnen gerade gegeben hast. Sie werden stolz darauf sein, genauso wie ich stolz darauf bin.“
Nemo nickte anerkennend. Bhoot wich wieder von ihm. Der Kater schwieg, während er nach den richtigen Worten suchte. Er wusste, dass Nemo ihn nicht herbestellt hatte, nur um über seinen Nachwuchs zu reden. Bhoot wurde das Gefühl nicht los, dass der Zeitpunkt, vor dem er sich so lange gefürchtet hatte, nun gekommen war. Solange hatte er es geschafft, ihn hinaus zu zögern, doch nun würde er vermutlich nicht mehr drum herum kommen.
„Wieso bin ich hier Nemo? Was hast du mir zu sagen?“, fragte er mit zitternder Stimme.
Nemo erhob sich seufzend. Er schritt zu einem der verhangenen Fenster und drehte dem Kater den gebeugten Rücken zu. Der Inder hatte seine Entscheidung getroffen, eine Entscheidung, die schon seit sehr langer Zeit feststand und nun endlich bekräftigt und in die Tat umgesetzt werden sollte. Es war ein großer Schritt und würde einiges verändern, dessen war sich Nemo bewusst, doch er war sich sicher, dass es zum Besten aller war. Die Zeit war gekommen.
„Bhoot, du weißt, wie es um mich steht...“, begann Nemo, die Worte so sorgfältig aussuchend und betonend, dass es dem Kater den Magen zuschnürte, „...ich werde nicht mehr lang hier sein. Sag jetzt bitte nichts, ich weiß, dass ihr alle und besonders du fest daran glaubt, dass ich es schaffen werde, doch sowohl ich, als auch ihr müsst den Tatsachen ins Auge sehen, dass es eine auswegslose Situation ist. Das Einzige, was ich von meinem Leben noch erwarte, ist den Rest davon mit der Frau zu verbringen, die ich liebe. Ich erwarte von euch allen, dass ihr mir diesen Wunsch erfüllt, dass ihr es akzeptiert. Ich habe lang genug mein Glück und das Glück anderer für diese Insel aufs Spiel gesetzt, nun bin ich es leid und müde.“
Nemo machte eine Pause und eine unerträgliche, erdrückende Stille legte sich über sie.
„Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist Nemo...“, durchbrach Bhoots Stimme das Schweigen. Alles in dem Kater hatte sich verkrampft bei Nemos Worten. Die Angst kroch durch seine Glieder und lähmte ihn, ließ seine Kehle austrocknen.
„Es gibt keinen anderen Weg Bhoot. Ich sehe nur diese eine Lösung. Ich weiß, dass du Angst hast, dir könnte das gleiche geschehen wie mir. Aber sei unbesorgt, es wird eine Weile dauern, bis die Insel dich akzeptiert hat, bis sie sich mit dir verbindet. Bis dahin wirst du sie retten können. Schaffst du es nicht, sind sowieso alle verloren, auch du.“
Bhoot schüttelte den Kopf. Auch er erhob sich nun und blickte Nemo mit Panik in den Augen an.
„Das ist es nicht, was mir Angst macht...“, begann er, doch Nemo hob die Hand und brachte ihn zum Schweigen.
„Ich weiß, warum du diesen Schritt nicht gehen willst Bhoot, warum du so eine Angst hast. Doch du darfst dich davon nicht leiten lassen. Es ist lang her, du bist ein anderes Katzenwesen geworden, du denkst nicht mehr so, wie damals.“
„Ich bin nicht bereit dafür ...“, Bhoots Stimme wurde lauter und hysterischer. Er wusste nicht, wie er reagieren sollte, als eine Welle von verdrängten Emotionen über ihn herein brach. Vor seinem Auge sah er einen jungen, schwarzen Kater in einem Feld aus Trümmern stehen, weinend, hilflos, verzweifelt, die jüngeren Brüder an den Pfoten haltend. In seinem Fell klebte

Staub, in seiner Nase stach der Geruch der Zerstörung. Erneut spürte Bhoot das Gefühl des Verlustes, den Kummer, die Trauer, aber auch den Hass. Der Hass, der sich unaufhörlich durch seine Gedanken und Erinnerungen fraß, der ihm die Kontrolle über sich selbst entzog, der ihn blind werden ließ. Klar und deutlich formte der Hass sich zu einem Bild, zeigte ihm eine Person, groß und stolz, mit eiskaltem Blick, das Gesicht geprägt von langen, spitzen Ohren. Der Kater hörte die Schreie, die sich in seine Erinnerungen eingeprägt hatten, verband sie mit diesem Bild. Brennender Schmerz zuckte durch seinen Körper, ließ ihn in die Knie sinken. Er kämpfte gegen seine Gefühle, gegen seine Erinnerungen an, versuchte erneut alles zu verdrängen, was er schon einmal geschafft hatte.
Nemo hockte sich neben ihn und streichelte seinen Kopf.
„Es tut mir leid Bhoot, dass das jetzt auf diese Weise geschehen muss. Aber ich weiß, dass du der Richtige bist. Du kannst das, da bin ich mir sicher. Du wirst dich nicht von der Vergangenheit führen lassen. Blick in die Zukunft Bhoot.“
Der Kater schluchzte und rang nach Worten, doch kein Laut drang aus seiner Kehle.
„Die Dinge haben sich verändert. Du bist nicht mehr der, der du mal warst. Ich habe immer gewusst, was für ein Kater in dir steckt, dass du dich ändern wirst. Nun bin ich mir endlich sicher, dass du das Richtige tun wirst“, sagte Nemo in beruhigendem Tonfall.
Bhoot wischte sich mit den Pfoten Tränen aus den Augen.
„Der Hass ist noch da Nemo...“
„Und der Hass wird auch immer bleiben. Aber es ist erträglicher geworden und du hast gelernt, damit umzugehen“, antwortete der Inder.
„Verdammt Nemo, Mahi hat Recht wenn sie sagt, ich werde immer nur dein Stellvertreter sein. Ich habe zu viele Vorurteile und ich weiß nicht, ob ich sie abschütteln kann. Wie kannst du denken, dass ich das Richtige tun werde?“
„Ich weiß es einfach. Du besitzt eine unglaubliche Stärke in dir. Was du hast sind keine Vorurteile, es ist das Resultat der schlimmen Erfahrungen, die du gemacht hast. Niemand hat dir damals beigestanden, hat dir Dinge, die wichtig gewesen wären, erklärt und beigebracht. Doch du hast eigenständig gelernt, mit deinem Verlust und deiner Trauer umzugehen.“
Nemo ließ sich wieder auf seinem Platz nieder, doch Bhoot erhob sich und nun war er es, der dem Inder den Rücken zukehrte. Der Kater versuchte sich zu sammeln, doch es klappte nicht, zu sehr überforderte ihn die Situation, zu sehr wurde er von seinen Emotionen beherrscht.
„Nemo, ich habe nie gelernt damit umzugehen. Ich habe geschafft, es zu verdrängen, habe es so weit von mir geschoben, dass ich oft geglaubt habe, es wäre nie passiert und würde nur in meiner Einbildung existieren. Es ist so weit weg, dass ich schon gar nicht mehr daran glaube, bis die alten Gefühle und der alte Schmerz wieder in mein Bewusstsein dringen. Oft ertappe ich mich dabei, wie ich versuche, sie zu vergessen. Ich kann mich noch nicht einmal mehr an ihre Stimmen erinnern. Sie sind eine Illusion geworden, eine blasse Erinnerung, die Erkenntnis, dass sie existiert haben müssen, obwohl ich selbst noch nicht einmal mehr daran glauben kann. Man hat mir mit einem Schlag das genommen, was ich am meisten gebraucht hatte. Plötzlich war ich allein, nichts ahnend von all den bösen Dingen in der Welt, an den Pfoten meine Brüder, die noch unwissender waren als ich. Wir hätten alle sterben können wie unsere Eltern, doch wir haben es geschafft zu überleben. All die Jahre, in denen ich mich um den Rest meiner Familie gekümmert habe, hatte ich nur einen Gedanken. Ich wollte Rache an denen nehmen, die meine Eltern getötet hatten. Ich habe Pläne geschmiedet, ich habe auf die richtigen Zeitpunkte gewartet, wollte sie mit eigenen Pfoten erwürgen und zerfleischen. Mein Hass war von Tag zu Tag gestiegen. Nichts anderes bestimmte mehr mein Leben, als die Rache und die Frage, warum man sie umgebracht

hatte, obwohl der Krieg zwischen beiden Völkern schon so lang vorbei war. Der Hass hat sich bei mir eingeprägt und er wird nie wieder verschwinden.“
Nemos Stimme klang streng, als er Bhoot antwortete: „Du glaubst, wenn ich dir die volle Macht über die Insel übergebe, wirst du endlich die Möglichkeit haben, deine Rache auszuüben, den Tod deiner Eltern zu vergelten. Du hast Angst, dass du dieser Chance nicht widerstehen kannst. Aber, und du hörst mir jetzt genau zu, du bist ein vernünftiger Kater geworden. Du bist stark ...“
„Ich bin nicht stark genug dafür!“, unterbrach Bhoot Nemo, dessen Stimme nun noch autoritärer wurde.
„Unterbrich mich nicht Bhoot! Du hattest die Chance, dich an den Elfen zu rächen. Du hättest Parian umbringen können, doch du hast es nicht getan. Auch wenn Parian bei seinen Leuten nicht beliebt ist, so hätten sie dennoch seinen Tod, verursacht durch ein Katzenwesen, nicht einfach so hingenommen. Du hast die Freundschaft zu dem Halbelfen gesucht und zugelassen. Du hast es geschafft, über deinen Hass hinweg zu kommen. Bhoot, in deinem ganzen bisherigen Leben hast du mehr erreicht, als du dir vielleicht eingestehst. Du hast deine Brüder in einer heilen Welt ohne große Sorgen heran wachsen lassen, hast sie zu Katern erzogen, auf die man stolz sein kann, die noch viel erreichen werden. Nie hast du sie deinen Hass spüren lassen, hast sie nie gegen die Elfen gebracht.
Du hast dich oft für Atlantis eingesetzt, um der Bevölkerung ein besseres Leben zu ermöglichen. Du lässt mich nicht spüren, was für eine Qual es ist, mich sterben zu sehen. Als ich dich damals zum ersten Mal sah und dich irgendwann zu meinem Stellvertreter ernannte, wusste ich, dass du deine Sache gut machen, dass du den richtigen Weg finden und deine Ziele erreichen würdest. Ein Ziel hast du bereits erreicht – deine Frau Esme und deine Kätzchen. Und nun gehe den nächsten Schritt. Werde mein Nachfolger. Nimm hier und jetzt meine Position ein und rette Atlantis. Bring endlich die Völker von Atlantis zusammen. Schaffe eine bessere Zukunft für alle. Das soll mein letzter Wunsch an dich sein. Nimm bitte die Last von mir, lass mich in Ruhe sterben. Das ist der richtige Weg.“
Bhoot und Nemo blickten sich gegenseitig in die Augen und schwiegen. Es schien, als würde eine riesige Kluft zwischen ihnen hängen, dennoch fühlten sie sich in diesem Moment näher und ebenbürtiger als sonst.
„Hast du deinen Brüdern eigentlich jemals die Wahrheit erzählt?“, fragte Nemo nach einer Weile.
Bhoot schüttelte den Kopf. „Nein, sie glauben immer noch, dass es eine Seuche war. Es reicht, wenn einer aus der Familie die Qualen der Wahrheit spüren muss.“ Sie verfielen wieder in ein unangenehmes Schweigen.
Bhoot hatte das Gefühl, er brauche mehr Zeit für eine solche Entscheidung, doch die würde Nemo ihm nicht geben. Er musste sich hier und jetzt für einen Weg entscheiden. Er spielte die Worte des Inders noch einmal in seiner Erinnerung ab, hoffnungsvoll nach einem Schlupfloch für ihn suchend, um noch einmal davon zu kommen. Doch je mehr er danach suchte, umso mehr kamen ihm Nemos Ansichten logisch vor. Plötzlich hörte sich alles richtig an, was der Inder gesagt hatte. Vor Bhoots Augen formte sich das Bild zweier Katzenwesen. Das größere von beiden war ein Kater, stolz, mit durchdringenden, blauen Augen und schwarz wie die Nacht, doch stand der Kater in der Sonne, so zeigten sich klar die blau schimmernden Fellnuancen. Es war sein Vater. Das andere Katzenwesen war eine Katze mit schneeweißem Fell und braunen Augen, die ihm zuzublinzeln schienen und eine unbeschreibliche Wärme ausstrahlten. Es war seine Mutter. Bhoot sah in seinen Erinnerungen, wie seine Eltern ihm zunickten und er hatte das Gefühl, es war eine Ermutigung, eine Art des Beistandes.
Und so entschied Bhoot sich für das einzig Richtige.

„Ich bin einverstanden Nemo. Ich werde es annehmen. Von heute an werde ich über diese Insel regieren und ich werde mein Bestes geben, um sie und ihre Völker zu retten und zu beschützen. Aber ich habe zwei Bedingungen“, sagte er feierlich.
Wenn er nicht gewusst hätte, dass es unmöglich war, wäre Nemo der Meinung gewesen, die ganze Insel müsste das Geräusch hören, als ihm ein Stein vom Herzen fiel. Erleichterung machte sich in ihm breit, aber auch ein wenig Stolz über den Verlauf der Dinge. Unbeschwerte Tage mit Kleopatra waren in greifbarer Nähe und er konnte es kaum mehr abwarten.
„Ich bin wirklich froh, dies von dir zu hören Bhoot und jederzeit bereit, deine Bedingungen zu erfüllen, wie immer sie auch ausfallen mögen“, antwortete er dem Kater, darauf bedacht seine Emotionen unter Kontrolle zu halten. Am liebsten wäre er Bhoot jubelnd um den Hals gefallen.
„Meine erste Bedingung ist, dass du uns allen erlaubst dich zu retten. Wir werden dich nicht im Stich lassen und erst aufgeben, wenn du deinen letzten Atemzug getätigt hast und dein letzter Herzschlag verklungen ist.
Meine zweite Bedingung ist, dass niemand von diesem Treffen und dieser Entscheidung erfährt. Ich werde meine Aufgaben und Pflichten als Herrscher von Atlantis erfüllen, aber ich möchte offiziell dein Stellvertreter bleiben. Das Volk braucht jemanden, an dem es seit Jahrhunderten festhält und derjenige bist du. Es wäre fatal, wenn wir ihnen diesen Halt nehmen würden. Wenn die Völker erfahren, dass du zu schwach bist, um die Insel weiterhin zu regieren, könnten sie ihren letzten Halt verlieren und dann werden wir alle sterben. Außerdem möchte ich verhindern, dass es wieder zu einem Machtkampf zwischen Elfen und Katzen kommt. Die Elfen werden kein Katzenwesen als ihren Herrscher akzeptieren, dafür sind die Wunden der Vergangenheit einfach zu groß. Und wenn wir es schaffen, die Insel und damit auch dich zu retten, dann möchte ich, dass wir die Plätze wieder tauschen, denn der rechtmäßige Herrscher von Atlantis bist du und nicht ich. Wenn du dich mit diesen Bedingungen einverstanden erklärst, dann werde ich bereit sein, mein Schicksal anzunehmen.“
Nemo lächelte, als Bhoot geendet hatte. Ohne ein Wort zog er den Kater in seine Arme, schmiegte sich in sein weiches Fell.
„Ich bin mit allen Bedingungen einverstanden. Und auch wenn es drei Bedingungen waren und nicht zwei, soll es so sein! Du glaubst gar nicht, was für eine große Tat du gerade für mich getan hast. Du wirst ein großartiger Herrscher sein, glaube mir!“

***

Als Saif Ali Khan den Raum betrat, kam es ihm so vor, als sei er geradewegs in einen großen Topf voller Liebe gefallen. Er spürte die Liebe, er sah die Liebe, er konnte die Liebe sogar riechen – Getreidepfannkuchen in Herzform mit original zubereitetem Kakaobohnensirup aus katzenwesischem Anbau. Eine Spezialität, die Mahi jeden Morgen für ihren Nath zubereitete. Und in der Tat brauchte Saif nicht lange zu suchen, bis er das frisch gebackene Liebespaar entdeckte, am Tisch sitzend, schmusend, kichernd und sich gegenseitig neckend. Obwohl Saif nichts gegen Liebespaare hatte und es ihm sogar den Tag versüßte, wenn er zwei glückliche, sich liebende Personen sah, verging ihm jedoch augenblicklich der Hunger und sein Magenknurren verstummte, als Mahi Nath ein riesiges Stück von den Getreidepfannkuchen in Herzform mit original zubereitetem Kakaobohnensirup aus katzenwesischem Anbau geradewegs ins Maul stopfte. Nein, heute würde er ganz bestimmt nichts vom Frühstück runter bekommen.
Saifs Blick wanderte am Tisch entlang und er entdeckte Karan. Sein Freund und guter Kollege hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestellt und den Kopf stützend in die Hände gelegt. Die

Augen waren träumend an die Decke des Raumes gerichtet und es schien, als sei der Inder ganz weit weg, irgendwo dort, wo Saif nie hingelangen würde und wo er auch nicht erfahren würde, woher Karan dieses kupferne Amulett her hatte, dass er nun ständig bei sich trug und liebkoste wie ein kuscheliges, kleines, kupferrotes Haustier. Für einen Moment waberten in Saifs Gedanken die Fragen, wie es Karan wohl gerade im Siebten Himmel erging, ob dort wirklich alle Wolken weich wie Watte waren und nach Zucker schmeckten und ob Kareena solch ein Amulett wohl gefallen würde. Bei Letzterem war er sich nicht ganz sicher, doch Ersteres hatte er schon ausprobiert, in einem Zuckerwatteladen in London, der von allen nur liebevoll „Der Siebte Himmel“ genannt wurde, weil man nach einer großen Portion Zuckerwatte so überzuckert war, dass man für genau eine Stunde das Gefühl hatte zu schweben.
Saif riss sich von Karan los und bemerkte Shah Rukh und Parian. Würde sich die Liebe zwischen den zwei Brüdern in einem Gegenstand manifestieren, könnte in dem Raum niemand mehr etwas sehen, denn die große, blaue, strahlende Bruderliebewolke würde sie alle einhüllen und hemmungslos zusülzen. Die zwei kicherten genauso verliebt wie Mahi und Nath, nur gingen sie sich nicht an die Wäsche sondern führten intellektuellere Gespräche, die nichts mit Getreidepfannkuchen in Herzform mit original zubereitetem Kakaobohnensirup aus katzenwesischem Anbau und einem kupferroten Haustier als Amulett zu tun hatten.
Wieder einmal bemerkte Saif, wie verquer seine Gedanken doch waren und kam zu dem Schluss, dass heute ein merkwürdiger Morgen sei. Er fasste noch einmal seine morgendlichen Entdeckungen zusammen und stellte fest, dass er mit der Gesamtsituation total unzufrieden war. Jeder hatte irgendjemanden, den er mit all seiner Liebe überschütten konnte, nur Saif stand allein da, wie das fünfte Rad an Shah Rukhs weißem BMW 3er Cabriolett, was durchaus ein geniales und gutaussehendes Auto war, aber auch gut ohne ein fünftes Rad über die Straßen von Mumbai flitzen konnte. Deprimiert und mit Sehnsuchtsgefühlen für Kareena setzte Saif sich mit an den Tisch, eigentlich gar nicht bereit dazu, die nächste Stunde von Liebe nur so umgeben zu sein. Die Tür des Raumes ging auf und Ebô’ney kam herein, in der Hand einen vergilbten und reichlich mitgenommenen Stapel Blätter und ließ sich genau neben Saif nieder. Sie schien die anderen gar nicht zu bemerken, noch nicht einmal Saif, der wirklich überhaupt nicht weit von ihr entfernt saß und mit leichten, fächernden Bewegungen versuchte, etwas von seinem Parfüm zu ihr zu wedeln. Am Vortrag hatte ihn nämlich ein alter Kater mitten im Dorf eine halbe Stunde lang damit zugetextet, dass er einen neuen Duft erfunden hatte, bei dem sich jedes Mädchen in den Träger Hals über Kopf verliebt. Der alte Kater hatte so lange auf Saif eingeredet, bis dieser ihm den Unsinn geglaubt und eine Flasche davon getauscht hatte. Mit Ernüchterung stellte Saif nun fest, dass er auf den alten Kater hereingefallen war. Wieder war er deprimiert und spielte schon mit dem Gedanken, sich den Spitznamen „Marvin“ zu geben, was er aber sofort wieder verwarf. Wer will schon so heißen wie eine deprimierte Blechbüchse.
Saif schielte zu Ebô’ney und ihm kam eine Idee. Vielleicht würde der Morgen für ihn erträglicher werden, wenn er selbst ein bisschen Liebe versprühte – oder einfach das tat, was alle Männer so tun, wenn ihnen langweilig ist und kein ordentliches Kricketspiel in der Glotze kommt.
„Hi!“, sagte Saif betont lässig an Ebô’ney gewandt und zog keck eine Augenbraue nach oben in der Hoffnung, dass würde Eindruck schinden. Ebô’ney sah von ihren Aufzeichnungen auf und blickte ihn überrascht an.
„Hi“, gab sie trocken zurück.
„Na? Wie geht’s denn so?“ Saifs Stimme nahm einen für Ebô’ney merkwürdig tiefen Ton an, mit dem sie nichts anfangen konnte und der sie verwirrte.

„Ähm ... mir geht es gut...“, antwortete sie zögernd.
„Was liest du da gerade? Liebesbriefe von heimlichen Verehrern wie mir?“ Saif musterte sie mit sehr großen Augen, was sein Interesse suggerieren sollte.
„Das sind Architekturpläne ...“, sagte Ebô’ney und fand Saifs Verhalten immer merkwürdiger. Dessen Augen wurden immer größer und sie musste unwillkürlich leise lachen.
„Saif, du siehst aus wie eine Eule!“, gluckste sie.
„Bin ich denn wenigstens eine gutaussehende Eule?“, führte Saif sein Gehabe fort.
„Wohl eher wie eine Eule deren Augen gleich rausfallen.“
„Weißt du Ebô’ney, ich brauche nur sechs Tage, um eine Frau zu bekommen. Wenn du gleich mitmachst, sind wir vielleicht schneller.“
Ebô’ney musste wieder lachen, diesmal lauter.
„Und wieso brauchst du nur sechs Tage?“, fragte sie.
Saif grinste triumphierend. „Weil ich am siebten Tag frei habe.“
Plötzlich segelte ein Getreidepfannkuchen in seine Richtung und fand seinen Landeplatz auf Saifs Kopf. Entrüstet blickte er Shah Rukh an, der ihn gespielt wütend mit zusammen gekniffenen Augen, anstarrte und feststellte: „Du klaust meine Dialoge du Schuft.“
„Hast du denn ein Problem damit?“, ging Saif darauf ein.
„Ja, schon möglich!“
„Dann haben wir ein Problem!“
„Das muss gelöst werden Ali Khan!“
Saif und Shah Rukh erhoben sich, der Schalk blitzte aus ihren Augen.
„Ich bin bereit mich um diesen Dialog mit dir zu duellieren. Ein fairer Kampf, Mann gegen Mann, Getreidepfannkuchen gegen Getreidepfannkuchen“, warf Saif seinem Freund entgegen.
Zeitgleich schnappte sich jeder einen Pfannkuchen, Saif den von seinem Kopf und Shah Rukh einen, den Nath gerade verputzen wollte, woraufhin dieser laut protestierte. Sie begaben sich in Position und ohne das jemand ein Kommando geben musste, fingen sie an sich mit dem Essen zu duellieren. Der Kampf dauerte nur wenige Sekunden, denn plötzlich fielen sich Saif und Shah Rukh lachend in die Arme. Alle stimmten in das Gelächter ein außer Nath, der immer noch um seinen entwendeten Getreidepfannkuchen trauerte.
Als sich alle wieder beruhigt hatten setzte Saif sich wieder zu Ebô’ney.
„Na? Was wird nun aus uns zwei?“, fragte Saif sie.
„Absolut gar nichts wird aus uns Saif! Du bist ja ein ganz lustiger Typ, aber als verbaler Flirter bist du eine Niete“, gab Ebô’ney zurück.
„Und was ist mit körperlicher Flirter ...?“, begann Saif, doch ihm ging die Luft aus, denn Parian gab ihm einen gehörigen Schlag in die Seite.
„Wage es ja nicht sie auch nur anzurühren. Lass deine Langeweile an jemand anderes aus!“, kam es zischend von dem Halbelfen.
Saif bemerkte, dass er ein wenig zu weit gegangen war und entschuldigte sich flüsternd bei seinem Freund. Nun fühlte er sich wieder allein, umgeben von lieben Liebenden und kurz vor einer tiefen Mid-Life-Crises, obwohl er das Gefühl hatte, noch am Anfang seines Lebens zu stehen.
Er dachte eine Weile darüber nach und seine Gedankengänge wurden durch Nath unterbrochen.
„Bhoot und Esme haben endlich entschieden, welche Namen die beiden kleinen Kätzchen bekommen sollen. Das Katerchen werden sie **unverständliches Maunzen** nennen und das kleine Kätzchen **unverständliches Maunzen**.„
„Das klingt ja wirklich mal nach einer guten Nachricht. Die glücklichen Eltern werden bestimmt

eine schöne Zeit mit *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_* und *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_* haben..“, antwortete Saif. Seine Freunde starrten ihn verwirrt an, sagten jedoch nichts.
„Was ist?“, fragte Saif, „Habe ich die Namen von *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_* und *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_* etwa falsch ausgesprochen?“
Nath musste grinsen und antwortete ihm, während die anderen leise vor sich hin kicherten: „Ja, hast du, eigentlich heißen sie *_unverständliches Maunzen_* und *_unverständliches Maunzen_*.“
„Sagte ich doch, *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_* und *_unverständliches Irgendwas, das sich nicht nach Maunzen anhörte_*“, erwiderte Saif.
„Nein, nein! Sie heißen ...“, wollte Nath beginnen, doch er hielt inne und sagte dann: „Für euch ist es egal, wie sie in der Sprache der Katzen heißen. Ihr werdet die Namen nie richtig aussprechen können und ihr solltet es auch gar nicht versuchen.“
„Aber wie sollen wir sie denn sonst nennen? Katerchen und Kätzchen?“ Saif war mehr als verwirrt.
„Nein, natürlich nicht. Nemo gibt allen Neugeborenen, deren Völker fremde Sprachen haben, Namen in der Sprache von Atlantis. Er wird mit Sicherheit bald den beiden Kleinen ihre Namen geben“, erklärte Nath langsam, damit jeder es verstehen konnte.
„Und wie kommt es dann, dass ihr euren Neugeborenen Namen in eurer Sprache gebt, obwohl niemand außer euch die Namen verstehen und aussprechen kann? Ich mein, welchen Sinn haben diese Namen, wenn Nemo ihnen doch Namen in der Sprache von Atlantis gibt?“, hakte Shah Rukh nach, der sich seit seiner Ankunft auf Atlantis bereits darüber den Kopf zerbrach, jedoch nie die Gelegenheit dazu gefunden hatte seine Katzenfreunde danach zu fragen.
„Das ist eine alte Tradition“, erklärte Mahi, „wir geben unseren Kindern Namen in unserer Sprache, die eine große Bedeutung haben, die zeigen sollen, in welche Richtung die Eltern wünschen dass ihre Kinder sich entwickeln. Es gibt unterschiedliche Variationen. Du kannst zum Beispiel nach den Charaktereigenschaften deines Onkels oder Bruders benannt werden oder nach einem Ereignis, dass die Entwicklung des Volkes geprägt hat. Es ist nahezu alles möglich, Hauptsache der Name ist bedeutend.“
„Das kleine Kätzchen trägt einen Namen“, fuhr Nath fort, „das die Bedeutung ’starke, quirlige, mutige, stolze Katze wie Mahi’ hat und des Katerchens Namensbedeutung heißt soviel wie ;weiser, freundlicher Kater Billî’.“
Ebô’ney erhob sich, zauberte aus einem kleinen Holzschrank ein paar Becher hervor und goss jedem etwas Wasser hinein. Dann hob sie ihren Becher an und sagte: „Ich finde, wir sollten auf die beiden kleinen Kätzchen anstoßen, weil sie so wunderschöne Namen tragen und der erste Nachwuchs für euch Katzen nach so langer Zeit ist!“
Alles stimmten dem zu, schlugen gemeinsam ihre Becher gegeneinander und jeder Einzelne wünschte ihnen stumm das Allerbeste auf der Welt.

***

Er würde die Schmerzen nie wieder vergessen, würde sie sein ganzes Leben lang in seinen Erinnerungen mit sich tragen und jedes mal von Neuem die Qualen durchleben, wenn er daran dachte. Immer wieder ging ihm das Wort „Tod“ durch den Kopf. So nahe war er ihm gewesen, dass er schon seine kalten Hände gespürt hatte, die ihn hatten packen und in die ewige Finsternis ziehen wollen. Wie erlösend der Tod doch gewesen wäre. Nichts mehr zu sehen, nichts mehr am

Körper zu spüren, keine Gefühle mehr zu haben und die Stille der Dunkelheit um einen herum kamen ihm vor, wie der Himmel auf Erden, der ihn vor der Hölle des Diesseits rettete. Irgendetwas war schief gelaufen. Mit seinem Ableben hatte er sich abgefunden in dem Moment, als er schwer verletzt auf dem Waldboden gelegen hatte, doch an ein Überleben hatte er nicht gedacht. Er hatte auch nicht daran denken wollen. Nie hätte er sich vorgestellt, dass die Qualen, die er jetzt im Leben erleiden musste, schlimmer waren als der Tod. Er war nur noch ein Häufchen Elend, die letzten Überreste eines einst tugendhaften Mannes. Das schwarze Haar zur Hälfte ausgerissen, verfilzt und glanzlos, unter den Augen mattblaue Flecken, die vielleicht nicht mehr verschwinden würden. Die Arme übersäht von Narben, die er sich selbst zugefügt hatte. Sein Körper war schwach, es fiel ihm schwer zu atmen, denn mit jedem Luftzug stieß ein stechender Schmerz von seiner Lunge abwärts durch seinen Körper. Mental erging es ihm nicht besser. Er konnte sich kaum noch an seine Vergangenheit erinnern, zahllose Lücken, die nicht geschlossen werden konnten. Er wusste nicht, ob er noch Magie anwenden konnte, oder diese Fähigkeit verloren hatte. Am liebsten wäre er auf die Knie gesunken und hätte in den Himmel geschrien, warum das Schicksal ihm nicht den Tod anstelle des Lebens hätte schenken können. Was hatte das Leben schon von so einem wie ihn? Nichts, kam er zu dem Schluss und bedauerte sich selbst dafür.
Als der große, schwarze Panther aus dem Unterholz sprang und sich in Ravanna verwandelte, reagierte Rah’ųn nicht. Außer einem Schatten hatte er nichts von ihr gesehen, doch spürte er ihre Anwesenheit. Die Kälte die sie ausstrahlte ließ ihn wie so oft erzittern, doch er ließ sich nichts anmerken. Stumm starrte er, die Hände schlaff an den Seiten hängend, in den Wald. Seine Augen waren leer, als hätte man seine Seele ausgelöscht und nur die leblose Hülle eines Körpers zurückgelassen. Er verspürte keinerlei Dankbarkeitsgefühle dafür, dass Ravanna ihn gerettet hatte, denn er war sich bewusst, dass ihre bittere Strafe für sein Versagen kommen würde. Sie hätte ihn sterben lassen sollen, dann wären viele Probleme gelöst gewesen, für ihn zumindest. Dass er ihr nicht dankte, ihm das Leben gerettet zu haben hieß nicht, dass Rah’ųn gegen sie war. Immer noch hielt sie ihn fest umklammert. Er konnte sich ihrem Bann nicht entziehen, war fest mit ihr verbunden über einen Weg der Magie, den er nicht erfassen und begreifen konnte. Jedoch wusste er nicht mehr, ob es noch Liebe war oder doch etwas Anderes, Finsteres, Bedrohliches. Ravanna stellte sich hinter ihn. Er spürte ihren kalten Atem an seinem Ohr, als sie ihm zuflüsterte: „Willkommen unter den Lebenden Rah’ųn!“
„Was ist das für ein Leben, wenn der eigene Körper fast zerfällt und es keine andere Perspektive mehr gibt als der Tod?“, antwortete er mit rauer, tiefer Stimme.
Ravanna schnalzte mit der Zunge. Sie strich ihm durch das wenige Haar, dass er noch hatte. „Aber wie denkst du denn mein Geliebter? Wie kannst du so etwas nur sagen?“ Ihre Stimme klang wie Musik in seinen Ohren, doch klang die Melodie nicht mehr so klar und schön wie am Anfang. Rah’ųn fragte sich, woran das wohl lag, spielte sogar mit dem Gedanken, dass es ein erster Schritt gegen Ravanna war, doch er verwarf es wieder. Der Einfluss von ihr war einfach zu groß.
„Ich habe versagt. Shah Rukh war stärker als ich. Ich hätte diesen Kampf gewinnen sollen, doch er hat mich besiegt. Der Elf lebt noch, ich habe ihn nicht töten können. Nun wirst du mich bestrafen.“
Rah’ųn drehte sich um und blickte Ravanna an. Grüne Augen trafen auf Gelbe und er musste sich wieder wegdrehen, da er ihren Blick nicht ertrug. Sanft strich Ravanna über seinen nackten Rücken, ihre säuselnden Worte brannten sich in seine Gedanken ein wie Feuer.
„Ja, du hast versagt mein Lieber und darüber bin ich sehr böse. Du wärst beinahe gestorben und

hättest mir meinen schönen Plan zunichte gemacht. Das werde ich nie vergessen und du wirst deine Strafe dafür erhalten. Doch jetzt bist du noch zu schwach und zu zerbrechlich. Du musst wieder stark werden, denn es wartet noch eine große Aufgabe auf dich. Ich spüre, wie der Feind sich rüstet, wie er weiter sucht nach dem, wovon er glaubt sich damit retten zu können. Aber es gibt nur den Einen, der alle retten kann. Und glaube mir, er wird uns alle retten, so wie man es ihm beigebracht hat und wie es der einzige richtige Weg ist. Doch dafür braucht er deine ganze Kraft und Hilfe."
Er schwieg, wollte sich nicht mit dem, was sie sagte, auseinander setzten, da er es nicht verstand.
„Rah'ųn, sieh es doch mal so ... was hast du schon zu verlieren? Nichts hast du zu verlieren. Du bist allein auf dieser Insel, niemand mag dich und niemand wird dich vermissen."
„Du hättest mich sterben lassen sollen...", antwortete er abwesend.
Ravanna lächelte, schmiegte sich noch näher an ihn heran.
„Ja ich weiß, vielleicht hätte ich das tun sollen. Doch dann hätte ich einen großen Verlust gemacht. Außerdem ist deine Zeit noch nicht gekommen mein Geliebter. Aber glaube mir, wenn du deine Aufgabe erfüllst, wird der Tod dich holen!"
„Versprich es mir..."
„Ich verspreche es dir! Der Tod holt dich am Ende deiner Aufgabe, und wenn ich dir mit meinen eigenen Zähnen das Herz herausreißen muss. Bist du nun bereit Rah'ųn?"
Er drehte sich wieder zu ihr herum, diesmal hielt er ihrem Blick stand. Langsam sank er in die Knie, küsste wie ein ehrfürchtiger Ritter ihre Hand und antwortete: „Ich bin bereit alles zu tun, was du von mir verlangst..."

***

Die Freunde saßen gemeinsam am Tisch und unterhielten sich über die verschiedensten Dinge, als das Thema zu Nemo wechselte. War das Gespräch vorher noch ausgelassen, durcheinander und laut, verstummten augenblicklich alle. Niemand wollte so wirklich darüber reden, doch alle wussten, dass es nötig war. Wer den Anfang machen sollte, konnte jedoch nicht entschieden werden. Und so wanderten sieben Blicke sinnlos durch den Raum und fanden plötzlich an jedem langweiligen Gegenstand Interesse.
Es war Shah Rukh, der irgendwann das Schweigen unterbrach und das Gespräch in Gang brachte.
„Wie geht es ihm denn?", fragte er vorsichtig.
Nath seufzte, unter dem Tisch packte er Mahis Hand und drückte sie fest, als Zeichen des Beistandes, denn er spürte, dass sie leicht zitterte und kurz davor stand in Tränen auszubrechen.
„Es geht ihm den Umständen entsprechend. Sein Körper zeigt immer mehr Symptome, wie bei einer schleichenden Krankheit, aber mental scheint er wieder stärker geworden zu sein. Er kümmert sich sehr um Kleopatra und ..." Nath verstummte, als Mahi neben ihm leise zu schluchzen anfing. Er beugte sich zu ihr und wischte die Tränen mit den Pfoten weg.
„Hey, du brauchst nicht weinen, es wird alles wieder gut", versuchte er sie zu beruhigen.
„Nein, gar nichts wird gut. Wie kann etwas gut werden, wenn Nemo im Sterben liegt?", begann Mahi aufgelöst, „Ich versuche jeden Tag, seinen Zustand zu verbessern, aber nichts funktioniert. Es ist, als würde ich gegen einen unsichtbaren, unbesiegbaren Gegner kämpfen. Egal was ich mache, sein Zustand wird immer schlechter. Ich will ihn heilen, aber es funktioniert einfach nicht. Mittlerweile denke ich, dass ich einfach zu schwach bin dafür, dass ich eine schlechte Heilerin bin. Ich schaffe es noch nicht mal, den Herrscher von Atlantis zu heilen. Doch ich will

und kann einfach nicht aufgeben, obwohl es mich total fertig macht. Ihn jeden Tag zu sehen, hustend, mit schmerzverzerrtem Gesicht, ist nicht gerade einfach. Es ist eine Qual und ich leide darunter. Ich will nicht mit ansehen müssen, wie er stirbt, doch ich kann mich der Verantwortung für ihn nicht entziehen. Er hat so viel für die Insel und für meine Familie getan. Ich kann mir ein Leben auf Atlantis ohne ihn gar nicht vorstellen. Aber ich schaffe es einfach nicht, ihm zu helfen. Wieso funktioniert es nicht? Wieso muss ich jeden Tag sehen, wie er allmählich stirbt?“
Während Mahi sprach, war es so still im Raum, dass man eine Feder hätte fallen hören können. Niemand unterbrach sie, niemand wagte richtig zu atmen, alle Blicke ruhten auf der Katze, deren Worte immer verzweifelter wurden.
„Wenn es doch nur einmal eine kleine Verbesserung an seinem Zustand geben würde, dann wüsste ich wenigstens, dass es nicht umsonst ist, dass ich den Kampf nicht umsonst austrage und ihn unnötig quäle, mit allen Kräutermitteln und den ganzen Experimenten. Nur ein kleines Zeichen, ein einziger Lichtblick ...“ Die Worte blieben Mahi im Hals stecken. Sofort nahm Nath sie in die Arme und wiegte sie beruhigend hin und her. „Irgendwann Mahi, irgendwann wirst du stark genug sein und ihn heilen, da bin ich mir sicher. Du musst nur noch den richtigen Weg finden, mehr nicht“, versuchte er sie zu beruhigen.
„Aber das ist vielleicht das Problem. Sie versucht ihn über den falschen Weg zu heilen“, schaltete Parian sich ein.
„Was willst du damit sagen? Das sie ihn nicht richtig behandelt?“, fuhr Nath ihn etwas zu schroff an.
Der Halbelf hob beschwichtigend die Hände und erwiderte: „So habe ich das nicht gemeint. Ich bin der Meinung, dass Mahi ihre Sache ganz großartig macht und mit Sicherheit diejenige ist, die ihn am Leben hält, aber sie muss einen anderen Weg nehmen, um ihn endgültig zu heilen.“
„Wie meinst du das?“, hakte Nath interessiert nach.
„Ich kann mich noch erinnern, dass ich irgendwo mal gelesen habe, dass der Herrscher von Atlantis an die Insel gebunden ist, über magische Art und Weise. Das heißt, dass sich sein Zustand nach dem Zustand der Insel richtet. Geht es der Insel schlecht, geht es auch dem Herrscher schlecht“, erklärte Parian.
„Willst du damit etwa sagen, dass es der Insel schlecht geht und deshalb Nemo bald sterben wird?“, fragte Nath überrascht und auch Mahi blickte an den Armen ihres Katers vorbei zu Parian, welcher bestätigend nickte.
„Aber das hieße ja dann, dass ich Nemo wirklich nicht heilen kann“, stellte Mahi fest.
„Ja, wir müssen zuerst die Insel retten. Wenn wir das schaffen, dann retten wir auch Nemo“, antwortete Parian.
Nath beugte sich halb über den Tisch in die Richtung des Halbelfen. Er schien über etwas nachzudenken und gleichzeitig nach den richtigen Worten zu suchen.
„Du bist also der Meinung, dass die Insel gerettet werden muss. Woher willst du das wissen? Ich finde es ein wenig weit hergeholt. Hast du das etwa in einem Buch gelesen? Stand da ein Datum, wann die Insel untergeht?“, sagte er und Parian konnte spüren, dass Nath ihn verspotten wollte.
„Man hat mir gesagt, dass die Insel in Gefahr ist“, antwortete er.
„Wer soll dir das denn gesagt haben? Du lügst doch Elf!“
„Halbelf und er sagt die Wahrheit“, brachte Ebô’ney dem Kater entgegen.
„Du bist auch zu einem Teil Elfe, ihr steckt doch unter einer Decke mit eurer Verschwörungstheorie.“
„NATHAN! Was soll denn das?“, schallte Mahi ihren Freund, „Das sind unsere Freunde und sie wollen weder uns, noch Nemo, noch Atlantis schaden. Hör auf dich wie unsere Urgroßväter zu

benehmen.“
Nath hörte auf sie. Er senkte den Blick zu Boden und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.
„Tut mir leid, dass wollte ich nicht“, entschuldigte er sich bei Parian und Ebô’ney.
„Schon gut. Ich weiß, ihr seid sehr besorgt um Nemo, aber ihr müsst mir glauben, die Insel ist wirklich in Gefahr. Ihr beide könnt es noch nicht wissen, deshalb werde ich euch kurz erzählen, was Ebô’ney und ich vor ein paar Monaten erfahren und wen wir getroffen haben“, begann der Halbelf.
„Ich bin ganz Ohr“, antwortete Nath und auch die anderen rückten etwas näher zusammen, um alles mitzubekommen, obwohl sie die Geschichte schon kannten.
„Vor ein paar Monaten, als Billî den Unfall in dem Holzhaus hatte, da bekamen Ebô’ney und ich Besuch von einem Eichhörnchen und einem Schmetterling...“
„Eichhörnchen und Schmetterling?“, wurde er von Saif unterbrochen, „du hast nie etwas von einem Eichhörnchen und einem Schmetterling erzählt.“
„Doch Saif, dass habe ich!“
„Du hast etwas von einem Jungen und einem Mädchen erzählt.“
„Ja, und von einem Eichhörnchen und einem Schmetterling.“
„Nein, davon hast du kein Wort gesagt. Konnten die Tiere wenigstens sprechen?“
„Spielt das eine Rolle Saif?“
„Nein ... eigentlich nicht.“
Parian seufzte und fuhr mit seiner Erzählung fort: „Es gibt zwei große Mächte auf Atlantis. Man kann nicht sagen, ob eine Macht gut oder schlecht ist, denn beide wollen nur das Beste für Atlantis. Einer dieser beiden Mächte entstand aus einem Experiment, dass das Urvolk von Atlantis vor langer Zeit gestartet hat und das schief gelaufen ist. Diese Macht stellt nun eine Gefahr für die Insel dar. Die andere Macht, sie trägt den Namen Gill und ist die Ältere der beiden Mächte, hat die zwei Avatare, den Schmetterling und das Eichhörnchen, zu uns geschickt. In unseren Träumen begegnen sie uns als ein Junge namens Gismeau und ein Mädchen namens Láylà. Die Beiden haben uns gesagt, dass die Insel in Gefahr ist und nur wir sie retten können. Dafür müssen wir so genannte Artefakte finden, die überall auf der Insel verteilt sind. Wir wissen nicht, wie viele es sind, momentan haben wir bereits fünf gefunden. Ich besitze die Fähigkeit, diese Artefakte aufzuspüren. Ich würde euch gerne noch mehr erzählen, doch die Einzelheiten sind im Moment nicht so wichtig.“
„Also müssen wir wirklich die Insel retten, um Nemo zu helfen“, murmelte Mahi für alle verständlich.
„Ja, so ist es und wir müssen uns beeilen. Je schneller wir alle Artefakte finden, umso mehr Unheil können wir verhindern und umso höher steht die Chance, dass Nemo überlebt!“, antwortete Ebô’ney.
„Und die Artefakte kannst du spüren? Verläuft das nach irgendeinem Muster? Kannst du das irgendwie beeinflussen?“, fragte Nath.
Parian schüttelte den Kopf. „Ich wünschte ich könnte es beeinflussen, aber das geht leider nicht. Ich versuche es immer mal wieder, aber ohne Erfolg. Die Artefakte zeigen sich als normale, alltägliche Gegenstände. In Wirklichkeit sind es aber magische Teile, die sich wie ein Puzzle zu einem Ganzen verbinden können.“
„Ein Trigiometer“, fügte Ebô’ney hinzu.
„Genau, und hinzu kommt noch, dass die Artefakte scheinbar selbst entscheiden, wann sie sich aktivieren und wann nicht“, endete Parian.
Nath kratzte sich am Kopf, jedoch sah er nicht überfordert aus.

„Willst du meine Meinung hören Parian?“, fragte er nach einer Weile.
„Natürlich! Ich bin für alle Ansichten offen!“, antwortete der Halbelf.
„Gut, denn ich denke, wir sollten einen Weg finden schneller an die Artefakte zu kommen“, warf Nath in die Runde.
Niemand antwortete darauf. Jeder dachte darüber nach, suchte nach Ideen und Lösungen oder machte sich bewusst, was eigentlich gerade alles gesagt wurde. Jeder Einzelne von ihnen beschäftigte sich in diesem Moment mit der Rettung von Atlantis.
Es war das vertraute Gefühl der vollkommenen Gedankenleere, das Parian plötzlich spürte und er wusste, was jeden Moment passieren würde.

***

Obwohl der Teleportationsvorgang beendet war, spürte Saif keinen festen Halt unter den Füßen, sie schienen eher lustlos in der Gegend rumzubaumeln. Noch etwas benebelt von der so unvertrauten Teleportation, blinzelte er in die Sonne. Als erstes erkannte er einen riesigen Gebirgskamm vor sich, als nächstes einen kleinen Vogel, der seine ersten Flugversuche machte und dann das Knacken des großen Astes, auf dem er saß. Noch bevor er sich ganz im Klaren war, dass seine Sitzgelegenheit jeden Moment durchbrechen würde, drang ein „Och nee ...“, aus ihm heraus, gefolgt von einem lauten Schrei und einem dumpfen Geräusch, dass begleitet wurde von einem leisen, hohen Wimmern.
„Hey Saif, du solltest lieber aufpassen wo du landest, wenn du irgendwann noch ein paar kleine Saifs mit Kareena haben willst!“, witzelte Shah Rukh und half seinem Freund von dem Baumstumpf, auf den dieser kurz zuvor breitbeinig gelandet war.
„Ich werde deinen Rat befolgen...“, brachte Saif mühsam, mit quietschiger Stimme hervor, während er sich die Hand zwischen die Beine presste und Schmerzenstränen unterdrückte.
Die anderen hatten das Schauspiel beobachtet und konnten ein Kichern nicht unterdrücken, jedoch rissen sie sich diskret zusammen, besonders Mahi und Ebô’ney.
„Wo sind wir?“, fragte Nath und gesellte sich zu Parian, der etwas abseits stand und in die Richtung des Gebirgskammes blickte, so wie die anderen auch.
„Wir sind in den Bergen schätze ich.“, antwortete der Halbelf.
„Oh nein, bitte nicht schon wieder. Lass mich raten, du kannst nicht mehr teleportieren und wir müssen durch die Berge zurück ins Dorf laufen“, kam es wehleidig von Karan.
Parian musste grinsen. Er dachte kurz darüber nach Karans Befürchtung zu bestätigen, verwarf die Idee dann jedoch wieder. Er hatte noch genug Sprünge übrig um sie alle wieder nach Hause zu bringen.
„Wieso hast du uns eigentlich alle hier her gebracht Parian?“, fragte Mahi ein wenig verwirrt.
„Das war ich nicht, jedenfalls nicht direkt. Ich wurde gerufen, hier in der Nähe muss irgendwo ein Artefakt sein“, antwortete er.
„Und wieso musstest du uns dann alle mitnehmen?“, kam es von Nath.
„Ich hatte nicht vor euch alle mitzunehmen. Wahrscheinlich haben wir uns alle zur gleichen Zeit mit der Insel beschäftigt. Als wir damals alle zu Kleopatra teleportiert sind, hat vorher auch jeder an sie gedacht.“
„Gut, dann sind wir jetzt also im Gebirge. Und wo fangen wir an nach dem Artefakt zu suchen?“, fragte Nath und blickte unschlüssig auf die steinige Felswand vor sich.
Während er, Parian, Mahi und Ebô’ney über diese Frage grübelten, drehte Shah Rukh sich aus Neugier von dem Gebirge weg in die andere Richtung. Was dort plötzlich stand verschlug ihm

die Sprache. Er griff ohne hinzusehen nach Saif und Karan und drehte sie in die selbe Richtung.
„Bei Allah...“, kam es von Saif und Karan brachte nur ein „Das ist doch unmöglich...“, heraus.
Die strahlende Sonne, die sich in den vier Minaretten, des Mausoleums brach, erweckte den Eindruck, als würde Allah selbst das Gebäude durch Seinen goldenen Schein huldigen. Ein kleiner, symmetrischer Garten befand sich davor, in dessen Zentrum ein langes Wasserbecken gebaut worden war. Das Mausoleum zeugte vom Mogulstil der islamischen Kunst, es war perfekt proportioniert. Verkleidet hatte man das Gebäude mit weißem Marmor, in dem einzelne Edelsteine verarbeitet worden waren. Die Schönheit des Mausoleums war überwältigend und die Inder konnten gar nicht in Worte fassen, was ihnen durch die Köpfe ging bei diesem Anblick.
„*Krone des Ortes* …“, flüsterte Saif.
„*Eine Träne auf der Wange der Zeit...*“, kam es von Shah Rukh.
„Das Taj Mahal ...“, brachte Karan es auf den Punkt.
„Das Taj Mahal ...“, seufzten sie alle gleichzeitig.
Es war nicht zu leugnen, mit keiner Sekunde. Vor ihnen stand das Taj Mahal, doch waren sie nicht in Agra, sondern auf Atlantis. Eine Welle der Erinnerungen strömte auf die drei Inder ein, gab ihnen das Gefühl, Zuhause zu sein. Die wohlige Vertrautheit, die dieses Gebäude auslöste, ließ sie alle lächeln. In ihren Augen spiegelte sich die Liebe zu ihrem Heimatland wider und man konnte die Sehnsucht nach ihrem eigentlichen Leben erkennen. Während Shah Rukh, Saif und Karan in dem Moment auf ganz Indien blickten, bemerkten auch die anderen das Gebäude.
„Das ist wirklich wunderschön!“, stellte Mahi staunend fest.
„So ein großartiges Mausoleum habe ich noch nie gesehen“, sagte Ebô’ney.
„Das ist nicht nur ein Mausoleum, dass ist das Taj Mahal“, wurde sie von Saif berichtigt.
„*Bismillah ir-Rahman ir-Rahim, im Namen Allahs, des Gnädigen, des Barmherzigen...*“, drang plötzlich eine Männerstimme an Shah Rukhs Ohr. Er blickte sich suchend um und entdeckte einen Mann, der auf dem Boden kniete und betete. Shah Rukh zupfte aufgeregt an dem Ärmel von Karans braunem Leinenhemd, um dessen Aufmerksamkeit zu erlangen. Als sein Freund ihm den Kopf zuwandte, zeigte Shah Rukh aufgeregt wie ein kleines Kind in die Richtung des Fremden. Er packte Karan am Arm, dieser wiederum ergriff Saif und gemeinsam liefen die drei Inder zu dem Mann, der immer noch in sein Gebet vertieft war, und ließen ihre Freunde verdutzt zurück. Selbst wenn sie ein paar Worte heraus gebracht hätten, die drei Freunde trauten sich nicht, den Fremden bei seinem Gebet zu stören. Der Anblick war so vertraut, dass sie nur sprachlos dastanden und den Mann vor sich beobachteten. Erinnerungen von eigenen Stunden, die sie bei Gebeten in Tempeln und Moscheen verbracht hatten, gingen durch ihre Köpfe. Shah Rukh erinnerte sich lebhaft an eine Zeit, als er für einen von Aditya Chopras Filmen den Goldenen Tempel in Amritsar hatte besuchen dürfen. Die Emotionen und Empfindungen, die er damals erlebt hatte, erlebte er in diesem Moment ein zweites Mal.
Als der Fremde sie bemerkte und aufblickte, kam es den Indern so vor, als hätte sich soeben ihr größter Wunsch erfüllt, denn der Mann betete nicht nur aus dem Koran, sondern war auch ein Inder so wie sie. Er trug eine rote Kurta, die mit kleinen, goldenen Pailletten bestickt war, von denen ein paar in seinem dunklen Vollbart steckten. Die Muster, welche die Pailetten bildeten, erinnerten an viele, kleine Hibiskusblüten. Eine schwarze Hose und schwarze Sandaletten, auf deren Seiten jeweils der Name Allahs eingestickt worden war, rundete das Bild der Gestalt eines typischen Inders ab. Doch Shah Rukh wusste, dass der betende Mann kein typischer Inder war. Ihm wurde mit einem Schlag bewusst, warum das Mausoleum dem Taj Mahal in Agra verblüffend ähnlich sah.
„Salam aleikum“, begrüßte Shah Rukh den Fremden freundlich und ein wenig schüchtern, da er

nicht wusste, wie er ihm gegenüber treten sollte. Dieser hob ebenfalls die rehte Hand zum Gruß vor das Gesicht und schenkte den Freunden ein sanftes Lächeln.
„Wa alaykum s-salam.“
„Mein Name ist Shah Rukh Khan. Das sind meine Freunde Saif Ali Khan und Karan Johar“, fuhr Shah Rukh fort.
„Seid gegrüßt. Es ist immer wieder eine Freude, Menschen aus meiner Heimat zu begegnen. Ich bin Shah Jahan“, antwortete der Fremde.
Karan riss die Augen auf und wäre beinahe umgefallen, wenn Saif ihn nicht festgehalten hätte.
„Der König der Welt!“, entfuhr es Karan, und Shah Jahan musste schmunzeln.
„Auch wenn ich einmal Großmogul von Indien war, so ist es mir doch nie vergönnt gewesen, über die ganze Welt zu regieren. Ihr solltet euch nicht von der Bedeutung meines Namens zu falschen Schlüssen leiten lassen.“
„Sind Sie wirklich Shah Jahan?“, fragte Shah Rukh voller Bewunderung noch einmal nach.
Der Inder nickte freundlich und legte eine Hand auf Karans Schulter, dem es immer schwerer fiel, auf seinen wackeligen Beinen zu stehen. „Wenn ich es nicht wäre, würde ich mich dann mit diesem Namen schmücken? Ich bin es, so wie ich vor euch stehe. Doch macht aus mir nicht solch eine Sensation, ich bin nur ein einfacher Mann. Zu viel ist geschehen, als das man mich nicht schon längst vergessen hat. Aus euren Büchern kennt ihr vielleicht meinen Namen und meine Taten für unsere Heimat, aber nicht den Menschen dahinter. Meine Fehler kann man nicht verzeihen, weder ihr mir noch ich mir selbst. Genau diese Fehler jedoch machen mich nicht zu etwas Besonderem.“
Das klingende Geräusch von Fußkettchen drang an die Ohren der Inder. Ein Strahlen trat auf das Gesicht von Shah Jahan, als eine Frau in blauem, mit edlen Mustern besticktem und einer goldenen Borte versehenem Sari vom Mausoleum zu ihnen herüber geschritten kam. Ihr schwarzes Haar hatte sie zu einem langen, dicken Zopf geflochten, an ihren Armgelenken klirrten Dutzende Armreifen, die Ohren wurden von langen Ohrringen umschmeichelt und auf der Stirn lag eine vor Smaragden glitzernde Tikka, welche am Haaransatz mit rotem Sindur gefärbt worden war.
„Mumtaz, wie schön das du kommst um unseren Besuch zu begrüßen“, sagte Shah Jahan.
Mumtaz Mahal, deren Schönheit vollkommener war als Shah Rukh es sich je vorgestellt hatte, kam auf ihn zu. Sie beugte sich hinunter, um ihm die Füße zu berühren, doch er hielt sie auf.
„Nicht doch, es ist mir eine Ehre sie kennen zu lernen“, sagte er. Mumtaz Mahal lächelte verlegen und wandte ihren Blick von ihm zu Boden.
„Was für eine schöne Geste. Ich danke dir für deinen Respekt gegenüber meiner Frau. Ich sehe, ihr seid ehrenhafte Inder. Es erfüllt mich mit Freude, dass ich nach so langer Zeit wieder einmal Menschen meiner Heimat begegne. Kommt mit mir in den Tempel und seid meine Gäste. Ich möchte mich ein wenig mit euch unterhalten“, bot Shah Jahan ihnen an und zeigte mit einer Hand zum „Taj Mahal“, eine Geste die ihnen bedeutete, ihm zu folgen. Währenddessen war Mumtaz zu Nath gelaufen, hatte sein Gesicht in ihre Hände genommen und flüsterte leise: „Kali Billi[5].“ Ihre Augen glänzten, die Sonne spiegelte sich darin und Nath hatte das Gefühl, sein Anblick sei ein Segen für sie. Sie ließ wieder von ihm ab und schwebte zurück zu Shah Jahan, der einen Arm um sie legte und mit ihr zurück zum Mausoleum spazierte.
„Es ist wahr was ich gelesen habe, der Mond würde sich wirklich schamvoll vor ihr verstecken“, murmelte Saif voller Bewunderung und folgte mit Shah Rukh und Parian den beiden Indern.
„Ok, wir suchen dann schon mal nach dem Artefakt...“, rief Parian ihnen hinterher, doch die drei

5 schwarze Katze

bekamen dies gar nicht mehr mit, so sehr waren sie verzaubert.

***

Shah Jahan und Mumtaz Mahal führten die drei Freunde tief in das Innerste des Mausoleums. Shah Rukh bemerkte, dass das zweite „Taj Mahal“ mehr einem Palast ähnelte. In fast jeder Ecke lagen Kissen und Teppiche, auf denen man sich zum Gebet niederlassen konnte, die Wände waren mit prachtvollen Tüchern in allen möglichen Farben verkleidet und kleine Windspiele in Form von Elefanten klirrten leise an den Decken des Bauwerkes. Sie wurden in einen kleinen Raum geführt, an dessen einem Ende sich so etwas wie eine Küche befand, in der Mumtaz Mahal sofort begann für sie Chai zu zubereite. Shah Jahan bot ihnen an, sich auf die roten Satinkissen zu setzten, die im Kreis auf dem Boden angeordnet waren.
„Wieso nennen Sie das hier eigentlich einen Tempel?“, fragte Shah Rukh. Er saß Shah Jahan gegenüber, an seiner Seite Saif und Karan, die die Augen nicht von der schönen Mumtaz nehmen konnten, die jedem von ihnen einen silbernen Becher mit köstlich riechendem, dampfenden Chai reichte.
„Als Nemo meine Mumtaz und mich auf diese schöne Insel holte, da wollte meine Mumtaz unbedingt das Grabmal sehen, dass ich zu meinen Lebzeiten nach ihrem Tod für sie erbaut hatte. Ich hatte ihr sehr viel davon erzählt, hatte geschwärmt von diesem prachtvollen Bauwerk und war stolz gewesen, ihr ihren Wunsch erfüllt zu haben. Doch die Regeln Nemos erlaubten uns nicht, noch einmal nach Indien zurück zu kehren. Ich fand daraufhin die Überreste eines alten Tempels, dieses Tempels hier, und entschied, noch einmal ein so schönes Gebäude zu errichten, wie das Taj Mahal in Indien. Es war ihr größter Wunsch und den konnte ich ihr nicht abschlagen.“
Mumtaz lächelte und Saif und Karan seufzten, was Shah Rukh beinahe zum Lachen gebracht hätte, doch er riss sich zusammen.
„Beten sie oft draußen im Garten?“, fragte er deshalb.
„Oh ja, ich tue es jeden Tag“, antwortete Shah Jahan, „aber leider kann ich von hier aus nicht sagen, wo Mekka liegt. Das macht mich ein wenig traurig. Ich fühle mich dann Allahs unwürdig. Beten Sie auch, Shah Rukh?“
„Ja, ich bete sehr oft für meine Familie, meine Freunde und für meine verstorbenen Eltern. Ich bete oft zu ihnen, weil sie ganz nah bei Allah sind. Ich bete nie nach Mekka. Ich sage mir immer, dass es für Allah nicht wichtig ist, wohin ich bete. Allah will, dass ich überhaupt bete und das tue ich. Allah wird mich erhören, egal in welcher Richtung ich sitze, wenn ich ihm meine Gedanken und Wünsche offenbare“, antwortete Shah Rukh.
„*Im Namen Allahs, des Gnädigen, des Barmherzigen. Aller Preis gehört Allah, dem Herrn der Welten, dem Gnädigen, dem Barmherzigen, dem Meister des Gerichtstages. Dir allein dienen wir, und zu Dir allein flehen wir um Hilfe. Führe uns auf den geraden Weg, den Weg derer, denen Du Gnade erwiesen hast, die nicht Missfallen erregt haben und die nicht irregegangen sind“*, zitierte Shah Jahan das Eröffnungskapitel des Korans und zwinkerte ihm zu.
„Es ist wirklich unglaublich für mich, mitten auf dieser Insel, umgeben von Gebirge auf ein zweites Taj Mahal zu stoßen“, stellte Shah Rukh fest.
Shah Jahan legte seine Hand auf die Brust und neigte seinen Kopf dankbar ein wenig.
„Es ist für mich eine Wohltat, dass euch mein Kunstwerk gefällt. *Und Wir haben fürwahr Türme in den Himmel gesetzt und ihn ausgeschmückt für die Beschauer...* Jeden Tag, wenn ich in den Garten gehe und mein Blick auf dieses Gebäude fällt, wird mir warm ums Herz, denn ich

erinnere mich an mein Indien, an die vergangene Zeit. Doch gleichzeitig überfällt mich ein Gefühl der Schuld. Ich habe meinem Volk keinen Gefallen getan mit diesem Kunstwerk. Es ist vollkommen und sehr schön anzusehen, aber wie viele Menschen mussten dafür sterben? Wie viele Menschen rutschten beim Bau von den Kuppeln dieses Bauwerks? Wie viele Frauen verloren ihre Männer, wie viele Kinder ihre Väter? Ich war so blind vor Trauer um meine geliebte Mumtaz, dass ich blind für ihr Leid wurde. Ich wollte so schnell wie möglich ihr Versprechen erfüllen, dass ich nicht einen Tag, einen Gedanken daran verschwendet habe, welche Opfer ich bringen würde. Hungersnöte habe ich zu verschulden, weil ich mein Volk vernachlässigte. Dieses Bauwerk ist eher eine Schmach für mein Land, es zeugt von all den Opfern, die es gebracht hat. Ich denke, heute wird es niemand mehr besuchen.“ Shah Jahan blickte betrübt zu Boden, die Hände wärmend an seinem Becher dampfenden Chai.
„Ihr Taj Mahal wird heute sehr oft besucht, Shah Jahan. Die Menschen lieben es. Dieses Gebäude zeigt ihnen, wie groß die Liebe zwischen zwei Menschen sein kann. Sie sind begeistert davon, dass ein Mann für seine geliebte Frau ein solches Bauwerk als Zeichen seiner unendlichen Liebe gebaut hat. Das gibt ihnen Kraft. Die Frauen wünschen sich, dass ihr Mann auch so etwas für sie tun würde, wenn er könnte. Die Welt ist so begeistert von dem, was sie erschaffen haben, dass das Taj Mahal zu einem der neuen Sieben Weltwunder gehört. Indien ist sehr stolz auf das, was Sie errichtet haben“, antwortete Shah Rukh.
Shah Jahan lächelte und hob seinen Becher, trank einen Schluck draus und erwiderte: „Ich danke Ihnen für ihre Worte. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, wenn man hört, dass man seiner Heimat etwas Gutes getan hat und dass viele Generationen nach mir sich daran erfreuen. Ich kann mich glücklich schätzen, dass Nemo Sie auf seine Insel geholt hat. Es ist mir eine Freude, dass Sie meine Gäste sind.“
Es kam Shah Rukh vor wie ein Traum. Er saß gemeinsam in einem Raum mit dem wohl bekanntesten Liebespaar Indiens. Es fühlte sich vertraut an, als wären Shah Jahan und Mumtaz Mahal ein Stück Heimat. Sie unterhielten sich über ihre Religion, über ihr Land Indien und auch ein wenig über Shah Jahans Leben auf Atlantis, dass geprägt war von Gebeten, Gartenarbeit und der Liebe zu seiner Frau.

***

Je länger Shah Rukh und Shah Jahan sich miteinander unterhielten, desto langweiliger wurde es Saif. Er fand zwar Gefallen daran, die ganze Zeit Mumtaz Mahal anzustarren, jedoch schliefen ihm irgendwann von dem langen Sitzen die Beine ein. Nach reichlicher Überlegung entschied er sich, ein bisschen das Taj Mahal zu erkunden, vielleicht würde er irgend etwas Interessantes entdecken. Er verabschiedete sich ehrfürchtig von Shah Jahan und Mumtaz und spazierte nur wenig später durch das Gebäude. Er fand Gefallen daran, die edlen, goldenen Ornamente zu studieren, die in den Marmor des Gebäudes eingearbeitet worden waren. Er war so fasziniert davon, dass er sich nicht auf seinen Weg konzentrierte, stolperte und schmerzvolle Bekanntschaft mit dem Sockel einer Säule machte.
„So ein verdammter Mist ...“, keuchte er, als er sich wieder hoch rappelte.
Sein Blick fiel auf den Säulensockel und er musste unwillkürlich daran denken, sich demnächst einen Spiegel mitzunehmen, denn er vermutete, jetzt den Abdruck einer Blume auf dem Gesicht zu tragen. Er war direkt auf den Teil des Säulensockels gefallen, auf dem das Zeichen einer Blume prangte, die von zwei Ringen umschlossen wurde. Das Zeichen der Blume war in den Sockel eingraviert, sodass es durchaus einen Gesichtsabdruck verursacht haben könnte.

Neugierig berührte Saif das Zeichen mit seinen Fingerspitzen, als plötzlich jemand hinter ihm seinen Namen nannte. Saif fuhr erschrocken hoch, dabei stieß er erneut gegen die Säule, sodass eine darauf stehende Frauenkopfstatue aus Marmor erst gefährlich zu schwanken anfing, um drauf hin von der Säule zu rutschen und runter zu fallen. Nur mit einem Hechtsprung konnte Saif die Statue auffangen, bevor sie auf dem Boden zerbrochen wäre.
„Herzlichen Glückwunsch Saif, du hast soeben das Artefakt gefunden!“, sagte Parian.

***

Mahi saß auf einer marmorweißen Bank außerhalb des „Taj Mahals“, über ihr hingen große, zart rosa Hibiskusblüten, die Sonne schien warm auf ihr goldenes Fell und zauberte rötliche Nuancen darauf. Sie musste in die blendende Sonne blinzeln, als Nath auf sie zu kam und sich neben ihr niederließ. Er pflückte eine der Hibiskusblüten und steckte sie hinter ihrem Ohr fest.
„Wunderschön!“, flüsterte er und Mahi lächelte. Sie schmiegte sich an ihn, schloss ihre Augen und genoss seine Nähe. Die Sorgen, die jede Sekunde in ihren Gedanken verweilten, verschwanden, machten einer angenehmen Leere Platz. Die Welt um sie herum verschwand, nur noch sie beide blieben. Mahi spürte nichts anderes mehr als die Wärme, die Nath ausstrahlte, hörte nichts anderes mehr, als sein schlagendes Herz. Es war ein friedlicher Moment, den die Katze nicht wieder her geben wollte.
„Ich wünschte, du würdest nicht hier sein!“, sagte Nath in die Stille hinein und Mahi wurde unsanft in die Realität zurück geholt. Sie fuhr erschrocken hoch und blickte Nath entsetzt an.
„Wie meinst du das?“, fragte sie und bemühte sich ruhig zu bleiben.
„So wie ich es sage“, begann Nath, „ich will nicht, dass du noch länger hier bist. Ich will dich nicht länger bei mir haben.“
Mahi spürte, wie Tränen langsam aus ihren Augen drangen. Es kam ihr vor, als würde mit seinen Worten eine Welt zusammen brechen. Sie wusste nicht, warum er so etwas sagte, nach allem was sie gemeinsam erlebt hatte, doch instinktiv war ihr bewusst, worauf er hinaus wollte.
„Aber wieso darf ich nicht mehr bei dir sein?“, flüsterte sie mit belegter Stimme.
Nath antwortete nicht, er starrte nur in die Ferne. Schweigen legte sich über sie, in der die Katze nachdachte und eine Entscheidung traf, aufsprang, die Tränen nicht mehr zurück haltend.
„Ich dachte du liebst mich, aber wenn du mich nicht mehr haben willst, dann werde ich gehen! Leb wohl Nath...“, schluchzte sie und wandte sich von ihm. Sie machte einen Schritt und musste wieder stehen bleiben, da Nath sie an ihrem Pfotengelenk gepackt hatte. Er zog sie zu sich zurück auf die Bank und zwang sie mit sanfter Gewalt dazu, ihm in die Augen zu blicken.
„Aber so habe ich das doch nicht gemeint!“, erklärte der Kater, „Ich wünschte, du würdest nicht mehr hier auf dieser Insel sein, nicht mehr hier bei mir, weil es zu gefährlich ist. Ich habe Angst um dich, Mahi, ich habe Angst, dass dir etwas passieren könnte, so sehr liebe ich dich. Und wenn ich dich verlassen müsste, um dich zu retten, dann soll es so sein. Ich könnte es mir nicht verzeihen, wenn dir etwas zustößt. Ich leide schon jeden Tag, weil du traurig bist, Nemos und Kleopatras wegen. Ich will, dass du glücklich bist, dass du wieder lachen kannst.“
Mahi fiel ihm schluchzend in die Arme. Sie drückte ihn so fest an sich wie sie nur konnte. „Und ich dachte schon, du liebst mich nicht mehr. Mach mir bitte nie wieder solch eine Angst...“, weinte sie, die Worte von Naths Fell gedämpft.
„Ich werde dich immer lieben Mahi. Ich habe dich schon geliebt, als wir uns zum ersten mal begegnet sind“, antwortete er.
„Lügner, da waren wir noch zu klein, da wusstest du noch gar nicht, was Liebe ist!“, erwiderte

Mahi und beide mussten lachen.
„Ich will, dass du mir etwas versprichst“, forderte Mahi und ergriff Naths Pfoten, „ich will, dass du dir um mich keine Sogen machst, egal was passiert. Versuche nicht mich zu retten, wenn es dein eigenes Leben kosten könnte. Bring dich nicht meinetwegen in Gefahr. Ich kann auf mich aufpassen. Verschwende deine Energie nicht darauf, mich zu beschützen. Du wirst vielleicht noch für wichtigere Dinge gebraucht!“
„Nichts ist wichtiger als du es bist! Aber gut, ich werde versuchen mich daran zu halten, wenn du mir im Gegenzug versicherst, dass du dich nicht absichtlich in Gefahr bringen wirst.“
Mahi nickte und wieder fielen die zwei sich in die Arme. Beide wussten, dass sie sich nicht an ihre Versprechen halten würden und hofften gleichzeitig inständig, der andere würde es stattdessen tun.

***

„Das soll das Artefakt sein? Sieht ein bisschen unspektakulär aus“, sagte Saif und musterte die Frauenkopfstatue aufmerksam.
„Was hast du denn erwartet?“, fragte Ebô’ney.
„Na, irgendwas Geheimnisvolles, etwas Leuchtendes oder Feuer spuckendes!“
Parian lachte und tätschelte Saifs Schulter. „Du hast eine lebhafte Phantasie mein Freund. Und Drachen gibt es nicht auf Atlantis, also wird auch niemand Feuer spucken!“
Saif verzog die Lippen zu einem Schmollmund und ließ die Schultern hängen. In diesem Moment kamen Shah Rukh, Karan, Shah Jahan und Mumtaz Mahal den Gang entlang auf sie zu.
„Da sind ja eure Freunde. Ich bin froh, dass ihr euch nicht verlaufen habt!“, sagte Shah Jahan und begrüßte die anderen, indem er die Hände faltete.
„Habt ihr gefunden, wonach ihr gesucht habt?“, fügte er hinzu.
„Was meinen Sie?“, fragte Parian zögerlich.
Shah Jahan lächelte. „Das Artefakt?“, antwortete er.
„Aber woher wissen Sie ...“
„Euer Freund Shah Rukh hat mir alles davon erzählt. Euch gebührt mein größter Respekt und ich hoffe, ihr könnte die Insel retten. Nehmt mit euch, was euch dabei helfen wird und nehmt euch, was ihr gerne für euch selbst wünscht, ich teile gern.“
„Das ist wirklich sehr freundlich von ihnen“, sagte Shah Rukh.
„Und es war freundlich von euch meine Gäste zu sein. Ich habe die Zeit mit euch genossen. Wenn euch danach ist, die Türen des Tempels stehen euch jederzeit offen. Allah segne euch!“
„Heißt das jetzt, wir gehen zurück ins Dorf?“, fragte Saif.
„Nein, es heißt wir teleportieren zurück!“, berichtigte Parian.
Mahi und Nath gesellten sich zu ihnen und nachdem Parian sich vergewissert hatte, dass alle seine Freunde anwesend waren, konzentrierte er sich und teleportierte sie wieder zurück ins Dorf. Saifs Worte „Bitte lass mich nicht wieder in einem Baum landen“, blieben dabei auf der Strecke.

Ana abhebik

Es herrschte absolute Dunkelheit.
Ihr Bewusstsein war in einem zähen Sumpf gefangen, aus dem sie sich nicht lösen konnte. Schmerzen lähmten ihr Denken noch zusätzlich. Sie ließ sich treiben, versuchte den Schmerz wie eine Welle über sich hinweg gleiten zu lassen.
Hin und wieder hörte sie Stimmen, doch sie verstand die Sprache nicht. Und doch klang es vertraut und beruhigend. Ob sich ihre geliebten Katzen um sie kümmerten? Die meisten würden sie hassen, weil sie zu viele Fehler gemacht hatte. Aber ihre Freundin...? Ihre Freundin würde sich doch bestimmt um sie kümmern oder?
Eine eiserne Hand legte sich um ihre Brust und raubte ihr den Atem. Es war eine menschliche Hand, aber als sie sich um wandte sah sie in das Gesicht eines Tieres. Der schwarze Schakal bleckte die Zähne zu einem höhnischen Lächeln. Jetzt wusste sie, dass sie keine Chance mehr hatte. Denn Anubis der Gott des Todes war gekommen um sie zu holen.
Anubis öffnete die lange Schnauze und sprach zu ihr mit jener Stimme, deren Klang sie schon so lange vermisste.
„Gib den Kampf auf, mein Kind. Es lohnt sich nicht. Je länger du kämpfst, desto länger wirst du Schmerzen erleiden. Gib auf! Folge mir in die andere Welt. Du wirst es gut haben auf der anderen Seite. Dort gibt es keine Schmerzen mehr. Nur noch Freude und ewigen Frieden. Du wirst eine Menge Freunde dort treffen. Sehnst du dich denn nicht nach deinen Eltern, mein Kind? Was ist mit Cäsar?Ooder Marc Anton? Sie alle warten auf dich, wollen dich wieder in ihre Arme schließen und dir ihre Liebe schenken. Du liebst sie doch noch, ich weiß es, denn ich blicke tief in deine Seele.“
Die schmeichelnden Worte des Totengottes zeigten ihre Wirkung. Sie war müde und wollte nicht mehr kämpfen. Was gab es denn noch in ihrem Leben, für das es sich zu kämpfen lohnte? Wer würde denn schon um sie weinen?
Sanfte Augen, umgeben von goldenem Fell, bohrten sich in ihre Gedanken.
„Vergiss sie“, fuhr Anubis’ mit Nemos Stimme fort. „Ihr schwarzer Kater wird sie schon trösten. Sie hat viele Freunde, im Gegensatz zu dir. Warum willst du zurück in diese Welt des Leidens, wenn ich dir eine Welt voll Liebe und Frieden bieten kann? Deine Geliebten warten schon auf dich, mein Kind. Komm!“
Sie sah auf die Hand, welche der Gott des Todes ihr entgegenstreckte. Sie war versucht einzuschlagen. Alles schien so einfach, so leicht. Hatte sie nicht schon viel zu lange gelebt? Alleine, sich nach der Liebe sehnend, die ihr zustand? Wer war Nemo schon, dass er es wagte, ihr diese Liebe zu verweigern?
„So ist es richtig, mein Kind. Du bist auf einem guten Weg. Komm, nimm meine Hand und folge mir!“
Es fehlten nur noch wenige Zentimeter bis zu dem Handschlag, der ihr Schicksal endgültig besiegeln würde.
Da hörte sie eine weitere Stimme. Sie sprach zu ihr in einer Sprache, die sie wieder nicht verstehen konnte. Und dennoch spürte sie instinktiv die Bedeutung der Worte, die *er* ihr leise ins Ohr flüsterte. Da wusste sie, dass sie Cäsar und Marc Anton niemals geliebt hatte. Vielleicht war sie in die Macht verliebt gewesen, die beide Männer ausstrahlten, doch wirklich geliebt hatte sie bis jetzt nur *ihn*. Hastig zog sie ihre Hand zurück. Anubis knurrte ärgerlich.
„Ich weiß, du machst dir jetzt Hoffnungen mein Kind“, begann Anubis, hörbar bemüht, seine Erregung unter Kontrolle zu bringen. Plötzlich klang seine Stimme hohl und blechern. Nur

Nemo vermochte es, dieser Stimme Leben einzuhauchen. Schmeichelnd fuhr er fort: „Wie lange glaubst du, dass es gut gehen wird mit euch beiden? Die Angst um dich lässt ihn von Liebe reden. Sobald es dir wieder besser geht, wird er dich fallen lassen, wie eine heiße Kartoffel. Die Liebe ist ein seltsames, trügerisches Gefühl. Du kannst weder ihr, noch Nemo wirklich trauen. Komm mit mir auf die andere Seite! Komm dahin, wo die Liebe kein falsches Versprechen mehr ist!“, drängte der Schakalköpfige.
Nemo sang für sie. Früher hatte er oft gesungen, damals, als sie noch auf seine Liebe hoffen durfte. Hieß das, dass sie wieder hoffen durfte?
„*Tujhe dekha to yeh jaana sanam , pyaar hota hai divaana sanam...*“
Sie wusste, es war ein Liebeslied, er musste ihr die Bedeutung dieser Worte nicht noch extra erklären. Sie wollte seiner Stimme zurück ins Leben folgen, doch da legte sich wieder die Hand des Schakals schwer auf ihre Brust.
„Keine Angst, mein Kind“, zischte er ihr ins Ohr, „ich kann warten. Der Tod ist geduldig und wen er einmal in seinen Klauen hat, den lässt er nicht wieder gehen!“

***

Saif landete unsanft auf seinen vier Buchstaben. Diesmal war es zwar kein Baum, aus dem er hätte fallen können, aber der Boden war so uneben, dass er das Gleichgewicht verlor. Fluchend sprang er auf. Die anderen standen sicher in der Gegend herum. Warum musste immer ausgerechnet er einen Unfall bei den Teleportersprüngen erleiden?
„Äh, sag mal, Parian, wollten wir nicht nach Hause?“, fragte Saif vorsichtig.
„Ja, eigentlich wollten wir nach Hause“, bestätigte Parian. „Es tut mir leid, aber ein Wunsch hat mich abgelenkt.“
„Ein Wunsch? Abgelenkt? Was soll denn das nun wieder heißen?“
„Ich weiß es auch nicht. So gut kenne ich meine Kräfte noch nicht. Ich weiß nur, dass jemand von euch mitten im Sprung einen Wunsch äußerte, der uns hierher führte. Der Wunsch muss eine Entsprechung in mir gefunden haben, sonst hätte das nicht funktioniert.“
„Aha“, machte Saif und sah seine Freunde ratlos an. Er verstand nicht so ganz, was der Halbelf ihm da versuchte zu erklären. „Und was nun?“
„Ist doch ganz einfach. Wir warten ein Weilchen und dann kehren wir nach Hause zurück. Wer immer sich etwas gewünscht hat, es muss hier zu finden sein. Also haltet die Augen offen und seht euch aufmerksam um. Schickt mir einfach einen Gedanken, wenn ihr gefunden habt, was ihr sucht.“
„Da soll einer draus schlau werden“, beschwerte sich Saif.
„Ich wette, derjenige, den Parian ansprechen wollte, hat es verstanden, yaar[6]. Komm, lass uns doch einfach mal die Gegend erkunden. Was Besseres fällt uns eh nicht ein.“
Shah Rukh packte Saif am Arm und zog ihn behutsam mit sich mit. Karan folgte ihnen. Auch er glaubte zu wissen, dass Parians Worte sich an eine bestimmte Person gerichtet hatten. Und da er nichts damit anfangen konnte, war er auch nicht gemeint gewesen. Ein wenig unschlüssig blieb Ebô’ney bei den beiden Katzen zurück, entschloss sich dann jedoch Parian zu folgen, der sich zügig entfernte.
Es waren nur wenige Schritte bis zur Felskante. Beinahe senkrecht fiel der Fels zu seinen Füßen hinab. Parian wusste genau, wo sie waren. Die meisten nannten diesen Ort einfach nur *den Gipfel* oder *das Herz der Insel*. Seine Mutter hatte ihm einen anderen Namen in der alten

6 Freund

Sprache der Elfen genannt, doch den hatte er längst wieder vergessen. Mehrere hundert Meter unter dem Tafelberg, auf dem sie sich befanden, lag das zentrale Gebirge von Atlantis, das die Insel teilte. Die Sicht war gut, so dass er die Felder der Bauern, eine Stadt und dahinter das Meer erkennen konnte. Jemand setzte sich neben ihn, doch er sah nicht auf. Er wusste auch so, dass es Ebô'ney war.
„Von hier oben sieht alles so friedlich aus", begann er unvermittelt zu reden. „Manchmal wache ich morgens auf und habe das Gefühl, alles wäre wieder normal. Mein Bruder schliefe neben mir, Nemo ginge es gut, die Insel wäre nicht mehr dem Untergang geweiht... Dann sehe ich mich um. Shah Rukh liegt tatsächlich neben mir, und er schläft auch meistens noch, aber eine leise Stimme in meinem Kopf sagt mir, dass eben nicht alles in Ordnung ist. Dann überkommen mich Zweifel, ob ich, ob *wir*, dieser ganzen Sache überhaupt gewachsen sind. Dann frage ich mich, warum ausgerechnet ich dazu auserkoren wurde die Insel zu retten. Hätte das nicht jemand anderes machen können?"
„Auch mir kommen Zweifel", gab Ebô'ney zu. „Aber wir dürfen sie nicht zulassen. Ich würde auch viel lieber einfach nur bei den Katzen wohnen und mich um nichts weiter kümmern müssen, als die nächste Hütte, das nächste Möbelstück. Ich wünschte mir auch nichts sehnlicher, dass meine einzige Sorge wäre, ob die Katzen mich aus dem Dorf vertreiben, wenn ich die letzte Hütte gebaut habe. Aber so ist es leider nicht, Parian, und damit müssen wir uns abfinden."
„Bleibt uns ja nichts anderes übrig", fügte er bitter hinzu und schwieg.
„Sag mal", nahm Ebô'ney nach einer Weile das Gespräch wieder auf, „kannst du mir die Sache mit dem Wunsch noch einmal erklären? Ich habe das nicht verstanden. Und bist du sicher, dass es nicht vielleicht doch ein Artefakt war, dass dich abgelenkt hat?"
Parian seufzte. „Nein, es war kein Artefakt, dessen bin ich mir ganz sicher. Weißt du, als Telepath bekommt man nicht nur die Dinge mit, die einen etwas angehen. Diese seltsame Frau ist nicht die einzige Stimme, die ich in meinem Kopf höre. In der Regel gelingt es mir, mich dagegen abzuschirmen und nur das zu hören, was auch wirklich für mich bestimmt ist. Aber mit Gedanken ist es wie mit Stimmen. Sind sie besonders laut, hört man sie, auch wenn man nicht der passende Adressat ist. Der Wunsch, den ich vernommen habe, war solch ein lauter Gedanke. Er durchdrang meinen inneren Schutzwall und war so... anrührend, so traurig und gleichzeitig voller Liebe, dass ich mich von ihm habe leiten lassen. Ich wollte an einen Ort, an dem dieser Wunsch seine Erfüllung findet und ich hoffe sehr, dass ich diesen Ort gefunden habe."
„Weißt du, von wem dieser Wunsch kam?"
„Natürlich. Gedanken haben genauso einen unverwechselbaren Klang wie Stimmen."
„Und? Wer war es?"
„Das kann ich dir nicht sagen."
„Aber du hast doch gesagt...."
„Ich weiß, was ich gesagt habe. Allerdings ist es mir nicht möglich, dir etwas so Intimes über eine dritte Person mitzuteilen. Es ist mir ja selbst schon peinlich, dass ich einen fremden Gedanken aufgefangen habe, da muss ich ihn dir nicht auch noch erzählen."
Ebô'ney sah Parian verblüfft von der Seite an. Er spürte ihren Blick auf sich ruhen und schließlich wandte er sich zu ihr um. Der Blick ihrer sanften, goldenen Augen ließ ihm die Knie weich werden. Er war froh, dass er sicher auf dem Boden saß, sonst wäre er womöglich in sich zusammengesackt. Zum ersten Mal glaubte er mehr als nur Freundschaft in diesen Augen zu lesen, ehrlichen Respekt und... Zuneigung? Für *ihn*?
„Hätte mir vor kurzem noch jemand gesagt, dass ein Halbelf so viel Feingefühl besitzen kann, ich hätte ihn ausgelacht. Ab heute werde ich jeden windelweich schlagen, der das Gegenteil

behauptet.“
Jeden, bis auf Rah’ụn, meldete sich der Elf in Parian, doch er brachte ihn vehement zum schweigen. Dies war ein vollkommener Moment, den wollte er sich von niemandem zerstören lassen.

***

Nath sah Mahi lange an. Es glitzerte verdächtig in seinen großen Augen, doch er hielt die Tränen tapfer zurück. Er wusste genau, welchen Wunsch Parian meinte. Er selbst hatte sich gewünscht, an einem Ort zu sein, an dem es keine Gefahr mehr gab. Einen Ort der Ruhe, an dem Mahi in Sicherheit sein würde. Er wusste natürlich, dass es diesen Ort nicht gab und auch gar nicht geben konnte. Denn dazu hätten sie die Insel verlassen müssen und das war nicht möglich. Nicht ohne Nemo. Und schon gar nicht für eine zu groß geratene Katze auf zwei Beinen.
Er gab Mahi einen langen Kuss und nahm sie fest in seine Arme. Er spürte, wie sich ihre Muskeln ein wenig lockerten. Wann hatte sie sich das letzte mal wirklich entspannt? Er hoffte sehr, dass Bhoot ein guter Vater sein würde, der es Esme erlaubte, sich wenigstens ein paar Stunden am Tag von ihren Kätzchen zu trennen und sich um Nemo zu kümmern. Nath wusste natürlich, wie egoistisch dieser Wunsch war. Schließlich wusste niemand, wie viel Zeit den glücklichen Eltern noch mit ihrem Nachwuchs bleiben würde. Aber Nath wusste auch, dass seine kleine Mahi den unglaublichen Druck, der auf ihren Schultern lastete, nicht mehr lange ertragen konnte.
„Ich war es, die sich etwas gewünscht hat“, maunzte Mahi leise in der Sprache der Katzen. „Ich wollte etwas finden, dass Nemo hilft sich besser zu fühlen. Ich glaube, dass er endlich seine Liebe zu Kleopatra entdeckt hat. Sie ist nicht mehr das kalte Biest, das sie einmal war. Auch sie hat endlich ihre gefühlvolle Seite entdeckt. Ich möchte etwas finden, dass Nemo hilft, wenigstens ein paar schöne Tage mit ihr zu verleben. Sie haben es beide verdient. Es ist nicht so, dass ich an Parian oder Ebô’ney zweifeln würde, aber...“
Nath strich ihr sanft über den Kopf. Er wusste, wie weh es ihr tat, Nemo leiden zu sehen. Ihm selbst ging es ja nicht besser. Er musste sich wenigstens nicht für seinen Zustand verantwortlich fühlen.
„Dann komm! Wir wollen uns ein wenig umsehen. Ich bin sicher, wir werden etwas finden.“
Naths Zuversicht gab auch Mahi neue Hoffnung. Gemeinsam begannen sie, die Wiese um sich herum systematisch unter die Lupe zu nehmen. Mit dem geschulten Auge einer angehenden Heilerin gelang es Mahi rasch, wirksame von unwirksamen Pflanzen zu unterscheiden. Und dann wusste sie, dass Parian ihren Wunsch erhört hatte. Ehrfürchtig kniete sie vor einer kleinen Insel unscheinbarer Pflanzen nieder.
„Was ist das?“, fragte Nath.
Beinahe zärtlich strich Mahi über die kleinen violetten Blüten, die einen dichten Teppich im Gras bildeten. Sofort war ihre Pfote gelb von Blütenstaub.
„Jetzt siehst du aus wie eine Biene nach der Arbeit“, neckte Nath. Es tat so gut, Mahi wieder lächeln zu sehen.
„In der Geschichte von Atlantis gibt es drei wundersame Pflanzen: Die Lys’en’Ciel, die für ihre unglaubliche Heilkraft berühmt war und leider ausgestorben ist. Über die Mondblumen muss ich dir nichts erzählen, oder? Und dann gibt es noch diese hier. Man nennt sie die Königin der Dämmerung oder auch Allwohl, weil sie beinahe jede Krankheit heilen kann. Sie ist leider nicht so mächtig wie die Lys'en'Ciel, aber mit ihr kann ich Nemo helfen. Allerdings muss ich Esme

fragen, wie man Medizin aus dieser Pflanze gewinnt, das ist nämlich sehr kompliziert.“
„Sie wird dir bestimmt mit Freuden helfen. Was müssen wir mit der Pflanze machen?“
„Wir müssen sie ganz vorsichtig ausgraben. Wir brauchen die Wurzel, dürfen aber die Blüten nicht verletzen. Und wir müssen bis zur Dämmerung damit warten. Ich bin so aufgeregt! Die Königin der Dämmerung galt bis jetzt ebenfalls als ausgerottet. Niemand wusste, dass es sie noch gibt.“
„Bis jetzt ist es ja auch noch niemandem gelungen, das Herz von Atlantis zu besteigen. Ich frage mich, warum es hier so warm ist. Normalerweise müsste hier Schnee liegen.“
„Das ist mir egal. Ich weiß nur, dass ich Nemo endlich helfen kann!“

***

Nemo wachte Tag und Nacht an Kleopatras Bett. Er gönnte sich nur selten Schlaf. Manchmal glaubte er, sie müsse jeden Moment erwachen. Dann nahm er ihre Hand und rief ihren Namen, doch nie schlug sie die Augen auf. Weil die Stille um ihn herum unerträglich wurde, begann er zu singen. Doch schon nach wenigen Zeilen kam er sich blöd dabei vor. Plötzlich schienen ihn die Stille und die Dämmerung, die ihn umgaben, erdrücken zu wollen. Er musste hier raus! Er musste endlich wieder Licht sehen, auch auf die Gefahr hin, dass ihn das sein Augenlicht kosten würde. Nemo sprang auf. Polternd fiel der Schemel um, auf dem er gesessen hatte. Er musste... Kalte Finger legten sich um sein Handgelenk. Ungläubig starrte er auf die Hand, die sich zum ersten mal seit Tagen von alleine bewegt hatte. Doch ihr Gesicht blieb leer, die Augen öffneten sich noch immer nicht. Er beugte sich ein wenig vor, um die Finger zu lösen.
„Sing...“
Es war ein Flüstern, kaum mehr als ein Windhauch, und doch hallte dieses eine Wort in seinem Kopf wider.
„Si...ng...“
Das Sprechen fiel ihr schwer, sie war noch sehr schwach, aber er hatte sie verstanden. Er begriff, dass der Kampf, den sie schon so lange focht, in die entscheidende Phase ging. Sie musste diesen Kampf gewinnen und er würde alles tun, um ihr dabei zu helfen!

***

Anubis ließ sie einfach nicht gehen.
Immer wieder erzählte er ihr von den Wundern der anderen Welt, die nur auf sie warteten und machte ihre eigene Welt, die Welt der Lebenden, schlecht. Immer öfter geriet sie ins Wanken. Doch dann spürte sie wieder *seine* Gegenwart, hörte *seine* Stimme und spürte *seine* Hände auf ihrem Körper. Sie wusste, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb. Wenn es ihr nicht bald gelang den Schakalköpfigen zu besiegen, war sie für immer verloren. Sein Bann über sie wurde immer stärker, die Verlockung den Kampf einfach aufzugeben und ihm zu folgen immer größer. Anubis hatte Zeit, er war sich seiner Beute gewiss. Doch ihr lief die Zeit davon!
„*Kaise Hai Yeh Doori, Kaise Majboori, Mene Nazaron Se Tujhe Choo Liya, Kabhi Teri Khusboo, Kabhi Teri Baatein, Bin Maange Yeh Jahan Pa Liya, Tu Hi Dil Ki Ha Rounak, Tu Hi Janmon Ki Daulat, Aur Kuch Na Janu, Bas Itna Hi Janu...*“
Er sang wieder für sie. Es klang so unendlich traurig, dass sie glaubte weinen zu müssen. Sie klammerte sich an diese Worte und spürte, dass sie stärker wurde. Sie glaubte Anubis besiegen zu können, wenn *er* nur nicht aufhörte zu singen. Doch da war es schon vorbei. Anubis lachte sie

aus, verhöhnte ihre Hoffnung, bestätigte ihre eigene Winzigkeit. Das war sein Fehler. Denn sie war nicht winzig! War es nie gewesen. Der Mann, den sie schon verloren glaubte, gestand ihr seine Liebe. Es durfte einfach nicht sein, dass diese Liebesgeschichte endete, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Sie nahm alle Kraft zusammen, versuchte eine Botschaft an jene Welt zu schicken, die sie hoffentlich noch nicht ganz verlassen hatte. Es dauerte unendlich lange. Als sie schon glaubte, nichts erreicht zu haben, begann *er* wieder zu singen.
„*Cham Cham Aaye, Mujhe Tarshaye, Tera Shaya Ched Ke Chumta ...*“ Es funktionierte! Das Lied gab ihr Kraft. Sie wollte einfach wissen, was die schönen Worte bedeuteten. Sie musste es einfach schaffen!
Wieder legte sich zähe Dunkelheit um sie. Sie drohte die Orientierung zu verlieren. Doch da war immer noch das Lied. *Sein* Lied!
„*Oh, oh, Tu Jo Muskaye, Tu Jo Sharmaye, Jaise Mera Hai Khuda Jhomta ...*“
Die Dunkelheit wich grauem Nebel, der sich mehr und mehr lichtete.
„*Tu Hi Meri Barkart, Tu Hi Meri Ibaadat, Aur Kuch Na Janu, Bas Itna Hi Janu...*“
Licht! Sie sah Licht!

***

Während er sang, liefen Tränen über seine Wangen. Er sang, als ginge es um sein Leben, und streng genommen war es auch so. Denn wenn sie starb, war auch sein Leben nichts mehr wert.
„*Tujhe Mein Rab Dikhta Hai, Yaara Mein Kya Karu, Sajde Sae Jhukta Hai, Yaara Mein Kya Karu. Tujhe Mein Rab Dikhta Hai...*“
Und gerade, als ihm die Stimme endgültig zu versagen drohte, nahm er eine Bewegung war. Ihre Augen bewegten sich unter ihren Lidern hin und her. Gegen den Kloß in seinem Hals ankämpfend wiederholte Nemo den Refrain des Liedes. Seine Stimme zitterte bedenklich, als Kleopatra endlich die Augen aufschlug. Endlich konnte Nemo seinen Tränen freien Lauf lassen. Wie ein Kind verbarg er sein Gesicht in der Bettdecke und war überglücklich, als Kleopatra ihm unbeholfen über den Kopf strich.
„Sagst du mir bitte, was du gerade gesungen hast?“, bat sie mit zitternder Stimme.
„Später, meine Liebe. Du brauchst noch viel Schlaf.“
„Ich habe lange genug geschlafen und beinahe hätte ich für immer geschlafen. Bitte, sag mir, was du da gerade für mich gesungen hast. Es hat mir geholfen, den Kampf mit Anubis zu gewinnen. Ohne dieses Lied wäre ich jetzt...Bitte!“
„Also gut“, gab Nemo mit einem Lächeln nach. Hatte sie ihn jemals um etwas gebeten und dabei das Wort Bitte benutzt? „Welche Distanz zwischen uns. Wie schwer trage ich daran! Mit meinen Blicken berühre ich dich. Dein Duft. Deine Worte. Unversehens betrat ich diese Welt. Du bist der Glanz meines Herzens. Du bist der Reichtum meines Lebens. Mehr weiß ich nicht. Ich weiß nur eins... Strahlend kamst du herbei. Und raubtest mir den Schlaf. Dein Schatten neckte und herzte mich. Du, die du lachst. Du, die du schüchtern bist. Es ist, als tanzte Gott selbst. Du bist mein Segen. Du bist mein Gebet. Ich weiß vielleicht nicht viel, aber ich weiß... Ich sehe Gott in dir. Mein Freund, was soll ich nur tun? Ich neige mein Haupt vor dir. Was soll ich nur tun? Ich sehe Gott in dir...“
Bei den letzten Worten schlief Kleopatra mit einem Lächeln auf den Lippen wieder ein.
Als sie das nächste Mal erwachte, schien es ihr schon viel besser zu gehen.
„Woher hast du dieses Lied?“
„Es stammt aus einem Film, in dem Shah Rukh mitgespielt hat.“

„Und wie kommst du an einen Film, in dem Shah Rukh mitgespielt hat?“
Nemos Wangen röteten sich ein wenig. Noch nie hatte Kleopatra ihn rot werden sehen.
„Nun ja, weißt du, es ist so“, druckste er herum. „Er ist doch Mirs Sohn. Und seit Mir mir die Verantwortung für ihn übertragen hat, fühle ich mich für den Jungen verantwortlich. Nun ja, und da habe ich meine Besuche in der anderen Welt halt hin und wieder genutzt, um ins Kino zu gehen und seine Filme anzusehen. Zu meiner Zeit gab es so etwas ja noch nicht, aber ich habe mich sehr schnell daran gewöhnt. Außerdem sind diese Filme immer gut, wenn man mal schnell ein Liebeslied braucht.“
Kleopatra lachte leise, wurde jedoch schnell wieder ernst. „Es war kein Zufall, dass ich mir ausgerechnet Shah Rukh für meine Spielchen ausgesucht habe, weißt du?“
„Bitte, Kleo, du bist gerade erst aufgewacht, du musst jetzt nicht darüber reden.“
Sie brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.
„Ich muss jetzt darüber reden. Ich spüre, dass sich etwas zwischen uns verändert hat und möchte erst noch ein paar Dinge klären, bevor... Ich meine, wer weiß, ob du mich hinterher noch magst. Wenn das der Fall sein sollte, dann will ich, dass es endet, bevor es richtig begonnen hat.“
Sie räusperte sich mehrmals. Nemo half ihr sich aufzurichten und ein paar Schlucke zu trinken.
„Danke. Wo fange ich an? ... Vielleicht bei Mir. Du warst nicht der einzige, der ihn gemocht hat. Er war witzig, charmant, liebenswert und dir sehr ähnlich. Für einen kurzen Moment habe ich zwar nicht Gott, dafür aber dich in ihm gesehen. Es brach mir das Herz, als er sich für diese Elfe entschied. Heute weiß ich, dass er sich richtig entschieden hat. Parian ist ein prima Junge. Versuche ihn in deiner Nähe zu behalten. Er kann dir Halt geben, wenn Shah Rukh diese Insel wieder verlassen muss.“ Sie räusperte sich und trank noch ein paar Schluck Wasser.
„Shah Rukh... Als ich ihn das erste Mal sah, traf es mich mitten ins Herz. Er sieht seinem Vater so ähnlich! Mir war älter, als er auf die Insel kam, aber die Ähnlichkeit... Plötzlich waren all die Gefühle von damals wieder da und ich habe den Kopf verloren. Wenn ich ganz ehrlich bin, dann hat sich ein Teil von mir für das, was ich dem Jungen angetan habe, geschämt. Aber jener Teil war damals noch nicht stark genug. Es hat mich zutiefst erschüttert, dass ausgerechnet Billî bereit war, sich gegen mich zu stellen, nur um diesen Besucher zu beschützen. Er war doch immer mein Sonnentier, hat mich nie verurteilt, war mir stets ergeben. Und dann zeigte er mir plötzlich seine Krallen... ich habe es nicht verstehen können. Erst als Shah Rukh mir erklärte, was Freunde sind, begann ich zu begreifen. Doch anstatt mich mit meinen Gefühlen auseinanderzusetzen, flüchtete ich mich in die Sorge um dich. Der Kampf gegen deine Zurückweisungen hinderte mich daran, mich mit den wirklich wichtigen Dingen auseinandersetzen zu müssen. Denn dass hätte bedeutet, dass ich mir hätte eingestehen müssen, was für ein schlechter Mensch ich bin.“
„Du bist kein schlechter Mensch“, warf Nemo ein. „Du hast es geschafft, Mahi zu deiner Freundin zu machen. Von allen Katzen, die ich kenne, und das sind einige, hat sie das reinste Herz. Das einzige, was noch größer ist als ihre Liebe und ihre Unschuld, ist ihr Sinn für Gerechtigkeit. Glaub mir, sie würde sich niemals mit einem schlechten Menschen einlassen. Du hast nur einige Fehler gemacht. Glaub mir, die habe ich in meiner Jugend auch gemacht. Das Problem ist nur, dass du auf Atlantis viel mehr Zeit hattest Fehler zu begehen, als ich. Doch wenn man es genau betrachtet, ist dieses Problem auch ein großer Vorteil. Ich weiß, es mag im Moment nicht so aussehen, aber ich bin sicher, dass Parian und Ebô’ney einen Weg finden werden, Atlantis zu retten. Dann wird es auch mir wieder besser gehen und dir bleibt genug Zeit Gutes zu tun. Warte mal ab, in zwei- oder dreitausend Jahren wird sich niemand mehr an Kleopatra die Schreckliche erinnern, sondern nur noch an Kleopatra die Gütige, die schöne und

gerechte Königin an meiner Seite.“
„Wirst du mir dabei helfen?“
„Du hast viel Unsinn geredet in den letzten Jahrhunderten, aber in einer Sache hast du immer Recht behalten. Ich habe dich immer geliebt, Kleo. Es war mir nur nicht bewusst.“
„Ich habe es dir ja auch nicht gerade leicht gemacht.“
Nemo lachte leise. „Das ist ja wohl leicht untertrieben.“ Ernster fuhr er fort: „Es waren immer nur dein Stolz und die Herrschsucht, die mich daran hinderten, dich zu lieben. Ich konnte nicht zulassen, dass du Macht über Atlantis bekommst. Nach der Sache mit Shah Rukh war ich mehr als nur enttäuscht oder verletzt. Du hattest etwas in mir kaputt gemacht, von dem ich glaubte, es könne nie wieder repariert oder geheilt werden. Doch dann habe ich dich hier liegen gesehen, einen Pfeil in deiner Brust. Selbst in meiner Gegenwart habe ich Mahi nie so verzweifelt erlebt. Da wusste ich, dass die Gefahr bestand, dich für immer zu verlieren. Mir wurde schlagartig bewusst, dass ich ohne dich nicht leben kann. Was ich dir eben vorgesungen habe entspricht der Wahrheit. Ich sehe Gott in dir, Kleo! Und ohne Gott kann ich genauso wenig leben, wie ohne Sonne.“
„Dann hilf mir bitte, dass ich es schaffe deiner würdig zu sein. Es ist mir egal, ob du Herrscher von Atlantis bleibst oder dich mit mir an einen ruhigen Ort zurückziehst und Rosen züchtest. Ich möchte einfach nur an deiner Seite sein und deine Liebe genießen dürfen. Mahi hat begonnen mir zu zeigen, wie eine normale Frau lebt. Ich bin es so satt, immer eine Königin zu sein!“
„Aber du wirst immer eine Königin bleiben. Egal, wie einfach du dich kleidest, du wirst immer die Königin meines Herzens bleiben.“
„Das ist der einzige Titel, auf den ich auch in Zukunft nicht verzichten kann.“
Er kniete vor ihr nieder und legte seinen Kopf auf ihre Hand. Sie war so angenehm kühl und linderte den Schmerz hinter seiner Stirn. Mit der anderen Hand begann sie seine Schläfen zu massieren.
„Wirst du mir eines Tages den Film zeigen, in dem das Lied von Gott vorkommt?“, fragte sie mit Wehmut in der Stimme.
„Parian und Ebô’ney werden es schaffen Atlantis zu retten und dann werde ich dir alles zeigen, was du dir wünschst, mein Schatz.“
„Und wenn sie es nicht schaffen werden? Versteh mich bitte nicht falsch. Auch ich möchte glauben, dass wir alle noch eine Chance haben. Wenn ich es geschafft habe, Anubis zu besiegen, dann können es die beiden auch schaffen Atlantis zu retten. Aber was ist, wenn sie einfach Pech haben?“
„Ich habe bereits alles geregelt und einen Nachfolger bestimmt. Ich möchte bei dir sein. Ich möchte nachholen, was uns so lange verwehrt geblieben ist. Sollte Atlantis wirklich untergehen, dann möchte ich mir nicht den Vorwurf machen müssen, etwas versäumt zu haben.“
„Ana abhebik[7]“, flüsterte Kleopatra zärtlich.
Nemo musste kein Altägyptisch verstehen, um den Sinn dieser Worte zu deuten. Er beugte sich vor und gab ihr einen langen Kuss.

***

Als Kleopatra das nächste mal Erwachte, war es bereits Abend. Sie erschrak, weil Nemo nicht mehr an ihrem Bett saß und sah sich hektisch um. Sie atmete erleichtert auf, als sie ihn am Fenster stehen sah. Ihre Erleichterung schwand, als er sich zu ihr umwandte. Nemo wirkte sehr

7 Ich liebe dich.

ernst und sie erkannte die Angst in seinen Augen. Langsam kam er an ihr Bett setzte sich auf einen kleinen Schemel. Seine Hand bewegte sich kurz in ihre Richtung, dann zog er sie wieder zurück bevor er sie berührte. Angst schlich sich in ihr Herz. Nemo wirkte genauso kühl und unnahbar, wie vor dem Attentat.
„Habibi[8], was ist geschehen?“, fragte sie ängstlich, als er ihrer Berührung auswich und den Schemel etwas von ihrem Bett abrückte.
„Ich habe nachgedacht über das, was du zu mir gesagt hast“, begann Nemo leise. „Du sagtest, es wäre dir lieber, unsere Liebe zu beenden, bevor sie wirklich beginnt, falls ich dich nach deiner Beichte nicht mehr lieben würde.“
„Aber...“ Ein Schluchzen unterbrach sie. Hatte sie zu viel gesagt? Wandte er sich doch noch von ihr ab? Sie setzte erneut zum Sprechen an, schwieg jedoch, als er die Hand hob.
„Es ist nichts von dem, was du gesagt hast, Kleo. Es ist nur... je länger ich über deine Worte nachgedacht habe, um so stärker kam mir in den Sinn, dass ich vielleicht nicht der Mann sein könnte, den du in mir siehst.“
„Nemo, ich...“ Erneut hob er die Hand, brachte sie zum Schweigen.
„Nein, Kleo. Du hast mich lange Zeit auf Atlantis begleitet. Der einzige, zu dem ich eine längere Freundschaft pflege als zu dir, ist Bhoot. Ihr alle glaubt, mich zu kennen, zu wissen, wer ich bin. Doch ich bin nicht der, für den ihr mich alle haltet. Als ich nach Atlantis kam, war ich ein gebrochener Mann. Ich habe Dinge getan, für die ich mich heute noch schäme und die mir auch heute noch manchmal den Schlaf rauben. Ich liege neuerdings oft wach und denke darüber nach, ob mein Zustand vielleicht die gerechte Strafe ist für mein Tun. Ich schäme mich so sehr, dass ich es noch nie jemandem erzählt habe, noch nicht einmal Bhoot, obwohl gerade ihm meine Geschichte so viel Kraft, Trost und Zuversicht hätte spenden können. Alleine daran kannst du erkennen, dass ich im Grunde meines Herzens ein grausamer Egoist bin.“ Nemo holte zitternd Luft. „Ich werde dir jetzt eine Geschichte erzählen. Ich habe Angst davor, denn sie könnte dir das Herz brechen. Aber ich kann nicht mehr länger Schweigen, Sanam[9]. Wenn wir zusammen glücklich werden wollen, dann musst du alles erfahren. Du musst wissen, wie ich empfinde. Und wenn du mich danach nicht mehr lieben wirst, dann werde ich das klaglos akzeptieren. Es wäre nicht das erste mal, dass mein Herz bricht.“
Die Angst in Kleopatra wuchs. Sie war nicht die einzige, der auffiel, dass Nemo nie über sein Leben vor Atlantis gesprochen hatte. Sie sehnte sich danach, ihn zu berühren, wollte ihm trostspendende Worte ins Ohr flüstern, doch sie traute sich nicht. Sie wusste, wie schwer es war, über seinen Schatten zu springen. So sah sie ihn nur fragend an und lauschte aufmerksam seinen Worten.

***

Ich wuchs in einer heilen Welt auf. Als Sohn eines Rajas wurde mir eine erstklassige Ausbildung in Europa zuteil. Ich lernte Englisch, Deutsch und Französisch, wie es sich für zivilisierte Menschen der damaligen Zeit gehörte. Mein Vater lehrte mich, dass die Briten nicht so schlecht seien, wie ihr Ruf, doch ich sah das anders. Im Gegensatz zu meinem Vater konnte ich die Augen nicht vor dem Leid meines Volkes verschließen.
Seit meiner Jugend fühlte mich zu meinem Großvater hingezogen. Sein Name war Tippu Sultan, Gegner wie Freunde nannten ihn ehrfurchtsvoll Tiger von Mysore. Im vierten Mysore Krieg

8 mein Geliebter
9 Schatz, Geliebte

gegen die Briten hatte er großen Mut bewiesen, als er sich entgegen des Rates der verbündeten Franzosen gegen einen heimlichen Rückzug entschloss. „Ein Tag als Tiger zu leben ist mehr wert als tausend Jahre das Leben eines Schakals zu führen“, soll er den Franzosen gesagt haben. Wenig später starb er während der Verteidigung seiner Hauptstadt.
Doch es war nicht nur sein Mut, der meinen Großvater für mich interessant machte. Er war ein großer Gelehrter gewesen, hatte die Grundlage für die berühmte Mysore-Seidenproduktion gelegt, neue, verbesserte Münzen eingeführt und einen neuen Kalender etabliert, der sich nach Mond und Sonne richtete. Zudem hatte er die Mysoreraketen, die einst nur zum Signalgeben verwendet wurden, in kriegstaugliche Waffen verwandelt. Ironischerweise halfen diese neuen Waffen den Briten später im Krieg gegen Napoleon.
Neben seinen Künsten als Gelehrter und Soldat war mein Großvater auch ein großer Poet. Noch heute halte ich seine Werke in Ehren und bilde mir ein, die Liebe zur Kunst und zur Wissenschaft von ihm geerbt zu haben.
Ich verbrachte meine Jugend also in Europa und kehrte als junger Mann nach Indien zurück. Schnell lernte ich meine geliebte Frau kennen, die mir wundervolle Kinder schenkte. Ich denke nicht gerne an diese glücklichen Jahre zurück. Sie erscheinen mir wie ein bittersüßer Traum, den zu träumen mich stets deprimiert. All diese Was-wäre-wenns machen mich verrückt. Manchmal, wenn ich nachts aufwache, dann glaube ich, ihren Atem zu hören und ihren weichen Körper neben mir zu spüren und meine, die Kinder müssten jeden Moment ins Schlafzimmer gestürmt kommen, aufs Bett springen, vor Glück schreien und lachen, wenn ich sie am Bauch kitzle... Das Erwachen ist jedesmal grauenvoll.
Doch damals, mit Mitte zwanzig ahnte ich noch nichts von diesen einsamen Nächten, von der Leere in meinem Herzen, die selbst die Zeit nicht ausfüllen konnte. Damals schien alles so einfach, nie wäre ich auf die Idee gekommen, dass dieses Glück so schnell brechen könnte.
Alles begann mit der Ausdehnung der britischen Herrschaft über Indien. Die Gier nach Macht und Reichtum hatte dazu geführt, dass die East India Company immer mächtiger wurde und das indische Volk unterdrückte. Aber als Sohn eines Herrschers behandelten die Briten mich mit ausgesuchter Höflichkeit. Meinen Vater konnten sie damit blenden, mich jedoch nicht. Ich sah genau, wie sehr das indische Volk unter den Briten litt.
Selbstverständlich hörte ich die Gerüchte, dass die Briten die Patronen der neuen Enfield-Gewehre mit Rinder- und Schweinetalg behandeln würden; eine ungeheure Beleidigung für Moslems und Hindus gleichermaßen. Als Prinz besaß ich leider nicht genug Einfluss, um den Briten verständlich zu machen, was die Gerüchte mit den Sepoys anstellten und meinem Vater schien es egal zu sein. Ich sah, wie es unter den Sepoys gärte, dass die Patronen nur ein Vorwand waren, um ihrem lange angestauten Frust Luft zu machen, dass sie nur einen Grund suchten, um den verhassten Briten zu zeigen, dass es an der Zeit war, den Sepoys mehr Rechte einzuräumen.
So traf mich die Nachricht über die Taten des Mangal Pandey in Meerut dann auch nicht überraschend. Ich verstand, wie er einen Vorgesetzten angreifen und verletzen konnten und auch, warum niemand außer Shaikh Paltu dem verletzten Offizier geholfen hatte.
Da Meerut außerhalb von Mysore lag, waren mir buchstäblich die Hände gebunden. Dennoch reiste ich nach Meerut und kämpfte für Pandey, was mir den Zorn einiger angesehener britischer Offiziere einbrachte. Ich war zu jung und zu unerfahren, um das zu erkennen. Wenn doch, vielleicht... Wieder ein Was-wäre-wenn. Wie müßig jetzt, nach all den Jahren darüber nachdenken zu wollen.
Selbstverständlich wurde Mangal Pandey als Verräter hingerichtet. In meinen Augen das

schlimmste, was die Briten hatten tun können.
Dann kam der 10. Mai 1857. In weiten Teilen von Mysore und den umliegenden Fürstentümer kam es zu offenen Protesten, die ich heimlich unterstützte, in dem ich die Sepoys mit Waffen und Munition versorgte, in der Hoffnung, etwas erreichen zu können. Gemeinsam marschierten die Sepoys gegen Delhi, baten um Unterstützung, belagerten Cawnpore und töteten unschuldige Briten, darunter 73 Frauen und 124 Kinder, die sie mit Äxten und Schlachtermessern in Stücke hackten. Damit war ich nicht einverstanden, aber ich konnte es auch nicht ändern. Ich traf mich mit wichtig Anführern der Sepoys und riet ihnen, ihren Zorn gegen die Briten zu zügeln und mehr Menschlichkeit walten zu lassen. Doch sie antworteten nur, dass die feinen Damen mit ihren Standesdünkeln beinahe noch schlimmer waren als die Offiziere. Ich riet ihnen dennoch halbherzig dazu, vorsichtig zu sein. Wenn ich ihre Argumente bloß nicht so gut verstanden hätte! Ich gab ihnen erneut Geld, damit sie weitere Waffen kaufen konnten, heizte so den Aufstand weiter an. Ich redete mir ein, dass wir für die richtige Seite kämpften und keine andere Wahl hatten.
Angesichts der Gräueltaten in Cawnpore bekam meine Frau es mit der Angst zu tun. Sie bat mich, Mysore zu verlassen und unsere kleine Familie in Sicherheit zu bringen. Wieder dachte ich an meinen Großvater. Ich wollte bleiben und kämpfen, wie es sich für einen echten Mann gehörte, doch ich sah ein, dass ich meine Frau und die Kinder der Gefahr einer offenen Auseinandersetzung nicht aussetzen durfte. In aller Eile plante ich ihre Flucht in einen Teil Indiens, in dem die Briten den Aufstand unter Kontrolle hatten. Von dort aus sollte sie so schnell wie möglich das Land verlassen. Freunde hatten uns ein Landhaus im Süden Frankreichs zur Verfügung gestellt, dort sollte meine Familie warten, bis es in unserer Heimat wieder sicher sein würde.
Wir hatten alles gut vorbereitet und waren sicher, dass unsere Pläne geheim geblieben waren. Wie hätte ich ahnen können, dass die Verräter mitten unter uns waren? Eine Zofe meiner Frau, ein junges Ding von kaum zwanzig Jahren, öffnete den britischen Soldaten die Tore zum Palast meines Vaters, während wir uns an einem geheimen Durchgang nach draußen verabschiedeten. Ich küsste gerade meine Frau, als ihr Körper in meinen Armen erschlaffte. Verständnislos sah ich in ihre gebrochenen Augen. Da flog der nächste Pfeil heran, ebenso lautlos und tödlich wie der erste. Mein ältester Sohn sackte in sich zusammen. Ich sah sofort, dass für ihn jede Hilfe zu spät kam. Hektisch trieb ich meine Kinder in Deckung und rief laut nach den Wachen. Als uns niemand zur Hilfe kam, erkannte ich das ganze Ausmaß des Verrats.
Da die Pfeile uns nicht mehr erreichen konnten, versuchte man es nun mit einem direkten Angriff. Ich zog mein Schwert und versuchte wenigstens die zu verteidigen, die noch am Leben waren. Taj Mohammad, mein Jugendfreund und Waffenbruder, stellte sich mir zur Seite. Sein Gewand war zerrissen und eine tiefe Wunde klaffte von der Stirn bis zum Kinn. Sollte er diese Nacht überleben, würde er das rechte Auge wohl verlieren. Ich fragte nicht, was geschehen war, wer ihm diese Wunden zugefügt hatte. Doch dafür blieb keine Zeit. Heute vermute ich, dass man ihn gefangen genommen hatte, weil man wusste, dass wir wie Brüder füreinander waren und dass er, einer der besten Schwertkämpfer seiner Zeit, mir bedingungslos zur Seite stehen würde. Wir kämpften um unser Leben, dass der Tiger von Mysore stolz auf uns gewesen wäre. Trotz seiner Wunde kämpfte Taj Mohammad wie ein Teufel. Im Gleichklang mähten unsere Schwerter einen Angreifer nach dem anderen nieder. Doch wir waren nur zu zweit, die Angreifer zahllos. Es war nur eine Frage der Zeit, bis unsere Kräfte nachlassen und unser Waffenarm erlahmen würde.
Ich sah den Schlag nicht kommen, der meinen Kopf traf und mich vergessen ließ. Als ich mich

endlich wieder aus der Bewusstlosigkeit gekämpft hatte, war es beinahe Mittag. Der süßliche Gestank der Verwesung lag über der Festung meines Vaters. Mit Entsetzen stellte ich fest, dass ich unter einem toten Körper begraben lag. Ich versuchte mich zu befreien. Mein Kopf schmerzte, der Gestank raubte mir den Atem und die Hitze war unerträglich. Endlich schaffte ich es, unter der Leiche hervor zu kriechen. Ich erkannte, dass es sich bei dem Toten um Taj Mohammad handelte. Vermutlich hatte er mir im Tod noch das Leben gerettet, in dem er mich mit seinem Körper deckte. Das hinderte die Angreifer genauer nachzusehen, ob ich wirklich tot war. Ich dankte ihm mit einem stillen Gebet. Obwohl mir vor dem Anblick graute, sah ich mich weiter um. In unserer unmittelbaren Umgebung fand ich die Leichen meiner Kinder. Man hatte ihnen Hände und Köpfe abgeschlagen, eine unerhörte Schändung der Leichen. Etwas Abseits fand ich schließlich meine Frau. Auch ihr Leichnam war auf das schändlichste entehrt worden. Das ungeborene Kind hatte man aus ihrem Bauch geschnitten, geköpft und neben sie gelegt, als wollte man sicher gehen, dass niemand von meiner Familie überlebte.

Schluchzend brach ich zusammen. Wie hatte es nur so weit kommen können? Warum hatte man meiner Familie das angetan? Ich verstand, dass man mir eine gewisse Schuld gab, aber meine Frau und die Kinder waren völlig unschuldig gewesen!

Irgendwo in der Nähe ertönte ein Schuss und erinnerte mich daran, dass ich noch immer in großer Gefahr schwebte. Ich machte mir nicht die Mühe meinen Vater zu suchen. Der Palast stand in Flammen und ich zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass ich der einzig Überlebende in diesen Mauern war. Es brach mir das Herz, die Leichen derer, die ich geliebt hatte, einfach so zurücklassen zu müssen, Sonne und wilden Tieren schutzlos ausgesetzt. Doch mir blieb keine andere Wahl. Angewidert durchsuchte ich das Gepäck meiner Frau. Wollte ich überleben, um Rache nehmen zu können, würde ich Geld brauchen. Der Wind drehte sich und wehte den Rauch der Brände zur mir. Meine Augen begannen zu tränen, während ich mich zum Gehen wandte. Ich hoffte, meiner Frau in einem anderen Leben erneut zu begegnen. Sicherlich würden dann auch die Seelen unserer Kinder wieder zu uns zurück finden.

Wie ein geprügelter Hund verließ ich den Palast meiner Väter, das Herz vor Kummer schwer. Es war der Gedanke an Rache, der mich aufrecht hielt und vorwärts trieb. Ich würde eine Weile untertauchen und dann diejenigen bestrafen, die für das alles verantwortlich waren.

Auf meiner Flucht fand ich alte Freunde wieder, die genau wie ich in Not geraten waren und fliehen mussten. Gemeinsam suchten wir ein Versteck, weit ab der Geschehnisse und begannen an unserem Traum von Gerechtigkeit zu arbeiten.

In Anlehnung an das Gespräch zwischen Odysseus und dem Zyklopen gab ich mir den Namen Nemo[10]. Niemand würde Rache nehmen. Niemand würde für Gerechtigkeit sorgen. Niemand tötete Prinz Dakkar aus Mysore.

***

Die folgenden Jahre verbrachte ich auf einer einsamen Insel, irgendwo im pazifischen Ozean. Mein Studium machte sich nun bezahlt und ich entwickelte die Nautilus, die ich zusammen mit meinen Freunden baute. Ich bestellte jedes einzelne Teil unter fremden Namen und von einem anderen Hersteller, so dass niemand den Bau der Nautilus entdecken und zurückverfolgen konnte. Eine Goldader, die wir zufällig auf unserer Insel fanden, versorgte uns mit den notwendigen monetären Mitteln.

---

10 lat. Niemand. Ebenso Anlehnung an Nemesis, griech. Zuteilung des Gebührenden, Göttin des gerechten Zorns

1870 konnten wir das erste Mal in See stechen. Wir waren uns einig, dass wir nur noch an Land gehen wollten, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Wir fühlten uns von der Menschheit verraten und glaubten, unser Glück als Staatenlose finden zu können.
Wir hielten uns zunächst auf dem Meeresboden auf. Die Nautilus war so entworfen und gebaut worden, dass wir uns sehr gut selbst versorgen konnten. Natriumamalgam, das wir aus Meerwasser gewannen, versorgte uns mit dem nötigen elektrischen Strom, Steinkohle, die wir am Meeresboden abbauten, versorgte uns mit weiterer Energie, die wir ebenfalls für den Antrieb nutzen konnten. Pflanzen an Bord versorgten uns nicht nur mit Nahrung sondern auch mit Sauerstoff. Ich war stolz auf mein Schiff und meine Crew. Wir hätten ewig so leben können, hätte man uns nicht entdeckt.
Von jenem unheilvollen Tag an wurden wir gnadenlos gejagt. Jeder Staat der Welt wollte meine Nautilus haben, erhoffte sich durch ihre Technik den entscheidenden Vorteil im Kampf um noch mehr Macht und noch mehr Reichtum. Das machte mich so wütend, dass ich beschloss den Spieß umzudrehen. Die Nautilus bekam einen Stoßzahn, ähnlich dem eines Narwals, mit dem wir die Rümpfe der uns jagenden Schiffe von unten her aufschlitzten.
Wie viele Menschen in dieser Zeit durch mich den Tod fanden! Immer öfter plagten mich Zweifel und Selbstvorwürfe. In den stillen, einsamen Nächten an Bord der Nautilus wurde mir manchmal bewusst, dass ich durch mein Verhalten nicht besser war als die Mörder meiner Familie. Ich hatte so lange für die Rache gelebt, doch jetzt, wo das Blut tausender Matrosen an meinen Händen klebte, fühlte sich diese Rache schal und leer an. Denn was konnten die Matrosen für die Befehle ihrer Vorgesetzten? Im Grunde waren sie genauso unschuldig wie meine Familie. Und ich hatte sie getötet.
Immer klarer wurde dieser Gedanke und ich musste handeln, wollte ich nicht komplett verrückt werden. Ich gab meinen Freunden genug Gold, um ein Leben im Wohlstand zu führen. An verschiedenen, weit von einander entfernten Orten, ließ ich sie an Land gehen, verabschiedete mich von ihnen. Niemand fragte, warum ich so handelte. Sie wussten, dass ich meine Gründe hatte und dass ich mich nicht umstimmen lassen würde. Alle meine Freunde waren mir treu ergeben, hatten mich in den vergangenen Jahrzehnten als ihren Anführer akzeptiert und waren meinen Entscheidungen bedingungslos gefolgt. Und genau das taten sie auch, als sie die Nautilus für immer verließen.
Ich hatte vor, meinem Leben ein Ende zu bereiten. Später würde ich behaupten, dass ich niemals die Absicht hatte, ein technisches Meisterwerk wie die Nautilus zu zerstören. Doch das ist nicht wahr. In meiner dunkelsten Stunde glaubte ich, keinen anderen Ausweg zu finden. Die Welt jagte mich und mein Schiff. Ich wusste, dass ich in fast allen Ländern der Welt als Mörder gesucht wurde. Ich bedauerte den Tod der Unschuldigen mittlerweile so sehr, dass ich jede Strafe klaglos akzeptiert hätte. Aber was würde dann aus der Nautilus? Noch war die Welt nicht bereit für ein Schiff dieser Art. Wer immer die Nautilus in seine Finger bekam, würde sie nutzen, um sich andere zu unterwerfen. Das musste ich um jeden Preis verhindern.
Ich wusste genau, welche Koordinaten ich ansteuern musste: 67 Grad, 48 Minuten, 0 Sekunden nördliche Länge und 12 Grad, 48 Minuten und 0 Sekunden östliche Breite: Der große Mahlstrom zwischen den Lofoteninseln Værøy, Mosken und Moskenesøy. Seine Wassermassen, so hoffte ich, würden stark genug sein, die meterdicke Panzerung der Nautilus zu zerstören. Gleichzeitig plante ich, die Torpedos, die ich für den größten Notfall nach dem Vorbild der Mysore-Raketen gebaut hatte, in der Nautilus zu zünden. Explosion und Mahlstrom sollten das arme Schiff für immer zerstören.
Ich wusste nicht, dass jemand andere Pläne mit mir hatte...

***

Ich hatte alles so gemacht, wie ich es geplant hatte. Die Explosionen der Torpedos klingelten noch in meinen Ohren, ein schrilles Pfeifen war das einzige, was ich hörte. Nur langsam ließ der unangenehme Druck auf meinen Ohren nach, stellte sich das Hörvermögen wieder ein. Ich kannte die Symptome. Aber warum litt ich darunter? Wie konnte ich an einem Knalltrauma leiden, wenn ich tot war?
Langsam öffnete ich die Augen. Blaues Licht umfing mich. Erst jetzt wurde mir die Wärme bewusst, die ich empfand. Verwirrt sah ich mich um. Ich lag auf einem Bett, das aus einem kristallähnlichen Material gefertigt worden war. Auch die Wände des Raumes, in dem ich mich befand, waren aus Kristall gefertigt. Die geschliffenen Wände warfen das Licht einzelner Kerzen tausendfach gebrochen in den Raum. Wo befand ich mich? Warum war ich noch am Leben? Was war mit der Nautilus geschehen? Ich fühlte mich erneut verraten und betrogen.
Eine Tür öffnete sich leise und ich glaubte zu träumen, als ich das Wesen sah, dass den Raum betrat. Wie sonst konnte ich die große, schwarze Katze erklären, die aufrecht auf zwei Beinen auf mich zu kam? An welch verwunschenem Ort war ich nur gelandet? Und wie konnte ich die Explosionen überlebt haben?
Die Katze kam langsam auf mich zu und verbeugte sich.
„Gestattet mir, dass ich Euch auf Atlantis willkommen heiße, großer Nemo, zukünftiger Herrscher über diese Insel.“
Ich starrte die Katze, die jetzt auch noch sprechen konnte, mit offenem Mund an. War es mir denn zu verdenken? In dem einen Moment glaubte ich noch zu sterben, im nächsten sah ich mich einer Katze gegenüber, die lief und sprach wie ein Mensch und mich mindestens um einen Kopf überragte.
„Ich sehe Eure Verwunderung, großer Nemo, bitte lasst mich erklären. Ihr befindet Euch auf der sagenhaften Insel Atlantis, die vor langer Zeit im Meer versank und durch geheimnisvolle Mächte zu einem magischen Ort wurde. Diese Magie wird durch den Herrscher der Insel gehütet. Unser letzter Herrscher ist vor wenigen Tagen gestorben und die Insel hat Euch zum neuen Herrscher erkoren.“
„Ihr sprecht, als wäre die Insel ein lebendes Wesen mit einer eigenständigen Persönlichkeit“, gab ich zurück, unfähig das Gesagte wirklich zu begreifen.
„Es gibt Wesen auf Atlantis, die würden behaupten, dass es so sei. Manchmal geschehen Dinge, die wir uns nur als Willen der Insel erklären können. Dass Ihr jetzt in diesem Bett liegt, ist solch ein Vorfall. Denn dies ist das Bett des Königs, des uneingeschränkten Herrschers und nur der Herrscher über Atlantis darf in diesem Bett schlafen.“
Ich dachte bei mir, dass diese Katze ein recht einfältiger Bursche sein musste, wenn er solch einer einfachen Logik folgte.
„Und wenn ich nicht über die Insel herrschen möchte? Für gewöhnlich pflege ich meine eigenen Entscheidungen zu treffen.“
„Selbstverständlich könnt Ihr auch ablehnen, großer Nemo. Aber das werdet Ihr nicht tun, weil Ihr sonst nicht ausgewählt worden wärt. Die Insel irrt sich für gewöhnlich nie. Denn wenn sie es täte, würde das ihren Untergang bedeuten.“
„Wenn ich ablehne, dann...“
„Dann wird Atlantis endgültig untergehen. Denn nur mit einem Herrscher, der sich mit der Magie der Insel verbindet, kann die Magie wirken. Es zeigen sich bereits erste Auswirkung,

Gewitter und Stürme ziehen über diese Insel, untrügerisches Zeichen, dass die Magie nicht richtig kanalisiert wird.“
Ich bat die Katze, die eigentlich ein Kater war, mir mehr über Atlantis zu erzählen. Er schilderte mir ein Paradies, auf dem ewiger Frühling herrschte. Erst als ich meine Zweifel äußerte, dass es das Paradies nicht geben könne, gab er zu, dass es immer wieder zu Kriegen zwischen seinem Volk und dem der Elfen kam. Hatte er wirklich Elfen gesagt? Nun, abgesehen von gewissen unglaublichen, magischen Einzelheiten, schien Atlantis genau der Ort zu sein, den ich immer gesucht hatte. Kriege konnte man beenden, Feinde befrieden. Niemand konnte so schlimm sein wie die Briten.
Nun, ich hatte die Elfen noch nicht kennen gelernt. Selbst die schlimmsten Briten waren mir nicht so stur vorgekommen, zumal ich mir meinen Respekt als Herrscher von Atlantis erst noch verdienen musste. Ich gab nicht auf, sah in den langwierigen Verhandlungen eine Art Therapie und Buße für meine Taten. Die ersten Waffenstillstände waren schnell geschlossen und wurden ebenso schnell wieder gebrochen. Ich war erschüttert, wie tief der Hass zwischen den beiden Völkern verwurzelt war. Mit der Zeit wurden die Übergriffe immer seltener und Atlantis fand zu einem anhaltenden, wenn auch wackligen, Frieden zurück. Es dauerte noch mehrere Hundert Jahre, bis ich endlich einen stabilen Frieden erreicht hatte.
Die plötzlich eintretende Ruhe und Tatenlosigkeit brachten die Leere in meinem Herzen zurück, die zuvor von den Anstrengungen der Friedensverhandlungen in den Hintergrund gedrängt worden war. Zu dieser Zeit entdeckte ich meine Fähigkeit, Menschen nach Atlantis zu holen. Meine erste Reise brachte mich nach Ägypten. Ich wollte sie mit eigenen Augen sehen, die große, mächtige Pharaonin, die es schaffte, mit den mächtigsten Männern ihrer Zeit auf Augenhöhe zu verhandeln.
Als ich dich sah, spürte ich sofort eine Verbindung zwischen uns beiden. Ich wollte es mir nicht eingestehen, fühlte mich, als würde ich meine geliebte Frau und unsere Kinder verraten, doch ich konnte mich nicht dagegen wehren.
Verwirrt und mit widersprüchlichen Gefühlen im Herzen kehrte ich nach Atlantis zurück, wo mich eine neue Aufgabe erwartete und ablenkte. Bhoots Eltern waren gestorben und er machte eine schwere Zeit durch. Er braucht einen Freund und ich versuchte, ihm dieser Freund zu sein. Das füllte meine Tage aus, aber in den Nächten holten mich die Geister der Vergangenheit wieder ein. Ich war hin und her gerissen zwischen der Liebe zu meiner Frau und den Gefühlen, die ich für die schöne und stolze Königin vom Nil empfand.
Ich habe mir meine Entscheidung nicht leicht gemacht, doch schließlich habe ich dich nach Atlantis geholt.

***

Nemo schwieg erschöpft nach der langen Rede. Mühsam erhob er sich und schwankte zur Tür. Kurz bevor er den Raum verließ, wandte er sich noch ein mal um.
„Es tut mir leid, dass ich nicht der Mann bin, den du in mir siehst. Aber noch mehr tut es mir leid, dass ich dir nicht das geben kann, was du verdienst. Du wirst nie die Einzige für mich sein, Kleo. Ein Teil meines Herzens ist auf ewig für die Frau reserviert, deren Namen außer mir niemand mehr kennt und deren Leichnam ich nicht beerdigen durfte. Ein anderer Teil gehört auf ewig meinen Kindern. Deine Liebe hat es geschafft, die schreckliche Leere in meinem Herzen auszufüllen, dafür bin ich dir dankbar und es wäre mir eine Ehre, dir meine Liebe schenken zu dürfen. Aber kann eine so stolze Frau wie du damit leben, nicht die Einzige zu sein?“

Mit diesen Worten schlurfte er durch die Tür, die sich mit Nachdruck hinter ihm schloss.
Kleopatra blieb allein zurück, von Nemos Worten bis ins Mark getroffen.
Konnte sie damit leben, nicht die einzige Frau in seinem Herzen zu sein?

Vorstellungen und Wahrheiten

Esme erschrak, weil jemand heftig gegen ihre Türe schlug. Hastig beugte sie sich über die weinenden Kätzchen und versuchte sie zu beruhigen, während Bhoot zur Tür rannte, um den Störenfried zur Rede zu stellen. Doch die erwartete Standpauke blieb aus. Verwundert sah Esme auf, als sich leise Schritte dem Schlafzimmer näherten. Eine sehr schuldbewusste Mahi trat ein und berührte Esmes Füße. Seit Shah Rukh ihr einmal erzählt hatte, dass man damit großen Respekt ausdrückt, hatte die junge Katze sich diesen Brauch angeeignet.
„Was ist los, Kätzchen?“, fragte Esme leise und zog die Freundin auf das Bett. Zärtlich strich sie ihr das verschwitzte Fell glatt. „Du siehst aus, als hättest Du die Entdeckung des Jahrtausends gemacht.“
„Genauso fühle ich mich auch“, erklärte Mahi immer noch ein wenig atemlos. „Kennst du das noch?“ Sie streckte Esme die zu einer Kugel geformten Pfoten entgegen. Langsam hob sie die obere Pfote an und gab den Blick Preis auf das, was sich darin verbarg. Esme sog hörbar die Luft ein.
„Das ist natürlich nur eine einzelne Blüte, um dir meine Entdeckung zu beweisen. Die eigentliche Ernte liegt schon im Krankenhaus bereit. Ich weiß ja, wie man die Königin der Dämmerung behandeln muss, damit sie ihre Heilkraft nicht verliert. Jetzt werde ich endlich in der Lage sein Nemo zu helfen. Mit dem Allwohl kann ich ihn endlich heilen. Oh, was wird Kleopatra sich freuen!“
Ein schmerzlicher Zug breitete sich auf Esmes Schnauze aus. Behutsam zog sie Mahis Kopf zu sich heran und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.
„Ich fürchte, mein Kind, so einfach wird das nicht...“

***

Die Anstrengungen hatten ihren Tribut gefordert. Kaum hatte er ihr Zimmer verlassen, war er in Bhoots Armen zusammengebrochen. Doch er fand keine Ruhe. Zu sehr quälten ihn die Geister der Vergangenheit, die nun auch noch seine Zukunft bedrohten. Dennoch glaubte er, das Richtige getan zu haben. Er liebte Kleopatra genauso, wie er seine Frau geliebt hatte. Doch würde Kleopatra verstehen, dass die Liebe nicht einfach mit dem Tod endete? Würde sie verstehen, dass er zwei Frauen gleichzeitig lieben konnte?
Kurz nach Mitternacht klopfte jemand behutsam an seine Tür. Selbst im Dunkeln erkannte er ihre schlanke Gestalt. Sie war noch geschwächt, so dass ihr majestätischer Gang kaum mehr als ein Taumeln war. Und selbst jetzt war sie die stolze Königin, die er so sehr liebte. Vorsichtig ging sie neben seinem Bett auf die Knie.
„Bist du noch wach, Habibi?“
„Wie könnte ich schlafen, nachdem, was ich dir angetan habe.“
Eine kühle Hand strich über seine Stirn, Schläfe, Wange, ruhte gerade lang genug auf seinen Lippen, dass er einen scheuen Kuss darauf hauchen konnte.
„Habibi, du hast mir nichts angetan. Du hast mir einen tiefen Einblick in deine Seele gewährt, für den ich dir sehr dankbar bin. Ich konnte ja nicht ahnen, welchen Schmerz du in deinem Herzen trägst. Habibi, bitte lass zu, dass ich dir helfe, diesen Schmerz zu vergessen. Ich habe lange nachgedacht, ob es mich stört, dass ich nur einen kleinen Teil von deinem Herzen besitzen werde. Im ersten Moment lautete die Antwort ja. Im ersten Moment glaubte ich, dass ich mich damit nicht zufrieden geben könnte. Aber ließe ich zu, dass mein Stolz sich zwischen uns drängt,

würde ich das einzige zerstören, was mir jemals wirklich etwas bedeutet hat. Meine Liebe zu dir hat mich verändert, sie hat einen besseren Menschen aus mir gemacht. Durch deine Liebe fühle ich mich so lebendig wie nie zuvor. Ich möchte an deiner Seite sein, dir durch diese schwere Zeit helfen und auf eine gemeinsame, bessere Zukunft hoffen. Ich will dich nicht verlieren, will dir zeigen, dass es immer noch Dinge gibt, für die es sich zu leben lohnt. Ich kam zu dem Schluss, dass es mich nicht stört, dass deine Familie immer noch einen Platz in deinem Herzen hat. Im Gegenteil. Hättest du das Andenken an deine erste große Liebe leichtfertig für mich aufgegeben, wärst du nicht der Mann, den ich liebe. Und auch seine Kinder sollte man immer lieben. Ich werde mich mit dem zufrieden geben, was du mir gibst und ich bin sicher, dass es mehr als genug sein wird. Ich glaube, dass dein Herz groß genug für uns alle ist. Ich werde das Andenken an deine Frau und deine Kinder nicht beschmutzen und dir genug Zeit und Raum geben an sie zu denken. Ana abhebik.“
Anmutig legte sie ihm eine Hand auf die Brust und neigte ihr Haupt.
„Habibti[11]“, flüsterte er zärtlich und spürte ihre Freude, weil er ein Wort in ihrer Sprache benutzte. „Der Boden ist so kalt und unbequem. Komm ins Bett, Habibti.“
Glücklich kroch sie unter die Bettdecke, schmiegte sich an seine Seite und schlief sofort ein. Und auch Nemo fand endlich den ersehnten Schlaf.
Im Traum begegnete ihm seine geliebte Frau. Sie war genauso schön, wie er sie in Erinnerung hatte. Mit einem wehmütigen Lächeln strich sie ihm über die Wange und hauchte ihm einen Abschiedskuss auf die Wange. Ohne ein Wort wandte sie sich um und ging fort. Nemo hatte verstanden.
„Leb wohl, Sanam. Ich danke dir für alles.“

***

Er wusste nicht, wie lange er schon in diesem Verlies steckte. Es gab kein Fenster, durch das er sich am Stand der Sonne hätte orientieren können. In gewissen Abständen bekam er etwas zu essen und zu trinken. Er war sich jedoch nicht sicher, ob diese Abstände immer gleich lang waren und er die Zeit daran ablesen konnte. Manchmal, wenn er schlief, bekam er auch gar nicht mit, wann das Essen kam. Hin und wieder standen sogar mehrere Teller in seinem Gefängnis. Dann fragte er sich, ob er wirklich so lange geschlafen hatte oder ob das alles nur dazu dienen sollte ihn zu verwirren. Irgendwann gab er es auf, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, weil er die Sinnlosigkeit seiner Gedanken erkannte. Er aß, schlief und langweilte sich, wie es ihm gerade in den Sinn kam.
Manchmal überlegte er, ob es überhaupt schon einmal vorgekommen war, dass jemand auf Atlantis auf diese Art und Weise bestraft worden war. Ihm wollte nichts einfallen, so sehr er sich auch bemühte. Dabei lebte er schon verhältnismäßig lange auf Atlantis, er war kurz nach Nemos Ankunft geboren worden. Nemo musste wirklich sehr verärgert sein, wenn er ihn so lange schmoren ließ. Anstatt dass er froh war, dass er versucht hatte ihm diese Hexe vom Hals zu schaffen! Wahrscheinlich war es an der Zeit, diesen senilen Knacker endgültig vom Thron zu schubsen. Er hatte schon längst die Chroniken von Atlantis studiert. Er wusste, dass es unter bestimmten Umständen möglich war, den amtierenden Herrscher zu entfernen, ohne dass die Insel Schaden nahm. Allerdings hatte bisher noch kein Herrscher so lange auf der Insel gelebt wie Nemo.
Fast wäre er versucht zu sagen, Nemo war gar kein so übler Herrscher. Immerhin hatte er für Frieden gesorgt. Aber dass er dieser Hexe so sehr vertraute und ihre Grausamkeiten nicht

11 Weibliche Form von Habibi, Geliebte

bestrafte, dass würde Yasę ihm nie verzeihen!

***

Es war ein erholsamer Schlaf gewesen. So wohl wie heute, hatte Nemo sich schon lange nicht mehr gefühlt. Ein Blick auf die Frau, die neben ihm lag und ruhig atmete, verstärkte sein Wohlbefinden. Zärtlich sprach er ihren Namen aus und sie schlug die Augen auf. Noch bevor er ihr einen guten Morgen wünschen konnte, betraten Esme und Mahi das Zimmer. Es fiel Nemo schwer, den Gesichtsausdruck der Katzen zu deuten. Freude und Trauer zugleich schienen ihm aus großen Augen entgegen zu leuchten. Und vielleicht auch ein bisschen Enttäuschung und Angst.
„Esme, wie schön, dich wieder einmal zu sehen. Sag, wie geht es den Kätzchen?“
„Bestens. Sie halten Bhoot und mich ganz schön auf Trab. Aber deswegen bin ich nicht gekommen Nemo. Wir müssen ein ernstes Wort über deine Behandlung wechseln.“
Kleopatra erhob sich. „Ich glaube, ich sollte besser...“ Sie schwankte und Esme half ihr wieder ins Bett zurück.
„Ihr seid noch nicht in der Verfassung aufzustehen, meine Königin.“
Kleopatra sah die Katze verwirrt an.
„Du nennst mich Königin? Jetzt, wo ich mich endgültig von diesem Titel trennen möchte? Warum?“
„Weil Ihr jetzt endlich zu einer wahren Königin geworden seid. Mahi hat mir alles erzählt. Ich glaube ihr und freue mich, dass Ihr endlich zu der Königin geworden seid, die an Nemos Seite mit Güte und Gerechtigkeit über Atlantis herrschen wird.“
Eine Träne rann über das Gesicht der stolzen Ägypterin.
„Mein geliebtes, heiliges Sonnentier!“, sagte sie gerührt. „Du ahnst ja gar nicht, welch große Freude du mir mit deinen Worten machst. Aber bitte, sei nicht so ehrfürchtig. Katzen sind stolze Tiere, das solltest du nie vergessen. Diese Unterwürfigkeit passt nicht zu dir. Bitte behandle mich genauso so, wie du Nemo behandelst. Der Respekt, den du ihm entgegenbringst genügt mir vollkommen, denn er ist ehrlich und aufrichtig. Sollte ich eines Tages auch noch deine Freundschaft erlangen, dann werde ich wunschlos glücklich sein.“
„Wie du wünschst, Kleopatra.“ Esme neigte anmutig den Kopf. „Und wenn es Nemo nichts ausmacht, würde ich vorschlagen, dass du bleibst. Nach allem, was ich von Mahi weiß, hast du das Recht an der Entscheidung beteiligt zu sein.“
„Sie hat Recht, Kleo“, pflichtete Nemo Esme bei. „Du sollst hören, was die Katzen zu sagen haben und ich möchte deine Meinung dazu hören.“
Kleopatra gab nach und kuschelte sich in die Kissen, die ihren Rücken stützten. Obwohl es ihr wesentlich besser ging als noch einen Tag zuvor, war sie längst noch nicht wieder auf dem Damm, zumal die letzte Nacht mehr als anstrengend gewesen war.
„Nemo, die Entscheidung, die wir dir abverlangen ist nicht einfach. Vielleicht solltest du erst in Ruhe darüber nachdenken, bevor du dich endgültig entscheidest.“
„Mach es bitte nicht so spannend, Esme.“
Die Katze seufzte und es schien Nemo als müsse Mahi die Tränen unterdrücken.
„Mahi kam heute Nacht zu mir und brachte mir eine Heilpflanze, von der ich glaubte, sie sei schon seit Äonen ausgestorben. Du kennst die Königin der Dämmerung?“
„Du meinst das Allwohl?“, fragte Nemo mit einer Hoffnung in der Stimme, die Esme ins Herz schnitt.

„Ja, die meine ich. Mahi glaubte, dich damit heilen zu können. Leider fürchte ich, dass dem nicht so ist. Das Allwohl ist leider längst nicht so mächtig wie die Lys'en'Ciel, die wohl die einzige Medizin wäre, die dir uneingeschränkt helfen könnte."
„Und das Allwohl?", hakte Nemo nach.
„Das Allwohl ist leider höchstens dazu in der Lage, dir ein paar unbeschwerte Tage zu verschaffen."
Nemo hörte, wie Mahi aufschluchzte. Unwillkürlich warf er ihr einen Blick zu. Die junge Katze lächelte ihn an. Doch ihre Augen waren voller Tränen.
„Ich weiß, wie gerne du Zeit mit Kleopatra verbringen möchtest. Und es mag einfach klingen, diese Medizin zu nehmen. Aber aufgrund der besonderen Situation befürchte ich, dass es zu schweren Nebenwirkungen kommen wird."
„Was für Nebenwirkungen?" Nemo klang erstaunlich ruhig.
„Das Allwohl ist leider nur in der Lage, die Symptome zu heilen, nicht jedoch die Krankheit selbst. Du weißt genauso gut wie ich, dass dies erst dann möglich sein wird, wenn die Probleme der Insel gelöst sein werden. Das heißt, wir verlangen eine Leistung von deinem Körper, die er nicht erfüllen kann. Wenn du das Allwohl nimmst, wirst du dich für kurze Zeit besser fühlen, was dich deine letzten Kräfte kosten kann. Je öfter du die Medizin nimmst, um so schwächer wirst du letztendlich werden, auch wenn du es im ersten Moment nicht merkst, weil das Allwohl alle Symptome unterdrückt."
„Je schöner der Traum, desto schlimmer das Erwachen", resümierte Nemo ruhig. „Wie lange wird das Allwohl mir helfen?"
„Ich weiß es nicht", gab Esme unumwunden zu. „Als ich mit meiner Ausbildung anfing, gab es nur noch sehr wenige magische Pflanzen, die Königin der Dämmerung war beinahe schon eine Legende. Hinzu kommt die besondere Problematik. Du musst auch bedenken, dass deine Schwäche auch Atlantis schwächen könnte."
„Was rätst du mir?"
„Ich würde dir raten, die Finger von dem Allwohl zu lassen. Oder zumindest so lange mit der Einnahme zu warten, bis du glaubst es wirklich nötig zu haben. Auf der anderen Seite werden dann natürlich auch die Nebenwirkungen entsprechend schlimmer sein."
„Meine arme Mahi!" Nemo erhob sich schwerfällig und wollte sie umarmen. Doch Mahi drehte sich weg und rannte aus dem Zimmer.
„Es muss ihr das Herz brechen", sagte Kleopatra mit belegter Stimme. „Ich kann mir ihre anfängliche Freude bildlich vorstellen. Wir schwer muss es für sie sein, dass ihr Wundermittel nicht den gewünschten Erfolg bringt. Bitte, Esme, sag ihr, dass Nemo und ich ihr sehr dankbar dafür sind, dass sie sich so viele Sorgen um ihn macht. Sag ihr, wir wissen ihren Einsatz sehr zu schätzen. Ich weiß, Worte allein werden sie nicht trösten, aber es ist leider alles, was wir ihr im Moment geben können."
Esme ging vor Kleopatra auf die Knie und legt den Kopf in ihre Hand. Noch nie hatte sie die Ägypterin so selbstlos reden gehört. Mit einer Verbeugung verabschiedete sie sich von Nemo. Erst viel später bemerkten die beiden die kleine blaue Phiole auf der Kommode. Ein Zettel gab Auskunft darüber, wie das Mittel zu dosieren sei.
Mit einem Seufzer ließ Nemo nach Bhoot und Parian schicken.

***

Wochen waren vergangen. Endlose Wochen, in denen sie sich immer wieder für ihre

Entscheidungen hatte rechtfertigen müssen. Sie sah ja ein, dass Rah'ụn ein Schwächling war, aber noch war sie nicht bereit ihn aufzugeben, egal wie oft Roog das noch von ihr verlangte. Immerhin war der große, schlaue Rechner nicht in der Lage ihr einen Ersatz zu benennen. Und den brauchte sie, denn als Wesen aus reiner Energie war sie sonst nicht in der Lage adäquat zu handeln. Der Schwächling würde schon wieder zu sich kommen und dann würden sie erneut zuschlagen. Immerhin sah Rah'ụn schon nicht mehr so zerrupft aus wie zu Anfang. Mit ein bisschen Hilfe von Roog waren seine Haare wieder nachgewachsen und dank des großen Rechners hatte sie ihm auch etwas Energie geben können, damit er schneller wieder gesund wurde. Hier, an diesem magischen Ort, war die Verbindung zu Roog so stark, dass sie sich das leisten konnten. Nur wenn sie sich von hier entfernte, war sie auf andere Energiequellen angewiesen. Leider lag dieser Ort sehr abgelegen. Das war das eigentliche Problem. Aber jetzt würde es nicht mehr lange dauern und Rah'ụn würde wieder erwachen. Die Energie von Roog hatte seine überaus nützlichen Fähigkeiten noch verstärkt. Diesmal würden sie kein Erbarmen kennen. Diesmal würden sie ihr Ziel erreichen.
Sie mussten ihr Ziel erreichen, denn einen weiteren Fehlschlag würde Roog nicht dulden...

***

Parian verließ gerade Nemos Zimmer, als Bhoot erschien. Der Kater grüßte freundlich, doch Parian war zu sehr in Gedanken vertieft. Zum ersten Mal hatte Nemo ihm ehrlich offenbart, wie es um ihn und um Atlantis stand. Es war Parian bis jetzt nicht bewusst gewesen, wie sehr die Zeit drängte. Er wünschte, er könnte die Dinge beschleunigen. Die letzten Artefakte waren ja auch relativ schnell hintereinander aufgetaucht. Das Problem war, dass er einfach viel zu wenig wusste. Wie viele Artefakte musste er noch finden? Was wurde danach von ihm verlangt? Wenn sich wenigstens Gismeau und Láylà melden würden. Aber die sagten ja auch nichts. Für Parian spielte es mittlerweile keine Rolle mehr, ob sie nichts sagen konnten oder wollten. Das ganze Spiel war so oder so sehr undurchsichtig.
„Parian?"
Er zuckte erschrocken zusammen.
„Mahi"seufzte er erleichtert. „Was kann ich für dich tun?"
„Ich..."
„Ja?", versuchte Parian sie zum Reden zu ermuntern.
„Ich möchte dich um etwas bitten", stieß sie hastig hervor, als habe sie Angst die Worte könnten ihr weh tun.
„Alles, was ich für dich tun kann, werde ich tun", antwortete Parian sanft.
„Meinst du, du könntest den Ort wieder finden, an den du uns gebracht hast, als wir von Shah Jahan nach Hause wollten?"
Parian sah sie traurig an.
„Ich war gerade bei Nemo. Er hat mir von der Medizin erzählt. Ich muss dir ehrlich sagen, ich bin nicht sonderlich begeistert von dieser Idee. Es könnte den Versuch Atlantis zu retten gefährden und dann wäre alles verloren."
„Aber Kleo und er haben doch gerade erst ihre Liebe zu einander entdeckt. Sie haben ein recht darauf, wenigstens noch ein paar schöne Tage zu erleben, bevor... Bevor..." Ihre Stimme erstarb.
Parian nahm sie in den Arm.
„Wir können gerne noch einmal diesen Ort aufsuchen, wenn du möchtest. Ich bin genau wie du der Meinung, dass die beiden eine Chance verdienen. Aber", sagte er und wusste nicht, woher er

den Mut dazu nahm, „diese Chance haben Nath und du ebenfalls verdient.“
„Wie kann ich glücklich sein, wenn Nemo...“
Darauf wusste Parian keine Antwort mehr. Er verfluchte denjenigen, der für dieses ganze Chaos verantwortlich war. Obwohl er gegen seine eigene Überzeugung handelte, gab er sich einen Ruck und teleportierte. Er konnte Mahi einfach nicht so leiden sehen. Wenn es ihr half, weitere Medizin herzustellen, dann sollte es so sein. Er glaubte fest daran, dass Nemo klug genug war, die Gefahren der Medizin zu erkennen und sie sinnvoll einzusetzen.

***

Bhoot betrat Nemos Arbeitszimmer mit einem unguten Gefühl. Warum war Parian hier gewesen? Er wusste natürlich längst, dass der Halbelf etwas mit der Rettung von Atlantis zu tun hatte. Gab es Fortschritte, von denen er noch nichts wusste? Aber dann hätte Parian doch fröhlicher ausgesehen. Widerwillig drückte Bhoot die Klinke hinunter. Er fürchtete sich vor dem, was hinter der schweren Tür auf ihn wartete.
Wie wenig ihn sein Gefühl getrogen hatte, wurde auf den ersten Blick deutlich. Hochaufgerichtet und mit gestrafften Schultern stand Nemo vor ihm. Langsam hob er den rechten Arm, streckte ihn aus und hielt Bhoot die geöffnete Handfläche entgegen. Die Augen des Katers weiteten sich als er sah, was Nemo in der Hand hielt.
„Nein!“, schrie der Kater abwehrend. „Das kannst du nicht tun, Nemo! Nicht so und nicht jetzt. Ich kann das nicht!“
Nemo machte einen Schritt auf Bhoot zu. Eine unmissverständliche Aufforderung.
„Nemo, bitte, ich kann doch nicht...“
„Du hast es versprochen, Bhoot!“ Nemo hob nun auch den linken Arm und streckte ihn Bhoot ebenso auffordernd entgegen. „Gib mir dein Siegel!“
„Warum? Willst du mich bestrafen, weil ich nicht gehorche? Willst du mir meine Macht nehmen, weil ich dir nicht gehorche?“
„Was denkst du von mir? Waren wir nicht immer Freunde? Habe ich dir nicht immer vertraut? Ich habe dir Dinge durchgehen lassen, für die andere hart bestraft worden wären. Wie kannst du jetzt annehmen, ich sei so kleinlich geworden?“
„Warum willst du dann mein Siegel?“
„Um den Schein zu wahren. Oder meinst du, es würde nicht auffallen, wenn ich keinen Siegelring mehr trage? Du hast darauf bestanden, dass der Machtwechsel im Verborgenen stattfinden soll. Also?“
„Ich kann das nicht, Nemo! Das klingt alles so endgültig. Ich habe das Gefühl, ich würde deinen Tod besiegeln, wenn ich das tue.“
Seufzend ließ Nemo die Arme sinken. Irrte sich Bhoot oder schwankte der andere leicht?
„Wir hatten das doch alles schon besprochen, Bhoot. Warum machst du jetzt wieder so ein Theater? Kannst du mich denn nicht verstehen? All die Jahrtausende bin ich allein gewesen. Erst jetzt, wo mir die Zeit davon läuft, habe ich die Liebe gefunden, die ich schon so unendlich lange gesucht habe. Ich war immer der Herrscher, der über den Dingen stand. Niemals habe ich mir selbst gestattet zuzugeben, wie sehr ich Kleopatra liebe und dass ich unter dieser unerfüllten Liebe leide. Bhoot, ich weiß, dass meine Tage gezählt sind, wenn nicht noch ein Wunder geschieht. Ist es so vermessen, in der kurzen Zeit, die mir noch bleibt, ein bisschen von dem haben zu wollen, was du und Esme schon so lange habt?“
Bhoot dachte an die Kätzchen, die unter der Obhut von Billî und Soniye friedlich in ihrer Wiege

schliefen. Hatte Nemo wirklich nur noch so wenig Hoffnung? Wie sollte er das Esme beibringen? Konnte er Nemo im Stich lassen? Schweren Herzens zog er die Kette hervor, an der sein Siegel hing. Denn selbstverständlich waren Katzenpfoten nicht dazu gemacht um Ringe zu tragen.
„Danke mein Freund“, sagte Nemo und überreichte Bhoot das höchste Siegel von Atlantis. Die Ringe ähnelten sich so sehr, dass sicher niemand den Unterschied bemerken würde. Der einzige Unterschied zwischen den Ringen bestand darin, dass Bhoots blauer Siegelstein nur zwei sich kreuzende Wellen trug, während in Nemos Ring drei Wellen eingraviert waren. Billîs Siegelring, der die wenigste Macht besaß, zeigte nur eine Welle.
„Du ahnst gar nicht, welche Last du von meinen Schultern genommen hast. Und glaube bitte nicht, ich hätte diesen Schritt leichtfertig vollzogen. Ich weiß, was ich von dir verlange. Was ich von euch allen verlange.“
„Wir tun es gerne, weil du uns immer ein guter Herrscher gewesen bist.“
Dankbar legte Nemo Bhoot eine Hand auf die Schulter.

***

Sie erreichten ihr Ziel im Bruchteil einer Sekunde. Ungläubig sah Parian sich um. Das war das Plateau, dass er am Tag zuvor zufällig gefunden hatte. Doch wie sah es jetzt aus? Die saftig grüne Wiese war vertrocknet und nicht eine einzige Blume war zu sehen. Als Mahi das sah brach sie weinend zusammen. Verzweifelt grub sie mit den Pfoten in der toten Erde. Tränen mischten sich mit dem Staub und verschmierten ihr schönes goldenes Fell mit grauem Schlamm. Tiefe Verzweiflung drohte ihr den Atem zu rauben. Sie hatte all ihre Hoffnung auf diese Pflanzen gesetzt. Sicher hatte Esme sich geirrt, als sie sagte, das Allwohl würde Nemos Zustand im Endeffekt nur noch verschlimmern. Natürlich war sie die beste Heilerin von Atlantis, vielleicht sogar die beste, die es je gegeben hat und je geben würde, aber auch sie konnte sich irren. Nemos Zustand war so unglaublich kompliziert, weil sein Leben an das Leben der Insel gekoppelt war, wer konnte schon ahnen, was ihm helfen würde und was nicht? Wer verstand schon die tiefen Geheimnisse der Magie, die Atlantis und somit auch Nemo am Leben hielten? Mahi wusste, dass sich die Bewohner von Atlantis in den Tempeln versammelten, und dort für Nemo beteten. Selbst die Elfen kamen und versuchten zu helfen, in dem sie seltsame magische Rituale in den Tempeln zelebrierten. Vielleicht lag es daran, dass es Nemo wieder etwas besser ging. Mahi selbst hatte erst vor kurzem erlebt, wozu die Liebe im Stande sein kann. Nemo durfte einfach nicht sterben! Sie musste einen Weg finden ihm zu helfen!
Sie spürte Parians Hand auf ihrer Schulter. Sie war dankbar, dass er ihr half und zugleich wünschte sie sich, dass nicht er sondern Nath an ihrer Seite wäre. Sie fühlte sich schuldig, weil sie so dachte. Auch für Parian war es nicht leicht.
„Das war sein Werk“, hörte Parian eine Stimme hinter sich. Mahi sprang hastig auf die Pfoten. Mitten auf dem Plateau stand ein junger Mann mit roten Haaren, die einen angenehmen Kontrast zu seiner grünen Kleidung bildeten. Ein wenig ängstlich sah Mahi ihm entgegen. War er für all das hier verantwortlich? Konnten sie seinen Worten glauben?
„Gismeau!“ Parian rannte auf den anderen zu und umarmte ihn. „Du ahnst gar nicht, wie froh ich bin, dich endlich wieder zu sehen! Was ist passiert?“
„Parian? Wer ist das?“
Mahi war mit wenigen Schritten an seiner Seite. Ängstlich nahm sie seinen Arm und hielt sich daran fest.

„Mein Name ist Gismeau“, stellte sich der Avatar mit einer leichten Verbeugung vor. „Ich bin so etwas wie der gute Geist von Atlantis. Meine Schwester Láylà und ich haben Parian und Ebô’ney darum gebeten, Atlantis zu retten.“
„Du bist das Eichhörnchen, nicht wahr?“ Mahis Angst legte sich ein wenig und wich einer angenehmen Neugier.
Gismeau grinste breit. „Wie ich sehe, kennt man mich. Ich hoffe doch, Parian hat nur Gutes über mich erzählt?“
„Nur das Beste“, bestätigte Mahi. „Was ist hier geschehen?“
„Warum kann Mahi dich sehen?“, wollte Parian wissen.
„Dies ist ein magischer Ort. Hier ist die Energie von Gill am stärksten, so dass ich mich ohne Probleme zeigen kann, ohne dass du schlafen und träumen musst, Parian. Das ist auch der Grund, warum hier oben Pflanze wachsen können, vor allem magische Pflanzen. Leider ist Roog immer noch stärker als Gill. Als Roog erfuhr, dass es eine Medizin gibt, die Nemos Kräfte stärkt, hat er alles unternommen um den Ursprung dieser Medizin zu vernichten. Denn wenn es Nemo besser geht, stärkt das auch die Kräfte von Gill. Es gelang mir nur eine einzige Pflanze zu retten.“ Er überreichte Mahi seinen Schatz. „Ich habe sie im Morgengrauen gepflückt, kurz bevor es zum Angriff kam.“ Mahi untersuchte die Pflanze. Sie war größer als die, welche sie gepflückt hatte und es sah so aus, als hätte Gismeau alles richtig gemacht. „Ich weiß nicht, ob sie Nemo helfen wird“, fuhr der Avatar fort, „aber vielleicht wird sie anderen helfen. Es ist leider alles, was ich tun konnte.“
„Danke.“ Mahi verbeugte sich vor ihm.
„Bevor ihr geht... Auf ein Wort bitte, Parian.“
Mahi trat zurück und sah, wie Gismeau lange und eindringlich auf Parian einredete. Was er zu sagen hatte, schien dem Halbelfen nicht zu gefallen. Parian wirkte sehr ernst, als er zu Mahi kam und mit ihr ins Dorf der Katzen zurückkehrte.

***

Ebô’ney fand Parian im Pavillon. Er saß auf seinem Bett, alle Artefakte vor sich ausgebreitet.
„Was tust du da?“, erkundigte sie sich freundlich.
„Offensichtlich etwas Sinnloses. Ich habe versucht eine Gemeinsamkeit zwischen den Artefakten zu finden. Irgendetwas, das sie verbindet. Einen Hinweis darauf, wie sie uns helfen sollen. Aber egal, wie ich mich auch anstrenge, mir fällt einfach nichts ein.“
„Ich wünschte, wir würden endlich mal wieder etwas von Láylà oder Gismeau hören. Sie haben sich schon so lange nicht mehr gemeldet. Ich würde so gerne wissen, ob wir überhaupt noch auf dem richtigen Weg sind.“
Parian hätte Ebô’ney gerne etwas von der Begegnung mit Gismeau erzählt. Doch die Worte des Avatars ließen ihn schweigen. Nachdem der Avatar seine Geschichte erzählt hatte, fragte Parian, wann sie endlich alle Artefakte zusammen haben würden. Wie er befürchtet hatte, wusste Gismeau darauf keine Antwort. Er hatte versucht Parian Mut zu machen, dass er auf dem richtigen Weg sei und die Zusammenhänge erkennen würde, wenn es soweit war. Es ehrte Parian, dass der Avatar offensichtlich so viel Vertrauen zu ihm hatte. Doch das, was er zuvor erfahren musste, wollte ihm nicht aus dem Kopf gehen. Gismeaus Worte machten ihm Angst.
„Hey, was ist mit dir los? So nachdenklich kenne ich dich ja gar nicht. Ich glaube, du müsstest mal wieder richtig Spaß haben. Was hieltest du davon, wenn wir eine kleine Reise machen? Natürlich nur, wenn du noch mindestens zwei Sprünge übrig hast. Auf meiner Wanderschaft mit

Rah’ụn habe ich ein paar sehr schöne Orte kennen gelernt, die dir bestimmt auch gefallen würden. Hm, was meinst du?“
Bevor er noch etwas sagen konnte, wurden sie von großer Unruhe abgelenkt. Jetzt würde sich zeigen, ob Gismeaus Befürchtungen eintrafen. Eine kleine Gruppe Katzen lief am Pavillon vorbei.
„Habt ihr schon gehört? Rah’ụn ist wieder da!“
Es war, als hätten Ebô’neys Worte ihn hergezaubert. Hastig stopfte Parian die Artefakte in einen Beutel und versteckte ihn unter seinem Lager. Mit gespielter Freundlichkeit folgte er Ebô’ney.
Es zeigte sich, dass Rah’ụn nicht allein gekommen war. Er stellte die Schönheit an seiner Seite als Ravanna vor. Die meisten Katzen waren sofort von ihr hingerissen. Sie war groß, schlank und bewegte sich mit der Anmut eines Panthers. Langes, schwarzes Haar fiel bis zu den Hüften hinab und glänzte bläulich im Sonnenlicht. Gelbe Katzenaugen blickten neugierig in die Runde. Die Farbe der Augen erinnerte Parian kurz an die goldenen Augen seiner Mutter. Allerdings hatten diese niemals einen ähnlich verschlagenen Ausdruck gehabt. Etwas an Ravanna kam Parian falsch vor. Ein Blick zu Shah Rukh bestätigte ihm, dass sein Bruder ähnlich dachte. Das beruhigte Parian. Solange Shah Rukh an seiner Seite war würde er alles schaffen. Schließlich waren sie Brüder!

***

Es gelang Ebô’ney, Rah’ụn vor allen anderen zu sprechen. Glücklich umarmte sie ihn und schien gar nicht zu bemerken, dass er diese Umarmung nicht erwiderte.
„Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Wo bist du nur solange gewesen?“
Rah’ụns Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, seine Augen blieben jedoch kalt.
„Verzeih, Ebô, ich hatte ein paar Probleme, die ich alleine durchstehen musste.“
„Aber dann hättest du dich doch wenigstens einmal melden können! Es war genau wie damals, als du einfach so verschwunden bist. Niemand wusste, wo du warst und niemand konnte mir sagen, wie es dir geht. Ich hatte Angst dich nie wieder zu sehen!“
„Ach, meine kleine Ebô, du ahnst ja gar nicht, wie recht du mit deinen Befürchtungen hattest. Ich wollte es dir ja eigentlich gar nicht sagen, weil Parian und du scheinbar so gute Freunde seid, aber...“
„Was ist mit Parian? Bitte, du kannst mir alles über ihn erzählen. Ja, es stimmt, ich glaube ich könnte ihn mittlerweile als Freund bezeichnen, aber ich kenne ihn doch erst seit kurzem. Du bist schon viel länger mein Freund. Du hast mir so viel gezeigt, wir haben so viel zusammen erlebt, Gutes wie Schlechtes. Ich bitte dich, sag mir, was du sagen musst!“
Ein kalter Glanz erschien in Rah’ụns Augen und sein Mund verzog sich zu einem ebenso kalten Lächeln. Jetzt hatte er Ebô’ney genau da, wo er sie haben wollte.
„Ich fürchte, ich werde dir etwas über Parian erzählen müssen, was dir gar nicht gefällt. Weißt du, ich glaube, der kleine Halbelf hat sich in dich verliebt. In jener Nacht, als ich verschwunden bin, kam er zu mir und sagte, ich solle dich endlich in Ruhe lassen. Er habe mich durchschaut und wisse, was für ein Halunke ich sei. Ich würde dich ja eh nur wieder unglücklich machen und wenn ich nicht sofort wieder aus deinem Leben verschwände, dann würde er schon dafür sorgen, dass ich dich nie wieder sehen würde.
Ich habe natürlich versucht ihm klar zu machen, dass du diejenige sein musst, die entscheidet, wen von uns beiden du in deiner Nähe haben möchtest. Weder Parian noch ich haben ein Recht einfach so darüber zu entscheiden. Doch das wollte der eifersüchtige Trottel natürlich nicht

hören. Er wurde immer wütender und zog schließlich ein Messer.“
Während er seine Lügengeschichte vor Ebô’ney ausbreitete, hatte Rah’ųn begonnen sein Hemd aufzuknöpfen. Mit gespielt trauriger Miene zeigte er Ebô’ney eine lange Narbe, die sich schräg über seinen ganzen Oberkörper zog. Sie stammte von einem Kampf mit einem wildgewordenen Eber, den er schon vor mehr als hundert Jahren gekämpft hatte, doch für Ebô’ney war sie neu.
„Als ich versuchte, Parian zu beruhigen, ging er auf mich los. Ich muss zugeben, ich trage selbst nicht gerade wenig Schuld an dieser Verletzung. Ich habe den kleinen Kerl einfach unterschätzt. Hätte ich vorher gewusst, wie eifersüchtig er ist, dann wäre ich vorbereitet gewesen und er hätte mir nicht diese schreckliche Wunde zufügen können.“
Mit zitternden Händen strich Ebô’ney über die Narbe.
„Das...“ Sie musste schlucken. „Das war... *er*?“
„Ich fürchte ja, liebste Ebô. Deswegen war ich gezwungen dich so lange alleine zu lassen. Wir haben diesen Kampf tief im Wald ausgefochten. Es gelang mir noch, Parian zu verletzen, dann wurde ich ohnmächtig, weil ich so viel Blut verlor. Ich kann von Glück sagen, dass Ravanna zufällig in der Nähe war und mich fand. Sie ist leider keine so gute Heilerin wie die Katzen, aber es gelang ihr, mein Leben zu retten. Es hat halt nur ein wenig länger gedauert. Schon nach wenigen Stunden bekam ich hohes Fieber, was mich zusätzlich schwächte. Ravanna sagte, es könne nur daran liegen, dass Parians Messer vergiftet gewesen war. Zum Glück hat sie länger in der Nähe der Elfen gelebt und kennt ihre Giftkräuter und auch deren Gegenmittel. Glaub mir, ohne sie stünde ich jetzt nicht vor dir. Sie hat lange und hart um mein Leben gekämpft.“
„Dafür werde ich ihr ewig dankbar sein! Meinst du, ich kann ihr eine Freude machen? Sie hat doch so schöne lange Haare. glaubst du, meine silberne Haarspange wäre ein passendes Geschenk für sie? Würde sie sich darüber freuen?“
„Aber Ebô!“ Rah’ųns Augen weiteten sich in gespieltem Entesetzen. „Deine silberne Haarspange ist ein Geschenk deiner Großmutter! Selbst in der größten Not hast du dich stets geweigert sie einzutauschen, weil so viele schöne Erinnerungen daran hängen. Ich bin sicher, diese schöne Haarspange würde Ravanna sehr gut gefallen, es handelt sich schließlich um höchste Silberschmiedekunst, aber dieses Geschenk kann sie unmöglich annehmen!“
„Aber sie hat dein Leben gerettet. Und dein Leben ist mir mehr wert als diese doofe Haarspange!“
„Weißt du was? Du bist ein Engel!“
Rah’ųn beugte sich vor und küsste Ebô’ney. Sein Kuss war genauso kalt und gefühllos wie die Küsse von Ravanna. Er besaß überhaupt nur noch sehr wenige Gefühle, doch das bemerkte er kaum.
„Ich fürchte, ich muss dir noch etwas sagen, mein Schatz.“
Ebô’ney sah ihn aufmerksam an. Mit einem Seufzer, der erstaunlich echt klang, fuhr er fort: „Ich befürchte, dass Parian es nicht gut finden wird, dass ich jetzt wieder an deiner Seite bin. Es könnte sein, dass er etwas unternimmt um dich gegen mich aufzubringen. Bitte sei vorsichtig, liebste Ebô!“
Ebô’ney nickte ergeben. Sie würde alles tun, was Rah’ųn von ihr verlangte. Noch regte sich leiser Widerstand in ihrem Herzen. Konnte Parian wirklich so gemein sein? Aber hatte er sich nicht eine Verletzung zugezogen, kurz nachdem Rah’ųn verschwunden war? Eine Verletzung, wie man sie nur im Kampf erlangen kann? War das nicht der unwiederbringliche Beweis, dass Rah’ųns Worte der Wahrheit entsprachen?

***

Rah’ụn tischte eine abenteuerliche Geschichte über seine lange Abwesenheit auf, die jeder zu glauben schien, außer Shah Rukh und Parian. Dennoch blieben sie in seiner und Ravannas Nähe und bemühten sich freundlich zu tun. Nichts sollte darauf hindeuten, dass sie ihm nicht über den Weg trauten. Gegen Abend gab es zu Ehren der Gäste ein großes Festessen. Noch immer schien alles normal. Fast war Parian geneigt zu glauben, dass es ein Abend wie jeder andere werden würde. War sein Misstrauen vielleicht doch umsonst gewesen?
Du musst ihr befehlen die Artefakte zu suchen!
Parian erschrak, als er plötzlich die fremden Gedanken in seinem Kopf vernahm. Shah Rukh warf ihm einen besorgten Blick zu. Parian schlug kurz die Augen nieder und sein Bruder verstand. Mit steifen Knien erhob Shah Rukh sich und gab vor, einen kleinen Spaziergang machen zu wollen.
„Nimmst du mich mit?“ erkundigte sich Parian. „Wir könnten zu unserem Aussichtsplatz gehen. Irgendwie ist mir mal wieder danach, im Dunkeln zu sitzen und die Stadt zu betrachten.“
„Das ist eine sehr gute Idee. Wollen wir uns ein paar Decken mitnehmen, falls wir wieder einschlafen?“
„Wenn ich auch ein Kissen haben kann?“
Sofort eilten ein paar Katzen und brachten ihnen Decken und Kissen. Wie zufällig berührte Parian Shah Rukh am Arm. Selbstverständlich hatte die unheimliche Frauenstimme befohlen, dass die Katzen so handeln sollten. Ihnen beiden war klar, dass es sich bei der fremden Stimme um Ravanna handeln musste. Allerdings konnte Parian sich noch nicht ganz erklären, warum er ihre Gedanken so deutlich hören konnte.
Sie entfernten sich vom Dorf der Katzen. Der Weg zum Aussichtspunkt führte sie vom Pavillon weg, also genau in die richtige Richtung. Sie gingen so lange, bis man sie vom Dorf aus nicht mehr sehen konnte, dann schlugen sie einen Bogen zum Pavillon. In seiner Nähe legten sie die Decken hinter einem dichten Strauch auf den Boden und machten es sich gemütlich. Sie mussten nicht lange warten.
Der Moment ist günstig. Lass sie jetzt die Artefakte suchen gehen. Ich bin sicher, sie weiß, wo sie sind. Sie vertraut dir, also wirst du sie auch beeinflussen können. Vertrau mir, diesmal wird dir nichts geschehen. Los! Wir sollten diese Chance nicht verstreichen lassen!
Es dauerte nicht lange, da näherte sich ein schwankendes Licht dem Pavillon.
„Es ist so weit“, flüsterte Shah Rukh. „Und du bist dir sicher, dass du keine Hilfe brauchst?“
„Nein“, gab Parian ebenso leise zurück. „Mit ihr werde ich schon fertig. Außerdem bist du schnell bei mir, wenn etwas passieren sollte. Ich denke, es ist besser, wenn du erstmal im Versteck bleibst.“
„Sie hat den Pavillon erreicht. Vielleicht irren wir uns ja.“
„Das wünsche ich mir von ganzem Herzen. Bis gleich!“
Wie ein Schatten verschmolz Parian mit der Nacht. So sehr Shah Rukh sich auch anstrengte, er konnte nichts sehen. Das machte ihn nervös. Wie lange würde er hier liegen und warten müssen? Wenn Ebô’ney tatsächlich unter Rah’ụns Einfluss stand, dann konnte die ganze Aktion sehr gefährlich für ihn werden. Immerhin hätte Rah’ụn Shah Rukh beinahe benutzt um Parian zu töten. Shah Rukh lief es immer noch eiskalt den Rücken hinunter, wenn er daran dachte. Es leuchtete ihm ein, dass die andere Seite einen gewissen Vorteil darin sah, Parian umzubringen. Immerhin sammelte er die Artefakte, die anscheinend über Sieg und Niederlage in diesem undurchsichtigen Spiel entschieden.
Shah Rukh bemerkte, wie seine Handflächen feucht wurden. Ihm würden doch jetzt nicht etwa

die Nerven durchgehen?
Endlich sah er einen wohlbekannten Schatten im schwachen Licht des Pavillons. Deutlich hört er die Stimme seines Bruders.
„Was machst du da mit meinen Sachen?“
Shah Rukh sah zwei Schatten, die mit einander rangen.
Hoffentlich geht das gut, dachte er bei sich. War Parian nicht eben zusammengezuckt? Fast war er versucht aufzuspringen und seinem Bruder zur Hilfe zu eilen. Doch das würde ihren ganzen Plan zunichte machen.
Etwas lenkte ihn ab. Angestrengt starrte er in die Dunkelheit. Er glaubte einen sich bewegenden Schatten zu sehen. Einen großen Schatten, der noch dunkler war als die Nacht. Ob Parians Vermutung stimmte, dass Ravanna und der Panther ein und die selbe Person waren? Das würde immerhin erklären, warum Parian ihre Gedanken hören konnte. Und warum es Rah’ųn angeblich gelungen war die Bestie zu töten.
Ein lautes Krachen lenkte Shah Rukhs Aufmerksamkeit wieder auf den Pavillon.

***

Ebô’ney war stärker, als er erwartet hatte. Dennoch glaubte er, mit ihr fertig zu werden bis sie ein Messer zog.
Befehle ihr ihn zu töten!, bohrte sich Ravannas Befehl in seinen Kopf. *Er ist an allem Schuld, auch an deinen Verletzungen. Sie muss ihn töten!*
Da wusste Parian, dass er mit allem rechnen musste.
Es gelang ihm, dem ersten Stich auszuweichen, der zweite verletzte ihn leicht an der Schulter. Ebô’ney nutzte die Ablenkung. Sie war mit einem Satz am Bett, nahm den Beutel mit den Artefakten, den sie bereits hervorgekramt hatte, und warf ihn im hohen Bogen in die Nacht. Das Messer drohend erhoben wandte sie sich wieder zu Parian um. Erneut gelang es ihm nicht, ihr auszuweichen. Das Messer bohrte sich in seinen linken Oberarm. Weil ihm nichts anderes mehr einfiel, holte er mit dem gesunden Arm aus und gab Ebô’ney eine schallende Ohrfeige. Erschrocken ließ sie das Messer los, das noch immer in seinem Arm steckte. Der Schlag war so heftig gewesen, dass sie gegen das Bett taumelte. Ihr starrer Blick belebte sich wieder ein wenig. War das das Zeichen, dass Rah’ųns Bann von ihr wich? Doch noch schien der Kampf nicht beendet zu sein. Ebô’ney zauberte ein weiteres Messer hervor und stürzte sich erneut auf Parian. Es gelang ihm, ihr den Dolch mit der krummen Klinge aus der Hand zu winden. Heftig stieß er Ebô’ney von sich weg. Sie stolperte über einen kleinen Schemel und landete unsanft auf dem Boden, wobei sie einen Kerzenständer mit sich riss. Außer sich vor Wut versuchte sie aufzustehen. Doch ihre Füße hatten sich in dem Schemel verhakt, so dass sie erneut zu Boden fiel. Sie schrie wütend auf und schmetterte das lästige Möbel gegen eine Säule, wo es krachend zerbrach. Parian versuchte ihr aufzuhelfen, doch sie schlug seine Hand zur Seite. Immerhin schien ihre Wut Rah’ųns Bann endgültig gebrochen zu haben.
„Entschuldige bitte, Ebô’ney, ich...“
„Du Idiot!“, schrie sie ihm wütend entgegen und kam endlich wieder auf die Beine. „Wie kannst du es wagen, mich so feste zu schlagen? Das werde ich dir nie verzeihen! Du Grobian, du... Sieh dir nur an, was du angerichtet hast!“ Sie zeigte auf ihre Bluse, die von einem langen Riss sowie mehreren Wachs- und Brandflecken völlig ruiniert war. „Das war meine Lieblingsbluse!“
Parian zwang sich ruhig zu bleiben. Es war ihm nicht entgangen, dass Ebô’neys Lieblingsbluse von einigen seiner schönsten Knöpfen zusammengehalten wurde. Aber das hatte wohl nichts zu

bedeuten...
„Sollte ich etwa zulassen, dass du mich noch weiter mit dem Messer maträtierst? Sieh dir lieber einmal an, was du angerichtet hast!“ Er zeigte auf seinen Arm, aus dem immer noch der kurze Griff des Messers ragte. „Bis zum Heft hast du mir dein blödes Messer in den Arm gerammt. Und du beschwerst dich über eine kleine Ohrfeige und eine kaputte Bluse. Ich lasse dir ja schon vieles durchgehen, aber wenn mein Leben in Gefahr ist muss ich mich einfach wehren. Das solltest selbst du einsehen.“
„Hast du einen Knall? Ich weiß ja nicht, was hier gespielt wird, aber das geht zu weit! Warum sollte ich mit dem Messer auf dich losgehen?“
„Vielleicht, weil du mir die Artefakte stehlen wolltest?“
„Du solltest dir von den Katzen mal den Kopf untersuchen lassen! Hast du schon vergessen? Wir stehen auf der gleichen Seite! Gismeau und Láylà haben uns beide damit beauftragt die Artefakte zu finden und damit Atlantis zu retten. Warum sollte ich sie dir jetzt stehlen wollen?“
„Dann leugnest du also, dass du den Beutel, in dem sich die Artefakte befanden, unter meinem Bett hervorgekramt und in die Nacht geworfen hast?“
„Selbstverständlich leugne ich das! Wie kannst du nur solch einen Unsinn behaupten?“
„Vielleicht, weil deine Hände grün sind? Die Farbe war am Beutel. Jeder, der ihn berührt, bekommt grüne Hände. Außer mir, natürlich. Das ist einfachste Elfenmagie.“
„Ich habe es ja schon immer gewusst, dass du nichts weiter als ein hirnloser Elf bist. Ich wette, du hast meine Hände grün gehext, damit du mich jetzt mit diesen unsinnigen Anschuldigungen konfrontieren kannst. Ich habe keine Ahnung, was du damit bezwecken möchtest. Aber eines hast du mit dieser Aktion gewiss erreicht: Ich hasse dich! Ich hasse dich mehr, als ich es je zuvor getan habe. Rah’ụn hatte ganz recht, als er mich vor dir gewarnt hat! Er hat genau vorausgesehen, dass du mir solch eine hinterhältige Falle stellen würdest, damit du die Artefakte alleine finden und den Ruhm für die Rettung von Atlantis ebenfalls alleine einheimsen kannst. Und ich Idiotin habe dich auch noch verteidigt, weil ich dachte, du hättest dich geändert. Aber das hast du leider nicht. Weißt du was? Du kannst mir in Zukunft gestohlen bleiben!“ Damit machte sie auf dem Absatz kehrt und verließ den Pavillon. An der Treppe drehte sie sich noch einmal um. „Und nur damit du es weißt, es ist mir so was von egal, was mit diesen verdammten Artefakten geschieht, das glaubst du gar nicht!“ Mit diesen Worten verschwand sie in die Nacht.
Parian folgte ihr langsam und schlug die Richtung ein, in die der Beutel mit den Artefakten geflogen war. Er war traurig über das, was geschehen war. Er liebte Ebô’ney noch immer und es tat ihm weh, dass sie ihn so behandelte. Er versuchte sich einzureden, dass sie nichts dafür konnte, dass sie immer noch unter dem Einfluss von Rah’ụn stand und dass sie sich ihrer wahren Gefühle vielleicht wieder besinnen würde, wenn sie Rah’ụn aus dem Weg geschafft hatten.
Von einer Sekunde auf die andere spürte er ein unglaubliches Triumphgefühl.
„Parian! Was ist geschehen?“, rief Shah Rukh laut und kam auf ihn zu gerannt. Es tat gut, die Nähe des Bruders zu spüren.
„Ebô’ney hat mich bestohlen. Sie hat die Artefakte geraubt und in diese Richtung geworfen. Ich hoffe nur, dass die kleine Statue nicht zerbrochen ist.“ Auch Parian sprach so laut, dass man ihn auf der ganzen Insel verstehen konnte.
„Ich helfe dir suchen, ja?“
„Danke, bhaiya[12]. Ich glaube, hier müsste es irgendwo gewesen sein.“
Sie suchten hektisch den Boden ab. Erst ein kehliges Knurren ließ sie wieder aufblicken. Vor ihnen stand der Panther. Der helle Beutel, in dem sich die Artefakte befanden, hob sich deutlich

12 Bruder, auch großer Bruder

von dem dunklen Fell ab. Ängstlich bewegten sie sich rückwärts von dem gefährlichen Tier weg sorgsam darauf bedacht nur ja keine hektische Bewegung zu machen. Der Panther knurrte erneut. Das Gefühl in Parian, alles gewonnen zu haben, verstärkte sich noch. Dann wandte sich die Raubkatze plötzlich um und verschwand in der Dunkelheit. Sie sah nicht mehr, wie ihre scheinbaren Opfer triumphierend lächelten und sich zufrieden die Hand reichten.

***

Drei Tage später waren Parians Wunden dank Esmes geheimnisvollen Künsten wieder verheilt. Auch Kleopatra ging es wieder besser. Sie konnte endlich aufstehen und das nahm Nemo zum Anlass eine traurige Pflicht zu erfüllen.
„Hiermit eröffne ich die Verhandlung gegen Yasę. Ihm wird vorgeworfen, in einem heimtückischen Attentat Kleopatras Leben gefährdet und die Heilerin Mahi verletzt zu haben. Die Schwere der Verletzungen, die Kleopatra davongetragen hat, lässt den Schluss zu, dass es sich um einen Mordanschlag handelte. Kleopatra verdankt ihr Leben allein der aufopfernden Pflege der Heilerin Mahi. Ich frage den Angeklagten, hast du etwas zu deiner Verteidigung zu sagen?“
„Sie soll verrecken! Ohne diese räudige Katze hätte ich mein Ziel erreicht. Diese schwarze Hexe hat meinen Bruder ohne Grund ermordet. Warum werde ich bestraft und sie nicht?“
Kleopatra erhob sich schwankend. „Ich bedaure den Tod deines Bruders. Ich bedaure jeden Tod, für den ich verantwortlich bin. Ich war von meiner Macht verblendet.“
„Da!“, ereiferte sich Yasę. „Die Hexe gibt es sogar noch zu!“
„Ja, ich bin für den Tod vieler Menschen verantwortlich. Viel zu vieler Menschen. Ginge es nur um mich, würde ich dir Recht geben, dass ich den Tod verdient hätte. Aber du hast auch eine Katze verletzt. Und das ist unverzeihlich. Mahi hat nichts mit unserem Streit zu tun. Sie ist so unschuldig wie ein neugeborenes Lamm. Zudem ist sie meine Freundin. Deswegen kann und werde ich dir niemals vergeben können, dass du ihr weh getan hast. Ginge es nach mir, müsstest du allein für dieses Verbrechen hart bestraft werden. Aber ich bin nicht in der Position eine solche Forderung zu stellen. Es gibt andere, die über dich richten werden.“
Im Saal herrschte Totenstille. Niemand hatte die Gerüchte glauben wollen, dass die grausame Kleopatra sich verändert hatte. Einige fühlten sich enttäuscht, weil sie ihnen nicht das Schauspiel lieferte, das sie erwartet hatten. Andere waren tief beeindruckt von den schlichten Worten der Königin. Jemand klatschte. Andere schlossen sich an.
„Vivat Kleopatra!“
Der Ruf verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Gerührt und verlegen versuchte die Königin das Volk zum Schweigen zu bringen. Es dauerte lange, bis auch der Letzte verstummte. Yasę warf einen hasserfüllten Blick in die Runde. Er war immer noch nicht dazu bereit, seine Einstellung zu überdenken. Stattdessen richtete er seinen Hass nun auch gegen die Zuschauer. Sah denn niemand, wie verdorben diese Hexe war? Die Verhandlung ging weiter. Doch sie interessierte Yasę nicht mehr.
„Darum frage ich das Volk von Atlantis, was mit Yasę geschehen soll“, schloss Nemo und Yasę horchte auf.
„Hängt ihn!“, rief der erste in den Raum.
„Jagt ihm einen Pfeil in die Lunge, wie er es bei Kleopatra getan hat, und lasst ihn langsam verbluten und ersticken“, rief ein zweiter und erntete großen Applaus.
Kleopatra hob die Hände. Schlagartig waren alle ruhig und hingen gebannt an ihren Lippen.

„Ich will nicht, dass Yasę durch einen von euch den Tod findet. Es sind schon zu viele meinetwegen gestorben und ich weiß, wie sehr ein Mord belasten kann. Gibt es denn keine andere Lösung?“
Ein einzelner Mann erhob sich und bat um Gehör. Staunend erkannte Kleopatra, dass es sich um Shah Rukh handelte.
„Ich denke, die meisten von euch haben davon gehört, wie meine erste Begegnung mit Kleopatra verlaufen ist. Glaubt mir, niemand ist glücklicher über ihren Wandel als ich. Deswegen denke ich, dass ihrem Wunsch entsprochen werden sollte.“
„Ich danke, dir, Shah Rukh-ji“, sagte Kleopatra und es klang aufrichtig. „Aber hast du auch eine Idee, wie das geschehen könnte?“
„Vielleicht. In meiner Welt gab es einmal Seefahrer, die davon lebten andere auszurauben. Manchmal kam es vor, dass sie mit ihrem Kapitän nicht zufrieden waren oder bestraft wurden, weil sie sich unrechtmäßig an der Beute vergriffen hatten. Diese Seefahrer kannten eine Art der Bestrafung, die man eventuell auf Yasę anwenden könnte.“
„Ich glaube, ich ahne, worauf du hinaus willst, mein Sohn. Bitte sprich weiter“, sagte Nemo.
„Wurde ein solcher Seefahrer eines Verbrechens für schuldig befunden, fuhr man in die Nähe einer unbewohnten Insel. Man gab ihm genügend Proviant und Wasser für die nächsten Tage und setzte ihn auf der Insel aus. War der Seefahrer geschickt, gelang es ihm sich eine Hütte zu bauen und genug zu essen und zu trinken zu finden um zu überleben. Mein Vorschlag wäre, dass Parian Yasę in die Berge bringt. Yasę erhält Wasser und Proviant für eine paar Tage, so dass er die Chance hat, ein Dorf zu suchen, in dem er unterkommen kann. So ist er für sein Schicksal selbst verantwortlich und niemand muss sich die Hände schmutzig machen.“
Nemo nickte bedächtig. Dann wandte er sich an Parian. „Bevor wir entscheiden, ob Yasę auf diese Art bestraft werden soll, möchte ich von dir wissen, ob du bereit bist, die Strafe zu vollstrecken.“
„Wenn sicher gestellt wird, dass Yasę mich nicht angreifen und töten wird, wenn wir alleine in den Bergen sind, ja.“
„Es gibt ein Kraut, das verursacht eine leichte Muskellähmung“, meldete sich Soniye zu Wort. „Man ist immer noch in der Lage sich zu bewegen, aber die Bewegungen sind langsam und kraftlos. Die Wirkung hält maximal zehn Minuten an. Auf diese Weise wäre Parian geschützt und wir bringen Yasę nicht unnötig in Gefahr.“
„Das Volk möge abstimmen, ob dies die geeignete Art der Bestrafung ist.“
Wer mit dem Urteil einverstanden war, erhob sich. Als Shah Rukh sich umsah schien niemand mehr auf seinem Stuhl zu sitzen. Damit war das Urteil akzeptiert worden und wurde auch sogleich vollstreckt. Die Zuschauer verließen den Saal und es schien, als sei nichts geschehen.
Im Nachhinein kamen Shah Rukh Zweifel, ob er wirklich so eine gute Idee gehabt hatte. Hieß es nicht, dass man sich im Leben immer zweimal begegnete?

Musikalisches Feuergrün und violetter Glanz

Ebô’ney saß auf einer Lichtung im Wald, weit entfernt von dem Dorf der Katzen. Sie erinnerte sich daran, wie glücklich sie dort einmal gewesen war. Es schien, als habe Parian dieses Glück zerstört. Noch immer glaubte sie, seine Hand auf ihrer Wange zu spüren. Wenn sie in den Spiegel sah konnte sie kaum glauben, dass der Abdruck seiner Hand nicht mehr zu sehen war. Doch die Rötung war recht schnell verblasst. Und streng genommen war sie auch froh darüber. Nichts sollte sie mehr an diesen dreckigen Elfen und seine ungeheuren Anschuldigungen erinnern. Sie schämte sich dafür, dass sie ihm je vertraut hatte, nach allem, was Elfen ihr und ihrer Familie angetan hatten.
Jemand setzte sich neben sie, legte einen Arm um sie. Langsam lehnte sie sich gegen dir dazugehörige Schulter. Wenigstens er hielt noch zu ihr.
„Wir müssen weiter, Ebô. Ravanna sagt, wenn wir uns beeilen, dann erreichen wir unser Ziel noch vor Anbruch der Dunkelheit. Du wirst sehen, wenn wir erst einmal dort sind, dann wird es dir besser gehen. Du musst vergessen, Ebô. Jeder macht einmal einen Fehler, doch das darf nicht dein ganzes Leben zerstören!“
Rah’un erhob sich und reichte ihr die Hand. Ebô’ney schlug ein und ließ sich hochziehen. Vielleicht hatte er ja Recht.

***

Ein paar Stunden nach der Vollstreckung des Urteils, saßen Shah Rukh und Parian zusammen. Nachdenklich spielte Parian mit dem Muschelknopf, dem ersten Artefakt, das er gefunden hatte.
„Ich weiß, ich sollte mich jetzt erleichtert fühlen, aber ich bin es nicht.“
Shah Rukh griff nach der Muschel, die Parian kurz nach dem ersten Artefakt am Strand gefunden hatte. Gut erinnerte Parian sich noch an die ersten Teleportersprünge, besonders an die nasse Hose, die ihm dieser Sprung eingebracht hatte. Wie nichtig erschien ihm der Ärger von damals im Vergleich zu seinen heutigen Problemen.
„Ich verstehe, was du meinst, Kleiner. Yasę ist bestraft und kann keinen Ärger mehr machen. Zumindest hoffe ich das. Dank der Warnung von Gismeau ist es dir gelungen, den Diebstahl der Artefakte abzuwenden. Und dennoch bleibt ein schaler Nachgeschmack.“
Parian fuhr mit dem Finger die Konturen des muschelförmigen Knopfes nach. „Ich frage mich, was geschieht, wenn Ravanna merkt, dass ihre Artefakte nur einfache Knöpfe sind. Wie gut, dass ich aus lauter Langeweile schon vor Wochen Duplikate von allen Artefakten geknopft habe. So musste ich nur noch die Trümmer der kleinen Statue anfertigen. Schade, dass es mir nicht gelungen ist, den Frauenkopf am Stück nachzubilden. Sie ist schön, findest du nicht auch?“
„Sag mal, überkommt dich nicht auch das Gefühl, dieses Gesicht schon einmal gesehen zu haben?“
„Nein, ich wüsste nicht wo.“
„Ich bin mir auch nicht wirklich sicher. Ich hasse dieses Gefühl. Aber je länger ich sie betrachte, um so stärker glaube ich, sie schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Nicht als Person, sondern als Bild... Nein, so sehr ich mich auch anstrenge, es will mir einfach nicht einfallen.“
„Dann hör auf, darüber nachzudenken. Wenn du Glück hast fällt es dir dann ein.“
„Vielleicht hast du Recht. Hast du noch mal was von Ebô’ney gehört?“, fragte Shah Rukh.
„Nur, dass sie immer noch unauffindbar ist. Sie war wohl tödlich beleidigt, weil ich sie geohrfeigt habe. Ich meine, irgendwo kann ich sie ja auch verstehen.“

„Ich weiß auch, dass man keine Frauen schlagen soll. Aber was hättest du denn tun sollen? Immerhin hat das den Bann gebrochen, unter dem sie stand.“
„Wer weiß, was sie mir sonst noch angetan hätte. Eigentlich hatte ich ja gehofft, dass ihre Gefühle für mich stärker gewesen wären als der Bann, unter dem sie stand. Ich meine, dir ist es doch auch gelungen dich gegen Rah’ụn zu wehren.“
„Da hat ihm aber diese Ravanna noch nicht geholfen. Ich wette, sie hat seine Kräfte noch verstärkt. Kopf hoch, Kleiner, noch ist nicht alles verloren. Wir haben zwar noch nicht den Krieg, aber immerhin diese Schlacht gewonnen. Main hoon na[13], ich werde alles tun um dir zu helfen auch die nächsten Schlachten zu gewinnen!“
„Wenn du das sagst, klingt es ganz einfach“, seufzte Parian.
„Weil es einfach ist“, versuchte Shah Rukh seinen Bruder aufzumuntern.
Erneut fiel sein Blick auf die Statue aus dem Taj Mahal Tempel. Es wollte ihm nicht einfallen, woher er diese Dame kannte...

***

Sie wanderte nun schon seit mehr als zwei Monden quer über die Insel. Sie erinnerte sich, diese Wanderung schon einmal in entgegengesetzter Richtung vorgenommen zu haben. Damals war sie noch jung, zu jung, um etwas von Politik zu verstehen. Das Gerede der Alten interessierte sie nicht. Sie war jung und wollte Spaß haben. Damals träumte sie davon, ewig an Moons Seite leben zu können. Hätte man ihr gesagt, dass ein Ziel der Wanderung darin bestand, sie auf ewig von Moon zu trennen, sie hätte sich noch stärker gewehrt, als sie es ohnehin schon getan hatte. Das alles war nun schon so lange her, dass es ihr manchmal schien, als habe sie die schöne Zeit mit Moon nur geträumt. Wie frei und ungebunden waren sie damals gewesen? Es scherte sie nicht, dass sie jeden Tag Ärger mit den Alten bekamen. Schließlich hatten Mama und Papa Moon immer ein offenes Ohr für sie. Wenn sie sich mal wieder mit ihren Eltern gestritten und sie sich zu Moon geflüchtet hatte, dann wünschte sie sich von ganzem Herzen, seine Eltern könnten auch die ihren sein. Sie liebte die Geschichten aus der anderen Welt, die Papa Moon erzählte. Sie waren voller Liebe und Abenteuer. Auf die Liebe hätte sie damals gut verzichten können, aber die Abenteuer waren genau nach ihrem Geschmack. Papa Moon war der einzige von den Alten, auf den sie hörte. Was er oder Mama Moon sagten, war wie ein Gesetz für sie.
Doch dann hatte ihre Familie den Clan verlassen, um am anderen Ende der Insel einen neuen Clan zu gründen. Wenn ihre Mutter besonders schlechter Laune war, weil das Leben auf der anderen Seite der Insel längst nicht so gut war, wie sie es sich erhofft hatte, dann schimpfte sie mit ihr und gab ihr die alleinige Schuld dafür, dass sie aus dem alten Clan vertrieben worden waren. Zunächst fühlte sie sich deswegen auch schrecklich schuldig. Doch als sie älter wurde, fand sie heraus, dass die Streiche, die sie und Moon den Alten immer gespielt hatten, nur ein Grund von vielen gewesen waren. Es hatte den Anschein, als habe ihr Vater versucht, das Oberhaupt des Clans zu stürzen und die Macht an sich zu reißen. Sie hatte nur das Pech ein besserer Sündenbock zu sein als das Oberhaupt ihrer Familie.
Die Zeit verging und Moon war kaum mehr als eine bittersüße Erinnerung aus einer längst vergangenen Zeit. Sie sprach nicht über den einzigen Freund, den sie je gehabt hatte, denn niemand teilte ihre Erinnerungen. Und auch, wenn der Schmerz irgendwann nachließ, verschwand er doch nie ganz. Sie wurde ein Kind der Nacht, schlief am Tag und war besonders in Vollmondnächten immer an der Stelle zu finden, von der aus man den Mond am besten

13 Ich bin (für dich) da.

betrachten konnte. Sie wurde zur Außenseiterin, zur schrulligen Tante, die als abschreckendes Beispiel für kleine Kinder diente. Doch das war ihr egal. Sie interessierte sich nicht für den Mädchenkram, den die anderen Frauen ihres Clans so liebten. Sie wollte kämpfen! Also sah sie den Männern bei ihren Übungen zu und bald war sie besser als der Stärkste von ihnen. Mangelnde Größe und Kraft machte sie durch Klugheit und Gewandtheit wieder wett. Sie kämpfte gegen alles, was sich ihr in den Weg stellte. Doch ihre eigentlichen Gegner konnte sie nicht bekämpfen: Angst und Einsamkeit.
Vor etwas mehr als zwei Monden dann erreichte eine seltsame Nachricht ihren Clan. Sie lebten so abgeschieden, dass sie selten Besuch bekamen. Nur so ließ sich erklären, dass sie erst so spät erfuhr, dass Moon von seinem Clan ausgestoßen worden war. Es war das erste Lebenszeichen ihres alten und einzigen Freundes und es machte sie überglücklich. Moon war noch am Leben! Er hatte nicht das ungewisse Schicksal seiner Eltern geteilt. Er lebte noch und sie würde ihn wieder finden! Sie musste ihn einfach wieder finden und sehen, dass es ihm gut ging. Nur so konnte sie die Dämonen in ihrem Innern endlich zum Schweigen bringen.

***

Seit dem Verschwinden von Ebô'ney war Parian sehr ruhig geworden. Zusammen mit seinen Freunden überlegte Shah Rukh, wie sie den Halbelfen aufmuntern könnten. Alle noch so gut gemeinten Versuche schlugen fehl und schienen die Lage nur noch zu verschlimmern. So zogen einige Wochen dahin. Nur Nemo lebte sichtlich auf. Die Liebe zu Kleopatra gab ihm neue Kraft und die ganze Insel nahm Anteil an seinem Schicksal. Plötzlich gab es scheinbar kaum noch Streit auf Atlantis. Die Audienzen, die Nemo noch immer täglich gewährte, waren kaum besucht, so dass sie meist schon nach einer Stunde beendet waren. Übernahm Billî die Audienzen, kamen mehr Leute und er verbrachte seine Zeit damit, unwichtige Streitereien zu schlichten. Es hatte den Anschein, als wollten die Bewohner von Atlantis ihren Herrscher schonen und so trugen sie ihm nur noch die wirklich wichtigen Dinge vor.
Mit der Zeit begann auch Billî sich zu verändern. Immer öfter ging er in den Kristallpalast und blieb bis spät in die Nacht. Besonders auffällig veränderte sich jedoch sein Verhältnis zu seinem großen Bruder. Dem Kater war natürlich längst aufgefallen, dass Nemo neuerdings den Siegelring seines Bruders trug. Billî versuchte sich nicht anmerken zu lassen, dass er wusste, was vor sich ging, konnte jedoch nicht verhindern, dass er Bhoot mit noch mehr Respekt behandelte. Immerhin war dieser nun der Herrscher von Atlantis, auch wenn es niemand wissen durfte. Das brachte Billî manchmal in arge Gewissensnot. Er war sehr froh, in Soniye eine so verständnisvolle Partnerin gefunden zu haben. Sie stellte keine Fragen und war einfach nur an seiner Seite, wenn er sie brauchte. Sie war scheinbar die einzige Konstante in seinem Leben, auf die er sich in diesen Zeiten des Wandels noch verlassen konnte.

***

Eines Abends stand der Vollmond hinter der Stadt von Atlantis. Er war ungewöhnlich groß und rot.
„Es heißt, der Blutmond ist ein Vorbote für schlechte Dinge", sagte Parian leise.
„Vielleicht signalisiert er auch einfach nur eine Veränderung", gab Shah Rukh ebenso leise zurück.
„Die wenigsten Veränderungen sind gut."
„Und mein Bruder war eigentlich immer ein Optimist."

„Es tut mir leid, Shah Rukh, aber seit Ebô'ney weg ist habe ich das Gefühl, dass auch meine Gaben verschwunden sind. Wenn ich teleportieren will, gelingen mir nur noch ganz kleine Sprünge. Und die Artefakte spüre ich auch nur noch, wenn ich mich in ihrer unmittelbaren Umgebung befinde. Langsam glaube ich, dass unser Gegner die Artefakte gar nicht in seine Finger bekommen muss. Es reicht vollkommen, wenn er mir Ebô'ney wegnimmt. Ohne sie bin ich ein Nichts, Shah Rukh!"
„Das stimmt nicht, Parian und das weißt du auch! Du musst unbedingt auf andere Gedanken kommen. Und ich weiß auch schon wie."
Shah Rukh griff unter den umgestürzten Baumstamm, der ihnen als Sitzgelegenheit diente, und zog zwei große Rucksäcke hervor.
„Essen für ein paar Tage, so wie Decken und ein paar Kleinigkeiten, die man auf einer Wanderung gebrauchen kann."
„Wanderung?", echote Parian verständnislos.
„Ja, Wanderung. Die anderen kommen eine Weile ganz gut ohne uns zurecht. Da dachte ich, wir nehmen uns ein bisschen Proviant mit und erkunden die Gegend. Wir marschieren einfach drauf los und sehen, wohin uns unsere Füße tragen."
„Einfach so?"
„Einfach so", bestätigte Shah Rukh. „Und nur damit du es weißt, ich lasse keine Ausreden gelten!"
„Dann lass uns sofort aufbrechen."
Etwas von der alten Energie lag in Parians Stimme. Er war aufgesprungen noch bevor Shah Rukh ihm antworten konnte. Prüfend wog er beide Rucksäcke und schwang sich den schwereren auf den Rücken. Dann schloss er die Augen und drehte sich mehrmals im Kreis. Sie gingen in die Richtung, in die sein Finger zeigte.

***

Ebô'ney langweilte sich. Das Ziel ihrer Reise erwies sich als eine langweilige Höhle, weit ab jeglicher Zivilisation. Hatte Rah'ụn sich zunächst noch um sie gekümmert, zog er sich mit der Zeit mehr und mehr von ihr zurück. Zur Langeweile gesellte sich Einsamkeit. Manchmal streifte sie durch den Wald, der vor der Höhle wuchs, doch ohne ihr Werkzeug konnte sie sich nicht beschäftigen.
An einem Tag, der genauso gleichförmig verlief wie alle zuvor, kehrte sie von einem Spaziergang zur Höhle zurück. Sie verlangsamte ihre Schritte, weil sie merkwürdige Geräusche hörte. Litt ein Tier? Oder gab ein Mensch diese seltsamen Laute von sich? Wie merkwürdig, die Laute schienen aus der Höhle zu kommen. Plötzlich glaubte sie Rah'ụn s Stimme zu erkennen, auch wenn sie merkwürdig verzerrt klang. Hatte er nicht Ravannas Namen genannt? War er in Gefahr? Klang seine Stimme so merkwürdig, weil er mit der Pantherfrau kämpfte? Ebô'ney hatte ihr nie wirklich vertraut, deswegen schien ihr diese Möglichkeit sehr wahrscheinlich zu sein. Sie wurde schneller, rannte die letzten Schritte, bis sie den Eingang der Höhle erreichte. Sie wollte Rah'ụn rufen, doch dann blieb ihr das Wort im Halse stecken. Denn das, was sie sah, war unglaublich.
Vor ihr lagen Ravanna und Rah'ụn in einer mehr als eindeutigen Pose. Rah'ụn bemerkte Ebô'ney noch nicht einmal, so sehr war er in das Liebesspiel vertieft. Ravanna drehte nur gelangweilt den Kopf zur Seite und warf Ebô'ney einen triumphierenden Blick zu. Besitzergreifend schlang sie ihre Arme noch fester um Rah'ụn und gab ihm einen leidenschaftlichen Kuss, ohne den Blick

abzuwenden. Rah’ụn stöhnte lustvoll auf.
Ebô’ney stolperte rückwärts aus der Höhle. Sie konnte kaum glauben, was sie sah. Hatte ihr Rah’ụn nicht vor kurzem noch geschworen sie zu lieben? Warum gab er sich dann Ravanna hin? Vielleicht hatte sie ihn ja nur verhext. Ja, so musste es sein! Sie musste ihn verhext haben, denn sonst würde er sich nicht mit ihr abgeben. Und wenn doch nicht? Was wäre, wenn nicht Rah’ụn sondern sie verhext wäre? Wenn Rah’ụn ihr nur etwas vorgemacht hätte, um sie von Parian zu entfernen? Aber nein, so etwas würde Rah’ụn doch niemals tun. Und wenn doch? Und warum? Ebô’ney rannte tränenblind durch den Wald. Sie wusste nicht mehr, was sie glauben sollte. Sie spürte nur, das etwas in ihr zerbrochen war. Sie wusste nur noch nicht, was es war.

***

Es erstaunte ihn selber, wie viel Spaß ihm das ziellose Herumwandern machte. Endlich konnte er einmal alles hinter sich lassen und so tun, als wäre die Welt noch in Ordnung. Am besten gefiel ihm, dass Shah Rukh sich ganz auf ihn einstellte und seine eigenen Wünsche völlig zurückstellte. Er hatte sogar zugestimmt, nur bei Nacht zu wandern und bei Tag zu schlafen. Nach einer Woche hatte Shah Rukh sich komplett auf den neuen Rhythmus eingestellt und glaubte sogar, nachts besser sehen zu können. Nur eines trübte die gute Stimmung: Der Gedanke irgendwann in die Wirklichkeit zurückkehren zu müssen.
Doch das lag an diesem Morgen noch in weiter Ferne. Während Parian das Lager für den Tag richtete, suchte Shah Rukh etwas Feuerholz. Nur noch ein paar Zweige, dann hatte er genug für eine heiße Tasse Tee. Aufmerksam sah Shah Rukh sich um und entdeckte einen großen, trockenen Ast. Er bückte sich, um ihn aufzuheben, und erschrak. Etwas war auf seine Hand gesprungen. Shah Rukh verlor sein Gleichgewicht und fiel auf den Allerwertesten. Das seltsame Tier machte einen Satz und sprang auf seine Brust. Dabei erklang ein Ton, als habe man eine Sitar-Seite gezupft. Shah Rukh setzte sich vorsichtig auf und hielt seine geöffnete Hand hin. Das Tier nahm die Einladung an. Wieder erklang der Sitar-Ton.
Jetzt hatte Shah Rukh Zeit, den neuen Freund genau zu betrachten. Auf den ersten Blick sah er aus wie ein exotischer Frosch. Große rote Augen mit schwarzen Pupillen sahen Shah Rukh neugierig an. Die Haut des Frosches war hell grün, der Bauch weiß und an den Seiten zierten blaue Streifen den kleinen Körper. Die Füße des Frosches hatten eine kräftig orange Farbe. Doch war es wirklich ein Frosch? Alleine die langen Fühler, die am Kopf ihren Ursprung hatten und sich wie Gitarrensaiten im Bogen über den Körper spannten, machten ihn zu etwas Besonderem. Shah Rukh nahm an, dass sie für die musikalischen Töne verantwortlich waren, die erklangen, wenn der Frosch landete. Er stupste den Frosch an, damit er einen erneuten Hüpfer machte, und erlebte die Überraschung seines Lebens. Der Frosch drückte sich mit seinen kräftigen Hinterbeinen ab und machte einen gewaltigen Satz. Dabei erschienen zwei kleine brennende Flügel an seinen Seiten. Kurz bevor der Sprung endete schlug der Frosch mit den Flügeln und flog einen eleganten Bogen zu Shah Rukh zurück. Mit dem bekannten Ton setzte er sich auf seine Hand.
„Darf ich dich mitnehmen? Mein Bruder möchte dich bestimmt auch kennen lernen. Ich habe noch nie einen musikalischen Frosch mit brennenden Flügeln gesehen. Vielleicht kann er mir ja sagen, was du bist.“
Der Frosch brachte einen seiner Fühler in Bewegung und gab einen zustimmenden Ton von sich. Mit einem Satz sprang er auf Shah Rukhs Schulter und machte es sich dort bequem. Shah Rukh sammelte sein Feuerholz wieder auf und trat den Rückweg an.

„Hey, da bist du ja endlich. Ich dachte schon, du wolltest deinen Bruder verhungern lassen.“
„Es tut mir leid, ich weiß, dass ich getrödelt habe. Dafür bringe ich einen neuen Freund mit. Halt mal deine Hand auf.“
Erstaunt befolgte Parian Shah Rukhs Bitte. Sein Erstaunen wuchs, als der geflügelte Frosch in seine Hand flog. Bei der Landung erklang eine gezupfte Harfensaite.
„Du bist ein Glückskind, weißt du das?“, fragte Parian, als er endlich seine Stimme wiedergefunden hatte. Sanft strich er dem Frosch über den Rücken.
„Warum? Weil ich einen Frosch gefunden habe?“ Shah Rukh blies das Feuer an und setzte das Teewasser auf.
„Frosch? Hast du dieses Wunderwesen wirklich als *Frosch* beschimpft? Ein Wunder, dass er überhaupt mit dir gekommen ist.“
„Okay, er ist ein geflügelter Frosch, der Musik machen kann. Besser?“
„Mein lieber Bruder, das, was hier auf meiner Hand sitzt ist, ist das vielleicht seltenste Wesen von ganz Atlantis. Ich habe bisher nur in Legenden von diesem kleinen Kerl gehört, und selbst die sind mehr als selten. Ich fasse es nicht! Mein Bruder findet einen Phörosch und beschimpf ihn als einfachen Frosch!“
„Phö-was?“, hakte Shah Rukh nach.
„Phö-rosch“, wiederholte Parian langsam. „Erkennt man doch deutlich an den brennenden Phönixflügeln.“
„Und was macht so ein Phö...rosch?“
„Tja, das weiß niemand so genau. Sie sind leider so selten, dass kaum etwas über sie bekannt ist. Sag mal, mein Kleiner, kannst du auch etwas sagen?“
›*Sure Looks Good To Me*[14]‹, hörte Parian die Antwort.
„Aha, das klappt also. Hast du denn auch einen Namen?“
›Johnny B. Goode[15]‹
„Und woher kommst du?“
›*Land Of Confusion*[16]‹
„Und wer wohnt dort?“
›*Roll Over Beethoven*[17], *Calling Elvis*[18], *Hier Kommt Kurt*.‹
„Und? Was sagt der Kleine?“, wollte Shah Rukh wissen.
„Wenn ich das wüsste. Ich muss gestehen, er redet in Rätseln. Auf die Frage, wo er herkomme nennt er mir das Land der Verwirrung, frage ich, wer dort wohnt redet er von Beethoven, Elvis und einem gewissen Kurt. Ich verstehe das nicht!“
„Aber ich.“ Shah Rukh schluckte. „Beethoven und Elvis waren bedeutende Musiker meiner Welt. Bei Kurt bin ich mir nicht sicher, aber ich habe da so eine Idee. Sag ihm, er soll mehr von den drei Leuten erzählen.“
Parian teilte Shah Rukh die Antwort sofort mit: „Freude schöner Götterfunken, Love me Tender, Smells like Teen Spirit[19].“
„Parian, bitte, du musst Udit Naryan bitten, uns zu seinem Zuhause zu bringen! Ich möchte diese drei Männer kennen lernen.“

---

14 Sicher, sieht gut aus für mich - Alicia Keys
15 Wortspiel, Johhny sei gut - Chuck Berry
16 Land des Durcheianders, der Verwirrtheit - Genesis
17 Überrolle Betthoven - Chuck Berry
18 Rufe Elvis - Dire Straits
19 Lieder von Betthooven, Elvis Presley und Nirwana

„Udit Naryan? Sein Name ist Johnny B. Goode.“
„Ich finde Udit Naryan passt perfekt zu ihm.“
„Na, wenn du meinst, es scheint Johnny nicht viel auszumachen.“
Sie brachen ihr Lager ab und folgten dem Phörosch, dessen brennende Flügel gut zu sehen waren. Die Reise endete in einer Hütte im Zentrum eines kleinen Dorfes. Sie trafen auf drei Männer, die unterschiedlich gekleidet waren. Der Älteste von ihnen fiel vor allem durch eine weiße, gepuderte und ondulierte Perücke auf, sowie durch die elegante Art der Kleidung - ein ockerfarbener Justaucorp, an dessen Ärmeln der Spitzenbesatz eines weißen Hemdes sichtbar war, eine dunkelbraune Weste, dazu ebenso braune Kniehosen und schwarze Lederschuhe mit Messingschnallen, sowie weiße Kniestrümpfe aus Leinen - die eindeutig zeigten, dass der Mann aus der Zeit des späten Rokoko stammte. Der Jüngste fiel durch eine gewisse Schlampigkeit auf. Seine schulterlangen, aschblonden Haare wirkten fettig, nahezu ungepflegt, als hätten sie nie einen Kamm oder Shampoo zu sehen bekommen und die Kleidung sah schmutzig aus. Die Augen wanderten rastlos im Zimmer umher, ein drei Tage Bart rundete das Bild des Mannes ab. Der Mittlere trug legere Kleidung, eine einfache Jeans und ein halb aufgeknöpftes, schwarzes Hemd, und auffällig nach vorne gekämmte, dunkle Haare.
„Oh, Meister Fidelio hat uns Besuch mitgebracht“, begrüßte der Älteste Shah Rukh und Parian höflich. Dabei erhob er sich, hielt seinen linken Arm hinter den Rücken und neigte leicht den Oberkörper, ein Zeichen des Respekts, ohne dabei jedoch Unterwürfigkeit zu zeigen. „Bitte, meine Herren, tretet ein.“
„Ey, endlich mal was los hier. Los, Alter, mach Platz für die Gäste, die Love Buzz uns gebracht hat!“
Der Angesprochene rückte ein wenig zur Seite. „Du könntest ruhig etwas höflicher sein, Kurt. Nur weil deine Musik die Wut einer Generation zum Ausdruck bringt, musst du nicht genauso wütend sein.“
„Verzeiht, Meister Presley, aber ich glaube kaum, dass man den Krach, den Meister Cobain macht, als Musik bezeichnen könnte. Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie. Wem sich meine Musik auftut, der muss frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen Menschen schleppen.“
„Ach, halt die Klappe, Alter! Dein Gemurkse ist doch zum Einschlafen. Musik muss rocken! Und laut sein.“
„Was muss geklaut sein?“, hakte Beethoven nach.
„Jetzt geht das schon wieder los“, stöhnten Elvis und Kurt gleichzeitig. Elvis beugte sich etwas zu Shah Rukh herüber. „Ihr müsst wissen“, fuhr er leise fort, „dass Master Beethoven fast vollständig taub war, als er auf die Insel kam. Die Katzen konnten ihm leider nur bedingt helfen. Er ist immer noch schwerhörig. Seit dem streitet er mit Kurt und mir über die unterschiedlichen Ansichten zum Thema Musik.“
Shah Rukh nickte zögerlich und warf Parian einen unsicheren Blick zu. Einerseits überwältigte es ihn, drei der wirklich außergewöhnlichsten Musiker seiner Welt zu begegnen, andererseits überforderte es ihn aber auch. Er hatte sich daran gewöhnt, immer wieder irgendwelche Persönlichkeiten auf Atlantis zu treffen, aber gleich drei auf einmal und dann auch noch drei unterschiedliche Charaktere, deren einzige Gemeinsamkeit die Musik war – und sich selbst darin noch unterschieden – das erschien auch ihm ein wenig zu viel auf einmal. Er wusste nicht, was er sagen sollte, er wusste nicht, was er tun sollte und er wusste nicht, wie er aus dieser Situation wieder heraus kommen sollte. Er wusste nur, dass ihm diese Geschichte niemand glauben würde – schon gar nicht Saif, der würde ihn auslachen. Plötzlich schalt er sich für die Idee, diese drei

Männer unbedingt hatte sehen zu wollen. Mit einem erneuten Seitenblick zu Parian gab er seinem Bruder ein stummes Zeichen des schnellen Aufbruchs, doch bevor er auch nur daran denken konnte sich von seinem Platz zu erheben, schoss der Phörosch an Parian vorbei und der Halbelf ergriff unbemerkt seine Hand und zwang ihn sanft dazu, sitzen zu bleiben.
„Was ist?“, flüsterte Shah Rukh in Parians Ohr.
›*Stay On These Roads*[20]‹, vernahm der Halbelf die Stimme des Phörosch.
›*Yellow Submarine*[21]‹
Parian runzelte die Stirn, dann rückte er ein wenig näher an Shah Rukh heran. „Ich glaube er will, dass wir hier bleiben.“
„Wer, der Frosch?“
„Phörosch Shah Rukh!“
„Phörosch ... Frosch ... wie auch immer, aber warum will er, dass wir hier bleiben?“ Shah Rukh folgte dem Phörosch mit den Augen, bis das Tier sich mit dem Klang einer Violine neben Beethoven niederließ.
„Vielleicht können unsere werten Gäste unseren Streit ja ein wenig schlichten?“, unterbrach dieser das kleine Gespräch zwischen den Brüdern und blickte Parian und Shah Rukh hoffnungsvoll an.
„Es tut mir leid, Mister van Beethoven, Sir“, wehrte Shah Rukh ab. „Ich bin Inder, ich komme aus einer völlig anderen musikalischen Kultur. Ich weiß nur, dass Ihr als ein wichtiger Vertreter der westlichen klassischen Musik geltet. Mister Presley hat die Musik revolutioniert und Mister Cobain hat genau wie Mister Presley einen völlig neuen Musikstil geprägt. Jeder von Ihnen war zu seiner Zeit eine wichtige Persönlichkeit.“
„Siehst du, Alter? Ich habe einen neuen Musikstil geprägt. Es ist besser, für den gehasst zu werden, der man ist, als für die Person geliebt zu werden, die man nicht ist. Ihr lacht über mich, weil ich anders bin?! Ich lache über euch, weil ihr alle gleich seid. Ich vermute mal, dass irgendwie jeder, der den Ehrgeiz hat, etwas zu erschaffen und nicht kaputt zu machen, Respekt verdient. Also wag dich mir noch einmal zu sagen, ich würde nur Krach machen!“
„Wieso soll ich denn jetzt das Dach machen?“
„Das wird mir zu dumm hier!“ Kurt Cobain stand auf. „Die ganze Insel ist mir viel zu dumm. Es ist besser auszubrennen, als langsam zu verblassen. Erst sagt man mir, es gibt hier keine Drogen mehr, und dann muss ich feststellen, dass es hier noch nicht einmal Strom für ’ne ordentliche E-Gitarre gibt.“ Der Phörosch landete auf seiner Schulter und es klang wie eine kreischende E-Gitarre. „Und du lass mich gefälligst auch in Ruhe!“ Kurt wischte das kleine Ding von der Schulter und verließ das Zimmer, nicht ohne die Tür krachend zufallen zu lassen, wie es sich für einen echten, ständig verbittert und deprimiert spielenden Rockmusiker gehörte. Man musste schließlich das Image wahren und das war einem Kurt Cobain mehr als nur bewusst.
Shah Rukh nutzte die Gelegenheit sich weiter mit Beethoven und Elvis Presley zu unterhalten. Wenn er bleiben musste, konnte er auch versuchen, das Beste daraus zu machen. Er fragte Elvis, wie er seine Karriere begonnen hatte. Ein großer Fehler, wie sich herausstellte.
„Als ich das erste Mal mit nur zwei Jahren realisiert hatte, dass ich singen kann, habe ich mich selbst singend wieder gefunden und die Menschen rund um unser Haus, wo wir gelebt hatten, wollten mir zuhören. East Tupelo, Mississippi … dass war meine Heimat. Seit ich zwei Jahre alt war, hatte ich immer nur Gospelmusik gehört. Während in der Kirche gesungen wurde, tanzten die Priester um die Leute herum. Daher habe ich die Idee für meinen Bühnenhüftschwung - weil

20 Bleibt auf diesen Straßen - a-ha
21 gelbes U-Boot - Beatles

die Priester das so machten. Die Gemeinde fand es toll, und ich erinnere mich, dass eines Tages ein Priester sogar auf das Piano sprang. Ich denke, ich habe eine Menge von ihnen gelernt. Der Radio-Talentwettbewerb des Senders WELO, anlässlich der Mississippi-Alabama Fair and Dairy Show 1945 ... mein erster Auftritt, den ich nie vergessen werde. Ich musste auf einem Stuhl stehen, um das Mikrofon zu erreichen“, sinnierte Elvis mit einem Lachen.
Wieder flog der Phörosch zu Parian, umkreiste seinen Kopf.
›*The Living Daylights*[22]‹ gab das Tier dem Halbelfen zu verstehen.
„Ich habe mich geschüttelt wie ein Blatt“, fuhr Elvis fort, „aber ich richtete mein Herz aufs Singen, und nichts in dieser Welt hätte mich davon stoppen können. Also ging ich hinaus und fing an zu singen. Ich sang einen Song mit dem Namen ‚Old Shep', die Geschichte eines Hundes und ich weiß, dass ich ihnen leid getan habe und jeder applaudierte sehr schön. Mann, ich sage dir ich war wirklich verängstigt und schüttelte mich und vergrub alles in mir, aber ich fühlte mich auch gut. Maa schenkte mir meine erste Gitarre. Mann, mein erster richtiger Live-Auftritt fand im Bon Air Club in Memphis statt, dem ‚The Hillbilly Cat and The Blue Moon Boys’. Ich kam auf die Bühne und ich war ... ich war verängstigt. Also stellte ich mich auf die Fußballen und hängte mich so weit es ging ins Mikrofon. Als die Instrumentalsequenzen begannen, trat ich zurück und bewegte mich rhythmisch zum Sound und meine weiten Hosenbeine verstärkten meine Bewegungen zusätzlich. Was für eine Nacht. Diese Bewegungen haben mich bekannt gemacht! Memphis ist der beste Ort für angehende Musiker.“
›*Mamma Mia – Dancing Queen*‹ drang es an Parians Ohr, als Elvis eine kleine Pause einlegte.
„Aberdeen, an der Westküste der USA, DAS ist der perfekte Ort für Neulinge Alter, kapier das endlich!“, drang die dumpfe Stimme von Kurt Cobain aus dem Nebenzimmer. Es folgte ein markerschütternder Schrei, der Parian und Shah Rukh zusammen zucken ließ.
„Was fehlt ihm denn?“, fragte Shah Rukh.
›*All You Need Is Love*[23]‹, bekam Parian vom Phörosch die Antwort.
Elvis schien das nicht im Geringsten zu beeindrucken, denn er philosophierte einfach weiter: „Wenn ich in meinem Wagen fuhr, und eines der großen glänzenden Autos fuhr vorbei, dann fing ich an vor mich hin zu träumen. Ich hatte immer das Gefühl, dass sich irgendwann irgendwie irgendetwas für mich verändern würde. Ich wusste nicht genau was, aber es war ein Gefühl, dass die Zukunft irgendwie freundlich aussah. Ich bin zu einer Zeit ins Musikgeschäft hineingeraten, als es keinen Trend gab. Die Leute waren auf der Suche nach etwas Anderem, und ich kam gerade zur rechten Zeit. Als ich ein Junge war, sah ich mich immer als den Helden aus Comic Büchern und Filmen. Ich wuchs auf im Glauben an diesen Traum. Nun habe ich ihn erlebt. Mehr kann sich ein Mensch nicht wünschen. Alles was ich immer gewollt habe war, Menschen zu helfen, sie zu lieben, sie aufzubauen, ihnen Freude zu machen ... und das ist mir gelungen!“
Shah Rukh musste schlucken. Was Elvis Presley sagte, erinnerte ihn ein wenig an ihn selbst, an seine Worte, seine Gedanken, seine Einstellungen.
„Wohl tun wo man kann! Freiheit über alles lieben; Wahrheit nie, auch sogar am Throne nicht verschweigen“, kam es von Beethoven. „Eine wirklich schöne Geschichte lieber Kollege. Ihr Schicksal möchte ein jeder teilen. Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu. Hätte ich irgendein anderes Fach, so ging’s noch eher, aber in meinem Fach ist das ein schrecklicher Zustand! Resignation! Welches elende Zufluchtsmittel, und mir bleibt es doch das einzige übrige. Ich habe niemals daran gedacht, für den Ruf und die Ehre zu schreiben: Was ich auf dem Herzen habe, muss heraus, und darum

22 Lebendiges Tageslicht - a-ha
23 Alles, was du brauchst, ist Liebe - Beatles

schreibe ich. Die Hoffnung rührt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich hab sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wär sonst aus mir geworden. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiss nicht. – Oh, es ist so schön das Leben, tausendmal leben! – Für ein stilles Leben, – nein, ich fühl's, ich bin nicht mehr dafür gemacht."
Mit diesen Worte hob Beethoven seinen Becher und trank einen Schluck von dem Getränk, dass Shah Rukh und Parian noch nicht angerührt, geschweige denn angesehen hatten.
Parian erhob sich, als Elvis seinem Bruder erneut beipflichtete, dass Beethoven aufgrund seiner Schwerhörigkeit Dinge sagte, die nie zum Thema passten und sah sich ein wenig in der Hütte um. Er hatte ein Gefühl, dass er schon lange nicht mehr verspürt hatte. Irgendwo in der Nähe musste sich ein Artefakt befinden! Und dann entdeckte er ein kleines Kreuz aus Marmor, dass vor einem Spiegel auf einer Kommode lag, die mit einer in Marmor gravierten Blume geschmückt war. Er begutachtete das Kreuz näher, traute sich jedoch nicht, es anzurühren.
›*All My Loving*[24]‹ Der Phörosch setzte sich auf Parians Schulter, wobei erneut ein sanfter Harfenton erklang, wie bei ihrer ersten Begegnung.
„Weißt du kleiner Kerl, da bin ich einmal unterwegs, um ein wenig Abstand von meinen Sorgen und Aufgaben zu bekommen, und schon finde ich erneut das, was mir das Leben so schwer macht. Und dennoch ist es ein kleines Wunder, einem Wesen wie dir zu begegnen."
›*Take A Chance On Me*[25]‹, antwortete der Phörosch.
„Ich würde dich gerne mitnehmen, aber das kann ich nicht, genauso wie ich nicht einfach dieses Kreuz mitnehmen kann."
›*The Name Of The Game*[26] *– The Winner Takes It All*[27]‹
„Gefällt dir das Kreuz?", erkundigte sich Elvis höflich, als er Parians Interesse für den Gegenstand bemerkt hatte
„Ja, es ist eine sehr schöne Arbeit."
„Ich habe es kürzlich auf dem Markt erstanden. King Creole hat mich zu ihm geführt und ich hatte das Gefühl, ich müsse es eintauschen."
Der Phörosch sprang auf die Kommode, wobei er eine Gitarrennote von sich gab.
›*Take It Easy*[28]‹, hörte Parian Johnnys Stimme in seinem Kopf. ›Geschenk Des Himmels‹
„Weißt du was, ich schenke dir das Kreuz. Ich glaube, das macht King Creole glücklich."
„Danke", sagte Parian. Er steckte das Artefakt in seine Tasche.
„Darf ich Sie noch etwas fragen?", fügte Parian hinzu.
„Aber selbstverständlich", antwortete Beethoven.
„Der Phörosch, wo haben Sie so ein Tier gefunden?"
„Er hat uns gefunden, saß eines schönen Tages einfach vor unserer Tür. Seitdem gehört er zu uns."
Der Phörosch hüpfte von der Kommode, zog mit seinen flammenden Flügeln eine Lichtspur durch die Luft und verschwand hinter einem großen, hölzernen Schrank.
›*Forever Not Yours*[29] *– I Have A Dream*[30]‹, hörte Parian ihn noch sagen. Der Halbelf seufzte stumm, zu gern hätte er das Tier mitgenommen. Es erinnerte ihn an seinen kleine, blauen Affen

---

24 All meine Liebe - Beatles
25 Versuch dein Glück mal mit mir . Abba
26 Der Name des Spiels . Abba
27 Der Gewinner bekommt alles - Abba
28 Nimm's leicht - Eagles
29 Für ewig nicht deins - a-ha
30 Ich habe einen Traum - Abba

Papu.
Da er und Shah Rukh müde waren, verabschiedeten sie sich von den Musikern und versprachen sie bald wieder zu besuchen. Sie bemerkten nicht, wie der Phörosch ungesehen in Parians Tasche schlüpfte.
›*Train Of Thought*[31] *– Move To Memphis*[32]‹

***

Ebô'ney spürte sofort, dass sich etwas verändert hatte, als sie zu der Höhle zurück kehrte. Drohend kam ihr Ravanna entgegen und auch Rah'ųn wirkte verärgert. Hatte er erfahren, dass sie die beiden inflagranti erwischt hatte?
„Du nichtsnutzige dumme Göre!", schrie Ravanna wütend und knallte ihr einen Leinenbeutel vor die Füße. Ebô'neys Knie wurden weich, als sie den Muschelknopf erkannte, der aus dem Beutel direkt vor ihre Füße rollte. „Du solltest die Artefakte stehlen. Ich dachte, du wüsstest, was ein Artefakt ist, weil dir aufgetragen wurde sie einzusammeln. Und was machst du? Du lässt dich mit einfachen Knöpfen abspeisen!"
„D-dann hatte Parian also Recht? Ich habe versucht...?"
„Natürlich hatte Parian Recht", meldete sich Rah'ųn zu Wort. „Dank meiner Kraft hast du dich gegen ihn gestellt und die Artefakte gestohlen. Warum hätte ich mich sonst so lange mit dir abgeben sollen? Meinst du etwa, du könntest einer Frau wie Ravanna das Wasser reichen? Und weißt du was?" Rah'ųns Augen nahmen einen stechenden Ausdruck an. „Du wirst deine Aufgabe beenden. Du wirst ins Dorf der Katzen zurückkehren und dich bei Parian entschuldigen. Du wirst alles vergessen, was du hier erlebt hast. Entweder rückt Parian die Artefakte freiwillig raus oder du wirst ihn umbringen. Wenn wir die Artefakte nicht haben können, muss er sterben oder es ist alles verloren. Und falls du dich entschließen solltest wieder zur Seite der Guten gehören zu wollen, dann sei dir sicher, dass wir dich finden und töten werden. Die Zeit für Spiele ist vorbei, meine Liebe. Entweder Parian oder du, einer von euch beiden muss sterben!"

***

Ihre Wanderung näherte sich dem Ende. Immer häufiger hatte sie Geschichten über Moon gehört. Geschichten, die sie kaum glauben konnte. Der kleine Moon schien erwachsen geworden zu sein und das freute sie. Jetzt machte ihr nur noch die Gesellschaft Sorgen, in der Moon sich zur Zeit befand. Würde man sie ebenfalls akzeptieren?
Sie schlug ihr Lager in der Nähe des Dorfes auf, in dem Moon wohnen sollte. Am liebsten wäre sie einfach ins Dorf marschiert und hätte nach ihm gefragt, doch das war leider nicht möglich, auch wenn der Krieg schon längst vorbei war. Aber vielleicht gab es ja noch Hoffnung. Immerhin lebte Moon in diesem Dorf.
Erst jetzt wurde ihr bewusst, dass ihre Wanderung sie vermutlich zur Heimatlosen gemacht hatte, genau wie Moon. Doch das machte ihr keine Angst. Sie würde sich um dieses Problem kümmern, wenn sie Moon gefunden hatte. Sie musste ihn einfach noch einmal sehen!
„Hey, was machst du da?"
Verdammt! Sie war unvorsichtig gewesen. Und das so dicht am Dorf der Katzen! Langsam wandte sie sich um und erschrak. Von allen Katzen in diesem Dorf stand ihr ausgerechnet der

31 Gedankengang - a-ha
32 Zieh nach Memphis - a-ha

Elfenkiller gegenüber. Wenn die Mütter ihren Kindern nicht gerade Geschichten über die verrückte Tante erzählten, dann ängstigten sie sie mit Geschichten vom Elfenkiller. Groß, schwarz und bedrohlich stand er vor ihr.
„Ich will jetzt sofort wissen, was du hier machst!“, verlangte der Elfenkiller erneut. „Woher kommst du? Wo willst du hin?“
„Ich komme von einem weit entfernten Clan. Ich hörte, dass ein Freund von mir in der Nähe leben soll und wollte ihn suchen.“
Der Elfenkiller fletschte grinsend die Zähne. War das das Zeichen, dass er sie gleich angreifen würde?
„Da bist du hier aber falsch. Hier wohnen nur Katzen und ein paar Menschen. Das Elfendorf liegt irgendwo in dieser Richtung.“
„Nur Katzen und Menschen?“ Tränen drohten sie blind zu machen. War alles umsonst gewesen?
„Du scheinst etwas anderes erwartet zu haben“, sagte der Elfenkiller freundlich. „Nun ja, besonders gefährlich siehst du ja nicht aus. Warum kommst du nicht einfach mit und überzeugst dich selbst, wer bei uns wohnt? Vielleicht findest du ja doch noch, was du suchst.“
Der Elfenkiller lächelte sie freundlich an. Besonders gefährlich sah er ebenfalls nicht aus. Vielleicht waren die Geschichten ja nur Kriegslegenden, schrecklicher als die Wirklichkeit um die kleinen Kinder zu erschrecken?
„Ich weiß nicht...“, zeigte sie sich dennoch vorsichtig.
„Du kannst ruhig mitkommen, wir tun dir schon nichts. Ich weiß, was alles erzählt wird, aber keine Angst, wir haben kein Interesse daran einen neuen Krieg vom Zaun zu brechen.“
Das überzeugte sie, obwohl sie beschloss, weiterhin vorsichtig zu sein. Auf dem Weg ins Dorf kamen sie an einem Pavillon vorbei, der sie irgendwie magisch anzog. Doch der Elfenkiller ging einfach daran vorbei. Sie hatten das Dorf fast erreicht, als ihnen jemand entgegen kam. Er begrüßte den Elfenkiller und sah sie verdutzt an. Der Kater sah dem Elfenkiller sehr ähnlich, war jedoch älter, größer und bestimmt auch stärker.
„Nanu, Kleiner, wen bringst du denn da mit?“
„Sie sucht jemanden, der in unserem Dorf leben soll. Sie wirkte so traurig, da habe ich sie mitgenommen. Du hast doch nichts dagegen, Bhoot?“
Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Wie hatte sie diesen freundlichen Kater für den Elfenkiller halten können? Sie wusste nicht, wer der andere war, aber den Namen Bhoot hatte sie schon oft gehört. Ganze Clans soll er in seiner Wut ausgerottet haben, nichts und niemand war fähig gewesen, sich ihm in den Weg zu stellen. Sie unterdrückte den Impuls sich hinter dem jüngeren Kater zu verstecken.
Laute Stimmen lenkten sie ab. Sie sah sich um und alle ihre Träume wurden wahr.

***

Der Weg zurück war erheblich kürzer als der Hinweg. Zu Beginn ihrer Wanderschaft hatten sie sich von ihren Füßen lenken lassen, auf dem Rückweg gingen sie den geraden Weg. Der Fund eines weiteren Artefakts hatte Parians gute Laune zurückgebracht. Er wusste, dass sie auf dem richtigen Weg waren und hoffte, dass sich die Sache mit Ebô’ney von alleine klären würde. Seine Hoffnung schien sich zu bestätigen, als die junge Frau sie kurz vor dem Dorf der Elfen einholte und um ein Gespräch bat. Shah Rukh wollte sich zurückziehen, doch sowohl Ebô’ney als auch Parian wollten ihn lieber dabei haben.
„Also? Was hast du mir zu sagen?“ Parians Stimme war emotionslos. Shah Rukh fühlte, wie

schwer es ihm fiel, sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr ihn das plötzliche Treffen mit Ebô'ney aufwühlte.
„Ich weiß, ich habe großen Mist gebaut."
„Das ist ja wohl noch gewaltig untertrieben."
„Parian, bitte! Ich versuche mich zu entschuldigen. Ich weiß jetzt, was ich dir angetan habe und dass Rah'ụn dafür verantwortlich ist. Verdammt, ich war so blind! Ich verlange ja gar nicht, das du mir verzeihst. Ich möchte dich nur darum bitten, mir noch eine kleine Chance zu geben. Und ich möchte dich warnen. Rah'ụn und Ravanna wissen, dass die erbeuteten Artefakte nur Knöpfe waren. Du glaubst gar nicht, wie froh ich darüber bin. Wenn die beiden die echten Artefakte in die Hände bekommen hätten, ich wüsste nicht, was ich getan hätte. Bitte, du musst vorsichtig sein, die beiden sind sehr gefährlich."
„Ist das alles, was du mir sagen wolltest?"
„Parian, bitte, ich..."
„Moon!"
Der Ruf ließ sie alle aufhorchen.
„Moon!", wiederholte er sich und nun sahen sie auch die Ruferin. Ihre kurzen, violetten Haare, die wild in alle Richtungen abstanden, leuchteten im Licht der untergehenden Sonne. Sie trug einen kunstvoll geschnitzten Bogen über der Schulter und einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken. An ihrem Gürtel baumelte eine Steinschleuder. Lange Stiefel endeten kurz über dem Knie und knapp unter den kurzen Hosen, die sie trug. Das Oberteil war so weit geschnitten, dass es ihr ausreichend Bewegungsfreiheit garantierte und gleichzeitig eng genug um sie nicht zu behindern.
Parian sah der Frau entgegen, als habe er einen Geist gesehen. Unsicher ging er ihr ein paar Schritte entgegen, nur um kurz darauf wieder stehen zu bleiben. Da war die junge Frau auch schon bei ihm. Jetzt konnten sie sehen, dass es sich um eine Elfe handelte.
„Moon", wiederholte sie noch einmal atemlos.
Parian stand sichtlich unter Schock. Langsam hob er eine zitternde Hand, als wolle er die Elfe berühren, doch kurz vor ihrem Gesicht zog er sie wieder zurück. Auch der Versuch ihre Haare zu berühren scheiterte wenige Millimeter über den Haarspitzen. Ungläubig schüttelte er den Kopf und wollte sich abwenden. Doch das ließ die junge Elfe nicht zu. Energisch griff sie nach seiner Hand und legte sie auf ihren Kopf.
„Du kannst mich ruhig anfassen, Moon. Ich bin kein Geist, der verschwindet, wenn man ihn berührt."
Jetzt endlich schien Parian sich ein wenig zu fassen. Er hob seine andere Hand und berührte sein Gegenüber sanft an der Wange.
„Dawn", hauchte er mit Tränen in den Augen.
„Und ich dachte schon, du hättest mich vergessen."
„Wie hätte ich dich je vergessen können? Immer wenn ein Tag ging, erinnerte er mich an dich. Jeder Tag, der kam, schien deinen Namen zu rufen. Immer wollte ich diese wenigen Sekunden fest halten, in denen der Himmel die Farbe deiner Augen hatte."
„Hey, seit wann bist du denn so poetisch?", wehrte Dawn verlegen ab.
„Dawn", sagte Parian mit ernstem Ton, „man sagte mir, du wärest tot. Ich habe geglaubt, dich nie wieder zu sehen!"
„Mir ging es ähnlich. Nachdem deine Eltern verschwunden waren, wusste niemand, was mit dir geschehen war. Ich war so froh, als ich kürzlich hörte, dass es dir gut geht. Ich kam so schnell wie ich nur konnte. Siehst du?"

Sie hob einen Fuß. Die Sohlen der langen Stiefel waren durchgelaufen. Parian lachte erleichtert.
„Du hast dich wirklich überhaupt nicht verändert!“
„Du aber schon. Nach allem, was man hört, scheinst du endlich erwachsen geworden sein.“
„Irgendeiner von uns beiden musste es ja tun.“
„Willst du damit etwa sagen, ich sei nicht erwachsen geworden?“
Parian trat einen Schritt zurück und betrachtete Dawn ausgiebig.
„Hmh... Nein, wohl eher nicht. Du trägst immer noch die Steinschleuder, die ich dir einmal geschenkt habe, dein Haar ist immer noch so kurz wie bei einem Kind und du bist so dünn, dass du mit beiden Augen durch ein Schlüsselloch gucken kannst. Es tut mir leid, aber erwachsen siehst du wirklich nicht aus.“
„Parian Le Fey, achte gefälligst auf deine Worte!“
Dawn schien auf Parian losgehen zu wollen, doch das störte ihn nicht. Er legte eine Hand auf Dawns Stirn und hielt sie so auf Abstand. Sie fluchte, schimpfte, trat und schlug um sich wie eine Wildkatze. Doch sie kam nicht an Parian heran.
„Nenn’ mich nie wieder Parian Le Fey, Neery Feylewynn!“
Der Widerstand erlahmte prompt.
„Wie hast du mich gerade genannt?“
„Neery Feylewynn“, wiederholte Parian ruhig.
„Du wagst es, mich bei meinem vollen Namen zu nennen? Das ist unverzeihlich!“
„Du hast doch damit angefangen!“
„Ich? Nie!“
„Neery“, mahnte Parian.
„Na gut, vielleicht habe ich ja tatsächlich angefangen. Wollen wir diesen historischen Augenblick wirklich durch Streit verderben?“
„Natürlich nicht, Dawn.“
Die junge Elfe lächelte zufrieden.
„Dann will ich dich mal vorstellen. Das ist Neery Feylewynn, eine entfernte Verwandte von mir und wahrscheinlich die einzige Elfe, die noch kleiner ist als ich es bin.“
„Eine entfernte Verwandte“, äffte Neery ihn nach. „Ist das alles?“
„Was willst du denn hören? Einzige Freundin? Kleine Schwester? Spiegelbild meiner Seele?“
„Jetzt übertreibst du aber!“
Parian lachte und Neery stimmte mit ein.
„Das ist mein Bruder Shah Rukh“, fuhr Parian mit der Vorstellung fort.
Neery stutzte, dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen und versuchte ihr Handgelenk auf Parians Stirn zu legen.
„Du musst Fieber haben. Das ist ein Mensch und du bist ein Elf, wie kann er dein Bruder sein?“
„Hast du etwa vergessen, dass mein Vater ein Mensch war?“
„Ja, und? Er war mit deiner Mutter zusammen und hatte einen Sohn, nämlich dich. Da war kein Bruder.“
„Woher willst du das wissen? Mein Vater war ein Besucher. Er kam aus der anderen Welt und dort hatte er bereits eine Familie. Deswegen kann ein Halbelf wie ich einen Menschen als Bruder haben.“
„Aha.“ Neery ging zu Shah Rukh und reichte ihm die Hand. Dabei sah sie ihm fest in die Augen. Plötzlich machte sie auf dem Absatz kehrt und zog Parian aufgeregt zur Seite. „Meinst du, ich hätte eine Chance bei ihm?“, fragte sie atemlos.
„Arme, kleine Dawn, kaum verliebt muss Moon ihr das Herz brechen. Er hat eine Frau in der

anderen Welt. Und Kinder.“
„Meinst du, er liebt sie?“
„Ja, er liebt sie. Die Liebe zu seiner Frau ist sogar so stark, dass er es geschafft hat, Kleopatras Zauber zu brechen.“
„Was? Er war das?“ Neery rannte zu Shah Rukh und sah ihm erneut von unten in die Augen. Dann lächelte sie. „Du siehst gut aus. Weißt du, Moon und ich waren früher unzertrennlich. Darf ich dich Bruder nennen?“
Shah Rukh lachte. „Es wäre mir eine Ehre eine so nette kleine Schwester wie dich zu haben.“
Lachend machten sie sich auf den Weg ins Dorf der Katzen. Niemand schien zu bemerken, wie Ebô’ney zurück blieb. Traurig sah sie Parian hinterher. Neery hing an seinem Arm und redete auf ihn ein. Parian lachte und fuhr ihr neckend durch die Haare. Die beiden wirkten so vertraut, als wären sie nie getrennt gewesen. Wieder hatte Ebô’ney das Gefühl, dass etwas in ihr zerbrach. Etwas in ihr hatte die leise Hoffnung gehegt, dass alles wieder gut werden würde, wenn es ihr nur gelang, Parians Freundschaft zurückzugewinnen. Doch das Auftauchen von Neery hatte alle ihre Hoffnungen zunichte gemacht.

***

Neery hielt sich dicht bei Parian. Zwar lächelten ihr alle freundlich zu, aber unter so vielen Katzen fühlte sie sich doch sehr unwohl. Erstaunt sah sie zu, wie man sich anschickte ihre Ankunft mit einem Fest zu feiern. Etwas schüchtern setzte sie sich zwischen Parian und seine Menschenfreunde. Elfen und Menschen waren zwar ebenfalls nicht die besten Freunde, aber immerhin sahen sie den Elfen ähnlicher als die Katzen. Ganz besonders der Freund von Parians Bruder sah einem Elfen zum Verwechseln ähnlich. Er stellte sich ihr als Saif vor und schien keine Scheu vor ihr zu haben. Im Laufe des Abends fühlte Neery sich mehr und mehr zu ihm hingezogen. Sie lachte und scherzte mit ihm, als würden sie sich schon Ewigkeiten kennen. Nach einiger Zeit taute sogar Parians Bruder ein wenig auf. Es verwunderte Neery sehr, wie unterschiedlich Brüder sein konnten. Sie hatte Parian immer nur als Draufgänger erlebt, Shah Rukh hingegen schien das genau Gegenteil zu sein. Und doch strahlte er etwas aus, dass Neery neugierig machte. Etwas in seinen sanften braunen Augen zog sie in seinen Bann. Sie war sehr neugierig darauf ihn besser kennen zu lernen.
Je mehr Spaß Neery hatte, desto schlechter fühlte sich Ebô’ney. Was bildete sich diese ekelhafte Elfe überhaupt ein? Kam hierher und umgarnte Parian und die Inder, als gehörte ihr die Welt. Und wie sie lachte! Eiskalt lief es Ebô’ney den Rücken runter, wenn sie es hörte.
„Warum bist du so still, Ebô’ney?“
Amy hatte sich unbemerkt neben sie gesetzt und bot ihr etwas zu Trinken an. Ebô’ney lehnte dankend ab. Amy sah zu Parian und Neery und verstand.
„Die Liebe geht seltsame Wege. Manche finden sich auf Anhieb und andere suchen vergebens, obwohl sie das Glück direkt vor der Nase haben. Pass auf, dass du nicht zu viele Umwege gehst, meine Liebe. Auch die größte Liebe wartet nicht ewig!“
„Was willst du damit sagen, Amy?“
Die Katze erhob sich und drückte Ebô’ney mit Nachdruck einen Becher in die Hand. „Ich fürchte, das wirst du schon selbst herausfinden müssen, meine Liebe.“ Sie strich ihr sanft über das Haar. „Versuch einfach auf dein Herz zu hören. Zu mehr kann ich dir leider auch nicht raten.“
Amy wurde gerufen und entfernte sich lachend. Ebô’ney sah ihrer Freundin lange nach und

versuchte den Sinn ihrer Worte zu enträtseln. Sie erschrak, als sich jemand neben sie setzte. Es war Neery.
„Ich habe dir etwas zu essen gebracht. Du hast den ganzen Abend noch nichts zu dir genommen und es ist bald nichts mehr da. Hier, nimm!“
Ebô’ney schlug Neery den Teller aus der Hand. „Verschwinde! Ich will nichts essen und schon gar nicht etwas, das eine dreckige Elfe wie du mir geben will! Du sollst verschwinden!“
Neery hob gekränkt den Teller wieder auf. Ohne ein weiteres Wort zog sie sich zurück. Traurig ging sie durch das verlassene Dorf. Die Begegnung mit Ebô’ney hatte ihr den Spaß an dem Fest verdorben.
„Na nu, so alleine unterwegs? Warum bist du nicht mehr auf dem Fest? Ich wette, Saif vermisst dich schon.“
„Mir ist die Lust auf feiern vergangen. Kann ich dich was fragen, Shah Rukh?“
Er wies auf eine kleine Bank, die wenige Schritte von ihnen entfernt stand. Er wartete, bis sie sich setzte und nahm neben ihr Platz.
„Was möchtest du wissen?“
„Ich frage mich, warum Parian eine so übellaunige, blöde Kuh wie Ebô’ney lieben kann. Sie ist so unfreundlich, dass ich ihr die Augen auskratzen könnte, aber das darf ich ja nicht tun, denn dann würde Parian mich umbringen. Sie ist so gemein! Beschimpft mich als dreckige Elfe und hat doch selber Elfemblut in den Adern.“ Neery stampfte wütend mit dem Fuß auf. „Oh, ich könnte sie umbringen, sie mit meinen eigenen Händen erwürgen! Bitte sag mir, was mit Parian los ist! Du bist sein Bruder und warst in letzter Zeit oft mit ihm zusammen. Du verstehst ihn bestimmt besser als ich, immerhin ist unsere letzte Begegnung schon sehr lange her. Bitte hilf mir ihn zu verstehen!“
Shah Rukh lachte leise. „Tja, wo die Liebe hinfällt. Ich kann dir dazu nur sagen, dass du Ebô’ney nicht zu leicht verurteilen solltest. Sie ist im Moment nicht ganz sie selbst, weißt du? Ich habe sie auch schon anders erlebt. Glaube mir, sie kann sehr freundlich sein, wenn sie will.“
„Ach, und im Moment will sie wohl nicht?“
„Könnte man so sagen. Die Zeiten sind im Moment nicht einfach. Gerade für Ebô’ney. Wenn du Parian magst, solltest du nicht versuchen, sie ihm auszureden. Das würde ihn nur bockig machen und am Ende kündigt er dir vielleicht sogar noch die Freundschaft. Er ist ein bisschen seltsam, wenn es um Ebô’ney geht.“
„Danke, für den Hinweis. Das habe ich auch schon gemerkt“, meinte Neery sarkastisch. „Es ist wohl wirklich besser, ihn in Ruhe zu lassen. Ich wünschte nur, ich könnte ihm helfen...“
„Manchmal ist es die größte Hilfe, für einen Freund da zu sein, wenn er dich braucht. Vergiss das nicht.“
„Danke. Du hast mir sehr geholfen.“
Shah Rukh erhob sich und verbeugte sich elegant. „Es war mir eine Ehre. Wir sehen uns wieder auf dem Fest?“
„Später vielleicht. Ich brauche ein bisschen Zeit, um in Ruhe nachzudenken.“
„Dann bleib ruhig hier sitzen. Mach dir keine Sorgen, das Dorf ist sicher, dir wird nichts passieren.“
Neery saß auf der Bank und dachte darüber nach, was Shah Rukh ihr gesagt hatte. Sie erschrak, als sich jemand näherte. Hastig sprang sie auf und verschwand in einer dunklen Ecke. Sie drückte sich noch tiefer in den Schatten, als sie Bhoot erkannte. Der Kater kam langsam auf sie zu.
„Guten Abend Neery.“

Sie grüßte mit zitternder Stimme zurück.
Bhoot streckte eine Pfote nach ihr aus und sie wollte noch weiter zurückweichen. Die Wand in ihrem Rücken hinderte sie daran.
„Hast du etwa Angst vor mir?“, fragte er leise.
„Sollte ich denn Angst haben? Ich meine, immerhin bist du der Elfenkiller.“
Bhoot nickte traurig. „So nennt ihr mich also?“ Mit einem Seufzer ließ er sich auf dem Boden nieder. Lässig an eine Hauswand gelehnt sah er Neery in die Augen. „Ich kann es deinen Leuten noch nicht einmal verübeln. Es waren schwere Zeiten damals, weißt du? Als ich geboren wurde, war der Krieg in vollem Gange. Ich war kaum älter als Nath jetzt ist, da musste ich mich bereits auf dem Schlachtfeld beweisen. Böse Zungen behaupten, dass ich niemals Freunde gehabt hätte. Die Wahrheit ist, dass ich als Kind sehr viele Freunde hatte. Doch sie starben einer nach dem anderen in diesem sinnlosen Krieg. Mit jedem Freund, den ich verlor, weil er von einem Elfen getötet wurde, wurde ich härter. Für jeden Freund, den ich verlor, mussten zehn, zwanzig, hundert Elfen sterben.“
Bhoot hob seine Pfoten und ließ seine Krallen hervorspringen. Entsetzt wich Neery zurück.
„An diesen Pfoten klebt so unglaublich viel Blut! Damals dachte ich, es würde den Schmerz lindern, wenn ich anderen Schmerzen bereite. Heute weiß ich, dass das nicht stimmt. Mit jedem Tod habe ich mir nur noch mehr Schuld aufgeladen, eine Schuld, die mich eines Tages niederzudrücken drohte. Ich weiß nicht, was ich noch alles getan hätte, wäre mir eines Tages nicht ein Mensch über den Weg gelaufen. Ich wusste nicht, wer er war oder woher er kam. Er lag eines Tages einfach im Bett des Herrschers von Atlantis. Ich sah seine Augen und spürte, dass auch er gekämpft hatte, dass auch er nachts die Stimmen derer hört, die er getötet hat. Er sagte, er sei ein Niemand. Ein Niemand, der auf dieser Insel Vergessen und Vergebung suchte. Nie sollte ich erfahren, was ihn so quälte. Er verurteilte mich nicht, so wie ich ihn nicht verurteilte. Er hörte einfach nur zu. Ich war des Kämpfens müde und konnte dennoch nicht die Wut in mir besiegen. Aber etwas musste geschehen, das Leid musste ein Ende haben. Nemo sah das genauso und beendete den Krieg zwischen Elfen und Katzen. Endlich fand ich wieder einen Freund und den Frieden den ich so lange verzweifelt gesucht habe.“
Langsam ließ Bhoot die Krallen wieder in seine Pfoten zurückgleiten.
„Sie sehen so harmlos aus, nicht wahr?“, sagte er und hielt die unbewaffnete Pfote in das Licht einer Fackel. „Wenn ich meine Kätzchen halte, dann könnte ich fast glauben, dass sie nie etwas anderes getan haben. Aber damals, als ein fanatischer Attentäter meine Eltern ermordete und ich mit meinen beiden Brüder alleine da stand... Ich glaube, ohne Nemo hätte ich damals ein ganzes Elfendorf dem Erdboden gleich gemacht und jeden Elfen getötet, der mir in den Weg gekommen wäre. Ich habe es allein Nemo zu verdanken, dass ich diese Wahnsinnstat nicht begangen habe. Es hätte mit Sicherheit zu einem neuen Krieg geführt. Was wäre dann aus meinen Brüdern geworden? Wie viel Leid hätte ich noch über diese Insel gebracht?
Ich bin ein alter Kater geworden und seit meine Kätzchen geboren wurden, weiß ich, dass ich eine ganz besondere Verantwortung trage. Ich will dieser Verantwortung aus ganzem Herzen gerecht werden. Bitte glaube mir, ich bereue zutiefst, dass ich zum Elfenkiller geworden bin. Vermutlich hast auch du viele Freunde und Familie in diesem Krieg verloren. Vielleicht sogar durch meine Schuld. Ich kann all diese Elfen leider nicht zurückbringen, auch wenn ich es gerne wollte. Aber ich kann dir hier und heute meine Freundschaft anbieten. Ich weiß, das ist nicht viel im Vergleich zu dem, was ich getan habe. Und doch ist es alles, was ich dir im Moment bieten kann. Seit Parian bei uns lebt, habe ich gelernt, dass nicht alle Elfen gleich sind, habe ich gelernt, meine Vorurteile zu unterdrücken. Ich bin nicht einverstanden damit, wie die Elfen Parian

behandeln. Ich mag Parian und du bist seine beste Freundin. Also kannst du nicht wie die anderen sein. Mehr muss ich über dich nicht wissen. Magst du meine Freundschaft annehmen? Es würde mir wirklich sehr viel bedeuten.“
Neery dachte nicht darüber nach, was sie tat. Sie trat einfach einen großen Schritt vor und umarmte Bhoot. Sein Fell war weicher, als sie erwartet hatte. Sie nahm einen eigenartigen, aber nicht unangenehmen Geruch wahr, den sie noch nie zuvor gerochen hatte. Tief barg sie ihr Gesicht in Bhoots Fell, um den Duft so gut wie möglich wahrzunehmen. Für den Fall, dass sie niemals wieder einer Katze so nahe kam, wollte sie sicher gehen, dass sie diesen Geruch nie wieder vergessen würde.
Eine Pfote legte sich auf ihren Rücken. Sie spürte Bhoots Unsicherheit und sie wollte sich schon aus der Umarmung lösen, um ihn nicht noch mehr in Verlegenheit zu bringen, da verstärkte Bhoot die Umarmung. Neery kam die Absurdität dieser Situation in den Sinn. Eine Elfe in inniger Umarmung mit dem Elfenkiller und sie genoss diese Umarmung sogar noch, fühlte sich sicher und geborgen. Ein melodisches Kichern ließ die beiden auseinander fahren.
„O la, la! Muss deine Frau etwa eifersüchtig werden?“
„Bitte, Soniye, es ist nicht so, wie es scheint! Ich... Wir...“
„Wir haben nur die Freundschaft zwischen Elfe und Kater besiegelt. Ab heute ist Bhoot nicht mehr der Elfenkiller sondern mein Elfenfreund. Das ist alles.“
„Ach, wenn es weiter nichts ist.“ Soniye schenkte Neery ein freundliches Lächeln, bevor sie sich wieder an den Kater wandte. „Bhoot, ich habe dich gesucht, weil du dringend beim Fest verlangt wirst.“
„Ist etwa was mit meinen Kätzchen?“ Bhoot packte Soniye unsanft bei den Schultern. Energisch wischte sie seine Pfoten fort.
„Nein, es ist nichts mit deinen Kätzchen, du über besorgter Vater. Rafferty und Cambyses haben mal wieder zu viel getrunken und sind in Streit geraten. Du sollst nur schlichten, bevor sie das halbe Dorf kurz und klein schlagen. Du kennst die beiden doch! Du bist leider der einzige, auf den sie noch hören.“
„Eines Tages habe ich diese Unruhestifter eigenhändig aus dem Dorf gejagt, das sage ich dir! Wenn sie nur nicht so gute Heiler wären.“
„Du hast es mal wieder auf den Punkt gebracht. Ihre Heilkünste sind der einzige Grund, warum wir ihre ewigen Streitereien im Krankenhaus dulden. Na komm, Papa, sonst steht am Ende wirklich nichts mehr von unserem schönen Dorf.“

***

Während Neery Bhoot und Soniye zurück zum Fest folgte, fand auch Shah Rukh, was er gesucht hatte. Mit einem kleinen Seufzer ließ er sich auf dem umgestürzten Baumstamm nieder. Nach einer Weile begann er zu sprechen.
„Du denkst so laut, dass ich mich selbst fast nicht mehr denken höre. Verrätst du mir, was dich so sehr beschäftigt? Oder soll ich raten, dass das Objekt deiner Gedanken mit einem großen E wie Ebô’ney beginnt?“
„Woher weißt du das? Kannst du etwa Gedanken lesen?“
„Nein, Brüderchen, ich glaube, das überlasse ich dann doch lieber dir. Auf dem Weg hierher habe ich Neery getroffen. Sie macht sich Sorgen um dich.“
„Sie hat schon immer zu Übertreibungen geneigt.“
„Aber ich habe doch Recht, oder? Du denkst an Ebô’ney.“

„Ja, schon, aber anders als du vielleicht denkst.“
„Dann belehre mich eines Besseren.“
„Ich frage mich, warum sie zurück gekommen ist.“
„Du meinst, ihr Sinneswandel war eventuell nicht freiwillig?“
„Ich sehe, wir verstehen uns.“
„Das sollten wir, schließlich sind wir Brüder.“ Shah Rukh schlug Parian aufmunternd auf die Schulter. „Du fragst dich, ob wir ihr trauen können, nicht wahr?“
„Du denn nicht? Ich meine, sie kommt direkt von Rah’ụn . Wir beide haben am eigenen Leib erfahren, wie stark sein Zauber ist. Wie sollen wir herausfinden, ob Ebô’neys Reue wirklich echt ist?“
Etwas bewegte sich in Parians Brusttasche, bahnte sich seinen Weg in die Freiheit und zog eine leuchtende Spur durch die Dunkelheit.
„Wo kommt er denn her?“, fragte Shah Rukh überrascht.
›Das ist die Frage aller Fragen - Ebony and Ivory[33] - Pure[34] - Snow (Hey Oh)[35] - State of love and trust[36]!‹
„Was sagt er?“, fragte Shah Rukh aufgeregt.
„Ich glaube, er denkt, dass wir ihr vertrauen können.“
„Und woher weiß er das?“
›You don’t know[37] - How do I know[38]? - Vergeben, vergessen und wieder vertrau'n.‹
„Ich glaube, er weiß es einfach. Manchmal ist es sehr schwer ihn zu verstehen.“
›Ich kauf mir lieber einen Tirolerhut - Schuld war nur der Bossanova - Liebeskummer lohnt sich nicht, my Darling - Es geht eine Träne auf Reisen - Die Liebe ist ein seltsames Spiel‹
Parian überkam das dumpfe Gefühl, dass sich der Phörosch manchmal sehr gerne selber reden hörte.
„Lass uns ins Dorf zurückkehren“, schlug er Shah Rukh vor. „Wir werden Ebô’ney beobachten und herausfinden, wie viel unser kleiner Freund mit den leuchtenden Flügeln weiß. Vielleicht gehört es ja zu seinen besonderen Gaben zu erkennen, ob jemand unter einem Bann steht oder nicht“, mutmaßte Parian. „Leider wissen wir viel zu wenig über den Phörosch an und für sich. Sie sind einfach viel zu selten.“
›Can the Can[39]! - I Am the Walrus[40]‹
„Wenn du mir doch nur einmal eine vernünftige Antwort geben könntest!“
›That’s the Way I like it[41] - I am what I am[42]‹
Parian kratzte sich verwirrt am Kopf. „Ist ja auch egal. Komm, lass uns gehen.“
Sie erreichten das Dorf und der Phörosch beleuchtete ihnen den Weg. Saif und Karan gesellten

---

33 Ebenholz & Elfenbein - Paul McCartney & Stevie Wonder

34 Rein, unverfälscht - Lightning Seeds

35 Schnee - Red Hot Chilli Peppers

36 Zustand der Liebe & des Vertrauens - Pearl Jam

37 Du weißt (es) nicht - Enimen

38 Wie soll ich das wissen? - Andrew Rayel feat. Jano

39 Kann die Dose - von Suzie Quattro. Keine sinnvolle wörtliche Übersetzung möglich, steht sinngemäß dafür etwas Unmögliches zu schaffen zB 2 gleichgroße Dosen (Can) ineinander zu stapeln.

40 Ich bin das Walross - Batles

41 Genauso mag ich es - KC & The Sunshine Band

42 Ich bin, was ich bin - Gloria Gaynor

sich zu ihnen und waren sofort von dem kleinen Fabelwesen begeistert.
„Vishal!“, rief Saif bei seinem Anblick erfreut.
„Shekar“, begrüßte Karan den Kleinen nicht minder fröhlich.
„Äh, sein Name ist eigentlich Johnny B. Goode“, versuchte Parian es noch einmal vergeblich.
›*I don’t care*[43] *- Sgt. Pepper’s Lonely Hearts Club Band*!‹
„Ob ich wohl mal seine Flügel berühren darf? Ich frage mich, ob sie wohl heiß sind.“
›*I Want To Hold Your Hand*[44]‹, beantwortete Johnny B. Goode Saifs Frage und landete auf seiner Hand. Dabei erklang ein E-Bass. Behutsam strich Saif über die brennenden Schwingen.
„Sie sind erstaunlich kühl. Ich spüre nur ein leichtes Kribbeln. Wirklich ein sehr interessantes Tier. Was war es doch gleich?“
„Udit Naryan ist ein Phörosch“, dozierte Shah Rukh und erzählte in kurzen Worten, wem sie begegnet waren.
„Warum darfst eigentlich immer nur du den interessanten Persönlichkeiten begegnen?“, maulte Saif.
„Stimmt doch gar nicht“, hielt Shah Rukh sofort dagegen.
„Stimmt ja wohl!“, wischte Saif seinen Einwand fort.
„Und was war mit Mohammad Ali, Mumtaz und Shah Jahan?“
„Hmh“, brummelte Saif unwillig. „Warum musst du eigentlich immer Recht behalten?“
„Weil ich mehr Bücher gelesen habe als du.“
„Das kann ich mir nicht vorstellen“, kam Neery ihrem neuen Freund zur Hilfe.
„Niemand liest so viel, wie Shah Rukh“, stellte Karan sich auf die Seite seines Freundes.
„Was wohl zu beweisen wäre!“
„Und wie soll das gehen? Siehst du, das kannst du mir auch nicht sagen!“
„Hey, Leute, seid friedlich!“, versuchte Saif seine Freunde zu versöhnen.
„Wir sind friedlich!“, sagten Neery und Karan wie aus einem Munde und lachten.
Sie lachten noch immer, als die feiernden Katzen plötzlich unruhig wurden und eine Gasse bildeten. Ein Kater taumelte auf sie zu. Sein Fell war so sehr mit Blut verschmiert, dass man seine ursprüngliche Farbe kaum noch erkennen konnte. Kraftlos brach er in Parians Armen zusammen. Da kam auch schon Bhoot angerannt.
„Minkus!“, rief er und ließ sich neben Parian auf die Knie fallen. „Was ist geschehen?“
Langsam öffnete Minkus die Augen. „Bhoot?“, hauchte er.
„Ich bin hier, Minkus“, versuchte Bhoot den Kater zu beruhigen. „Du bist in Sicherheit, hörst du?“
„Krieg!“, war alles, was Minkus noch sagen konnte, bevor er erneut ohnmächtig wurde.

43 Ist mir egal - Apocalyptica
44 Ich möchte deine Hand halten - Beatles